



Die Gesellschaft

AP30
.G4
v.17
pt.2



Die
Gesellschaft.



**Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.**

—•—
Herausgegeben

von

Dr. Arthur Seidl.



XVII. Jahrgang. — 1901.

Band III.

INDIANA LIBRARY

LIBRARY

Dresden und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

E. Pierson's Verlag.

313634

AP30
.G4
v.17
pt.2

YTBQVBU ANAION
YRAGU

Druck von G. Neumann's Verlag (K. Binde) in Dresden.

ap Lib 3d (German) MAR 2 1933

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
An den Kaiser	261
Asmus, Martha, Ein Ketter vom Geist	232
Bethge, Hans, Lolita	148
" " Heinrich Bogeler	150
Bierbaum, Otto Julius, Einladung	281
Bötsche, Wilhelm, Eine Lanze für den Vers im Drama	35
Brud, Franz, Aphorismen	308
Coffmann, Paul Nicolaus, Vom häßlichen Prinzen	32
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen von Biel, Braungart, Hartmann, Jerschte, Kronberger, Witkop)	34, 97
Döschner, R. G., Der Kampf um die Getreidegölle	327
Ehlers, Paul, Drittes schwäbisches Musikfest	369
Evers, Franz, Der Traum des Remmon	83
Falle, Baronesse, Gustav Mahler	285
Glaf, L., Ich — Du — Wir	364
Hartmann, Alfred Georg, Das Erzieherische der Studie	305
Heddel, Karl, Ziduzit!	210
Hendell, Karl, Symphonisches	11
Hey, Siegfried, Beim Grafen Tolstoi	204
Hosmiller, Dr. J., Über Björnsöns Kraft	275
Hulbschiner, Richard, Die Clique	228
Kloß, C., Kunst und Staat	157
Lublinksi, S., Franz Staum	85
Martin, Dr. Fr., Ein Wort zur deutschen Burenbegeisterung	133
" " Zur Gruppierung der Rächte in Ostasien	69
Münchener Kunst	311
Münchener Retrospektive: Adolf Bayerndorfer von Wilhelm Weigand	45
Münchener Kunstschau	113, 180, 241
Pastor, Willy, Fechner als Mensch	348
Polytropos, Kamerun oder Kiautschou	6
" " Die deutsche Ostafrikanische Bahn	197
Reuter, Otto, Moralischer Ragenjammer fin do siècle?	92
" " Edmond Rostand	19
Schmidkunz, Dr. Hans, Amateurbildung	357
Schullern, Heinz. von, Versuchung	346
Schwann, Matthieu, Wie die Deutschen Chinesisch lernen	270

Nennungen v. 19 (18)

Inhalts-Verzeichnis.

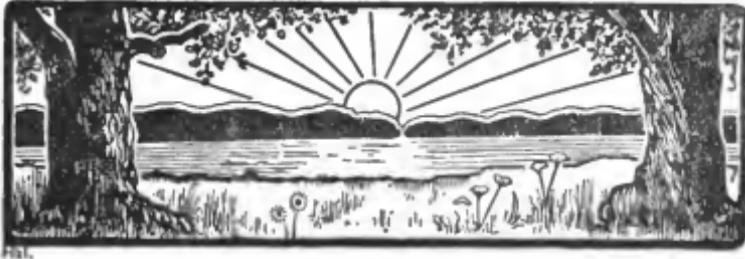
	Seite
Seidl, Arthur, Biedermeier in Decadence?	139
" " Der Fall Siegfried Wagner	52
Stern, R. Reinhold aan, Gedichte	213
Swietochowsky, Alex, On 1 Ona	289
Theobar, Josef, Aus dem Breslauer Kunstleben	111
Thama, Hans, Betrachtungen zum Thema „Kunst und Staat“	338
Weber, Leopold, Godeler, trah!	216
Weigand, Wilhelm, Die Frankenthaler	77
Werner, Prof. Dr. H. W., Ästhetische Klaudereien	100
Wiederkehr des Gleichen? Zur Einführung	1
Wilberg, Wada, Gedichte	356
Winter, Betty, Sünde	163
Xanthippus, Einiges aan	227
Kritische Ecke:	
Figuari und Kampagne	316
Münchens Niedergang als Kunststadt?	184
Kunstwissenschaft im Raancement?	246
Protest über Protest!	374
Auch in der Wissenschaft!: 249; Auf dem Gymnasiallehrertag: 120; Aus lieblichem Kinderunde: 187; Der deutsche Kronprinz und der Bier- comment: 317; Der Leichenverbrennungsaerein in München: 249; Ein Rästel: 319; Ein sozialer Versuch: 250; Eine wirklich humane Anordnung: 380; Ergommunikation: 187; Frieda, Frein von Bülow: 320; Glückliches Bayern!: 247; Selbenleben!: 121; Im Zeichen des Verkehrs: 118, 318; Karl Zettel: 119; Kombinerbare Rundreiseführigen: 186; Le style c'est l'homme: 186; Mai-Feier in Bayern: 248; Medizinische Wissenschaft oder Naturheilkunde?: 380; Musikalische Akademie: 118; Handglossen und gemischte Gefühle: 121, 188, 251, 319, 381; Revue franco- allemande: 379; Theorie und Praxis: 248; Tierchutz und Menschen- rechte: 120; Über künstlerische Häuser schmückung: 118; Was sich Herr Niederichs unter Plata vorstellt: 249; Wenn man in einen saueren Apfel beißt: 331; Zu Gunsten der Zither: 249; Zum Lobe Münchens: 119.	
Besprechungen:	
Aus der Gattsched-Bewegung	321
Staat oder Gesellschaft in unseren Kolonien	383
Symbolische Kunst	190
Weidentänchen	252
Deutsche Dichtung im Ausland: 256; Dramen: 322, 385; Kloster-Aus- gaben: 64; Kunst: 66, 388; Sprit: 61, 323; Philosophie: 256; Romane (und Erzählungen): 61, 123, 193, 254, 384; Siebenbürgische Heimats- literatur: 255; Sozialwissenschaft: 324; Vermischtes: 65, 129, 193, 386; Bersücher (neue): 124. — Berichtigungen, Nachträge: 117, 259, 326. — Aufruf zur Errichtung eines Adalf Pichler-Denkmal: 195.	
Büchertisch	67, 132, 196, 260, 326, 390

Porträts:

Edmand Kastand.



Edmond Rostand



Band II. * 1901. * Heft I.
*

„Wiederkehr des Gleichen“?

Zur Einführung.

Wit diesem Hefte kehrt die von Dr. M. G. Conrad vor 17 Jahren hier selbst zu München so dankenswert begründete „Gesellschaft“ an ihren Ursprungs-Ort und Ausgangspunkt zurück, von dem sie vielleicht gar niemals hätte fortgehen sollen.

Wir sagen das rein grundsätzlich, im besonderen Hinblick auf den starken Wettbewerb litterarischer Zeitschriften im nördlichen Deutschland und ganz speziell auf dem Berliner Boden, bei welchem „Kampfe um's Dasein“ sich diese Organe gegenseitig doch nur immer das Wasser abzugraben pflegen, und, so oft ohne individuelle, charakteristische Sonderaufgaben, zuletzt nicht selten das fünfte Rad am Wagen nur eben abzugeben vermögen. Nicht aber meinen wir dies in persönlichem Sinne, als verschleierte Kritik etwa gegen den so jäh von einem schönen Wirkungskreis abberufenen, verdienstlichen letzten Herausgeber dieser Zeitschrift: gegenüber Dr. Ludwig Jacobowski's liebenswerter Persönlichkeit, deren ernstem Streben und gehaltvollem Walten auch wir mancherlei Verehrung gezollt, deren allzufrühen Hingang auch wir als einen Verlust für das litterarische Deutschland aufrichtig betrauert haben.

Entgegen so manchen Mulerufen aber voreiliger kritischer Stimmen: als ob an dieser unserer Zeitschrift mit ihren wechselreichen Geschicken

bereits „Hopfen und Malz“ verloren sein könnte — wollen wir gerade auf solch kräftigen Zusatz von „Hopfen und Malz“ beherzt einmal bauen! Der Wechsel des Herausgabeortes vom „reichshauptstädtischen“ Berlin nach dem natürlichen Gegen-Centrum München ist nämlich kein zufälliger; er erfolgt nicht etwa nur deshalb, weil der neue verantwortliche Herausgeber des Blattes — er selber ein geborenes „Münchner Kind“! — schon seit längerer Zeit den Wohnsitz wieder in seiner Vaterstadt aufgeschlagen, nachdem er seine Lehr- und Wander-Jahre zu Tübingen, Berlin, Leipzig, Wien, Dresden, Hamburg und zweimal sogar zu Weimar in dauernden Aufenthalten zugebracht hat. Vielmehr: die Übersiedlung der Schriftleitung vom politisch-organisatorischen Norden nach dem kunst- und kulturfrohen Süden Reichsdeutschlands geschieht gleichsam aus Grundsatz; sie bedeutet in der That so etwas wie ein geistiges Programm. Haben sich in jüngster Zeit doch Hamburg, Düsseldorf, Köln, Frankfurt am Main, Dresden, Breslau und selbst Niederösterreich (zu Linz a. D.) eigene Lokalorgane in angesehenen Zeitschriften geschaffen; leistet sich eine Stadt wie Wien seit Jahren doch sogar drei inhaltreiche Wochenschriften — und ein München, das es nach seiner ganzen Vergangenheit und Stellung im Range der deutschen Städte nicht nur am ersten nötig, sondern sozusagen auch das meiste Anrecht darauf hätte, es sollte hier thatenlos zurückstehen? sollte sein Licht unter den Schäffel stellen? . . .

Wirklich! Überblickt man die von den obengemeinten Zeitschriften so auffällig noch offengelassene geographische Lücke, so kann man sich nicht genug darüber wundern, daß der kulturell so einflußreiche, geistig so bedeutame Süden deutscher Zunge: vom Main bis nach der Schweiz hinunter, und wiederum vom Elsaß bis nach Niederösterreich hinüber — sich bislang noch kein, seiner würdiges, litterarisches Sprachrohr erkoren hat. Ein vornehmer geistiger Sammelpunkt zu fördernder Aufklärung wie gegenseitiger Anregung thut hier not. Eine Art lebendiger „Sprechsaal“ in größerem Stile und im umfassenden Sinne — als ein ebenso umsichtiges wie weitherziges Diskussions-Organ nämlich über alle fruchtbaren Geistesregungen wie ernstern Kulturinteressen südlischen Entwicklungs-Lebens: für Kunst und Kultur, für soziale Politik, Ethik und produktive Kritik.

Und zwar, ohne daß sich die Redaktion mit allen Anschauungen, denen sie Raum gewährt, im Einzelnen auch immer schon einverstanden zu erklären brauchte.

Dabei wünschen wir allerdings keinen Mißdeutungen ausgesetzt zu sein. So gewiß Freunde der „Heimatskunst“-Bewegung bei uns und in unserer Betonung provinziellen Charakters gegenüber einem Berliner Monopol da und dort wohl ihre Rechnung finden mögen, so wenig können wir selbst uns doch auf die Etikette jener engumgrenzten Bestrebungen einstempeln lassen, und unsererseits zulassen, daß Kunst und Litteratur, ohne freizügige Anregung, zu wohlfeilem aber übelangebrachtem „Heimatsstolz“ sich aufblähen oder in schutzjöllnerischer Heimatsstoffsellei zuletzt verstanden sollen. „Wer zu viel Mutterboden hat, ist selbst zu wenig“ — so sagte erst kürzlich an dieser Stelle treffend ein Aphorismus H. Oswald's, und das heißt mit anderen Worten: „Wer ewig nur ein Mutterjöhnchen bleiben will, gelangt sein Lebtag nicht zu einer geistigen Eigenständigkeit!“ — Aber auch gegen eine andere, vielleicht nicht ganz fernliegende Verkennung unserer innersten Absichten haben wir gleich hier unzweideutige Verwahrung einzulegen. Denn, hat man in den beteiligten Kreisen auch schon viel von einer unleidlichen „litterarischen Vorherrschaft Berlins“ gesprochen, ja selbst den lauten Ruf „Los von Berlin!“ als neueste „Lofung“ bereits ausgegeben, so müssen wir doch offen bekennen, daß unseren Ohren das viel zu negativ noch klingen, unserem Geschmack dergleichen allzu sehr nach unfruchtbarer Modeströmung nur schmecken will. Frank und frei wünschten wir für unser Teil weit lieber, und womöglich ohne Polemik, die reichlich vorhandenen positiven Werte aus süddeutschem Ackerland und Kulturboden energisch herauszutreiben — wobei wir natürlich nicht nur unser München, sondern auch andere süddeutsche Geistescentren, wie z. B. vor Allem Stuttgart oder Karlsruhe, auch Straßburg zc. miteinbegreifen wollen. Von Jedem jedenfalls soll hier nicht etwa unaufhörlich und allerverge, bis zur Ermüdung, geredet, sondern treulich und rechtschaffen gehandelt werden.

Wir zumal, die wir die feingeistige „gut-europäische“ Nietzsche-Philosophie an uns erlebt, mit ihr aber zugleich ein edelstes Renaisance-Ideal sonnenreicher, reifster Kulturbüte in uns aufgenommen haben, werden hoffentlich auch bei unseren Lesern dem größtlichen Mißverständnis

nicht mehr begegnen müssen, als wollten wir kleinlich „partikularistischer“ Obstruktions-Politik uns hier verschreiben von jener Sorte, wie sie in Tages-Zeitungen und zumal in Winkel-Blättern hierzulande zuweilen ihr traurig Wesen treibt. Wir für unser gutes Recht sehen nur allerdings nicht ein, warum immer alles lediglich einer Centripetalkraft unterliegen, einem dunklen Gesetze der Anziehung nach Norden schlechterdings unterworfen bleiben soll, und nicht gelegentlich auch einmal einer natürlich-freien, gesunden Centrifugalbewegung sehr wohl sollte folgen können. „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“ — das war doch von jeher gut deutsche Taktik. In der Decentralisation gerade lagen stets die Wurzeln unserer Kraft!

Ganz ebensowenig wird man sicherlich dem Verfasser von „Was ist modern?“ oder „Moberner Geist in der deutschen Tonkunst“ bornierte Rückwärtsereien ansinnen dürfen. Der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sieht sich nun einmal anders an, als noch das Gründungsjahr dieser Zeitschrift 1885. Wir ringen heute Alle, mehr oder weniger bewußt, um eine höhere Synthese, über den Sozialismus und Individualismus hinaus, nachdem sich beide in Sturm und Drang der Zeit genügend ausgetobt haben. Das „Jenseits von Gut und Böse“, das wir seither als Erkenntnis hinzugewonnen haben, es kann auch als Jenseits vom Guten des Sozialismus und dem Radical-Bösen eines reinen Individualismus zur Abwechslung einmal verstanden werden. So gilt es denn eine „neue Gesellschaft“! Und: „sozial-aristokratische Auslese“ — das ist's, was wir heute suchen und brauchen!

Immerdar werden wir daher auch streng auf anständige „Gesellschaft“ an dieser Stelle halten. Und so versprechen wir überdies gerne, daß wir mit kräftigem Wesen dareinfahren und in die letzten Winkel hineinfahren werden, wo wir, in einer dunklen Cäe eingemischt, das Spinnwebgewebe miserabler Korruption wahrnehmen sollten; schon jetzt versichern wir unsere geschätzten Leser sowie solche, die es werden wollen, feierlichst, daß wir bei solcher Arbeit aus unserem Herzen dann auch keine Mördergrube zu machen gedenken . . .

Der Übergang aus dem Alten in's Neue wird zuversichtlich noch mancherlei Schwierigkeiten bereiten, und es wird, zumal in der ersten

Zeit, nicht sogleich entschieden hervortreten können, was und wie sich alles in Zukunft gestalten soll. Ältere Verpflichtungen werden zunächst der Reihe nach abzuwickeln sein, das einstweilen neu Angebahnte nicht auf den ersten Anlauf schon völlig glatt genommen werden können. Und in erster Linie werden wir unsere geneigten Leser daher vielfach um gütige Einsicht zu bitten haben — mit der (das wissen wir ganz bestimmt) die wohlwollende Nachsicht sich ohne Weiteres auch schon einstellen wird. Immerhin wird ein ganzer Stab frischer Mitarbeiter und unverbrauchter Kräfte, zu den bewährten und geschägten alten, uns hoffentlich rasch darüber hinweghelfen. Daß wirklich „neues Leben“ an dieser Stelle sich regt — das, denken wir, soll sich schon demnächst, an den allerersten Nummern unter neuer Redaktionsführung hinreichend deutlich vor aller Welt bekunden.

Im Übrigen wollen wir es uns auf alle Fälle eine gute Vorbedeutung sein lassen, daß die Übersiedlung und Neuübernahme der „Gesellschaft“ für München, nach dem Winter Leipziger und Berliner Mißvergnügens, just zum Frühlingsanfang sich vollzieht. Und so hoffen wir zugleich, daß weder der Leser noch auch die Herausgabe sich anläßlich dieser geistigen Verpflanzung als „in den April geschickt“ künftig vorzukommen brauchen. „Gefegnet sei der Gott, der den Frühling und die Musik erschuf!“ — um mit diesem Ausrufe eines echten Optimisten hier zu schließen: jene hehrste Kunst des Ideals, die noch von jeher aus der faulen und fatalen „Civilisation“ zur fröhlichen, seligen „Kultur“ uns erlöst hat.

Die Schriftleitung.





Kamerun oder Kiautschou?

Don Polytropos.*)

Eine Abhandlung dieses Namens von Adolf Damaschke, mit dem Untertitel: „Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik“, gieng mir vor einiger Zeit unter der Adresse „Kamerun — Deutsch-Ostafrika“ zu. Nun kommt es mir gewiß nicht in den Sinn, den Herrn Verfasser genannter Broschüre für diese schöne Adresse, die sicher irgend ein Untergebener der verlegerischen Buchhandlung verbrochen hat, verantwortlich machen zu wollen, ebenso wenig wie ich dem Vorstande der Abteilung Berlin des „Deutschen Flottenvereines“ einen Vorwurf daraus machen möchte, daß mir alle seine Vereinsmitteilungen sogar unter der gedruckten Adresse: „Gouvernement Kamerun, Ostafrika“ zugesandt wurden. Daß solche Adressen auf die Dauer vorkommen, ist aber immerhin ein recht bedenkliches Faktum, aus dem leicht weitgehende Schlüsse zu ziehen wären, welche besonders unseren Kolonialgegnern viel Freude machen würden.

Mit einem gewissen Vergnügen hatte ich mich an die Lektüre der kleinen Abhandlung gemacht in der Hoffnung, es sei endlich einmal der Mann erstanden, der den Mut, die genügende Erfahrung besitzt, in eingehender, aber maßvoller und gerechter Weise Kritik an unserer bisherigen Kolonialpolitik zu üben. Leider war ich gar bald enttäuscht. Kritik sollte allerdings geübt werden, und zwar ausgiebige und unverblühte, aber ganz an der unrichtigen Stelle. An der Verwaltung unserer afrikanischen Kolonien während der „Ära Buchta“ gäbe es so vieles zu tabeln, daß ein besonderes Mißgeschick dazu gehörte, den früheren Leiter der Kolonial-

*) Der Herr Verfasser — eine sehr geschätzte Feder auf diesem Gebiete, deren Träger nach Name und Betätigungsort aus guten Gründen hier verdeckt bleibt — gedenkt diese Artikel weiter fortzusetzen. Schon obiger Betrachtung wird der Leser aber entnehmen dürfen, daß wir es hier mit einem berufenen Sachverständigen unserer kolonialen Politik, wie einem gewiegten Kenner einschlägiger lokaler Verhältnisse zu thun haben. D. Schriftl.

abteilung gerade in dem Punkte anzugreifen, in dem er es am wenigsten verdient. Wer die Verhältnisse der Kolonialabteilung nur einigermaßen näher kennt und weiß, wie dort alles gemacht wird, kann überhaupt den Leiter derselben nur zu einem ganz geringen Teil für etwa gemachte Fehler verantwortlich machen. Um dem von allen Seiten auf ihn einwirkenden Druck auch nur einigermaßen Widerstand leisten zu können, gehört ein mehr als übermenschliches Rückgrat; und dieses selbst hätte Herrn Dr. von Buchla kaum etwas genützt: wenn er es gehabt hätte, wäre sein Nachfolger eben um geraume Zeit früher ernannt worden. Wer wollte also dem ehemaligen Landgerichtsrat, der seine ganze koloniale Erfahrung in den Sitzungen der verschiedenen Kolonialabteilungen und eventuell in den gar häufig sehr unrichtigen Auslassungen im Plenum des Reichstages, oder gar aus dem weisen Borne des „Kolonialrates“ geschöpft hat, es verargen, wenn er dem Zweigestirn „Assessorismus“ und „Militarismus“, das so verhängnisvoll unsere Kolonialverwaltung beeinflusst, die weitesten Konzeptionen machte. Dem ersteren der beiden Sterne hatte er ja selbst einen Altar in seinem Innersten errichtet. Daß der zweite, der noch ungleich mächtigere, jedoch in keiner Weise zurückgesetzt werde, dafür sorgte eben der vorhin schon erwähnte Druck.

Hätte sich nun die Broschüre des Herrn Damaschke gegen diese Grundübel unserer Kolonialpolitik gewandt, hätte er unter den beiden Leitmotiven an unserer Kolonialpolitik Kritik geübt: „Je mehr Soldaten in Afrika, desto mehr Aufstände unter den Regern,“ und „Je mehr junge tropenunkundige Assessoren in den höheren Verwaltungsstellen, desto größer die Gefahr der Mißgriffe und Übergriffe und der dadurch hervorgerufenen Kolonialskandale“ — ohne Frage, er hätte sich den Dank aller wahren Kolonialfreunde verdient, wenn auch seine Stimme vermutlich ungehört an den Steinen des Hauses in der Wilhelmstraße abgeprallt wäre. Leider aber ist dies alles nicht der Fall, vielmehr es werden Kamerun und Kiautschou bezüglich der Überlassung von Grund und Boden einander gegenüber gestellt. Auf Seite 18 seiner Abhandlung kommen dem Herrn Verfasser augenscheinlich selbst einige Zweifel über das Richtige, gerade in diesem Punkt zwischen den beiden genannten Kolonien und den durch die verschiedenen vorgesetzten Stellen bethätigten Maßregeln einer Ausnützung des Bodens zu Gunsten der Kolonie Vergleiche anzustellen. Allerdings werden diese Zweifel sofort durch eine längere, theoretische Bodenreformerphrase wieder behoben.

Und doch waren sie so unendlich berechtigt. Es wäre genau dasselbe, wie wenn man die gleichen Prinzipien, die in dieser Hinsicht für

Berlin gelten, auch für die Lüneburger Heide in Anspruch nehmen wollte. Wenn in Berlin schon Komplexe von einigen tausend Quadratfuß Boden vorteilhaft für hohen Preis verkauft werden können — müßte dann ein Grundbesitzer in der Lüneburger Heide getabelt werden, wenn er zu etwas billigerem Preise größere Landstrecken bei gegebener günstiger Gelegenheit losschlägt und nicht warten will, bis er seinen Grund und Boden quadratfußweise und zu Berliner Preisen verkaufen kann! Und Kamerun verhält sich zu Kiautschou ungefähr ebenso wie die Lüneburger Heide zu Berlin. Es könnte für den Leser, der nicht selbst draußen war, der aber als steuerzahlender Bürger doch auch ein Recht, ja sogar als stimmfähiger Bürger eine Pflicht hat, sich um unsere kolonialen Verhältnisse zu kümmern, kaum ein besseres Bild gefunden werden. In Kiautschou-Berlin ein eng begrenztes, zum größten Teil schon von einer handels- und gewerbetreibenden, fleißigen Bevölkerung bewohntes Stadtgebiet, die verlockendsten Aussichten für rapides Steigen der Bodenpreise in kürzester Zeit, besonders mit Rücksicht auf den werdenden deutschen Hafen- und Handelsplatz! Hätte hier die Regierung nicht einigermaßen gewaltsam eingegriffen, sie wäre mitsamt den neuen deutschen Unternehmern ein Opfer der schlaun Chinesen geworden, die ebenso gut einen Ring zu schließen wissen, wie die „smartesten Yankee“! Aber was den Chinesen nicht erlaubt sein sollte, durfte aus den gleichen Gründen auch bei den Europäern nicht angehen, und so kam die ebenso einfache, wie für die Kolonialverwaltung rentable „Landordnung von Kiautschou“ zu Stande.

Betrachten wir dagegen unser Kamerun-Lüneburger Heide mit seiner runden halben Million qkm! Hinter dem schmalen Urwaldgürtel des Küstengebietes, der an und für sich eine Ausnahme an der sonst überall trostlos öden afrikanischen Küste bildet, nur unermessliches, wüstes, teilweise stark gebirgiges Steppenland, durchsetzt mit undrainierbaren Sümpfen. Diese und die Flußufer sind mit Wald bestanden, sonst findet sich wohl fast überall das dürre, unfruchtbare Grasland, bewohnt von einer stumpfsinnigen, weissenfeindlichen Bevölkerung. Alle Versuche, die gerade in der letzten Zeit gemacht wurden, um das Kamerun-Hinterland als eine Art tropischen Wunderlandes hinzustellen, dürften nicht dem Thatbestand entsprechen. Jeder, der Tropenland kennt, braucht nur die Reisebeschreibungen, die wir über Kamerun haben, zu lesen, um sich selbst ein Urteil über die Verhältnisse zu bilden. Es ist stets das alte Lied: wo Wald, da Sumpf — und wo kein Sumpf, da öde, dürre Grasflächen, zu arm und unfruchtbar, um nur die gewöhnlichsten Nutzpflanzen, wie Mais und Reis, ordentlich gedeihen zu lassen. Die Anthropophagie der centralafrikanischen Regier

erklärt sich auf diesem Wege nur zu leicht. Es ist eben bequemer und vielleicht auch schmachhafter, sich von dem leicht und überall in genügender Menge erhältlichen Menschenfleisch zu nähren, als dem unwillig gebenden Boden in hartem Kampfe seine Früchte abzugewinnen, die in den häufig vorkommenden Jahren des Regens- und Wassermangels trotz alles angewandten Fleißes selbst ganz mißraten! Um dieses Land nun handelte es sich zunächst bei Gründung der beiden großen Gesellschaften „Süd- und Nordwest-Kamerun“. Das teilweise fruchtbare, teilweise für Handelsniederlassungen brauchbare Küstengebiet unserer Kolonie ist längst in festen Händen. Ja, die günstigen Berichte über das Plantagenland am Kamerunberge haben dazu beigetragen, daß dort von verschiedenen Gesellschaften bereits Ländereien erworben wurden, die nie und nimmer sich als fruchtbringend erweisen werden! Nach allen den traurigen Mißerfolgen, welche die deutschen Plantagengesellschaften in Ostafrika seit länger als einem Jahrzehnt aufzuweisen hatten, war es eben zu verlockend, in Kamerun, wo kleine Erfolge bereits faktisch errungen waren, die in Ostafrika als gänzlich mißlungen anzusehenden Versuche mit Plantagebau zu erneuern. Das deutsche Großkapital, dem stets von gewissen Seiten der Vorwurf gemacht wird, es beteilige sich nicht genügend an unseren Kolonien, hat hier das Gegenteil bewiesen: die für die einzelnen Gesellschaften nötigen Kapitalien kamen leicht zusammen. Es ist nur zu bedauern, daß gar viel davon verloren sein wird. Somit ist die weise Zurückhaltung, welche gerade die großen Handelsherren der Hansastädte bezüglich unserer afrikanischen Kolonien zu üben pflegen, vollauf gerechtfertigt. Wer wäre auch mehr befähigt und berechtigt, über den Wert unserer Kolonien zu urteilen, als diese Herren, welche ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete zumeist einem langjährigen Aufenthalt in fremden Kolonien und Weltteilen selber verdanken, der im Grunde genommen auch allein dazu berechtigt, hier mitzureden!

Für das oben geschilderte, so wenig verlockende Gebiet also war keine Konkurrenz da, wie für das Hafengebiet von Kiautschou, keine Gefahr der Ringbildung, weder von Seite der Neger noch der Weißen. Ab und zu von Expeditionen, teils friedlicher, teils kriegerischer Natur, durchquert, bot es ebensowenig für den Plantagenbauer als für den Kaufmann ein allzu großes Interesse. Was es einerseits an Handelsprodukten erzeugte, kam zum großen Teil von selbst an die Küste, durch die Neger; andererseits konnten Sumpf und dürres Grasland kaum einen wirklichen, erfahrenen Tropenpflanzer anlocken. Da trat plötzlich ein Konsortium unternehmender Männer zusammen und verlangte von der Kolonialabteilung

ein großes Stück dieses, bisher von niemand begehrten Hinterlandes. Es wäre unverantwortlich von unserer Kolonialverwaltung gewesen, hätte sie diesen Antrag zurückgewiesen. Allein eine große, kapitalsträchtige Gesellschaft ist im Stande, das Hinterland Kamerun zu erschließen. Keine militärische Expedition, keine militärische Besetzung und auch kein Handelsbetrieb kleinerer Gesellschaften könnte dies leisten! Mit den Zügen der Schutztruppe wird das Land bekanntlich eher verwüstet als kultiviert, und werden die Handelswege auf Jahre hinaus geschlossen; kleinen Handelsgesellschaften aber fehlt der materielle Hinterhalt, um die sich hier bietenden, fast unüberwindlichen Hindernisse zu beseitigen! Ob die Anteilhaber der „Südkamerun-Gesellschaft“ bereinst sich durch Hebung aller der vermeintlichen Schätze des Kameruner Hinterlandes besonders bereichern werden, ist eine andere Frage, die ich hier nicht weiter erörtern möchte, — die Zukunft wird sie beantworten. Lächerlich dagegen ist es, die Beteiligung ausländischen Kapitals an besagter Gesellschaft rügen zu wollen. Wie viel deutsche Millionen stecken nicht in fremden Kolonien! Ebenso ungerecht ist es, den betreffenden Unternehmern den Gewinn verargen zu wollen, den sie aus günstigen Börsenkonjunkturen für sich erzielten. Die diesbezüglichen Worte des Herrn Dr. von Buchta: „Diejenigen, die nicht verdienen, sind danu natürlich traurig,“ sind hier sehr am Platze. Auch waren es ja Deutsche, die diese Millionen verdienten und noch dazu an Ausländern! Sollten wir diesen Zuwachs der deutschen Kapitalkraft nicht eher freudig begrüßen? Er nützt ja auch dem deutschen Vaterlande wieder.

Das von der „Südkamerun-Gesellschaft“ Gesagte gilt natürlich auch im ganzen Umfange für „Nordwest-Kamerun“. Daß die Kolonialverwaltung ihr noch die bewussten Salzquellen mit überlassen hat, ist allerdings schrecklich, hätten diese doch im Staatsbetriebe eine herrliche Gelegenheit geboten, gleich ein gutorganisiertes Salinen- und eventuell auch Bergbauamt in Kamerun zu installieren und so der Kolonie neue bureaukratische Hilfskräfte zuzuführen! Nun, wir wollen hoffen, daß diese Salzquellen sich als wirklich nutzbringend erweisen und so der Gesellschaft ihr in weiter Ferne stehendes Ziel, das da heißt: „nutzbringende Erschließung des Kamerun-Hinterlandes“, um ein kleines Stückchen näher rücken. Wir wollen ferner hoffen, daß der gegenwärtige Leiter der Kolonialabteilung im wohlverstandenen Interesse für unsere Kolonien nicht dem Drängen gewisser theoretischer Beurteiler der Sachlage nachgibt und den Wirkungskreis der beiden oben genannten Gesellschaften verkleinert oder gar dieselben ganz aufzulösen versucht, sondern vielmehr seine ganze Energie

baran setzt, die oben angeführten, leider schon chronisch gewordenen Übel, an denen unsere Kolonialverwaltung von Beginn an leidet, nach besten Kräften wenigstens zu lindern — da sie sich schwerlich mehr ganz befeitigen lassen.



Symphonisches.*)

Von Karl Hendell.

(Rückblükon am Jürtdsee.)

Wenn ich der Liebe keinen Hymnus schenkte,
 Ich wär' ein heillos undankbarer Mann,
 Der ich durch sie mein Leben ordnend lenkte,
 Das ohne sie vielleicht zu Nichts zerrann.
 Wohl mir, dass ich aus dunklem Trieb versenkte
 Mich in den ungeheuren Seelenbann,
 Darin ich meinen aufgewühlten Geistern
 Den Kraftpunkt gab, sich sammelnd zu bemeistern.

*

Erst war's ein Stoss und dann ein zweifelnd Schwanken,
 Ein pendelnd Werben, Flucht und zögernd Nah'n,
 Ein wiederkehrend Creiden der Gedanken
 Auf sonnenkreisender Planetenbahn.
 Irrsterne rannten schreckend in die Flanken
 Dem Lichtkem, den sie fest sich bilden sah'n.
 Er wuchs und wuchs, trotz allem Widerstande,
 Mit Venus — Jupiter im Schutzverbande.

*

Und so geschah's, dass sich der Ring geschlossen,
 Der mir ein Ring des neuen Lebens war,
 Ein gold'ger Lichtstrom hat sich ausgegossen
 Auf mein Gemüt, das schon des Schimmers bar.
 Ich habe reine Seligkeit genossen
 Und sah des Glückes Himmel tief und klar —
 Ein Gut gewann ich durch der Liebe Glauben,
 Des warmen Glanz kann mir kein Missgeist rauben.

*) Bruchstücke eines Stangen-Cyklus. Aus dem jüngst erschienenen Bude reifer Dichtungen: „Neues Leben“; Bielefeld und Leipzig, K. Hendell & Co.

Wer sprach mir denn von einem trock'nen Cone,
 Der hörbar wird, sobald der Schieler fiel?
 Die Clebe sei gewiss der Dichtung Krone,
 Doch nur im Walter-Vogelweidestil.
 Poetisch sei die Minnesängerzone,
 Der standesamentrückte Dichterkle,
 Doch ehkontraktlich festgelegt und häuslich
 Sei die Erotik maustot oder scheusslich.

*

Der Herr sprach so, weil er's nicht besser kannte,
 Zwar häuflig trifft die Wandlung leider zu.
 An Beatrice sang der grosse Dante
 Sein göttlich Lied. Sein Weib liess er in Ruh.
 Sie gab ihm nichts, wofür sein Herz entbrannte,
 Vier Kinder nur, Indess — que voulez-vous? —
 Weil aus Raison er nahm Donatis Gemma,
 Musst' ihn Beatrix zieh'n aus dem Dilemma.

*

Wie traurig, wenn der Spiritus der Liebe
 Vom heiligen Ehebett wird erstickt i
 Sind denn die Myrten Räuber oder Diebe.
 Davor die Muse meilenweit erschrickt?
 Wenn ich die „Beichte eines Choren“ schrieb,
 Wär's, weil ich Gitt statt Honigbrot gepickt —
 Doch wenn ich mir ein musisch Weib genommen,
 Braucht dann mein Lied auch auf den Hund zu kommen?

*

Ein musisch Weib — das heisst nicht, dass sie dichtet
 Für einen Haushalt wär's zu viel der Wut.
 Das hätte mich schon längst zu Grund' gerichtet,
 Wenn sie noch peitschte gar der Verse Flut.
 Auf Wettbewerb mit Sappho hat verzichtet
 Sie von Natur — und das ist schön und gut —
 Sonst müsst' ich sicher sie noch kritisch schelten,
 Annetten Droste-Hülshoffs sind so selten.

*

Ein musisch Weib — wie lässt das kurz sich packen,
 Ganz knapp und ohne grossen Wortebrel?
 Sie ist aus dichterischem Teig gebacken,
 Doch vom aktiven Dichterwahnsinn frei.
 Sie neigt verständnisvoll den stolzen Nacken
 Und horcht herzinnig, weit vom Marktgeschrei,
 Der Botschaft aus den stilleren Gelilden,
 Wo sich der Künste Wunderblüten bilden.

*

Ein musisch Weib — ich mag kein Ruhmeslaller
 Der treu'sten Herzenskameradin sein,
 Die fern sich hält vom Schwarm der Scheingefaller
 Und einzig liebt, was wahr, natürlich, rein.
 Spukt noch von Ihrem Stammverwandten Haller
 Ein Stück Natur in Ihrem Fleisch und Bein?
 Der Enziane möcht' ich sie vergleichen,
 Die er beschreibt in seinen „Alpen“reichen.

*

„Das hohe Haupt der Edel-Enziane
 Ragt überm Chor der Pöbelkräuter hin,
 Ein Blumenvolk dient unter Ihrer Fahne,
 Grauweiss ihr Blatt, Gold krönt die Königin.“
 So etwa sang der Liebsten Urgrossahne
 Und gab dem Blumenbilde holden Sinn:
 „Gerecht Gesetz! Dass Kraft sich Zier vermähle,
 In schönem Leib wohnt eine schöne Seele.“

*

Schon seh' ich dich in Scham dein Auge decken,
 Wenn du vernimmst, was ich von dir gesagt,
 Du möchtest dich am liebsten mir verstecken,
 Weil deinen Sinn die Eitelkeit nicht plagt.
 O du! Mit Schmeichelei dich zu bellegen,
 Hab' ich verachtet stets und nie gewagt.
 Recht schroff und rauh bin ich dir oft gekommen,
 Drum sei von echtem Liebe nicht beklommen!

*

Du weisst, wir haben beide harte Köpfe,
 Und ich kann brausen wie ein Katarakt,
 Wir sind zwei leidenschaftliche Geschöpfe
 Und schenken uns die Wahrheit splitternackt.
 Wir warten ins Gesicht uns keine Cöpfe,
 Doch hat's geblitzt . . . Nun aber geht's im Cakt.
 Zwei Willen läuterten sich mild zum Bunde
 Durch jene Liebe, die sich sucht im Grunde.

*

Mitschuldige du meines schönern Lebens,
 Dir beicht' ich meines Herzens Kampf und Krieg:
 Kein Broll, der uns geschleden, war vergebens,
 Und jeder Friedensschluss war Beider Sieg.
 Aus allen Banden trotzigen Widerstrebens
 Lösten zwei Seelen sich und sangen: „Flieg!
 Der andern zu, „Flieg' mit mir, Auserwählte,
 Aus jenem Kerker, der uns Beide quälte!“

*

Befreierin lass uns die Ehe grüssen,
 Der nächsten Wahlverwandschaft inn'res Band,
 (Den Zwang nicht, der die Freiheit tritt mit Füssen
 Und der mit feiger Heuchelei verwandt.
 Kein Zucker kann den bittern Crank versüssen,
 Kredenzf aus armer Formel-Heirat Hand,
 Mag auch der Becher noch so gülden gleissen)
 Befreierin soll uns die Ehe heissen.

* * *

Wie dieser Himmel, dessen Biau verloren
 Von schwarzen Woikenballen liegt bedeckt,
 Sank schweres Leiden auf den armen Choren,
 Von Angst und Grauen ward mein Sinn erschreckt.
 Da hab' ich mit dem Ruck, der eingebohren
 Als rätselhafte Macht uns, mich gerecht
 Und niederstampfend der Vernichtung Schauer
 Erstürmt der Lebensfreistalt Wali und Mauer.

*

Erlitten hatt' ich tiefste Niederlage,
 Des geistigen Codes glaubt' ich mich gewiss,
 Da mir wie eine jäh geträumte Sage
 Das Sein zerrann in Dunst und Finsternis.
 Das Leben ward mir zur verwünschten Plage —
 Was fehlte viel, dass ich den Schein zerriss? . . .
 Nun das Genick ich zog aus seiner Schlinge,
 Schätz' ich das Leben hoch und — ganz geringe.

*

Ich glaube fast, das Ding will mir sich schmiegen,
 Seit ich's 'mal recht verächtlich angeschaut,
 Und konnt' ich's lange Zeit nicht unterkriegen,
 Nun giebt's von selbst sich, thut mir sehr vertraut.
 Als dank' es mir, lässt es wie Stahl sich biegen,
 Dass ich's nicht weggeworfen nachtungraut . . .
 Ich kann es ohne Last der finstern Schemen
 Mit Sinnen auf die leichte Schulter nehmen.

*

Und ward ein Blühen an dem Rosenbusche,
 Dass besser mir kein Paradies gefällt,
 Womit ich der Natur ins Handwerk pfusche,
 Phantastisch dichtend eine „schön're“ Weit . . .
 Was giebt es köstlicher als eine Douche?
 Hat Adam wonniger sich dem Weib gesellt?
 Umspielen sie noch blühendere Ranken,
 Wenn tief im Negligé sie Fruchtsaft tranken?

*

Das Paradies und die gesamte Hölle
Sind Cag für Cag auf dieser Welt daheim,
Da braucht's kein unterirdisches Gerölle
Und keinen überirdischen Honigseim.
Wem der Bemarterten Geschrei erschölle,
Dem kläng' es grauser als aus Dantes Reim,
Und staunend würde Miltons Satan lachen,
Säh' er Lyddit- und Splitterbomben krachen.

*

In unversöhntem Durcheinander wechseln
Lässt Grausamkeit und Miide die Natur,
Ich kann mir keinen Optimismus dreheln,
Seh' ich der sanften Indier Hungerkur.
Kann nicht mit Gottesgnaden-ismus gekkeln,
Seh' ich verenden unsern braven Bur,
Von Englands Söldnermassen aufgerieben,
Weil die „von Gott“ Neutralität belieben.

*

Doch Heer und Flotte sind die Heiligtümer
Vom europäischen Weltmachtkontinent,
Fall nieder, Mensch, und sei ein frommer Rühmer
Der grossen Götzen, die mit Furcht man nennt!
Sei aller Schanden schmeichelder Verblümer
Und weih' dem evangelischen Regiment
Der Massenmordsarmeen und -Marinen
Den Kult, den solche Fetische verdienen!

*

Nie kann ich mich auf einen Wahn verpflichten,
Dem mein Vernunftgewissen widerstrebt,
Ich muss auf einen Fahneid verzichten,
An dem das Wehe der Besiegten klebt.
Mögt ihr die „nationalen“ Anker lichten,
Bis Schwarz-weiss-rot ob allen Meeren schwebt —
Cragt ihr nur Grossmannssucht von Pol zu Pole,
Bedaur' ich euch und eure Machtidole.

*

Ein schlechter Deutscher werd' ich Vielen heissen,
Kein patriotisch respektabler Mann,
Die Jungfrau wird mich aus dem Busen reissen,
Die Dichter loyal nur lieben kann.
Doch wer gewohnt ans Bellen und ans Beissen,
Lenkt unbekümmert weiter sein Gespann,
Denn dieses Himmels ewige Leuchte können
Sie mir nicht rauben, machtlos nur missgönnen.

*

Was biebt, ist schmerzlich schweigendes Verachten.
 Es scheint, du bist aus anderm Holz geschnitzt.
 Du kannst sie nicht verkaufen noch verpachten,
 Die Wahrheit, die dir zäh im Biute sitzt.
 Verschieden ist der Menschen Sinn und Crachten,
 Und ob Erkenntnis donnert, kracht und blitzt
 Vom Sinai, Mönch, Montblanc oder Brocken —
 Die Pauke dröhnt, vom Kalbe gellt Frohlocken.

*

Ich bin kein Moses. Ich auch musste predigen,
 Doch weiß Prophet zu sein nicht mein Beruf,
 Liess ich die Kanzel bessern Freiheitsmedien,
 Die zu Aposteln Gottes Zorn erschuf.
 Hier wollt' ich mich als Laie nur entled'gen
 Zu ganz gelegentlichem Beichtbehuf
 Des Drucks auf jene cerebrale Windung,
 Drin aufzuckt die politische Empfindung.

*

Für mich ist Politik Empfindungssache,
 Was mir doch hoffentlich kein Mensch verwehrt.
 Ich bin nur Dilettant in diesem Fache,
 Den Lorbeer hab' ich nie darin begehrt.
 Seh' jeder, dass er etwas Ganzes macht
 Aus jenem Stoff, den ihm Natur bescheert
 Zum Bilden, sei's ein Volk, sei's eine Strophe,
 Nur bleib' er stets ein bisschen Philosoph!

*

Partei, Partei — ich habe sie genommen,
 Als grausam die Partei entredtet war,
 Für die mein Glaube glühend ist entglommen
 In Cagen der Verfolgung und Befahr.
 Ich bin mit meines Liedes Macht gekommen
 Zum Kampfe für der Unterdrückten Schar
 Und freue mich der Junken, die gezündet
 Im Herzen derer, die die Not verbündet.

*

Partei, Partei — wer leugnet seine Seele?
 Ja, meine ganze Seele gab ich hin:
 Der Con drang ohne Faisch mir aus der Kehle,
 Pater peccavi kommt mir nicht in Sinn.
 Nichts ist, was ich verschlei're und verbehle,
 Die Muse ward zur Proletarierin,
 Und rot an ihr war nicht nur die Kokarde,
 Mit Haut und Haaren war ich Freiheitsbarde.

*

Partei, Partei — ich geh' nun ganz alleine,
 Kein Überläufer mit Verräterlist.
 Ein Wicht, wer mir nachwirft Verläumbersteine
 Und mich mit seiner Bosheit Masse misst!
 Ich bin mir selbst Partei und hab' die reine
 Rotgold'ne Stagge Poesie gehisst
 Mit Silberstern — kein falsches Gut zu paschen,
 Nicht rechts noch links, doch gottlob nicht verwaschen . . .

*

Wie dort der Weih, der über'm See die Kreise
 Bald nah der Flut, bald hoch in Lüften zieht
 Und seinen Schwingen immer neue Gleise
 Fortbahnend jetzt in blaue Fernen flieht
 Und jetzt in unberechenbarer Weise
 Weitboglg auftaucht, plötzlich niedersieht
 Und abwärts pfeilt nach Wasser oder Beute —
 Fühl' ich mich frei vom Standpunkt kleiner Leute.

*

Die weichen Winde streicheln mich vom Garten,
 Mein Herz ward fröhlich aus Melancholle;
 Mag nun das Schicksal mischen seine Karten,
 Ich fand die Ruh', nach der ich lange schrie.
 Mitunter nur spukt's auf aus längstverscharrten
 Gebeinen meiner Unrast, schwankte Knie
 Geh'n schlotternd um, des Glückes Fetzen flattern,
 Aus Gräbern rascheln roter Reue Nattern . . .

*

Die nicht mehr Nattern sind. Nur ausgedörte,
 Phantastisch aufgeblas'ne Schlangenbrut,
 Die böse Laune mir vor's Auge zerrte
 (Der Reim bleibt steh'n, just für der Merker Wut!),
 Wenn ich den Ausblick mir in's Licht versperrte
 Aus grauem grüblerischem Untermut —
 So regt sich wohl zuweilen halb in Cräumen
 Wahnwitzige Hast, zu zügeln nicht, zu zäumen.

*

Ein Reiter war ich auf dem schnellsten Rosse,
 Kopf dicht an Hals, hussah! Die Mütze flog,
 Vom Kot des Huts bespritzt, weit in die Gosse,
 Indess des Pferdes Hüster Sticlufte sog.
 Der jähe Wirbelsturm ward mein Genosse,
 Der Birk' und Pappelbaum zur Erde bog —
 So gieng es rasend über Stock und Steine,
 Der Himmel droht' in schwefelgelbem Scheine.

*

Pardauz! dies Wort blieb eingebrannt der Lippe,
 Und doch war's schön: der Schwung von Fall zu Fall.
 Niemals beneid' ich die normale Sippe,
 Die zahme Kracken vorführt aus dem Stall.
 Die Spottlust der Passanten war mir schnippe,
 Zu köstlich schien der wilde Intervall.
 Von Sturz zu Sturz: und brach man ein paar Knochen,
 So kam man doch in's Leben nicht gekrochen.

*

Der Hundetrott wird mir wohl kaum gelingen,
 Jag' ich auch just nicht mehr so toll drauf los.
 Solang noch Kraft in meiner Seele Schwingen,
 Beht's munter weiter: Welt, wie bist du gross!
 Den selbstgezügelmten Hengst kein Herr soll dingen,
 Dass er ihn spannt zu Peitschenhieb und -Stoss
 — Schon der Gedanke liegt mir schwer im Magen —
 Vor seinen traurigen Fouragewagen . . .

*

Um Garten streicheln mich die weichen Winde,
 Aus Schwermut ward mein Herz ein fröhlich Ding,
 In mir und dir, mein Weib, die Ruh' ich finde,
 Nach der umsonst ich auf die Suche gieng.
 Hier ist der Baum, dran ich mein Rösslein blinde,
 Hier ist der Ast, dran ich das Zaumzeug bleng —
 Ich weiss, mag ich nun rasten oder reiten,
 Du bist bei mir, dein Herz schlägt mir zur Selten.

*

Und wir auch mussten fingerübend tasten,
 Bis eins dem andern völlig auf der Spur,
 Bis wir uns kontrapunktisch klar erfassten
 Auf uns'rer doppelten Klaviatur.
 Glück ist kein Eierstück für Klimperkasten, —
 Durch Dissonanz strebt tiefere Natur
 Im Wechselkampf von Suchen und Sichfliehen
 Zum Lustverschmelzen seliger Harmonien.

*

Du bist nicht Ich, Ich bin nicht Du. Es zittert
 Durch jeden anders der Akkord der Welt.
 Urfragen sind milliardenfach zersplittert,
 Zu Wellchen ist des Kosmos Klang zerschellt.
 Die Liebe spürt im Klanggewirr und wittert,
 Wo sehnsuchtsvoll sich Con dem Con gesellt —
 Wenn sich zwei Menschenleben ganz gefunden,
 Hat sich geschied'ner Schall dem Schall verbunden.

*

Wer kann der Liebe reines Wesen deuten,
 Das Gottes heiligstes Geheimnis ist?
 Aus dieses Urgrunds Meerestiefen läuten
 Verborg'ne Glocken, deren Klang ermisst
 Kein Physiker mit wissenschaftsgescheuten
 Witzohren und geriebener Forscherlist:
 Mit schwingt ein dunkler Con aus ewigen Sphären,
 Den kann mir kein Akustiker erklären.

*

Er klingt aus leisem Unterton der Stimme,
 Wenn sich die Wange dicht zur Wange schmiegt.
 Klingt aus dem Schluchzen, wenn von Trotz und Grimme
 Die Doppelseele sich Verzeih'n ersiegt.
 Klingt aus dem Zurul, dass zum Licht ich klimme
 Aus Stunden, drin mich's düster überfliegt,
 Klingt aus dem Abschiedsgruss beim Händedrucke,
 Wenn ich, wie vor Verlust, zusammenzucke.

*

Ist Liebe der gewalt'ge Weltenzeiger —
 Mir zeigt er Stunden der Erlösung an —
 In Höl'l' und Himmel wüsst' ich keinen Gelger,
 Der seinem Gang Begleitung spielen kann.
 Der beste Virtuose wird zum Schweiger,
 Den Bogen fasst ein rätselhafter Bann —
 Unsäglich tief und lein noch möcht' er streichen
 Und stockt vor einem Wunder ohne Gleichen.



Edmond Rostand.

Von Otto Reuter.

(Köln a. Rh.)

Vor siebenzig Jahren war die Romantik in Frankreich allmählich heraufgewachsen, stark und glänzend, aus einem Boden, den Revolution und Kaisertum gefurcht und befruchtet hatten. Es war ein Schrei der Entrüstung und des Entzückens, des Abscheus und tiefster Ergriffenheit,

als im Februar 1830 „Hernani“ die Bühne eroberte. Frankreich hatte seine Kunst.

Am 28. Dezember 1897 stand daselbe Land, soweit die äußeren Wirkungen der Kunst zu reichen vermochten, in breiter Erregung, aber es war kein Streit der Meinungen, kein Widerspruch verletzter Gefühle, es war nur ein ungeahntes Losbrechen freudigster Begeisterung und Schwärmerei: „Cyrano de Bergerac“ gieng über die Bretter. Frankreich begriff seinen Dichter.

Tiefer und gewaltiger war jene Bewegung der dreißiger Jahre gewiß, ihre Wurzeln reichten weiter und ihre Erfolge waren stürmischer. Victor Hugo hatte einen anderen Kopf und andere Nerven als Edmond Rostand. Der Strom kam aus tausend Quellen. In André Chénier hatte man Griechenlands wahre Seele gefunden, die lächelnd dem Klassizismus der französischen Bühne das Urtheil sprach. Lord Byron war auch Frankreichs Abgott, Walter Scott und sein Mittelalter ward umjubelt, 1826 schrieb Hugo in seiner Vorrede zu „Cromwell“ das Programm der Zukunftspoesie nieder: er stand unter dem Einfluß des Naturalisten und Romantikers Shakespeare, den er bewunderte, ja anbetete „comme une brute“. Natur und Leidenschaft ward die Lösung.

Der moderne Romantizismus geht auf anderen Wegen. Er ist nicht düster, nicht gewaltsam. Es ist gerade die Flucht vor dem Leben, die ihn gebiert; — dennoch kein grauer Pessimismus, der das Leben détestable findet, sondern die feine, künstlerische Freude an den tausend Besonderheiten dieser wunderlichen Welt und der verwunderten Seele — es ist Frankreich, das seine eigene Freude, sein Glück und seine fröhliche Harmlosigkeit gefunden hat. Es ist, als sei die Seele Frankreichs in ein tiefes Klingen geraten, als seien die feinsten Saiten eines glücklichen Instrumentes von einem jungen, lockigen Künstler berührt und zu einer freundlichen Harmonie gestimmt worden . . .

War die alte Romantik herb und grausam, um so weicher und milder ist die neue; war Hugo dogmatisch, um so kritischer ist Rostand; war jener gotisch, ist dieser um so mehr Franzose.

Es ist viel Träumerei in der neuen Welt, viel Lyrik, viel Seele. Sie ist frei von Ibsen, aber sie hat von ihm gelernt; jene halben Farben, Dämmerungen und Morgenröten sind ihr lieb. Dann liegt ein heller, warmer Pantheismus auf den jungen Werken der Jeune-France. Manchmal erscheint das Leben noch ungebändig, fessellos; manchmal liegt über ihm ein unfähig feiner Schleier des Verstehens und Nichtmehrleidens . . .

Die glänzende Entwicklung der modernen französischen Lyrik, die seit Hugo und Musset eine solche Höhe nicht wieder erreichte, als ihr unter Paul Verlaine zuteil ward, hatte zugleich für das romantische, neue Drama einen Vers geschaffen, der allen Anforderungen an seine Schmiegsamkeit, an Duft und Farbe genügen mußte. Auch war es die Lyrik Frankreichs, die seit Jahren den spezifisch romanischen Charakter abgelegt hatte, mehr und mehr zum Liebe durchwuchs und nun von solchem Schmelz und so großer Stimmungsgewalt erfüllt war, daß all die Kompliziertheiten der modernen Seele in den schmerzlichen Nuancen dieser Form erzittern konnten.

Auch Edmond Rostand trat zuerst mit einem Bändchen Lyrik*), den „Musardises“ auf. Er war damals zwanzig Jahre alt. 1894 gab die Comédie-Française sein erstes für die Öffentlichkeit bestimmtes Werkchen, das Verslustspiel „Les Romanesques“. 1895 brachte die Renaissance, mit Sarah Bernhardt in der Titelrolle, ein neues Schauspiel „La princesse lointaine“. Es folgte 1897 im April „La Samaritaine“, évangile en trois tableaux, auf derselben Bühne. Der 28. Dezember desselben Jahres, die Premiere des „Cyrano de Bergerac“ auf dem Theater Porte-Saint-Martin ward ein litterarisches Datum. Als letzte Gabe Rostands folgte auf das Bändchen Poesie „Pour la Grèce“ das sechsaktige Schauspiel „l'aiglon“. Die nackte Aufzählung dieser Daten läßt zugleich eine Reihe glänzender Triumphe konstatieren; sie bezeichnet ebenso die Konsequenz in der Entwicklung des Künstlers, die wachsende Kraft und Sicherheit in der künstlerischen Komposition.

Rostand ist der Sohn eines Marseiller Journalisten, Eugène Rostand, der sich in seiner Heimatstadt durch Kenntnis der dortigen sozialen Verhältnisse, in Frankreich durch seine Catullübersetzungen guten Ruf verschafft hatte. Über dem Kinde stand ein blauer Himmel. Die Berge waren rot im Sonnenuntergang. Und das Meer rauschte wie blaue Seide. Die Provence, die alle glückseligen Farben der warmen, klingenden Natur wie in einer jener schimmernden Muscheln sammelt, die auf dem Grunde des Mitteländischen Meeres schlummern, die Provence des Gesanges, der Troubadoure und des Weines war dem jungen Edmond Wiege und Morgengabe. Aus ihr hat der nun dreißigjährige Dichter all das Glück geschöpft, das sich so hell und sprudelnd, so leise und warm in den geheimen Gängen und versteckten Atern seiner Werke drängt. Alles ist bei

*) Trotz ausgedehntester Bemühungen ist es dem Verfasser nicht gelungen, die vergriffenen Bändchen „Musardises“ und „Pour la Grèce“ zu erhalten.

ihm *plein air*, es ist, als ob überall viel Sonne über den Scenen wäre: aber sie ist in den Scenen, in den Gedanken der Personen, mögen sie ausgesprochen oder nur angebeutet oder verschwiegen werden. Sie ist ebenso in der Persönlichkeit, die sein Bild zeigt: viel Feinheit und Milde. Liest man seine Werke, dann kommt wohl unwillkürlich der Gedanke: Dieser Mann ist viel geliebt worden, ihn kennzeichnet die Milde der Vielgeliebten, der glücklichen Natur, die um ihn ist und seinen Worten oft so viel Liebenswürdigkeit und Eindringlichkeit geben konnte. Manchmal ist es auch, als habe einer viel leiden müssen, um solche Worte finden zu können, und als habe ihn dann jene tiefe, persönliche Ironie in Besitz genommen, die im heiligen Verständnis aller menschlichen Dinge über Wesen und Form das feinste Lächeln breitet und den weichen, durchsichtigen Schleier natürlicher Schönheit . . .

In den „Romanesques“ wünschen zwei Väter aus praktischen Gründen ihre Kinder mit einander zu verheiraten; aber sie kennen dieser Kinder romantischen Sinn, die sich hassen würden, wenn man sie zur Liebe zwingen wollte. Die Väter erfinden darum eine Feindschaft unter sich und warnen jeder sein Kind vor dem des angeblichen Feindes. Infolgedessen lieben sich Percinet und Sylvette, sie kommen sich vor wie Romeo und Julia, die den Haß der Väter nicht kennen wollten; wie von Romeo und Julia wird man von ihrer Liebe singen, es fehlt nur noch eine Entführung, bei der Percinet seine Geliebte retten müsse, um ihren Vater zu versöhnen — die Väter arrangieren auch die Entführung mit Hilfe eines verfrachten Schauspielers, — Percinet sichts wie ein Löwe, die Liebenden triumphieren, — die Väter auch. Das ist der erste der drei Aufzüge. Die Mauer, an der sich das Liebespaar Stellbischein zu geben pflegte und die das Besitztum der vormals feindlichen Väter trennte, ist niedergestürzt, aber die beiden alten Freunde geraten allmählich in Reibereien; im Ärger plaudern sie das Geheimnis aus — die Liebenden sehen sich gefoppt, Percinet sucht vor Scham das Weite. Das ist der zweite Aufzug. Im dritten kehrt der arme Bursch zerlumpt und zerschunden von Liebesabenteuern zur kleinen Sylvette zurück, sie sehen ein, daß in all der Täuschung, die man sich mit ihnen erlaubt hat, das Gefühl doch echt war und daß die Liebe auch ohne Entführung und Duell poetisch und romantisch ist. — Raum wird man aus einer Inhaltsangabe hervorschimern sehen, was das Werk an Feinheit der Charakterzeichnung, trotz der vielfachen Karikierung, an Schönheit und Glanz der Sprache, an Schmelz der harmonischen Gedankenreihe birgt. Schon hier bricht eine so glücklich lächelnde Ironie aus den Scenen hervor, daß das Stück nur von einem Menschen gedichtet

werden konnte, dem die Leidenschaften des Lebens selber ein Spiel geworden sind. Die Dichtung ist selbst ein Spiel, sie hat kein Ziel, sie gleicht dem sonnenbeglänzten Ball, den ein liebenswürdiges Kind in die blaue Luft wirft und jauchzend wieder aufzufangen weiß. An blumengeschmückter Mauer beginnt das Stück — irgendwo in der Welt, wo es schön ist und „die Kostüme hübsch sind“. Dennoch ist der Himmel der Provence über Percinet- und Sylvette.

Aus der Provence zieht auch der Troubadour Joffroy Rudel hinaus über das Mittelländische Meer, die ferne Prinzessin zu suchen. „La princesse lointaine“ zeigt eine bedeutende Steigerung in der Entwicklung des jungen Dramatikers; das Wesen seiner Kunst tritt schärfer hervor, die Leidenschaften beginnen eine innigere intensivere Sprache anzunehmen, der Vers wird bereiteter, der Stimmung mehr untergeordnet. Das lustspielartige vieux jeu der Romanesques macht dem Drama, die Intrigue der Entwicklung Platz. In Rudels, des Fürsten und Sängers, Begleitung ist sein Freund Bertrand d'Allamanon, der, gleichfalls Troubadour, für alle Schwankungen und Wirren, denen seine leidenschaftliche Seele unterworfen ist, die eine Entschuldigung findet: je suis poète . . . Vom todkranken Rudel hinweg geht er an Land, um die Prinzessin zu ihrem sterbenden Sänger zu holen; aber sie will nicht, sie liebt das Leben — Bertrand. Nach einem Augenblick des Schwankens, in dem der kräftige Jüngling der hinreißenden Verführungskunst der Prinzessin fast unterlegen, ist seine Ehre, die zu fallen drohte, gerettet. Die Prinzessin willfährt dem Wunsche des Sterbenden, der um ihretwillen die Fahrt unternommen, und in ihren Armen stirbt der Träumer, umrauscht von leiser Musik und rotem Sonnenuntergang. —

„So stirbst du wie ein Fürst und ein Poet;
In Traumegärten ruht dein Haupt, umfangen
Von Liebe, Frauentreiz und Majestät —“

Ein solche Welt nennt Rostand sein eigen. Es müssen Träume in Bewegung sein und die Fernen duften: von allem Wesen muß ein Tönen ausgehn, das die heilige Schönheit des Lebens redet; es müssen alle Leidenschaften unter weinblauen Himmeln sich dehnen, und große Augen aus weißen Kelchen träumen, die auf hohen, schlanken Stengeln schwanken. Die vergessenen Sänge schimmern herauf und auf stillen Teichen schlummern weiße Rosen, weit über blauen Bergen liegt eine alte, späte Sonne . . . Und alle warmen Winde gehen mit weißen Flügeln umher und streuen aus weißen, segnenden Händen schmeichelnde Rosendüfte, die von fernem, ver-dämmernden Inseln kommen . . .

Und dennoch ist Rostand ein Theatraliker, der die Scenen wohl zu ordnen und die Effekte zu stellen weiß; ja, fast lebt ein Dumas und Sardou, oder ein Escribe in dem poetischen Pathos seiner Charaktere. Nur daß über Allem, was bei ihm Theater ist, eine weiche Lyrik, eine fast schwärmerische Anbetung der Schönheit ausgegossen liegt, und daß alles Konstruierte und Thesenhaft vor der reinen, persönlichen Kunst verschwindet. Auch ist die Sprache Rostands fern aller hohlen Rhetorik. Da giebt es kein heftiges Schreien und Gestikulieren; die Verse, die so glänzend und leicht dahinfließen, atmen so viel Natürlichkeit, sind von solchem Realismus durchweht, daß man sich großer Meister, vielleicht gar eines Molière, erinnern muß, wollte man etwas ihnen Ähnliches finden.

Schon jetzt sind die Verse manchmal von jener Glut befeelt, wie sie später im „Cyrano“ erscheinen; ihre Fülle wirkt bethörend, ihre Macht entzückt —

Pour me plaire,
Tu n'avais qu'à venir dans ton justaucorps brun,
Souillé, troné, sentant la bataille et l'embrun,
Avec ton air de jeune aventurier farouche,
Et ton col anrait en pour agrafe ma bouche.
Ne te recule pas. Donne tes yeux charmants . . .

Die Prinzessin spricht diese Worte, und so spricht in Wahrheit alle Verführung, alle Leidenschaft, die zum Äußersten drängt, — Morgenland gegen Abendland —

Ce misérable honneur, dont Vous parlez sans cesse!

„La princesse lointaine“ ist trotz vieler Schönheiten kein Meisterwerk. Möglich, daß die weichen, verschwimmenden Linien, das Märchenhaft-Unbestimmte schuld daran sind. Es fehlt die gigantische Fülle eines großen Geistes, der sein Heil nicht in schönen Worten und weichen Stimmungen, eher in kraftvoller Darstellung und ungewöhnlicher Plastik sucht. Auch ist die Wirkung des Drama's stark durch eine — ganz überflüssige — antikerikale Tendenz vermischt, ein Umstand, der um so bedauerlicher ist, als diese Tendenz durchaus nicht aus dem ganzen Drama hervorzugehen, sondern weit eher ein bloßer Einfall des jugendlichen Dichters, ein eigentliches hors d'oeuvre zu sein scheint.

Catulle Mendès, der sich vielleicht über derartige, gegen die Kirche gerichtete Unverschämtheiten verletzt fühlte, wurde durch das nächste Werk Rostands einigermaßen wieder beruhigt. Am 14. April 1897 gieng „La Samaritaine“ in Scene: Jesus und die Samariterin am Brunnen vor Sichem. Er lehrt Photine das Wasser des Lebens kennen, sie eilt voll

vom Gehörten in die Stadt, holt die Menge herbei und alles glaubt. — Sicher, das ist kein Drama; es giebt keine Verwicklung, keine Steigerung, keine Theatralik. Und die Entwicklung ist rein psychologischer Natur. Aber Stimmung, viel Stimmung! Nach dem Getriebe wildester Leidenschaft, das sich in der „Fernen Prinzessin“ offenbarte, tritt in Rostands Werken eine kurze Reaktion ein, ein Zustand, der in die Zukunft schauend die Kräfte sammeln und ordnen läßt. Der Geist will ruhen, die Dichtkunst sei wieder ein Spiel. Rostand hat die unsägliche Schönheit und Feinheit der Jesuslegende begriffen, und in Wahrheit scheint Jesus erst heute ein Gott für uns zu sein, nachdem er so lange ein Götz der Erde war. Man begreift den natürlichen Pantheismus seiner Lehre, seines Lebens, und möchte kaum noch etwas von jenem Christus wissen, den seine jehovistischen Schüler uns aufzubringen liebten. Jesus erstand erst wieder in dem anderen großen Juden, dessen Werk Tausende gesund gemacht hat, in — Spinoza. Und dieser Gottessohn des Pantheismus ist auch Rostands Held.

Ich muß gestehn, daß „Die Samariterin“ mich nicht ergriffen hat. Es fehlt trotz aller Einzelschönheiten das Innerliche, das Glühende, das Bezwingende. Der Dichter bringt einen gegebenen Stoff in Verse, allerdings in schöne, regelmäßige Verse. Das ist alles. Rostand, der die Poesie zu kommandieren versteht, wie Goethe es verlangt, breitet über das Werk eine warme Purpurstimmung; — aber sie geht nicht aus dem Werk hervor, sie ist ein Produkt des außerhalb des Werkes stehenden Verstandes; sie läßt uns kalt, ihre Farbe leuchtet nicht. Der Glaube wurde von einem Glaubenslosen — geschildert. Rostand besitzt nicht grade das, was man einen großen Geist nennt — oder, er hätte es noch zu beweisen; aber Intelligenz, scharfe Auffassung alles Wesentlichen, deutliche Einsicht in die Wichtigkeit des Milieu's, das sind Merkmale, die diesen glücklichen Poeten begleiten. Glänzende Lichter streut er freigebig über seine Dichtungen; sie gleichen jenen bunten Teppichen, die eine üppige Fantasie mit glitzernden Edelsteinen besetzte.

Nun gab, am 28. Dezember 1897, die Porte-Saint-Martin Rostands berühmten „Cyrano de Bergerac“. Coquelin spielte, Paris war berauscht. Alles, was Paris bisher nicht gekannt oder im Wirtswart seiner Ehebruchsdramen und politischen Verhältnisse vergessen hatte, war hier zu finden: Feuer, Schwung, jauchzende Lyrik, sprühender Witz, glänzende Scenebilder und — die ganze zurückgestaute Romantik eines schönheitsstrunkenen Herzens, Verse, wie sie kaum noch von der Bühne gehört waren, Lachen und Schlußzen, und eine reiche tiefe Seele.

Herkules-Savinien de Cyrano de Bergerac, ein älterer Zeitgenosse Molière's, besitzt eine äußerst scharfe Zunge, einen sehr spitzen und gefährlichen Degen und eine sehr große Nase. Außerdem ist er Poet, Satiriker. Er liebt seine schöne Waise Roxane, läßt sie aber aus Scheu vor der Lächerlichkeit seiner Liebe darüber in Unkenntnis, leiht sogar seine Rede- und Schreibekunst einem jungen Baron von Neuville, Christian, der durch seine schöne Erscheinung Roxanens Liebe erworben. Christian ist ein leiblicher Dummkopf, und Roxane, eine Präzöse, liebt die geistvollen und blumigen Redewendungen einer stilisierten Liebe mehr als das einfache: Ich liebe . . . Cyrano und Christian helfen sich aus mit ihren Vorzügen: Christian empfängt Roxanens Kuß; Cyrano weiß, daß sie nur seine Worte und seinen Geist von Christians Lippen trinkt. Dieser aber nimmt das Geheimnis mit in's Grab (er fällt bei der Belagerung von Arras), und erst vierzehn Jahre später erfährt Roxane von Cyrano's schweigender Liebe durch einen Brief, den sie die ganze Zeit als letztes Andenken an Christian bei sich getragen und den jetzt Cyrano sterbend als Abschiedsgruß spricht, — er hat den Brief geschrieben.

Hochsommer 1898 stand an den Plafatsäulen in Lüttich etwa folgendes angeschlagen: „Cyrano de Blairgebrac“, en trois actes avec un soir de Noël. Also auch die Parodie hatte sich schon dieses ungeheueren Erfolges zu freuen, und nicht übel setzte sie bei der Sentimentalität des Stückes ein. Gewiß, der Stoff ist sentimental. Aber darum auch das Stück? Sentimentalität ist für modernes Gefühl der Untergang alles Redlichen, Echten; ist Nührung vom Dichter beabsichtigt, so pfeife man ihn aus! Wie aber, wenn der Dichter alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufwendet, statt der befürchteten Nührung den künstlerischen Reiz des „unter Thränen Lächelns“, den seltsamen Glanz einer sich selbst ironisierenden Seele hervorzuzaubern? Wir werden gerne die paar Thränchen weinen und uns im Übrigen seiner Feinheiten zu freuen suchen.

In der That liegt der Erfolg Cyrano's nicht in der nebengeordneten Thatsache begründet, daß der Dichter Wit und Sentimentalität zu einer glücklichen Mischung vereinigte. Vielmehr mochte die allgemeine Stimmung, die in den letzten Jahren über dem politischen und litterarischen Frankreich lastete, zu einem gemeinsamen Aufschrei in Haß oder Liebe, oder in irgendwelcher Erregung drängen. Es ist der Funke, der in das Pulverfaß fällt, Napoleon. Die Nation, die sich jahrhundertlang die große nannte, deren Herz, la ville lumière, das Blut der Welt in sich fühlte, sieht ihr Gemie und ihre Kraft mißachtet vom barbarischen Ausland. Sie fühlt ihre Kraft schwinden und prunkt mit ihrer Vergangenheit. Die Gegenwart ist nicht

ruhlos, aber sie könnte ruhmvoller sein. Man möchte sagen, hier bin ich, ich bin doch reicher, als ihr denkt . . . Da wirft ein junger Dichter, geistreich und liebenswürdig, voll Schönheit und Leidenschaft und mit jener unnachahmlichen Grazie, die dem echten Franzosen eigen, ein sprühendes Feuerwerk voll toller Launen und bizarrer Einien in den erglänzenden Äther, und ganz Frankreich erkennt sich, sieht sein eigen Bild, das verloren schien, wieder mit all seinen versteckten Eitelkeiten und grotesken Fantasien . . . Die Gegenwart ist grau gegen dies leuchtende Flammenspiel üppiger Farben, die nordischen Nebel zerreißen, Frankreich öffnet sich dem schimmernden Glück der Provence. Cyrano's unbändige Thatenlust, sein Mut, seine Kraft, sein Stolz, sein unbefiegbarer Witz, seine unverwundliche Laune, seine Großmut, seine glänzenden Tiraden und seine markante Pose, — die Lauterkeit seiner Gesinnung, sein reiches, großes Herz —, das alles ist so echt französisch, so dem innersten Ideal der Volksseele entsprechend, wie niemals ein Dumas, Augier, Hugo es zu zeichnen vermocht hätten. Die sprudelnde Lebensfreude, die Rostands Werk durchströmt, ist die Seele Frankreichs, die sich wiederfindet. Im Cyrano ist nichts Unechtes, es ist ein Werk wie ein Charakter aus einem Guß. Alle zentrifugalen Launen sind dem einen Geiste unterthan, sie erhalten ihr Leben durch ihn und ihre unerschöpfliche Kraft. Von dem Augenblicke an, da ein solcher Charakter sichtbar wird, steht alles in seinem Bann, man nimmt Stellung zu ihm, ob in Bewunderung oder Haß, oder in Neid. Seine Schlagfertigkeit erregt Entzücken, und die große Seele, die ihren Schmerz nicht zeigen möchte, erzwingt jede Teilnahme. Kaum konnte jene Gascogner Prahlerei liebenswürdiger und reicher geschildert werden, so sehr entspringt sie glücklichen Temperamenten, so sehr wird sie zur halbernstesten Selbstironie. Eine reiche Menschenkenntnis läßt mit wenigen Strichen Charaktere sich öffnen und schließen wie ein gütiger Wind, der allem, was unter den sich dehnenen Hüllen atmend drängt, zur Entfaltung helfen möchte. Eine freundliche Gewalt mäßigt die gelockerten Zügel, reiche Bildung und feinsten Geschmack werden maßgebende Richter.

Zwar ist die Charakteristik in der *Cyrano*-Komödie nicht immer und in jedem Falle durchgebildet. Es liegt noch manches im Schatten, wo mehr Licht getaucht hätte. Rostand kennt die Frauen zur Genüge, daß er der Noxane wohl intimere Züge hätte verleihen können. Gewiß spielt sie eine nebensächliche Rolle, das Hauptinteresse konzentriert sich auf den Titelhelden; aber sollte nicht gerade Rostand von den Henry Becque, den Paul Hervieu und Maurice Donnay gelernt haben, was das Nebensächliche für die Hauptsache bedeutet?

Rostand ist zu intelligent, um original zu sein; wenn es sich um dramatische Form und Konzeption handelt, so hat er seinen Meister am eigenen Geschmack, aber der ist am Fremden gebildet. Dennoch hat Rostand sich selbst gegeben mit seiner ganzen reichen Persönlichkeit, indem er die leuchtenden Farben seiner Heimat über sein Stück breitete. Ist die Form auch an sich nicht neu, so ist sie es doch für ihn. Darauf hin deutet der erste Aufzug. Kaum mag es eine so glänzende Licht- und Farbewirkung zum zweiten Male geben. Eine solche breite Fülle der Linienführung, in einem lebenden Wille so viel bedeutende, kraftvolle Steigerung, so viel bunte, trunkene Romantik dem Leben, der Wirklichkeit abgelascht — nur ein Rembrandt gab in seiner „Schaarwache“ etwas Ähnliches, die volle Wärme einer glücklichen Künstlerseele.

Cyrano de Bergerac erscheint wie ein Abschluß oder eine Vollendung des bisherigen bühnentechnischen Strebens Rostands. Vom einfachen Intriguenspiel ausgehend, erreicht er auf selbstgewählten Umwegen die schwierigeren Pfade moderner Kunstforderungen. Strahlende Fantasie, sichere und geistreiche Verwertung des nun unentbehrlichen Milieu's bringen diese neueste Blüte der französischen Dramatik hervor, deren Duft und Pracht alles entzücken möchte.

Rostand kennt sein Publikum, jenes naive Ding, das bei der geringsten Schmeichelei, die man ihm zollt, in ein wahres Delirium verfällt; er schmelzte seinem Publikum schon, indem er Frankreich schön fand. Und sollte es einen Franzosen geben, der beim Schluß des ersten Aufzuges, als Cyrano an der Spitze des improvisierten, aus Schauspielern, Offizieren, Ballettusen und einem schwer bezechten Dichter gebildeten Zuges die Pforte aufstößt und draußen ein malerischer, mondbeschienener Winkel des alten Paris sichtbar wird, als Cyrano in die Worte ausbricht —

„Da liegt Paris im nächtigen Rebellor,
Die Dächer blau beglänzt vom Mondesglimmer,“ . . .

sollte es einen Franzosen geben, dem das Entzücken nicht Thränen in die Augen trieb? Vielleicht ist der Cyrano zu sehr für die Franzosen geschrieben, so sehr, daß er in anderen Ländern nicht den gleich starken Erfolg erzielen konnte wie in Frankreich und Belgien. Der rein litterarische Erfolg im Ausland war dennoch dem in Frankreich ebenbürtig.

In Deutschland ward Rostand dem breiteren Publikum durch Ludwig Fulda bekannt. Seine köstliche Übersetzung der „Romanesques“, die bereits 1896 bei Cotta erschien, ist nicht vergessen. Es ist in der That fast undenkbar, daß Rostand einen vorzüglicheren Interpreten für seine Werke hätte finden können. Die maßvolle Form der „Romantischen“

mußte dem Verfaffer des „Talisman“ besonders sympathifch fein, feine feine Reimerhand Freude am Nachbilden eines fo fein gearbeiteten Werkes empfinden. Ein glänzender, ununterbrochener Strom, gleiten Zulda's elegante Verfe dahin —

„Wie unter Weinlaub, unter Immergrün,
Die morschen Steine fast beschämt verschwinden,
Wie dart in Dalden die Stäncinen blühen,
Das Weisblatt hier und hier die blaffen Winden!
Die alte Mauerwand, aus deren Spalten
Seltsam Geflecht hervorbrängt an das Licht —“

Roftand ist auf seiner kurzen Dichterlaufbahn mit jedem Werke freier in der Versbehandlung erschienen. Im *Cyrano* erreicht sein Übermut eine fast funkelnde Wildheit — jene Worte, die *Cyrano* im dritten Akt zum Balkon hinauf zur Geliebten spricht, gleichen jenen echten Äußerungen stärkster Erregung, dem unbändigen Aufschrei des Gefangenen, dem die Ketten abfallen. Der Alexandriner geht in dem allgemeinen Tumult unter, der Vers wechselt Farbe und Kraft. Viktor Hugo hatte sich gerühmt, dem klassischen Verse durch das Enjambement größere Beweglichkeit gegeben zu haben. Alfred de Vigny gab sie ihm. Baudelaire und Sainte-Beuve gingen weiter. Während jener den Vers wohl modellirte, ihn formte und knetete, jedoch sein Wesen unangetastet ließ, verwandte dieser schon gereimte Prosa nach Art unserer freien Rhythmen. Henri de Régnier folgte ihm. Verlaine und Mallarmé setzten Baudelaire's Richtung und Neigung fort. Roftand wahrt äußerlich das Deforum, er thut so, als wolle er regelrechte Verse schreiben, aber dann geht alles mit ihm durch, die Zügel locker, und ein Jauchzen und Tobeln, tollste Glückseligkeit pocht in diesen genialen Rhythmen.

Zulda beachtete in seiner *Cyrano*-Übertragung dies nicht. Er giebt alles in untadeligen Jamben und vollen, reichen Reimen wieder; das wird mitunter zu einem Hemmnis für den Vortrag, für die Bühne. In jenem dritten Aufzuge besonders, wo die Worte wie ein Vergiftrom hervorsprudeln sollen, abgeriffen, alles niederreißend, sind diese glatten Jamben nicht fähig, solche Macht auszudrücken. Es entsteht ein Widerstreit zwischen jenem übermächtigen Gefühl und jener glatten Form, in der es sich äußern soll. Der Wandlung des Roftand'schen Verses von den „Romantischen“ bis zum „*Cyrano*“ ist Zulda nicht gefolgt. Ein Meisterwerk bleibt seine Übertragung dennoch, und seine Arbeit des Erfolges, den sie gefunden, wert.

Wenn man in Betracht zieht, daß Roftand bis jetzt nur in Versen dichtete, so läßt sich daraus eine eigentümliche Bemerkung entnehmen, die

sein Verhältnis zu Shakespeare betrifft. Es handelt sich dabei zunächst um den Begriff des Romantizismus, dessen Vieldeutigkeit durch den Dichter des „aiglon“ nicht klarer gestellt wird. Die Invasion der germanischen Litteratur (Schiller, Goethe, E. T. A. Hoffmann, Werner, Shakespeare, Byron) in das Frankreich des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts vermochte nicht, das angeborene Formgefühl des französisch-klassischen Geistes von Grund auf zu erneuern. Denn wenn auch Hugo Shakespeare's Geist in seine Dramen aufzunehmen und die lateinische Form durch die gotische zu ersetzen trachtete, so war doch seine rhetorische Pose der germanischen Dithyrambil ebenso wie der germanischen Naturauffassung fremd. Aber das Geschlecht der jungen Romantiker legte sich doch wenigstens die Frage vor, ob der Vers dem Wesen der neuen Dichtung anhafte und ob es nicht dem Wesen der Romantik entspreche, den Vers dort über Bord zu werfen, wo die reine Dichtung leichte Fahrt verlange. Das waren gewiß Fragen, die für das Genie ohne Belang sein durften, aber sie zeigen doch noch heute das innerste Interesse der damaligen Dichterjugend für die intimsten Fragen ihrer Poesie.

Rostand bewundert Shakespeare. Hugo bewunderte auch, aber seine Bewunderung war mit unfäglichem Ehrgeiz gemischt. Rostand fühlt den Abstand zwischen dem Talent und dem Genie. Hugo war ein Genie. Rostand ahmt Shakespeare nach, Hugo vermochte es nicht. Rostand schreibt seine Dramen in Versen, in manchemal bewundernswert schönen Versen, — und sucht sich an Shakespeare zu messen; — ist das ein Widerspruch? Sollte die romantische Kunst des Briten alle Fesseln von sich schütteln wollen, weil sie die Kunst des Inhalts ist, der doch Herrscher der Form sein soll? Und wo bleibt dann Rostand?

Es würde zu weit führen, diese Fragen hier zu beantworten, aber sie lassen einen Maßstab für den „aiglon“ erkennen. Und es wird zugleich bemerkenswert, daß man 1830 sich für den Kaiser, 1900 für seinen schwächlichen Sohn begeisterte.

Rostand wollte die Geschichte eines armen Kindes schreiben: das war der Herzog von Reichstadt, der am Widerstand seiner Umgebung, mehr noch durch sein eigenes unentschlossenes Wesen zu Grunde ging. Sein Schicksal liegt in Rostands klaren Versen offen zu Tage:

Oh! vouloir à l'histoire ajouter des chapitres,
Et puis n'être qu'un front qui se colle à des vitros!

Aber wenn Rostand meinte, das Genie Shakespeare's in die Wagschale werfen zu können, so mußte er sich doppelt seiner Niederlage ver-

wundern. Denn der wahrhaft entzückende Reiz seiner liebenswürdigen Emailleerkunst vermochte nicht, ein großes Problem mit den Zügen auszugestalten, die von einer ehernen Notwendigkeit geboren werden. Und der Künstler, der auf ein Publikum wirken will, zeigt, daß er den Weg zu den Höhen, die einsam sind, noch nicht gefunden hat.

Rostand ist jung — wird er ihn noch finden? Bisher blieb seine Kunst ohne tiefere Wirkung. Sie entzückte, aber sie gab das Leben nicht; sie spielte und schätzte sich selber glücklich, aber in ihrer Gefallsucht vergaß sie ihr eigenes Wachstum.

Die deutsche Dramatik scheint anderen Zielen entgegenzugehen als die unserer westlichen Nachbarn. Seit wenigen Jahren erheben sich tausend Stimmen bei uns nach einer größeren, umfassenderen Kunst, die in der Geburtsstunde großer Ideen, im tausendfältigen Gewirr sozialer Leidenschaften sich nicht abseits mit Märchenspielen und lächelnden Versen begnügt. In Frankreich steht das Rostand'sche Versdrama nicht allein und nicht ohne Zusammenhang mit tieferen Strömungen der nationalen Kultur. Unbefriedigt von der Gegenwart sucht Frankreich einen Ausdruck seiner Sehnsucht. Wenige Monate vor Cyrano gieng Jean Richpins „Chemineau“ über die Bretter, ein Werk, das durch seine Eigenart fast unerhört war. Haraucourt, Lyriker und Mitglied der Akademie, versuchte in wohlklingenden Versen das Mysterium der Passion Christi für die Bühne zu gewinnen. Der Vers ist das langvergeßene Zaubermittel, das die nackte Brutalität des Lebens verschönern und ihr jene Reize abgewinnen möchte, die auf ästhetische Gemüter am meisten wirken. Es ist noch nicht abzusehen, wohin diese Richtung führt; es gilt aber nicht, ihre Werte zu bestimmen, noch über Berechtigung und Aussicht zu diskutieren, — die neue Romantik, das Rostand'sche Drama, sind Symptom und Ausdruck des französischen Geistes, wie er nach tausend Wandlungen sich heute darstellt; es ist seine Sehnsucht, die zu lange am Felsen gefesselt gieng und nun voll drängender Regung ihren Perseus erpartet.





Vom hässlichen Prinzen.

Von Paul Nicolaus Coßmann.

(München.)

Es war einmal ein Prinz, der war in allen Ländern berühmt wegen seiner überschwänglichen Hässlichkeit. Von allen Orten kamen die Leute in seine Residenz, um ihn zu sehen; und wenn man von einer Reise dorthin zurückkam, war die erste Frage: „Hast du den hässlichen Prinzen gesehen?“ So gross war der Andrang der Fremden, dass, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihn zu sehen, der Prinz sich im Königlichen Museum täglich betrachten liess; Wochentags von elf bis eins, Sonntags von zwölf bis eins. Denn er war stolz auf seine Hässlichkeit, und das ganze Land war stolz darauf, dass jeder Fremde bekennen musste: „Ja, es ist wahr, so einen hässlichen Menschen habe ich noch nie gesehen.“

So ganz im Innern vielleicht, wann er mit sich allein war, so Abends vor dem Einschlafen, mochte dem Prinzen zuweilen der Gedanke kommen: Wie wäre es, wenn man nicht so hässlich wäre? Und es war so etwas in ihm wie eine Stimme, die dafür sprach. Auch hatte er manchmal so etwas wie Ärger, wann ihm Morgens beim Aufstehen die Höflinge sagten: „Durchlaucht übertreffen sich selber, Durchlaucht haben im Leben noch nicht so hässlich ausgesehen.“ Diese geheimen Gefühle und Wünsche wurden dem Prinzen aber erst recht klar, als eines Tages der alte Haushofmeister erzählte, er habe gelesen, die Menschen, die zuvor die hässlichsten gewesen seien, könnten die allerschönsten werden, wenn man das richtige Mittel wisse; die ausserordentliche Hässlichkeit sei eine Verzauberung, aus der man erlöst werden könne, und es sei prophezeit, mit dem Prinzen werde es auch so gehen. Der Haushofmeister sagte, er habe das in einem alten Buche gelesen. Nun frugen ihn alle, und am lebhaftesten der Prinz, ob in dem alten Buch nicht stehe, wie man den Hässlichen aus der Verzauberung erlösen könne; er sagte, es werde wohl drin stehen, er habe es jedoch vergessen; das Buch habe er verlegt, und momentan hätte er auch keine Zeit, danach zu suchen. Da bat ihn der Prinz recht schön, er möge sich besinnen, und versprach ihm, wenn er zur Entzauberung verhelfe, dürfe er jedesmal bei der Süssen Speise sich zuerst nehmen. Nun sagte der Haushofmeister: „Wie wäre es, wenn wir diejenigen Jungfrauen des Landes, die ein Mittel zu wissen glauben, aufforderten, sich hier einzufinden und es zu nennen? Ich schlage vor, dass wir das thun.“ Er hätte gerade so gut etwas Anderes vorschlagen können; aber das war nun einmal seine Art.

Nun wurde ein Ausschreiben durch's ganze Land erlassen: Am nächsten Sonntag sei der Prinz nicht im Königlichen Museum zu sehen; sondern um zwölf Uhr hätten

sich diejenigen jungen Mädchen, die wüssten, wie man ausserordentliche Hässlichkeit in Schönheit umzaubern könne, in der Vorhalle des Schlosses einzufinden. Als nun der Sonntag kam, war der ganze Hofstaat in der Vorhalle des Schlosses versammelt, und ein grosser Spiegel war dort aufgestellt, damit sich der Prinz darin sehen könne. Zuerst kam ein Mädchen herein, das brachte eine Seife; es sagte, mit dieser Seife wasche es sich — früher sei es ausserordentlich hässlich gewesen, und jetzt, durch den Gebrauch der Seife, sei es sehr schön. Das konnte der Prinz durchaus nicht finden, und deshalb sagte er, er wolle sich lieber nicht mit der Seife waschen. Jetzt kam eine Jungfrau, die wirklich sehr schön war; sie sagte, der Prinz solle sie eine Viertelstunde lang ansehen: das sei das Richtige. Das that der Prinz denn auch; aber als die Viertelstunde vorüber war, sah er gerade so hässlich aus wie zuvor. Nun kam eine Dritte. Die beiden Anderen hatten laut gesprochen, damit man sie besser höre; und da es in der Halle recht dröhnte, hatte es geschallt, dass einem die Ohren weh thaten; diese aber sprach leise (denn sie liebte ihn) und sah ihn an; und indem sie ihn ansah, kamen ihr Thränen in die Augen, und durch die Thränen hindurch sah sie, was die Anderen ohne Thränen nicht hatten sehen können, dass zwei kleine, kleine Splitter in des Prinzen Augen steckten; es waren Splitter, die man für gewöhnlich nicht sehen konnte; aber durch Thränen hindurch sah man sie ganz deutlich funkein. Das Mädchen sagte, es wolle dem Prinzen etwas aus den Augen ziehen; und damit sie es besser thun konnte, kniete er vor ihr nieder. Als sie die beiden Splitter entfernt hatte, und der Prinz in den Spiegel sah, fand er sich merkwürdig verändert und sagte: „Es scheint, dass ich gar nicht mehr so hässlich bin“, und der Haushofmeister, welcher dabei stand, sagte: „Ja, es scheint so.“

Und wirklich so war es; aus dem hässlichen Prinzen war ein schöner geworden, und von Tag zu Tag wurde er schöner. Da war grosser Jubel, und der alte Haushofmeister durfte sich von jetzt ab immer zuerst von der Süssen Spelse nehmen und war überhaupt der angesehenste Mann des Landes, weil er ja zur Entzauberung verholfen hatte. Es wurde ein grosses Festmahl abgehalten, welches drei Tage dauerte, und dem jungen Mädchen, welches leise gesprochen hatte, wurde erlaubt, zuzusehen und auch einige Freundinnen mitzubringen, denen es auch erlaubt sein sollte. Ob sie gekommen ist, weiss ich nicht; aber wer das alte Buch des Haushofmeisters hat, der kann es nachsehen.





Deutsche Lyrik.

Nacht.

Tot
Ist die lichtverlassene Welt.
Der letzte Hauch des Abends
Flattert furchtsam durch den lauschenden Raum;
In Eins
Löst sich Endliches und All,
Und in den schwarzen Locken der Ewigkeit
Blühen die Sterne.
Meine Sinne vergehen
Im Kommenden und Vergangenen,
Und meine Gedanken wagen es nicht, zu atmen.
Nur Seele bin ich,
Selbst die Nacht
Und selber die dunkelängige Unendlichkeit.
So
Möcht' ich ewig sein und nie
Zu meinem Leib und allen engen Räumen
Des Tags erwachen!

München.

Richard Braungart.

An meine Heimat.

Uns tausend Schloten steigt ein dicker Rauch.
Der wälzt sich langsam durch die Lüfte her,
Dann sinkt er nieder dicht und schwarz und schwer
Und brüet dumpf auf Haus und Baum und Strauch.
Es lauert rings ein großes schwarzes Sterben,
Und alle Blätter sind so weß und grau,
Als funkelte hier nie ein Tropfen Tau.
Kein Frühling will die Straßen bunter färben.

O wüßtet ihr, wie ich in meinen Träumen
Oft weinend rief nach einem Stückchen Wald,
Nach ein paar frischen, wipfelstolzen Bäumen,
Durch die der Sturm sein helles Singen hält!

Wie mir die Blume, die am Wegesrande
Nur schwarzbestäubt und mühsam aufgeblüht,
War wie der Gruß aus einem Märchenlande,
Wie sie mit Glück und Sonne mich durchsprüht —

Ihr wißt es nicht, ihr könnt es nimmer wissen,
Und nimmer fühlen könnt ihr all das Leid,
Das mir die ganze Jugend hat zerrissen,
Das mich durchbebt so lange, lange Zeit — —
Nur Rauch, nur Qualm, der sich voll träger Ruh'
Aus tausend Schloten wälzt in schwarzer Masse —
Wie ich dich hasse, meine Heimat du,
Wie ich seit Kindertagen schon dich hasse!

Gelsenkirchen.

Philipp Wittkop.



Eine Lanze für den Vers im Drama.

Von Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!“ Der Schul-Asthetiker ist auch einer von den Aufklärern, die immer einmal wieder alles aufklären bis auf die eine leidige Thatsache, daß es nämlich noch immer spukt. Sein Werk wäre ein ebenso ideales wie leichtes, wenn es bloß keine lebendige Kunst geben wollte.

Aber wenn er eben den Stein oben hat, so giebt ihm irgend ein leichtfertiger echter Künstler wieder den Tritt, daß er in die Tiefe fliegt. Heute wird eine Kunstform in allen Ehren eingesargt und begraben — und morgen hat die amtlich und ärztlich festgestellte Leiche, nachdem doch alle Leichenkosten bezahlt sind, die Insubordination, lebendig wieder aufzuerstehen und dem Doktor mit dem Sargdeckel die Nachtmütze vom Kopf zu schlagen. Im ewigen Juben hat die Legende den ewigen Greis gemalt, der nicht sterben kann; in der Kunst aber steckt etwas vom ewigen dummen Jungen, und wenn mit Platens schönem Wort der letzte Dichter erst mit

des Himmels Lampen auslöscht, so wird unter der endgiltig letzten Himmelslampe der letzte Dichter wahrscheinlich auch noch ein letztes Mal der Schulästhetik eine Nase drehen. —

Wir schicken jetzt einmal wieder ein Jahrhundert zu Grabe. An solcher Geisterstunde stehen alle Sorten von Spuk auf. So läßt sich auf unsern Bühnen heute ein graues Männlein sehen, mit einer Schlafmütze bis tief über die Augen herunter. Es orakelt, daß mit diesem scheidenden Säkulum der Vers in der Bühnensprache endgiltig eingefargt und begraben sei. Und es hat ästhetische Gründe dafür so reichlich wie Brombeeren. Ästhetische Gründe, die sich als das allermodernste aufspielen und scheinbar so grell in die Kunst hineinstrahlen wie elektrische Lampen von der Leipziger Straße.

Eine wunderliche Wallfahrt: die Ästhetik vor diesem Versproblem im neunzehnten Jahrhundert.

Das Jahrhundert setzte ein mit einer Blütezeit der Ästhetik überhaupt, wie sie wenigstens für Deutschland weder vor- noch nachher so gewesen ist. Der wunderbare Fall war eingetreten, daß die beiden unbedingt besten „dummen Jungen“ der deutschen Dichtung das Heft des Schulmeisteramtes vorübergehend in die Hand genommen hatten. Bei „einem Glase Punsch und etwas Kaltem“ verhandelten Goethe und Schiller über die tiefsten ästhetischen Probleme. Im Kreise dieser Gewaltigen bestimmte das Können das Meinen. Kein Zweifel waltete, daß der Vers ein köstliches Gut der Bühne sei, ein Kunstmittel, auf das zu verzichten ein schwerer Abfall von einer gewissen lautereren Höhe der Kunst sein müsse. Dieser einzigartige Bund von Praxis und Theorie löste sich aber eines Tages, wie so viel Schönes in der Welt, sachte wieder auf, und die Ästhetik kam mit dem Ansteigen des Jahrhunderts mehr und mehr wieder in die Hände der echten Schulmeister vom grauen Fach. Die Tradition der Herrschaft jenes Diosturenpaares „dummer Jungen“ war indessen als solche mindestens fünfzig Jahre lang stark genug, auch diese echten Schulmeister noch so gut wie ausschließlich zu beherrschen. In einer Zeit, wo das Versdrama in der Praxis unverkennbar sank, versteinte in der Schulästhetik die Theorie vom Vers im Drama erst eigentlich zu einem absoluten Dogma, und dieses Dogma stand in seiner Starrheit Blüte ungefähr grade, als das deutsche Jambendrama auf der wirklichen Bühne selbst den harmlosesten Seelen beinahe bankerott erschien. Als Gustav Freytag seine Technik der Langeweile des Dramas schrieb, war das deutsche Versdrama wirklich auf einem Punkt der Langeweile angelangt, der an ein Verfliegen der dramatischen Kunst überhaupt glauben ließ. Die offizielle Ästhetik aber hätte

lieber das Letztere als unvermeidliches Faktum für immer zugegeben als an ihrem theoretischen Dogma gerüttelt.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts nun kam der Naturalismus als endlich einmal wieder einsetzende dumme Jungenthät, keine allzu ausgedehnte und vielköpfige, aber immerhin doch eine. Dieser Naturalismus brachte eine Praxis, die den Vers praktisch einmal zum Teufel warf, wie das im einzelnen Fall ja gutes „Dumme Jungen-Recht“ war — das heißt Recht des schaffenden Individuums, das sich seine Form nahm, wie es sie eben brauchte und konnte. Ein großes Seufzen gieng durch die Ästhetik. Zuerst wehrte man sich mit allen Mitteln. Dann aber — und das ist die Situation jetzt auf der Jahrhundertwende: auch hier großer Umschlag. Drasselnde Stimmen von überall her: der Vers ist wirklich ganz überflüssig. Es hat einige Zeit gedauert, bis sich das auch theoretisch entwickelt hatte. Boshafte Zungen könnten behaupten, das ästhetische Dogma kristallisiert sich wiederum erst ganz fest just in dem Momente, da die naturalistische Praxis wenigstens in ihrer scharfen Form schon wieder im Abzug begriffen ist. Wie es nun damit sei: jedenfalls ist der Umschwung gegen den Vers bei den Schulmeistern momentan in rapidem Wachstum begriffen. Und die Kritik des Verses kommt schon so hübsch schulmeisterlich echt heraus, daß man ganz genau fühlt, welches Gebiet jetzt Feuer gefangen hat. Noch zehn Jahre — und wir haben die neue Weisheit in allen Lehrbüchern. Vorausgesetzt, daß die „dummen Jungen“ nicht vorher wieder alle Scheiben einwerfen, was denn allerdings auch wieder sehr wahrscheinlich ist.

Denn Hand auf's Herz: soll das nun wirklich der Abschluß eines Jahrhunderts sein, das doch ein Jahrhundert der sich entwickelnden und befreienden Geistesmenschheit war, trotz aller Schulmeisterei, — eine Behauptung von so handgreiflicher Thorheit und Nichtigkeit?

Fassen wir die Frage einmal ohne Schulmeisterparagrafen an. Es ist gewiß wahr: wir sehen die dichtende Kunst, also auch die dramatische Dichtung, heute, auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, in gewissem Sinne anders an, als es etwa Schiller vor hundert Jahren that. Das hat unmittelbar mit Naturalismus oder naturalistischen Moden nichts zu thun, — es liegt einfach daran, daß wir einmal wieder hundert Jahre Denken und Weltanschauen mehr in uns tragen.

Jede Zeile ästhetischer Praxis wie ästhetischer Theorie bei Schiller ist durchdrungen von einer bestimmten Idee. Ihre Wurzeln liegen streng genommen nicht in der Kunst, sondern in der Philosophie, — sagen wir höher: in der Weltanschauung. Es ist die Weltanschauung Kants, obwohl

sie Kant nicht allein gemacht, sondern nur scharf zusammengefaßt hat. In dieser Weltanschauung lebt als Kern und Herz aller Gedankengänge die tiefe Überzeugung vom ewigen, unüberbrückbaren Kontrast des Wirklichen und des Ideals. Was im Ideal leben will, das muß im Leben untergehen. Dieser resignierte Gedanke lehrt ewig wieder. Im Innersten giebt es so wenig eine Brücke zwischen unseren Glücksträumen, unserer Sehnsucht, unseren Hoffnungen und der eiskalten, eisernen Wirklichkeit, wie es eine Brücke giebt zwischen Kunst und Wirklichkeit. Wie auf zwei Planeten leben diese beiden Welten des armen Erdenmenschen. Und das ist so, seitdem Menschen leben und träumen, das bleibt so in alle Ewigkeit. Wohl kann der höchste, ästhetisch fast vollkommene Mensch zeitweise ein beglücktes Dasein führen im Ideal. Aber das glückt ihm nur, wenn er durch einen wahren geistigen Gewaltakt die Wirklichkeit sich momentan verhüllt, ausgeschaltet hat, durch absolute Misachtung nicht mehr sieht. Diese Grundidee greift nun bei Schiller auch in jede Spezialfrage ästhetischen Theoretisierens ein, sie muß eingreifen bei der eminenten logischen Klarheit, die er besaß, und bei der eminenten Erfahrung, die ihm zusammen in der Geschichte der Ästhetik einen Rang gebeu, wie ihn kaum vor ihm oder nach ihm wieder irgend ein Ästhetiker besessen hat. Auch seine Stellung zum Vers im Drama wird davon abhängig. Das Drama ist ihm ein Idealwerk. In dem der Zuschauer es erlebt, vollzieht sich auf eine kurze Spanne Zeit jenes Einwurzeln in den herrlichen Schein, in den Traum einer idealen Welt, der Übergang gleichsam auf jenen fernen, hellen, wunderbaren Nebenplaneten in der Menschenseele, den ein tragisches Geschick uns in der Wirklichkeit unseres jammervollen Erdplaneten ewig ver sagt hat. Jeder Einzelzug des Drama's muß nun auf's Sicherste darauf gebaut sein, daß möglichst die Illusion, der schöne Schein erweckt und gewahrt bleibe, daß die denkbar höchste Verachtung, ja das völlige Vergessen der leidigen Wirklichkeit der echten Erdenwelt dem Zuschauer wenigstens für die Dauer des Stückes ermöglicht werde.

Ein sicheres Mittel hierfür: der Vers. Alle Rede in Versen, wie nie ein Mensch im realen Leben redet.

Kein Zweifel, daß diese Konsequenz eine logische war. Es fragt sich uns heute nur, ob die allgemeine Idee, die Weltanschauung, die dahinter steckt, mit ihrer ganzen Scheidung von Ideal und Wirklichkeit, als solche absolute Gültigkeit hat für die Menschheit, und vor Allem, ob sie für uns heute, hundert Jahre nach Schiller, noch gilt. Schiller, der Schüler Kants, war entschieden der Ansicht, daß er das „Absolute“ gefunden habe. Seit Jahrtausenden, seit es Kunst gab, hatte die Menschheit un-

bewußt nach diesem Prinzip Ideal und Wirklichkeit geschieden. Jetzt war die Sache bloß in's helle Bewußtsein übergetreten. So glaubte er mit ganzer Seele. Eine Weiterentwicklung des Idealbegriffs gab es für ihn nicht mehr. Jenseits des Kontrastes schloß sich im Sinne Kants für immer die Welt, haarscharf abgegrenzt durch die Grenzen unserer menschlichen Organisation. Dem läßt sich nun am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus der Erfahrung Gewichtiges entgegen stellen.

In keinem Punkte ist unser Jahrhundert, wenn man es im ganzen überblickt, so entscheidend geworden, wie in der Fortentwicklung gerade des Idealbegriffs. Auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Handelns, man mag nehmen, welches man will, hat sich die bewußte Erkenntnis Bahn gebrochen, daß unsere Idealbilder in Wahrheit nichts Anderes sind, als Zukunftsbilder. Zukunftsbilder, auf die unsere wirkliche, reale Entwicklung losgeht, die sie, wenn sie sie auch heute noch nicht realisiert besitzt, doch einmal als Wirklichkeit besitzen wird. Der ungeheure Fortschritt innerhalb dieses intensivsten aller Menschheitsjahrhunderte hat uns das deutlich genug selber gepredigt. Eine ganze Masse von Dingen, die noch dem vorigen Jahrhundert im blauen Duft des weltfernesten Ideals lagen, ist unter unsern Händen aktuelle Wirklichkeitsfrage bereits jetzt geworden. Der Traum einer Naturbeherrschung, die dem Menschen fast die Macht giebt, die noch die Antike ihren olympischen Göttern andichtete, dieser Traum ist aus dem Märchen übergegangen in die wirkliche Leistung unserer Technik. Der Traum einer tieferen Erkenntnis der Natur, eines Einblicks in ihr großes Werden in der Vergangenheit, einer Verknüpfung von Mensch und Welt -- er ist im Zeitalter Darwins aus dem Phantasiespiel kosmogonischer Dichtung übergetreten in die Forschung, die ihn Stück für Stück in die Wahrheit hinein banut. Die Ideale der Menschenfreiheit, der harmonischen Einigung aller zu gemeinsamem Glück, zu unendlich erhöhter ethischer Vollkommenheit, die das Verbrechen in seiner Wurzel erstickt, indem es seine Ursachen beseitigt: es tritt uns als soziale Bewegung entgegen, die täglich neue Teile des einst so lustigen Ideals in Realität überjetzt. Gegenüber diesen so unendlich hell schon sichtbaren Wegen erscheint uns der Keragedanke des Kant-Schiller'schen Idealbegriffs im Ganzen nicht als das Bewußtwerden eines uralten, nie überbrückten und überbrückbaren Kontrastes, — sondern wir sehen darin durchaus die verzweifelnde, zaghafte Stimmung eines unsicheren Kulturmoments, die alsbald, von den Thatsachen überholt, wieder beseitigt wurde, und die auch in die Vergangenheit hinein keinerlei aufklärendes Licht gab. Denn in unklarem Drange hat die Menschheit thatsächlich an jener

„Realisierung des Ideals“ gearbeitet, so lange sie überhaupt eine Kultur besitzt, — sie hat innerlich immer daran geglaubt und darauf vertraut, sonst wäre das neunzehnte Jahrhundert selber in seinem Erfolge nie möglich geworden.

Nun das angewendet auch auf die Kunst! Auch hier die große Frage: dient die Kunst der plastischen Gestaltung einer absolut fernen Idealwelt, dem Bau einer Fata Morgana, die aufschillert, aber unerbittlich auch wieder versinkt und nur toter, wasserloser Sand ist, wenn wir mit realen Händen danach greifen wollen, — oder ist auch das Höchste unserer Kunst allemal nichts Anderes als die künftige, die werdende, die erhoffte und jetzt schon wie ein fernes gelobtes Land plastisch geschaute Realität, nicht eine Fata Morgana, sondern ein Grundriß, eine Bauakzise dessen, was uns schon vorschwebt und was unserer Hände Arbeit eines Tages auch als bessere Wirklichkeit greifen wird?

Das uralte Wort, das in dem Dichter einen Propheten sah, hat diese Frage eigentlich längst gelöst. Aber es mußte doch die ganze Wucht der anderen Idealverwandlungen in unserm Jahrhundert hinzutreten, um uns von dem Kant-Schiller'schen Banne auch hier allmählich wieder frei zu machen. Nirgendwo hatte die Definition des Ideals als eines ewigen Gegenjages zur Wirklichkeit vorübergehend so gut geklungen wie im Bereich der Kunst. So lange und gerade im vorigen Jahrhundert so heftig hatte die echte Kunst gegen eine gewisse Sorte Philisterei ankämpfen müssen, die in der Kunst nur eine kleine Augenblicksnützlichkeit sehen wollte, eine hübsche Goldpapierhülle zu moralischen Erzählungen für Kinder, oder ein Sprachrohr der trivialsten und borniertesten Augenblicksgewalten auf ethischem, religiösem oder politischem Gebiet. Da schien es eine Erlösung, zu sagen: das Ideal der Kunst ist überhaupt nicht von dieser Welt. Aber es giebt nun doch wieder zweierlei Möglichkeit in dem Begriffe „dieser Welt“. Ich kann sagen: es ist nicht von dieser Welt, weil es überhaupt von keiner ist. Und ich kann sagen: es ist nicht von dieser Welt, weil es schon Zukunft malt, weil es schon Harmonieen, Lösungen, Überwindungen, Freiheiten zeigt, die erst von uns errungen werden sollen und zu deren Kommen allerdings jener Augenblicksphilister selber am wenigsten beizutragen pflegt. Schiller biß sich auf dem ersteren Satze fest. Das Jahrhundert aber seit Schiller neigte stärker und stärker dem zweiten zu. Die Kunst wurde für die Erde zurückverlaugt, ohne deshalb den Philistern ausgeliefert zu werden. Und in diesem Gedanken, glaube ich, gehen wir innerlich alle aus dem Jahrhundert heute einig heraus.

Jetzt aber zu einer so ganz engen Frage, wie dem Vers im Drama! Schiller definierte ihn, wie es logisch völlig korrekt von seinem Idealbegriff

aus war, als ein Hauptmittel, um den Hörer in der illusionären Welt zu erhalten, in dem Ding, das „nie von dieser Welt“. Die Opposition gegen den Vers heute aber kommt aus dem naturalistischen Lager.

Nun muß man in unserer naturalistischen Bewegung zwei Momente scharf auseinanderhalten. Das eine ist vergänglich und vergeht uns heute schon wieder unter den Händen. Elemente der Tagesmode haben darin gesteckt, subjektive Unreife von Personen, allgemeine Reaktion gegen vorher mächtige Gegenströmungen — wobei aber der Umschlag auch wieder weit über's Ziel ging, und, nicht zum Wenigsten gerade nach der Seite der extremen ästhetischen Theorie das leidige Mitreden völlig kunstfremder Elemente, denen unsere Presse überall naiv den breitesten Raum giebt, als seien sie berufene Vertreter der Kunst, während sie in Wahrheit geradezu lächerliche Dilettanten ohne die einfachste Grundbedingung sind. Neben diesem wichtigen Moment im Naturalismus aber steht ein zweites, das für unseren Gedankengang sogar von ganz besonderem Ernst ist, — wie es denn überhaupt nach jeder Richtung ernst genommen werden kann. Es wurzelt mit dem Herzen gerade in jenem neuzeitlich veränderten Idealbegriff.

Die Kunst befand sich wieder auf ihren Zusammenhang mit dem Leben, mit der Wirklichkeit. Aus einer kalten Zauberböhe stieg sie wieder herab in den eigentlichen Arbeitskreis der Kulturmenscheit. Zeitweise kam das wie ein Erwachen aus einem Traum. Die Wirklichkeit schien als Objekt zurückgeschenkt. Ein neuer Kunstfrühling, der hier einsetzte, mußte notwendig einen Zug zum „Naturalismus“ erhalten. Wenn die Kunstideale nicht in Wolkensuckdachsheim, sondern in den Grenzen irdischer Vollendung — wenn auch Zukunftsvollendung — schwebten, so erhielt die schlichteste Gegenwart um uns her eine eminente Bedeutung. Denn diese Gegenwart war die Wiege ja aller sichtbaren Zukunft. Es erwuchs eine absichtliche, aufbringliche Gegenwartskunst, deren Kunstwert gleichwohl auf dem Idealbegriffe stand. Im Grunde genommen blieb auch diese Kunst vollkommener Idealismus. Aber das Ideal selber hatte seinen Platz verändert, war im Zuge des Jahrhunderts scharfer wieder in das Wirkliche, Lebende, in und um uns Sährende und Emporringende hinein gesunken. Alles wirklich Gute, was die naturalistische Strömung im modernen Drama geleistet hat, schöpft aus dieser Wandlung, die eigentlich bloß ein gesundes Sichzurückbesinnen ist, seine Kraft. Aber man fragt sich: ist von dieser berechtigten „naturalistischen“ Ecke aus negativ etwas über den Vers auszusagen? Tritt er irgendwie in Widerspruch mit diesem Prinzip, wie es angedeutet ist?

Behauptet ist es worden, aber allgemein von dem „Naturalismus“ aus und ohne Trennung der innerlichen Dinge, die dieses Schlagwort unter einen Hut bringt. Ich denke: es sieht wohl jeder, daß die zuletzt gegebene Definition eines gefunden Kerns im naturalistischen Streben von Einem ganz fern ist. Nämlich von der These, daß die moderne Kunst — sagen wir enger: die dramatische Dichtung — ein einfaches Abschreiben der Wirklichkeit sein solle, ein Verismus ohne Ideal, der bloß ein photographisches Atelier aufschlägt (der Vergleich ist noch viel zu gut!) und alles „Darüberhinausdenken“, mithin also alles Denken überhaupt des schauenden Künstlers, als Ballast über Bord werfen will. Solcher Verismus ohne Geist hat weder mit alter, noch mit neuer Kunst etwas zu thun, er ist in Theorie wie Praxis ein Ding, mit dem die Kunst überhaupt nichts anfangen kann. Von hier dürfen wir also nicht kritisieren, sonst wäre die Sache ja kinderleicht. Vom extremen Verismus aus wäre die Verstrebe auf der Bühne ein glattes Umding. Aber er gilt uns eben nicht, kann uns nicht gelten, da wir nach wie vor vom Ideal ausgehen, wenn wir auch dieses Ideal etwas anders definieren, als es Schiller definiert hat. Ich meine nun folgendes.

Die Kunstideale, geben wir zu, sind in die Wirklichkeit zurückgekehrt, im Gegensatz zu Schiller, der sie aus allem Wirklichen jetzt und für immer hinauswerfen wollte. Aber sie sind nicht in die Gegenwart zurückgekehrt, sondern zu Zukunftsidealen — allerdings innerhalb der „wirklichen“ Zukunft — geworden. Nur im Hinblick auf diese Zukunft, auf das erst „Werdende“ der Menschheit, interessiert uns künstlerisch die Gegenwart mit ihrer Wirklichkeit wieder mehr, — nicht um „ihrer selbst“ willen im Sinne des Verismus. Nun sollen wir Menschen auf der Bühne reden lassen. Dürfen sie Verse reden?

Zugestanden: kein Mensch im heutigen Leben außerhalb der Kunst redet in Versen. Verse sind eine rhythmisch stilisierte Rede, die höheren Harmoniegesetzen unterliegt als unsere gewöhnliche Sprachform. In den Anfängen der Sprache, den Sprachursprüngen liegt das noch nicht so weit auseinander. Das musikalische, künstlerische Ohr sprach da ebenso mit wie das reine Bedürfnis der Verständigung. Erst allmählich sind diese Wurzeln der Sprache gleichsam „Zu widerwurzeln“ geworden.

Unser Jahrhundert ist nun im wahrsten Sinne das Jahrhundert des vollkommenen Anfangs, die gemeine Verkehrssprache, die Sprache in ihrer Eigenschaft als nacktes Kommunikationsmittel nach allen Kräften auf den Gipfel der Kürze und Nützlichkeit zu treiben, sie abzuschleifen und umzuformen, wo es nur geht nach dieser Seite hin. Und vom zwanzigsten

Jahrhundert sieht durchaus zu erwarten, daß es hier noch weiter gehe. Es giebt eben ein Element unserer Entwicklung, das hierher treibt, treiben muß und treiben wird.

Es fragt sich nur: soll dieses Element die Macht gewinnen, die andere, auf Rhythmus und Harmonie, auf Schönheit und Wohlgefallen im ästhetischen Sinne gebaute Wurzel der Sprachbildung endgiltig zu unterdrücken und zur Verkümmern zu bringen? Kein Verwünschter wird das auch nur als leichsten Wunsch aufstellen. Wie aber aus dem Dilemma kommen? Sollte es nicht ein beinah simpler Gedanke sein, daß die Kunst die Ketterin ist? Daß sie an dieser Stelle ganz im Sinne unserer neuzeitlichen Ideallehre eine große, notwendige Entwicklung einfach selbstthätig durchzuretten hat durch eine Wirklichkeit, die sie bedroht, hinüber in eine verbesserte Wirklichkeit, die sie notwendig braucht?

Es handelte sich hier nicht um ein reines Zukunftsideal. Die Sache selbst ist ja uralte, liegt tief im Herzen der sprachbildenden Menschheit seit Jahrtausenden. Aber eine gewisse Phase der Entwicklung bedingt im Moment, vielleicht für einige Jahrhunderte, ein Zurücktreten des ästhetischen Elements in der Sprache gegenüber dem rein praktischen, der kürzesten Kommunikation gewidmeten. Da ist es die Kunst, die die Sache als fort und fort dauerndes „Ideal“ so lange übernimmt. Die Kunst, die sich ihre Sprache nach ästhetischen Motiven unentwegt für sich ausbaut. Die selbstherrlich ihre Menschen je nach Bedarf in Versen reden läßt, also in einer rhythmisch weiter gebildeten Sprache, die das moderne Wirklichkeitsleben bei Seite läßt. Ja, die auf diese ihre Sprache eine immer intensivere Liebe verwendet, je mehr die Alltagssprache jedes ästhetische Ideal verliert. Und die auch mit Energie darauf dringt, daß diese ihre Sprache nicht „tot“ werde, sondern von lebendigen Kehlen weiter gesprochen und „lebendig“ weiterentwickelt werde.

Was hat aber die Kunst für Orte, wo sie das kann? In erster Linie die Bühne!

Gewiß: wenn auf dieser Bühne jetzt, zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, in Versen gesprochen wird, so entspricht das nicht der heutigen „Wirklichkeit“. Aber es entspricht dem Zukunftsideal moderner Kunst vollkommen. Dieses Ideal achtet die Gegenwart, denn sie ist der Zukunft immerhin am nächsten. Aber es achtet sie nur im Hinblick auf diese Zukunft. Sie durchleuchtet sie schon jetzt im prophetischen Sinne mit der Zukunft. Und wo die Gegenwart wichtige alte Fäden, deren die Zukunft erst recht wieder bedürfen wird, in ihrer „Wirklichkeit“ zwangswise einmal lose schleifen läßt, da betont sie von ihrer Seite diese Fäden

gerade doppelt und erhält die Menschheit in der sicheren Gewohnheit und Gewißheit, daß sie doch auch nach wie vor vorhanden sind.

So sollte wohl am Ende die Zukunftsmenschheit dermaleinst allgemein wieder in Versen, etwa in fünffüßigen Jamben wie Tell oder Wallenstein, reden? Mit solcher Frage möchte wohl ein Gegner die Sache in's Lächerliche treiben. Es handelt sich aber nicht um fünffüßige Jamben. Es handelt sich ganz allgemein um Wiederholung unserer konventionellen Verkehrssprache auch auf der Bühne, dieser Verkehrssprache, die mit jedem Tage mehr abgeschliffen wird und aus reinen Nützlichkeitsgründen jedes Sonnenstäubchen Schönheit ausmerzt, — oder um fort und fort bewährte Pflege jener anderen Wurzel der Sprachentwicklung überhaupt, die von der Ästhetik, von der Schönheit, von der Harmonie kommt. Auch alle unsere Verse, wie sie da sind und von der Bühne erklingen, haben nach ihr Teil Unvollkommenes in sich. Darauf kommt's aber nicht an. Das Entscheidende ist, ob die Kunst uns überhaupt eine lebendige, gesprochene Kunstsprache aus ästhetischen Rücksichten irgendwo öffentlich und zu jedermanns Ohren rettet. Wie diese Kunstsprache sich dann in sich weiter entwickeln mag, wie sie von unbeholfenen Versen zu immer feineren, vergeistigteren übergehen mag, das ist ihre Sache. Die allgemeine Hauptsache ist, daß solcher Entwicklung überhaupt ein Ort bleibe — nämlich die Bühne, — und auf dieser Bühne eine besondere ästhetische Sprache, die eben nicht der Jargon des heutigen unästhetischen Kommunikationsmenschen ist, also — nach heutigen Begriffen — „Vers“ sein muß . . .

Ich bin fest überzeugt, daß der gesunde Rest des heutigen Naturalismus in dieser Linie von seinen eigenen immanenten Begriffen fortgerissen werden wird. Indem er seine Kunst in einem neuen, verbesserten Sinne als Idealkunst wieder fühlen lernt, wird er auch den großen Mut seiner Ideale wiederfinden, der ihn über die blinde Forderung des Verismus ebenso hinausführt, wie über das blöde Lachen des Philisters. Und der ihn von Schiller im Prinzip himmelweit entführt — nämlich aus dem blauen Himmel zur Erde zurück —, ihn in der Praxis aber zu Schiller zurücklenkt. Schiller wollte den Vers auf der Bühne, damit wir möglichst weit aus der Wirklichkeit herauskämen. Wir aber wollen ihn, auf daß die Menschheit nach Jahrhunderten der Nüchternheit ihrer alltäglichen sprachlichen Wirklichkeit eines Tages sich besinne und dann in der selbständig weiter entwickelten ästhetischen Sprache der Bühne eine bessere Wirklichkeit herrlich gerettet vorfinde.

Rachbemerkung der Schriftleitung: Es wäre nur die Frage, ob dieses Zurückgehen auf die Sprachwurzel, solcher Prozeß des Wiedergebärens einer idealen Rede, heute

— nach Schiller und Wagner — konsequenterweise nicht in's Musikdrama münde, während dem rezitierten Drama eben es vorbehalten bliebe, die realistischen Elemente weiter zu entwickeln und mit naturalistischer Technik aufzubauen. Oder aber wäre dann die Linie Mozart-Beethoven-Wagner etwa gar nur die Fortbildung jenes Schiller'schen Zuges gewesen — zu einem Ideal hin, das überhaupt „nie von dieser Welt“ ist?



Münchener Nekrologe.

1. Adolf Bayersdorfer.

Von Wilhelm Weigand.

(München.)

Am 21. Februar hat Deutschland einen seiner seltensten Männer durch den Tod verloren: Adolf Bayersdorfer, den berühmten Kunsthistoriker, der sich nicht nur des höchsten Ansehens im Kreise seiner Fachgenossen erfreute, sondern auch in gewissem Sinne eine ganze Kultur in sich verkörperte. Was die Freunde, was die Kunststadt München an dem ausgezeichneten Kenner verloren haben, ist gar nicht zu ermessen.

Das reiche Leben, das viel zu früh zu Ende gieng, verlief nach außen hin nicht glänzender als das gewöhnliche Leben eines Gelehrten. Adolf Bayersdorfer wurde am 7. Juni 1842 in Erlenbach bei Aschaffenburg als Sohn des Revierförsters Philipp Christian Bayersdorfer geboren. Er verlor seinen Vater schon in den ersten Lebensjahren. Durch die Wiederverheiratung seiner Mutter mit einem Steuerbeamten Namens Reber kam er im elften Lebensjahre nach München. Als er zu Anfang der sechziger Jahre die Universität München bezog, schien er zuerst Medizin studieren zu wollen; seine ausgesprochene ästhetische Begabung wies ihn jedoch gebieterisch auf das Studium der Kunst hin. Während seiner Lehrjahre, die ihn in nähere Verbindung mit Karl Du Prel, Martin Greif und dem Wiener Kritiker Ludwig Speidel brachten, hatte er Gelegenheit, die Not des Lebens durch Erfahrung kennen zu lernen: er mußte, um sich zu erhalten, Kritiken für Tagesblätter schreiben. Einzelne seiner Freunde behaupten, diese Thätigkeit eines Tageschriftstellers habe ihm die Feder für immer verleidet.

Übrigens wird bezeugt, daß der Einfluß, den Bayersdorfer auf geistesverwandte Männer ausübte, schon damals seiner seltenen Begabung entsprach, die durch die tiefe Menschlichkeit einer edlen Natur geabelt wurde. Im Jahre 1874 siedelte er, zu gründlichem Studium der italienischen Kunst nach Florenz über, wo er zu dem ausgezeichneten Kenner und Sammler Freiherrn von Liphart in fruchtbare Beziehungen trat und mit Böcklin enge Freundschaft schloß. Nach sechs Jahren reicher Arbeit rief ihn die bayerische Regierung als Konservator der Galerie in Schleißheim nach Deutschland zurück. Fünf Jahre später wurde er zum zweiten, und vor einigen Jahren zum ersten Konservator der alten Pinakothek in München ernannt, als welcher er die schönste Wirksamkeit entfalten durfte. Bayersdorfer lebte seit 1880 in der glücklichsten Ehe, der drei Kinder entsprossen, von denen ihn nur ein Sohn überlebt. Ein Herzfehler, der ihm als Folge einer Kinderkrankheit blieb, wurde dem seltenen Manne zum Verhängnis, das ihn früh mit dem Gedanken an den Tod vertraut machte: er starb nach monatelangen Leiden, die er mit der Ruhe eines Weisen ertrug.

Es giebt Männer, die durch ihr ganzes Wesen dazu bestimmt erscheinen, persönlich auf Gleichstrebende und Geistesverwandte zu wirken. Wenn sich in solchen Menschen ausgesprochenes Talent, hohe Bildung und Freiheit des Blickes zu einem schönen Ganzen vereinen, so dürfen sich alle glücklich schätzen, denen der Umgang mit ihnen zu Teil wird. Der moderne Betrieb der Wissenschaften, der den Einzelnen in den Frohndienst des Spezialistentums zwingt, bringt es mit sich, daß derartige Männer unter den Gelehrten immer seltener werden. Man mag ein solches Verhältnis, im Interesse strenger Wissenschaftlichkeit, für wünschenswert oder notwendig halten — im Sinne einer freien, edlen Kultur, die auf schöner Mittheilung des Ererbten und Erworbenen beruht, bleibt es immer zu beklagen. Der Gelehrte, der sich heute zu harter, langwieriger Frohnarbeit verdammt sieht, wenn es ihm darum zu thun ist, die freie Übersicht über ein großes Stoffgebiet zu erlangen, verliert dabei nur allzu leicht den Blick für die allgemeinen Bedingungen, unter denen gewisse bedeutsame Erscheinungen gedeihen können. Auch die Sicherheit der Methode, die, als kostbares Resultat der Arbeit seltener Männer, nicht hoch genug geschätzt werden kann, ersetzt nicht jenen ursprünglichen Blick für das Allgemeine und die großen Zusammenhänge, die das Bewußtsein der Welt vermitteln und genüßreich machen. Hier wird immer die Persönlichkeit des Betrachters wichtiger sein, als die methodische Erfassung der Einzelheiten. Und wenn man auch der Kunstgeschichte den Rang einer Wissenschaft zugestehen mag, so giebt es doch keine Wissenschaft des Schönen, das als Urphänomen des

Lebens jeder Analyse spottet. Hier ist, wie in der Kunst, die Persönlichkeit alles. Man muß bringen, wenn man etwas empfangen will. Selbst das Überlieferte, insofern es nicht technische Besonderheiten und Errungenschaften betrifft, hat nur bedingten Wert. Der historische Blick ist vor Allem der Blick des Richters, der seinen Instinkt nicht gefährden lassen darf. Man muß zum Ästhetiker geboren sein, — um ein Modewort im besten Sinne zu gebrauchen.

Bayersdorfer, dessen hohen Rang als Gelehrter seine engeren Fachgenossen würdigen mögen, war eine eminent ästhetische Natur, ein wahrhaft genialer Ästhet. Er hatte das ganze ungeheure Gebiet der Kunst als Mann der Wissenschaft durchforscht und als geborener Kenner genossen. Er stand, nach der technischen Seite hin, als Kenner der italienischen Kunst über Jakob Burckhardt, dem das seltene Glück zuteil wurde, aus einer großen Kultur heraus auf eine werdende zu wirken. Seine Objektivität war beispiellos, und die Vertrautheit mit den großen Erscheinungen der Kunst hatte ihm auch den Blick für kleinere Naturen und alles Werdende überhaupt nicht getrübt. Er hatte die Gelegenheit, das Beste aller Kunst zu sehen und in sich aufzunehmen, mit regstem Eifer ausgenützt, unterstützt von einem außerordentlichen Gedächtnis, das alle charakteristischen Merkmale mit dem Ernst des Meisters aufbewahrte. Sein Verstand war ebenso reger als die Kraft der Anschauung, die das Bedeutende lebendig erhält.

Dem Schaffenden mag man eine Naturanlage, die den verschiedensten Erscheinungen gerecht werden kann, als gefährlichen Fehler anrechnen; der Betrachter, in dem das Schauen neues Leben entzündet, muß von jener Einseitigkeit frei sein, die sich der Erscheinungen, nach Art der Künstler, mit Gewalt bemächtigt. Es gab kein junges Talent, das dem Auge des Kenners Bayersdorfer entgangen wäre. Er besaß den sichersten Blick für jede besondere Begabung, für das Individuelle, mochte es noch mit den Ausdrucksmitteln ringen oder sich in schönster Freiheit geben. Es steht auf den Blättern deutscher Kunstgeschichte verzeichnet, welchen Freund Böcklin an dem Verewigten besaß, der die alten Bibliotheken nach Temperarezepten für den Techniker durchsuchte und dabei im Stillen Anhänger für den verhöhten Künstler warb. Thoma, Trübner, Haider, Fröhlicher und Stäbli erfuhren seine Förderung und Teilnahme zu einer Zeit, wo die Nation mit dem bekannten Lachen deutschen Stumpfsinns vor ihren reifsten Werken stand.

Diese Teilnahme für das Werdende und Zukunftsvolle, die dem jungen Gelehrten in seltenem Maße innewohnte, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Wir wissen, daß junge Männer, die nicht zum Schaffen

geboren sind, sondern im Erkennen Ziel und Zweck des Lebens sehen, nur allzu leicht zu Lobrednern des Bestehenden werden, weil es Sicherheit und Dauer verspricht. Es gehört Mut dazu, Mut zu haben und sich gegen die Gewalten zu stemmen, die in der Form östheitischer Prinzipien oder äußerer Anerkennung den Werden den bedrängen, der nur die Natur zur Trösterin hat. Zu Beginn der siebziger Jahre stand er, wie August Pauly in seiner tiefgefühlten Grabrede sagt, „als seltener Kenner gegen die herrschende Zeit und entwickelte Grundsätze, welche jetzt erst verstanden zu werden beginnen, wie z. B. von der autochthonen Kraft der künstlerischen Mittel, die das psychologische Gesetz ihres Wirkens in sich und die wir in unserer Seele tragen“.

Bayersdorfer war, wie alle echten Naturen, ein abgesetzter Feind jeder Phrase; er liebte die Kürze und — das Schweigen. Seine Fähigkeit, ein Urteil über irgend ein Werk der Kunst in ein Schlagwort zusammenzufassen, erregte bei allen Kennern immer wieder einhelligste Bewunderung. In Justi's jüngstem Buch über Michelangelo findet sich auf Seite 226 ein glänzendes Beispiel für diese Gabe eines geistvollen Menschen, der sich ihrer auch zuweilen als einer gefürchteten Waffe zu bedienen pflegte. Seine sachmännischen Urteile waren stets von größter Sachlichkeit und Ehrlichkeit. Vor neuen Werken verlor er nicht viele Worte; er ließ alles still und langsam auf sich wirken. Wenn er ergriffen war, so äußerte sich diese Ergriffenheit sicheren Genusses nicht selten durch ein Witzwort, das seine innere Freiheit offenbaren sollte. Wo er geschmacklose Begeisterung fand, ließ er sie ruhig vorübergehen. Er war zu hoch gebildet, um über den Geschmack zu streiten. Nur die Freunde und Vertrauten, die in der gleichen Welt heimisch waren, erfuhren deutlich, wie er über die zahllosen Schwindler und Schufte, die, als Schaffende und Kritiker, das Reich des Schönen unsicher machen, dachte. Trotz einer ungeheuren Liberalität des Geschmacks stand er treu zu allem Edlen und Großen, wie es denn auch keinen strengeren Beurteiler wissenschaftlicher Leistungen gab als ihn. Noch in einem der letzten Gespräche, die ich mit ihm hatte, klagte er über gewisse junge Kunsthistoriker, denen der egoistische Genuß ihres Winkels oder einer ganzen Kunstwelt wichtiger sei, als die stille, wissenschaftliche Lösung eines kunsthistorischen Problems. Besonders war ihm die Kunstkritikerei der Litteraten verhaßt, die meist nur von dem Gehalt eines Bildes angezogen werden und mit jeder Mode gehen, die mit ihrer Neuheit prahlt.

Männer, die zum edelsten Genuße alles Schönen in solch außerordentlichem Sinne vorbestimmt erscheinen, pflegen oft in jenen höheren

Dilettantismus zu verfallen, der mit Genüssen und Sensationen spielt. Davon war keine Spur in Bayersdorfers Natur zu finden: seine Kenner-
schaft stand im Dienste echter Wissenschaft und einer hohen Weltanschauung,
die nicht verschmähte, vor allen Pforten des Lebens um Antwort zu fragen.
Es war ihm leicht, über die technischen Mängel eines Kunstwerkes hinweg-
zusehen, wenn es eine Natur offenbarte. Er schätzte auch problematische
Naturen, denen es nicht gelungen war, die Freiheit jener Meister zu er-
reichen, welche das Stoffliche mit spielerischer Freiheit überwinden. Daß ihm
prahlende Effektiker, die den Markt zu beherrschen pflegen, verhaßt waren,
ist begreiflich: ich könnte einen berühmten Führer und Verführer Münchner
Kunst nennen, an dessen Bildern er schweigend vorübergieng, mit dem Be-
bauern, daß so viel Können in so schmähhcher Weise verthan werde. Er
liebte überhaupt die Leute, welche die Kraft haben, unerkant und un-
gefeiert abseits zu stehen: Steub, Leuthold, Schleich (um einige Schrift-
steller zu erwähnen) schätzte er höher, als die hoffähigen Leute der so-
genannten, sehr berühmten Münchener Dichterschule, die Herren Geibel und
Genossen. Seine Vorliebe für das Individuelle, für den göttlichen Funken,
zeigte sich auch in seinem Verhalten zu den Werken der Weltliteratur:
er hegte die wärmste Bewunderung für Gottfried Keller, während er
C. F. Meyer, als gekünsteltes Talent, nicht leiden konnte; aber fast noch
höher als den Meister Gottfried stellte er die ungehobelte Begabung des
großen Bauernpsychologen Jeremias Gotthelf, weil dessen Talent der Erde
näher stand. Dies ist bezeichnend für den Mann, der doch wie Wenige die
Mittel jeder Kunst zu würdigen verstand: das, was Goethe eine Natur
nannte, galt ihm zuweisen mehr als die Fertigkeit der Hände und des
Griffels, die doch ein notwendiges Mittel hohen Künftlerturns ist. Nur
wer selbst eine Natur ist, darf sich ein solches Verhältnis zur Kunst ge-
statten. Seine Bibliothek verrät den auserlesensten Geschmack. Es war
ein seltener Genuß, mit ihm davorzustehen und bald dieses, bald jenes
Buch zum Anlaß unerschöpflicher Erörterungen zu nehmen. Vor besonderen
Lieblingsbüchern wurde er zum Werber, der die Freunde aufforderte, dieses
oder jenes Werk sofort der eigenen Bibliothek einzuwerleiben. Goethe und
Shakespeare kannte er wie Wenige. Den literarischen Zeitmoden gegenüber
blieb er stets von einer Unabhängigkeit, die sich in den heitersten und
bissigsten Wigworten bethätigte. Als Kenner des Schachproblems und
strenger Meister der Problemerkunst genoß er in weiten Kreisen eines
verdienten Rufes. Noch auf dem Krankenlager diente ihm das edle
Spiel zur Erheiterung; der Besucher fand immer ein Schachbrett in
seiner Nähe.

Eine Eigentümlichkeit des seltenen Mannes, die den Fernerliegenden und Freunden in gleichem Maße auffiel, war seine krankhafte Scheu vor der Feder. Bayersdorfer hat, im Gegensatz zu so vielen schreibseligen Gelehrten und Kunsthistorikern (wie er einzelne seiner Kollegen scherzhaft zu nennen liebte) sehr wenig geschrieben. Wir besitzen von ihm eine Abhandlung über die Holbein'sche Madonna in Darmstadt, eine Broschüre über Martin Greif, dessen lyrisches Talent er, trotz der Geringschätzung Seibels, sofort erkannte, ein kleines Bändchen Humoresken aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Italien, und eine Anzahl kleinerer Aufsätze, von denen er niemals sprach. Man darf diese Schreiblust in diesem Falle schmerzlich beklagen; tiefste Einsichten in das Wesen der bildenden Kunst und einzelner Meister sind auf diese Weise für die Gebildeten der Nation verloren gegangen und leben nur in einzelnen Freunden fort, denen der Umgang mit dem seltenen Kenner eine Quelle schönster Anregung war. Doch dürfen wir uns hier zum Trost gestehen, daß nicht immer die Vielschreiber die einflussreichsten Leute sind. Bayersdorfer war trotz seiner Schreibscheu ein Anreger, wie er so bald nicht wieder erstehen wird. Wir alle, die wir uns seiner Belehrung, seiner Teilnahme, seiner Freundschaft freuen durften, können nur mit unauslöschlicher Dankbarkeit seines ganzen Wesens gedenken. Er genoß auch die einmütige Verehrung seiner Fachgenossen als Mensch und Gelehrter in höchstem Grade. An manchen Tagen glich sein kleines Amtszimmer in der alten Pinakothek dem Empfangszimmer eines Ministers: Sammler, Aristokraten, Gelehrte, Studenten, Künstler und Kunsthändler lösten sich in buntem Wechsel ab, ohne den ruhigen Gleichmut des Mannes zu stören, dessen ernste, tiefe Augen jede neue Erscheinung mit dem Kennerblick eines Weltmanns zu mustern pflegten. Sein Sinn für echte Menschen war so lebhaft wie sein Geschmack für auserlesene Kunstwerke. Auf verwandte Naturen übte er eine ganz außerordentliche Anziehungskraft aus; er lebte in einer Atmosphäre stiller Liebe und Verehrung, die dem Bewußtsein entsprangen, daß man es mit einem geborenen geistigen Führer zu thun habe. In Dingen, die sein Herz und Gemüt berührten, war er scheu und verschlossen; um so freier teilte er allen, die zu ihm kamen, aus dem Reichthum seines Geistes und Wissens mit. Es war die edelste Art, sich selbst zu genießen. Der sensitive Mann kannte keinen Ehrgeiz; er hat sich selbst verschwendet, mit der ironischen Ruhe eines Weisen, der weiß, daß ein großes Leben seine Sprecher wählt, unbefürmert um den Ehrgeiz des Einzelnen. Er war einer der geistvollsten und witzigsten Menschen, die man sich zum Verkehr wünschen konnte. Wie viele sehr gute Menschen, besaß er den schärfsten Blick für alle

Schwächen der lieben Mitmenschen, die oft nichts Anderes als solche sind. Sein Schwager Professor Pauly, der ihm die Grabrede hielt, durfte von ihm sagen: „Bayersdorfers Geist haben viele genossen, aber seine Seele nur Wenige gekannt, denn er verschloß sich mit der Scheu einer feinen Natur. Wer ihn aber aus der offeneren Zeit seiner Jugend kannte, der wußte, daß sein Sinn für Kunst nicht ein gesondertes Gebiet in seinem Wesen war, sondern zusammenschloß mit seiner Menschlichkeit, die für alles, was lebte, das gleiche innige Gefühl hatte, für den Grashalm und die Blumen so gut wie für das kleine Tier am Weg, und die die Welt in jeder Form genoß, in der sie unsern Sinnen erscheint in ihrer Göttlichkeit. Ihm, der mit solcher Liebe dem kleinsten Leben zusah, war auch der Mensch ein offenes Buch, und seine Not und seine Leiden waren auch die seinen.“

Die hohe Achtung, die man seiner geradezu einzig dastehenden Rechtschaffenheit zollte, äußerte sich auch in dem Umstande, daß Händler und Sammler gleich gerne seine Schätzungen anriefen und annahmen. Nur Eingeweihte wußten, wie viel seltene oder tüchtige Bilder durch seinen Einfluß in gute Hände oder in den Besitz des Staates gekommen sind. Er kannte nicht nur die Produktion der lebenden Meister; er wußte auch, in wessen Händen sich dieses oder jenes ihrer Bilder befand. Diese Fühlung mit den Schaffenden, die er seiner Teilnahme würdigte, war ganz einzig in ihrer Art.

Was Goethe über das Kunstwerk sagt, gilt auch von Persönlichkeiten: — wir ehren oder genießen sie in einzelnen Äußerungen, die nur eine unvollkommene Offenbarung ihres Wesens sind, das in stillem Wirken seine Kreise zieht. Der einzige Mann, dessen unerfesslichen Verlust wir beklagen, nahm als Betrachter des Lebens jene Höhe ein, wo dem Blick das Einzelne entschwindet und nur ein ungeheures Leben sich in ewiger Entwicklung zeigt. Ob der Einfluß eines Geistes im Bewußtsein der Nation bleibt, oder unerkannt und unbenannt im Meere des Göttlichen waltet, das den Besten flutet, ist im tiefsten Grunde gleich. Wir wissen, daß das Erbe an Schönheit und an Glück, welches sich vor uns ausbreitet, oft die schönste Mehrung durch Männer erfuhr, die ihr eigenes Leben langsam in jene Höhe hinaufbildeten, wo wir die unmittelbare Gegenwart eines Menschen als schönste Rechtfertigung des Daseins empfinden. Dies Bewußtsein giebt dem Schmerze jene Weihe, die mit dem feierlichsten Ernst des Lebens verbindet. Nicht durch das, was wir thun, sondern durch das, was wir sind, offenbaren wir den reinsten Adel unsrer Natur.





Der Fall Siegfried Wagner.

Von Arthur Seidl.

„Mein Renommée! Mein Renommée,
Das thät' mir weh! . . .
Aber das ist gewiß, selbig' ist mein Stolz:
Sagen können thät' ich schon 'was,
Aber sagen mögen thu' ich halt nicht!“

Mit diesen wahrhaft „klassischen“ Worten aus dem „Herzog Wildfang“ mich auch gegenüber dem „Fall Siegfried Wagner“ abzufinden, läge die Versuchung ja gewiß nahe. Ich will indessen doch etwas mutiger sein als der alte Zupfer, der sich dort so drastisch äußert, und will hier ehrlich Farbe bekennen. Denn, man mag mir nun sagen, was man will — daß die jüngste Uraufführung des „Herzogs Wildfang“, am 23. März zu München in der Königl. Hofoper, einen reinen Kunstindruck habe auskommen lassen, wird weder die Freundes-Partei noch auch die Gegnerschaft mit gutem Gewissen letzten Endes behaupten können. Zwar ist gegen die Version ganz entschieden Verwahrung einzulegen, als ob sich zum Schlusse gezeigt hätte, daß die Opposition wohl vorbereitet gewesen. Ganz abgesehen davon, daß der Nachweis einer solchen systematischen Vorbereitung denn doch sehr schwer fallen dürfte, wäre es ja überdies gar kein Wunder, wenn sich auch einmal die Opposition wohl vorbereitete, wo doch die Vorbereitung der Reklame und einer natürlichen Beifallsclaque, mit Zureisung und Anwesenheit einer zu Gunsten schon voreingenommenen Bayreuther Anhänger-schar, in solchem Falle stets eine so ersichtliche ist. Die Hauptsache aber bleibt: es herrschte an besagtem Abend — noch ganz ununtersucht, aus welchen triftigen Gründen — eine Animosität gegen das Werk wie seinen Autor im Hause vor; es war von Anbeginn schon zu viel Explosionsstoff in den Gemüthern angesammelt vorhanden. Und offenbar machte sich das, was vor zwei Jahren, anläßlich der Aufführung des „Värenhäuter“ an derselben Stelle, im damals etwas kritiklosen Freudentaumel einfach mit untergegangen war, was wir jedoch, die wir genauer zuhören, schon dazumal klar als Ranko em-

pfunden hatten, neuerdings in Form einer notwendigen Reaktion oder Enttäuschung geltend. Das nun ist zugleich das Schlimmste, was einem gewissenhaften Ästhetiker von feinerem Empfinden begegnen kann: sich sagen zu müssen, daß infolge äußerer Umstände wie innerer Gründe überhaupt gar nicht die Basis zu einer richtigen Kunst-Stimmung und einer wahrhaft künstlerischen Wirkung gegeben war, also auch kaum der Maßstab zu einem irgendwie endgültigen, abgeklärten Urteile einstweilen gewonnen ist. Und aufrichtig, auf's Tiefste zu beklagen wäre es vollends, wenn sich gewisse schlechte Klüften des Berliner Premieren-Publikums auch auf eine „Kunststadt“ wie München bereits übertragen hätten. Mag man dabei die im Grunde müßige, weil rein akademische und vom Temperament immer wieder lebendig durchkreuzte Frage auch noch durchaus unentschieden lassen: ob Zischen und Pfeifen, oder aber ruhiges Stillsitzen, das entsprechende negative Äquivalent gegenüber dem Ausbruch positiver Beifalls-Außerungen in Form lauten Klatschens abzugeben haben — so viel ist sicher, daß tönende Ablehnung weit stärkeren Applaus oft erst weckt; daß z. B. die an bewußtem Abend vorhandene, sehr auffällige Anerkennungs-Fläue als kritische Signatur des Premieren-Eindrucks weit deutlicher sich herausgestellt haben würde, wenn die Opposition sich lieber auf's Schweigen verlegt und nicht ihrerseits wieder den hartnäckigen Meinungskampf am Schlusse aufreizend herausgefordert hätte. Kommt zu alledem noch das bestimmte Gefühl, daß über der Aufführung ein gewisser Unstern schwebte und daß die Darsteller — auch abgerechnet die kleinen Zufälligkeiten und natürlichen Aufregungen einer solch' Aufsehen erregenden Erstaufführung — technisch noch keineswegs über der Sache standen, noch nicht zu freier Gestaltung und überlegenem Vortrage allüberall durchgedrungen waren: um den gerechten Kritiker beinahe zu völliger Ratlosigkeit zu verdammen, was er von dem ganzen Spiel und einem solchen Abend im Ernste denn eigentlich zu halten habe.

Wenn freilich „Haus Wahnfried“ und der junge Komponist selbst sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt immer darüber verwundern wollen, wieso es komme, daß gerade sie von der Sensationslust also stark beaufsichtigt werden, vom journalistischen Mißverständnis sich verfolgt und von litterarischem Ubelwollen in ihren persönlichen Äußerungen oder privaten Handlungen sich mißdeutet finden müssen, so übersieht man auf jener Seite leider vollkommen, daß ein von dorthier so gern verbreiteter, äußerer Nimbus, der immer gern etwas „Apari's für sich“ noch hat und keineswegs sich ohne Prätionen giebt, in der Rückwirkung auf die größere Öffentlichkeit auch ein natürliches ressentiment mit sich zu führen pflegt, das sich alsdann — nach altgewohnter Weise unserer großen Masse — in ödem Klatsch und dreistem Angriff eben, wie sie's versteht, Luft zu machen sucht. Wenn man z. B. in Bayreuth „Värenhäuter-Blätter“

herausgibt und dabei im vollen Pathos der sittlichen Überzeugung noch behauptet, daß das nicht als „Faschings-Beilage“ oder „Aprilscherz-Ausgabe“ der ernstesten „Bayreuther Blätter“ gemeint gewesen sei; wenn man den Verleger von Klavierauszug und Text des „Herzog Wildfang“, Max Brockhaus in Leipzig — zugegeben: durch frühere Erfahrungen gewarnt — zu der offiziellen Ankündigung veranlaßt: daß beides erst am Tage der ersten Aufführung der neuen Oper ausgegeben werden solle, dann aber doch wieder ein Bayreuther Sprachrohr wie Herr M. in den „M. Neuesten Nachrichten“ schon Wochen vorher über beider Inhalt öffentlich sich auslassen kann; wenn man, ohne Wagner I. zu sein, über jeder Verschiebung und unermesslichen Verzögerung dieser Erstaufführung eines Werkes, von dem es doch schier heißen darf: „Ganz frisch noch die Schrift und die Tinte noch naß!“ in seinem Komponisten-Stolze beleidigt, tiefgekränkt im Innersten, gleich wieder auf- und davonläuft, wo andere Tüchtige nach hiesigem System leidiger Opernwirtschaft oft auf Jahre hinaus sich verträufelt, wieder andere (NB. ich bin nicht dabei) sich trotz Verdienst und Würdigkeit überhaupt gar nicht aufgeführt sehen; und wenn man, zur Ermöglichung einer zweiten Generalprobe des Werkes „wegen außerordentlicher scenischer Schwierigkeiten“ (von denen am Premieren-Abend selber niemand im Zuschauerraum etwas wahrnehmen kann) eine ganze Abonnement-Vorstellung im Spielplan sehr plötzlich einfach ausfallen läßt: — ich sage, wenn alle diese Voraussetzungen vorliegen, so hat man sich auf jener Seite doch eigentlich des Rechtes begeben zu einem naioen Erstaunen darüber, sich derart von der weiteren Öffentlichkeit mit stärkerer Aufmerksamkeit beachtet und von ihr in ihrer Weise auch kritisiert zu sehen. Man kann dabei immer noch sehr viel und von Herzen zustimmend für den vornehmen Sinn und hohen Kunstgeist Bayreuths übrig haben, und doch jene Indignation für sich reichlich unangebracht finden; ja, vielleicht — retrospektive gleichsam — sich heute sogar die Frage einmal vorlegen: Wo hat seinerzeit wohl schon beim Vater Wagner der reine, lautere Enthusiasmus, der absolute Kunst-Altruismus an sich, aufgehört und der naturnotwendige Künstler-Egoismus begonnen, der sich eben mit einem: „Wollen jetzt Sie — so haben wir eine Kunst!“ in seinem Werke mit der Kunst selbst reflexionslos-unbewußt identifiziert? Hat Herr Siegfried Wagner die Erstaufführung am hiesigen Orte nur ungern zugelassen, so wäre es meines Erachtens des Namens und Charakters eines „Wagner“ würdiger gewesen, mit energischer Konsequenz zurückzutreten — im festen Vertrauen darauf, daß der erstorbene Freund und bei Lebzeiten so überzeugte Wagnerianer (Levi), dem er sein Wort ehemals gegeben, auch sein nächstes Opus am hiesigen Platze wieder zuerst herauszubringen, diese seine künstlerische Zwangslage gemühdigt und sicherlich nicht als einen Treubruch über's Grab hinaus ihm hätte auslegen

können. Wie sagt doch Siegfrieds „Herzog“ sehr richtig? „Jeder Bettler ist freier: der dreht seine Leier, wo er g'rad mag!“ — Und sah er sich schon beim ersten Hervortreten vor die Rampe, am Aufführungs-Abende selbst, einer unzweideutigen Mißfallens-Außerung gegenüber — ich glaube, es hätte sich für den Träger des geweihten Namens und Sproß eines Richard Wagner weit besser geschickt, mit einem „Je m'en fiche, canaille!“ auf ein weiteres Hervorkommen überhaupt mannhaft zu verzichten; es hätte dem Künstler weit eher die Sympathieen der wahrhaft Kunstsinigen eintragen müssen, wenn er mit der vortrefflichen Bode'schen Maxime: „Lex mihi ars!“ den Platz geräumt und sich nicht persönlich mehr in den skandalösen Tumult auch noch lange eingelassen hätte. Sucht man aber gar vom Bayreuther „Cabinet“ aus neuestens das Ammen-Märlein zu verbreiten, daß Pfeifchen im Königl. Opernhause verteilt gewesen seien, um die Sache von vorneherein zu Fall zu bringen — fürwahr, so ist es an der Zeit, gegen solche Geschichtsfälschung wie ein Mann laut zu protestieren. Diese Unterstellung ist in der That ungleich viel schlimmer schon als jene harmlose und allbekannte falsche Perspektive verletzter Künstler-Eitelkeiten, die immer im negativen Urteile des Kritikers auch gleich persönliche Niedertracht wittert. „Menschliches, Allzumenschliches!“ Bayreuth und das Haus Wahnfried müßten, für sich schon einmal „auf der Menschheit Höhen“ wandelnd, unbedingt auch auf höhere Stufe der Erkenntnis alsdann stehen. Und, sollte am Ende die Historie vom Pariser „Lannhäuser“-Skandal 1861 auf ähnlichem Wege nur entstanden sein, es wäre aller Anlaß damit gegeben, die ganze Wagner-Geschichte recht gründlich doch einmal, mit freiem Auge, zu revidieren! . . .

Mit obigen, notgedrungen „streng-objektiven“ Eingangs-Voraussetzungen hoffe ich den rechten Unterbau bereitet, einen entsprechenden Resonanz-Boden mit geschaffen zu haben, um nunmehr aus voller, ehrlicher Überzeugung es aussprechen zu dürfen: Das zweite größere Werk Jung-Siegfrieds ist allem Anscheine nach gründlich verunglückt und als Ganzes, schon wegen seiner vielfach bleiernen Langeweile und der auf weite Strecken hin sich äußernden, oft geradezu tödtlichen Monotonie, wahrscheinlich nicht im Geringsten zu halten. Dennoch sind von einer sorgfältig abwägenden, vorurteilsfreien Betrachtung die ganz unzweifelhaft darin liegenden ernststen Ziele und guten Momente, die wahrhaft künstlerischen Absichten des jugendlichen Dichter-Komponisten nicht mehr zu übersehen — den die Last seines gewichtigen Namens nicht im Geringsten zu drücken scheint und der offenbar auf seine besondere Weise „erwerben will, um zu besitzen, was er ererbt von seinen Vätern“. Außerlich und selbst innerlich, geistig sowohl als auch technisch, im Dichterischen wie im Musikalischen, kann man — trotz allem, was auch dawider stehen mag — erfreulicherweise von einem entschiedenen Fortschritte gegenüber dem „Värenhäuter“ sprechen. Und, ließ

dieses Erstlingswerk damals für Unbefangene noch kaum eine Hoffnung auf Weiterentwicklung übrig — heute darf man sich vielleicht einer solchen bereits hingeben. Gewisse Talente zumal — überhaupt ein bestimmtes Können wird Wagner jun. fürder niemand mehr so recht beherzt abzusprechen vermögen, während man nach der Aufführung des „Värenhäuter“ ihn doch gerne noch zur Architektur verweisen wollte und, was meine Wenigkeit anlangt, dem Zeugnisse z. B. der verehrten Frau Dr. Förster-Nietzsche: wie Siegfried in ihrem Beisein schon als Kind seinem Vater selbstkomponierte Balladen auf dem Klavier in lebendig-ausdrucksvollem Vortrage zum Besten gegeben habe, ein skeptisches „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ nur entgegengesetzt konnte.

Natürlich bleibt auch nach vorstehendem Ergebnisse reichlich genug noch daran auszustellen. Nur ist es zumeist und gerade nicht dasjenige, was die „Stimme der öffentlichen Meinung“ hier so leichthin-voreilig zu bemängeln fand. Und so fehlt uns leider wohl wieder einmal der rechte Rapport und ein geeigneter Konnex zwischen unseren Urteilen — was ja sehr zu bedauern, mich aber doch nicht abhalten kann, meiner publizistischen Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen zu genügen. Denn, wenn man schlagfertig immer den wohlfeilen Einwand bringt, wie Natur und Geschichte uns zur Evidenz lehrten, daß sich Genie nicht forterben, zum Mindesten vom Vater auf den Sohn nicht direkt übertragen könne, so ist damit doch noch lange nicht erwiesen, daß sich das Talent nicht sehr wohl fortzeuge — im Gegenteil, es wäre sogar höchst merkwürdig, wenn sich nicht, rein biologisch, wenigstens das spezifische Talent beim leiblichen Nachfolger des Genie's auf dieser Erden (in unserem Falle also: Musik und Dichtkunst) wieder einigermaßen herausstellte. Und was das Letztere, die Fortführung der genialen Anlagen, betrifft, so zeigt uns doch der hochinteressante Fall Philipp Emanuel Bach aus der Musikhistorie selber, daß an sich gar nichts vollkommen hier ausgeschlossen zu sein braucht, daß vielmehr auch der Sohn eines Genie's einmal sehr wohl und vor andern Zeitgenossen berufen erscheinen kann, aus einer, vom Vater kraft seines überragenden Genius für den Augenblick geschaffenen, Sackgasse wieder lebendig herauszuführen und durch selbst-eigene Beschreitung eines abweichenden, von jenem ganz verschiedenen Weges eine neue, fruchtbare Linie der Weiterentwicklung innerhalb derselben Kunst zu begründen. (Nur freilich wird das halt niemals ein „Nach unten“, sondern stets ein „Nach oben“ bedeuten, also zumeist einen mehr aristokratischen Zug, aber keine demokratische, plebejische Tendenz an sich tragen müssen — welches inhaltschwere Leitthema schon hier und bei dieser Gelegenheit gleich kräftigen Akkordes mit angeschlagen sei!)

Wenn man des Ferneren schon viel von Banalitäten und Trivialitäten in Siegfried Wagners Melodik gesprochen hat, so kann mich auch das im Grunde

nicht weiter anfechten. Darf mir als fattelstem Musikhistoriker doch ebenso bekannt sein, wie ein Karl Loewe in hochmütigen Junftkreifen Jahrzehnte lang nur als eine Art höherer Bänkefänger galt und man in Lorzhings Weifen bis vor Kurzem noch bei der Fachgilde nicht viel mehr als „leichte Ware“ und bessere „Gassenhauer“ sehen wollte. Wer weiß aber, ob nicht ein Zufag dieser leichtertwiegenden Sorte von eingänglicher Melodik gerade der guten (und dabei „volkstümlichen“) komischen Oper mehr von Nöten sei? — ich habe fo meine eigenen Gedanken darüber. Haben wir nicht die für trivial verurufene Melodik eines Verdi mit der Zeit erst erkennen und in anderem Sinne goutieren lernen, nachdem wir sie erst einmal im italienischen Vortragsgeifte mit füblichem Ausdrucksleben erfaßt hatten? Und ist Rob. Schumann nicht offenkundig im Unrecht geblieben mit feinem, dem „Lannhäufer“ gegenüber ausgeprochenen, rein theoretischen Tadel: Wagner wiffe leider nicht den ftrngen, vierftimmig soliden Choralfag gut zu handhaben? Dramatik und Plaftik eines Mufikdrama's haben eben wieder andere Gefetze als die Sinfonie-Komposition und verlangen derbere Mittel als lyrische Träumereien und epifches Fortfpiinnen!

Endlich hat man, und zwar übereinstimmend — recht laut und vernehmlich, die Abhängigkeit des „Libretto's“ der neuen Oper von dem „Meifterfänger“-Vorbild des Vaters kritisch gerügt und fich im Volkswiß viel über den ebenso fchwachen wie fchlechten Ablatsch dieses albernen „Liebes-, Wett- und Werbe-Rennens“ gegenüber jenem klassischen „Liebes-, Wett- und Werbefingen“, dieser jüngsten „Meifterfänger“ gegenüber jenen älteren „Meifterfängern“, aufgehalten. Allein man überfieht auch da wieder, angefihts folch oberflächlicher Aufmerksamkeit auf die in die Augen fpringenden äußeren Ähnlichkeiten, völlig die mancherlei individuellen, inneren Abweichungen von der Vorlage und hat zum Mindesten dabei noch ganz vergessen, wie im alten Griechenland und in der Renaissance-Zeit gerade in der verfchiedenen Bearbeitung ein und defelben Stoffes, in der befonderen Einkleidung ganz des nämlichen dichterifchen Vorwurfes, das Wesen der künstlerifchen Behandlungsart gefucht wurde und eben den feineren Unterschieden dann das eigentlich künstlerifche Intereffe der Zufchauer anhaltend zugewendet blieb —: eine artistifche Kultur und ästhetifche Tradition, die unferem Banauferntum von heute leider schon ganz fremd geworden zu fein fcheint!

Das alles find also absolut keine, oder doch für mich nur äußerst fragwürdige Argumente gegen unferer Neuheit, die jedenfalls einer tieferen Begründung zunächst noch entbehren. Was ich hingegen dem Werke bis zum rechtschaffenen Ärger und heftigen Verdruf über die auch hier wieder eingetretene Enttäufchung vorzuwerfen habe, das find in letzter Inftanz ganz andere, fchwerertwiegende, weil grundwesentliche Dinge. So will mir — um mit Siegfried

Wagner selbst hier zu reden — vor allem gründlich „mißhagen“, daß er gerade das einzig unerlaubte Genre — „genre ennuyeux“ — so getreue pflegt und so hartnäckig es anbauen will; daß auch hier just die heikle Linie nur wieder ihre Fortbildung finden soll, die uns — gestehen wir es uns heute doch offen! — schon bei Wagner sen. (man denke an den karikierten oder gespreizten oder krampfigen Humor eines Beckmesser, einer Magdalena, eines Mime) nur allzu oft fatal genug berührt hatte: jener „Schmerz, der ward zum Witz!“ — nach Wagner jun. (Textbuch S. 75), und der nun und nimmer zum gesunden Humor frohsinniger Heiterkeit werden kann. Sodann erregt mein besonderes Mißfallen diesmal das allzu „Bunte Theater“ — wie ich es beinahe schon nennen möchte, zum Mindestens eine jedenfalls stark hervortretende Neigung zu mannigfaltigem Wechsel in den Bildern und scenischen Vorgängen, um nicht zu sagen ein unruhiges Haschen nach allerlei theatralischen Effekten: eigentlich also das Schlimmste, was man dem Sohne des Befassers von „Oper und Drama“ vorhalten kann. Weiterhin noch will mir nicht gefallen, daß seine Melodik bewußt und mit ooller Absicht das Hasenpanier des Rückschrittes ergreift („Es war einmal ein Hase“!) — d. h. kein „Jenseits des Modernen“ in sich trägt, sondern oielmehr ein bequemeres Diesseits, mit dem verlangenden Blick nach rückwärts, nur wieder zu bezeichnen scheint. Überschaubar man Friedrich Nietzsche's arg rückläufige Musik-Auffassung aus dem letzten Jahrzehnt seines geistigen Schaffens, so ergeben sich bei Siegfried Wagner so viele Berührungspunkte, daß man diesen darin fast schon als „Nietzscheaner“ anreden könnte, wären nicht eben wieder eine Menge anderer Dinge, die dies gründlich verböten. Ferner muß ich das frivole Launen-Spiel der Osterlind mit ihren zwei Liebsten nach meiner subjektiven Organisation als eine verletzende Widerwärtigkeit empfinden, leider auch die nachmalige Glorifikation eines Herzogs, der im ersten Akt übermütig-gewissenlos auf ein Menschenleben die Flinte angelegt hat, mit Anderen für eine bemerkenswerte, schlimme Gefühlsverirrung des Textdichters erklären. Man hätte oielleicht gewärtigen dürfen, daß „Herzog Wildfang ohne Land“, etwa wie Heinz in Alexander Kitters „Dem die Krone“, sich mittlerweile im Lande behertzt umgesehen, auf Grund der hier gewonnenen ernstesten Erfahrungen, durch geistige Entwicklung zum Herrscherberuf sich wohl bereitet und sich nun im dritten Akt mit innerer Reife zu diesem eben wieder verwaissenen Amt eingestellt hätte. So aber begreift kein Mensch, wieso denn das „Volk“ eigentlich dazu kommt, diesem Rohling am Schlusse des Drama's bis zur gottesgnädigen Apotheose zuzujuchzen.

Endlich habe ich noch eine Aussprache darüber auf dem Herzen, was es mit dem uns so ausdringlich angepriesenen Begriffe einer „Volksoper“ bei Siegfried Wagner für eine Verwandnis auf sich habe. Die Druiden und Pagoden des Bayreuther Tempeldienstes und seiner für andere Sterbliche oft unverständ-

lichen esoterischen Kulte widersprechen sich nämlich in geradezu rührender Elastizität ihres Urteils und begeben sich wieder einmal völlig einer eigenen Meinung, indem sie jene Parole mit solch verbläffender Anpassungsfähigkeit ihres, einem höheren Willen laudabiliter stets unterworfenen Intellektes flugs acceptieren. Denn dieser neumodische Begriff „Volk“ ist ja nun ein ganz anderer, grundwesentlich verschiedener von dem, den sie uns seit Jahrzehnten als den hohen „Inbegriff aller derer, die gemeinsam eine höchste Not empfinden“, in den „Bayreuther Blättern“ gerade serviert, als das „ideale Wagner-Publikum“ und den geläuterten Zuschauer des „Künstlers“, wie des „Kunstwerkes der Zukunft“ angelegentlich immer erörtert haben. Oder aber heißt „Volksoper“ am Ende gar mit einem Male nur „Musikdrama für harmlose Gemüter“, die nicht eine schlimme „Notlage“ empfinden, sondern leichte Zerstreuung und angenehme Unterhaltung für sich suchen? Jedenfalls bedeutet „Volk“ hier nicht jenen Umweg der Natur, um zu drei bis fünf außerordentlichen Menschheits-Exemplaren zu gelangen. Und fürwahr, wir befürchten sehr: dieses „Volk“ ist zuletzt doch nur der brave, gute Bär und dumme „Meister Veb“, der von irgend einem losen Wärenführer mit dem Kettenringe — an der Nase herumgeführt wird und sich eines schönen Tages von irgend einem „Wärenhüter“ das Fell über die Ohren gezogen sieht. Vederemo — oder besser: qui vivra, verra!

Und dennoch ein Hoffnungsschimmer nach der Münchner Wiedergabe der Reueheit? Er führt sich im Wesentlichen auf ganz andere Punkte zurück! Ich vermisse zwar schmerzlich innerhalb des Werkes selbst die einheitliche Konzentration an Handlung und Personen; ich sehe aber in dem Fortgange von der romantischen „Märchenoper“ mit billigem „Erlösungs“-Zauber zur „komischen Oper“ und dem „vollständlichen Singspiel“ eine größere Geschlossenheit des ästhetischen Willens, eine strengere, tiefere Befinnung auf die eigenen technischen Kräfte und die in ihnen liegenden, natürlichen künstlerischen Anlagen. Ich kann zwar nach wie vor das so vielgerühmte, außerordentlich „scenische Talent“ nicht wahrnehmen, denn es müßte den Dichterkomponisten auch vor einer ganzen Reihe von Mißgriffen doch bewahrt haben. Ich bemerke indessen des Öfteren eine frappante Fähigkeit zur Charakteristik in dramatischer Kleinplastik; ich sehe, wie er in Bildern und dekorativen Wirkungen etwas von neuem Farbengefühl mit auf die Bühne bringt, gleichsam eine moderne Styl-Auffassung der Stimmung mit hereinführt; und ich finde zuweilen feine lyrische Züge von ganz zarter und reizvollster Instrumentation (schon in der Luisl-Episode des „Wärenhüter“ mußten sie einem offenen Ohre auffallen), die — durchaus auf decente und intime Wirkung nur berechnet — in einem weniger geräumigen und minder anspruchsvollen Bühnenhause als dem der Münchner Hofoper, wo sie leicht deplaciert erscheinen müssen, noch ganz anders wirken dürften.

Item: der Mißerfolg des neuen Werkes anläßlich seiner Münchner Uraufführung war, ist und bleibt unbestreitbar; das Wachstum im künstlerischen Wollen aber nicht zu verkennen und als „Wechsel auf die Zukunft“ doch wohl nicht ganz von der Hand zu weisen. Gewiß werde ich nicht „des Mitleids Ofen mißschüren“ helfen — um in der bilderreichen Sprache und so blumigen Redeweise des jugendlichen Selbst-Dichters hier zu bleiben; denn sicherlich ist Siegfried Wagner in meinen Augen dadurch allein noch kein größerer Künstler geworden, daß einige jähe Heißsporne thöricht genug waren, durch eine lärmende Kundgebung ihm bei den Seinen nun auch noch das brennende Stigma des Märtyrertums aufzudrücken. Ebenso wenig jedoch werden wir mit einem „Rache schwör' ich, aber gehörig!“ in jenen „Chor der Mißgünstigen“ hier mit einstimmen, der aus weiß der Himmel für welchen dunklen Empfindungen heraus in ödestem Geschimpfe oft keinen guten Feßeln mehr an dem Werke läßt! Aber so recht von Herzen an ihn zu glauben vermag ich beim besten Willen auch jetzt noch nicht. Und noch immer ist mir der „Siegfried von Wagner“ weitaus lieber und zuträglicher als dieser „Siegfried Wagner“. —

Die Münchner Aufführung selbst: gemalt von Hoftheatermaler Frahm, kostümiert von Jos. Flüggen, dekoriert und beleuchtet von Maschinenmeister Lautenschläger, geführt von den Damen Roboth (Osterlind) und Blank (Kuni), den Herren Sieglitz (Blank), Dr. Walter (Herzog), Klöpfer (Thomas Burkhart), Feinhals (Reinhart) und weiterhin noch getragen von den Herren Rang, Mikorey, Krause, Schlosser u. a.; dirigiert endlich von Herrn Hofkapellmeister Franz Fischer und geleitet von Herrn Intendanten von Bossart höchstselben — diese Aufführung hätte für bewußten Fall schon etwas besser sein dürfen. Sie stand nicht auf der Höhe, und die einzelnen Darsteller konnten — bezw. eben: konnten damals nicht — gut noch etwas besser über der Sache und mehr über ihren Partien stehen. „Leiter der Gesamt-Aufführung: Herr Intendant von Bossart“ . . ., so hieß es wenige Tage vor dem denkwürdigen Abend offiziell in den Münchner Lokalblättern. Je nun — tempora mutantur, ganz augenscheinlich, et nos mutantur in illis! Anno 1865 und 1868, bei „Tristan“ und „Meisterjüngern“, hieß es hierzulande doch: „Leiter der Gesamt-Aufführung“, und zwar über alle Theaterschneider, Maschinenmeister, Dirigenten, Obertegisseure und selbst Intendanten hinweg, der Dichterkomponist selber — damals freilich Richard Wagner!





Romane und Erzählungen.

„Philister über Dir!“ Roman von Freiherrn von Ompteda.

Ein Roman, der das schwierige Problem einer Künstler Ehe behandelt, der Ehe eines hochbedeutenden Mannes und einer ihm geistig nicht gleichstehenden Frau. Niki Sandtner, der berühmte Maler, träumt von der Frau, die ihm Gefährtin und Freundin, Genossin seiner schweren Kämpfe um das Gelingen und seiner Siege sein soll. Er glaubt, das Ideal gefunden zu haben, hofft auf hohes Glück und findet — eine qualvolle Enttäuschung. Seine Frau versteht ihn nicht, denn sie stammt aus einem anderen Milieu wie er und sehnt sich nur nach leerem Gesellschaftstreiben. Die Geschichte dieser Ehe wird uns mit seiner seelischer Beobachtung Schritt für Schritt vorgeführt bis zum endlichen Bruch. Die unbedeutende Frau quält den bedeutenden Mann, so wie Delila Simson quälte, bis sie ihm endlich zurief: „Philister über Dir!“ Sie raubt ihm Kraft und Schaffenslust, peintigt seine feingestimmte Seele, bis er endlich mutlos auch an seiner Kunst verzweifelt. Mit der letzten Energie ringt er sich durch und findet dann doch wieder die alte Schöpferkraft, findet sich selbst wieder in seiner Kunst — Tief erfaßt ist das Seelenleben des Künstlers, sein Ringen und Kämpfen, bis das Werk geboren ist, die hohe Wonne des Schaffens, das Siegesgefühl des Gelingens. Der Held ist keiner jener schablonenhaften Künstlergestalten, wie sie in so vielen Romanen spuken, sondern ein volldurchdachter Charakter. Ermüdend erscheinen die Szenen, die sich zwischen den Gatten abspielen, den größten Teil des Buches fällen, und doch immer auf den gleichen

Ton ausklingen. Aber fesselnd wirkt das Buch trotzdem, durch den Konflikt zweier starker Individualitäten, die aufeinanderprallen. Auch die Nebenpersonen sind mit kurzen Strichen lebendig gezeichnet, und mit seinem Spott werden die Gesellschaftskreise gezeißelt, in denen ein tadellos sühender Frack und gute Manieren als die höchsten Vorzüge des Menschen gelten.

H. R.

Getrennt. Roman von Elise Polko. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer.

Grévinde. Berlin, Schall & Grund.

Man ist ja gewöhnt, von Elise Polko nicht viel mehr als Familienjournal-Literatur zu erwarten, aber „Getrennt“ ist denn doch zu philiströs und sentimental, um selbst in die Kategorie hausbackener Bourgeois-Literatur eingereiht werden zu können. Selbstverständlich entziehen sich derartige Bücher der literarischen Kritik.

Um Etwas höher schon steht Heibergs „Grévinde“. Das ist beinahe ein literarisches Buch, aber man merkt dem Autor die Absicht zu sehr an, literarisch zu sein — seine Menschen sind konstruierte Typen, seine Ansichten überaus rüchständig, und aus dem Ganzen weht uns ein Hauch tiefer Lieblosigkeit an. Aber es ist ein Buch, über das man beinahe sprechen könnte.

Otto Kraus.

„Henny Hurra!“ Roman von Ernst Klausen (Klaus Jehren). Berlin, F. Fontane & Co.

Mit seinem neuesten Buche gehört Claus Jehren ganz entschieden auf die Verlustliste. Wohl besitzt er strebkräftiges, ehrliches Wollen, aber der derzeitige Stand seines Könnens berechtigt ihn kaum, Kritik und

Publikum mit einem Roman im Umfange von 302 Seiten zu langweilen. Zwar, seine Arbeit behandelt ein großzügiges, echt dichterisches Problem: den Kampf zweier Generationen, die entgegengesetzte Weltanschauungen verkörpern. Er ist aktuell im edelsten Sinne. Er ist der sich um uns vollendenden Gegenwart entnommen, da morsche, rüchgratlose Vorurteile, feudale Standesrücksichten, traditionelle Kleinlichkeit dem sieghaften Vordringen einer neuen, arbeitsfreudigen, jugendstarken Zeit weichen mit neuen Menschen unter neuen sozialen Lebensbedingungen, mit neuen Wünschen, neuen Anschauungen und neuen Zielen. Indes besitzt Klaus Jehren weder Temperament noch Gestaltungsgabe in genügendem Maße, um die komplizierten Kämpfe unserer Zeit dichterisch zum Austrag zu bringen. Die Handlung seines schlecht komponierten Romanes ist zerhackt und uninteressant, die Sprache blutlos und papierern. Nicht einmal für die Schicksale der Titelheldin weiß der Autor so recht zu erwägen. Einiges besser Selungene dürfte kaum im Stande sein, dieses Gesamturteil zu modifizieren.

Damit indessen auch die altera pars zu Worte kommt, sei auf eine dem Jehren'schen Bande beigegebene Rezension der „Leipziger Zeitung“ hingewiesen, die versichert, Jehren besitze „eine tiefe Menschenkenntnis und Lebenserfahrung“ (die ich ihm übrigens im Kleinen durchaus nicht abspreche), „dazu eine reife, abgeklärte Weltanschauung und eine glänzende dichterische Gestaltungskraft“. — Und die „Leipziger Zeitung“ weiß es vielleicht besser als ich. Edwin Keruda.

„Ramsell Espenlaub.“ Eine japanische Dorsgeschichte von Chillonius (J. o. Dobhoff). Leipzig, Robert Baum.

„Des Übels Wurzel.“ Roman von Paul Bliß. Leipzig, C. F. Ziefenbach Separat-Konto.

„Eine arme Königin.“ Roman von Maria Frein von Wallersee. Berlin, F. Jomane & Co.

„Die Wunder.“ Erzählung von Ambros Schupp. Paderborn, Bonifatius-Druckerei.

„Adrienne, ein Klosterkind.“ Erzählung von Paula Baronin Bälows-Schweiger. Mainz, Franz Kirchheim.

Die japanische Dorsgeschichte, die Herr Chillonius in präntziösem Gewande darbietet, ist eine recht phantasielose und ungewöhnliche Geschichte, die ohne die realistisch sein sollenden Rägchen jeder Gartenlaube Ehre machen könnte. Keine Spur eigener Empfindung, kein Ansatz zu Gestaltung.

Der einzige Künstler in dieser herzlich saden Gesellschaft, die ich hier beurteilen soll, ist Paul Bliß. Mit Einschränkung, bitte! Er ist der Einzige von diesen Fünfen, der etwas hat sagen müssen, der Einzige also, der eine eigene Welt von Leiden zu verdichten hatte. Ein brutaler Mensch, der mit den allergrößten Mitteln arbeitet, ohne jede Ruancierungsfähigkeit, mit einer seltenen Raioetät, wenn er an dem sozialen Gesellschaftsgebäude mit kräftiger, echter Wut rütteln will. Ein Sittenschilderer nach Art der älteren Franzosen, die alle Gefühle in mächtige, tönende Worte rubrizieren. Ein Weib kann ihm nur tugendhaft oder nur oerberbt sein. Zwischenbänge giebt's nicht. Überhaupt, welcher Plebejer, dieser Herr Bliß! Oder sein Feld! Menschen mit vornehmen Instinkten sehen in einer Portiers-tochter, so hübsch sich ihre lodende Jugend auch darbiete, nicht das Heil. Das wird Herr Bliß wohl höhnisch zugeben, aber ich für meinen persönlichen Geschmack schätze vornehmen Instinkt unendlich höher als die häuerischen, undifferenzierten Neigungen seines Helden. — Dennoch hat Herr Bliß mein Herz genommen. Wer ein Buch in einem derartig rasenden, überhitzten Tempo, mit einer Fülle so zwingender und un-

mittelbarer Gefühlsinhalte schreiben kann, wem der fieberhafte Wahnsinn des Künstlers mit all der Furcht und der Qual der Impotenz so mächtig aufgedämmert ist, der ist ein ganzer Kerl!

Das unglaublichste Attentat auf den guten Geschmack ist der Roman der Freiin Wallersee, die sich überdies noch eine et-davant Gräfin Larisch nennen darf. Der sonst so oornehme Fontane'sche Verlag scheut sich nicht, diesen nicht ganz makellosen Namen (so sagen die Gerüchte; ich verwahre mich oon oornherein gegen jeden Injurienprozeß!) in geschmacklosester Weise auszubenten — vide Waschyettel! Er oerweist auf die tatsächlichen Zusammenhänge dieses schändlichen Nachwerks mit Ereignissen, die unsere Freiin an gewissen Höfen miterleben durfte. Die Dame hat früher enge Beziehungen zum österreicherischen Kaiserhause befaßen. Ich rate den Beteiligten, hinzuzufügen: bedauerlicherweise. Wer dieses schmutzige und gemeine Buch je in die Hand bekomme, was ich keinem guten Mitteleuropäer wünsche, wird zu fürchterlichen Verdächtigungen gebrängt. Das Buch soll nämlich — abermals vide Waschyettel! — „durchsichtig“ sein, und da im österreicherischen Hause die herrlichste und anbetungswürdigste moderne Frau gestanden hat, so sei in Gottes Namen an diesen Punkt gerührt. Ich meine jene wundervolle Frau, deren Lebensgang ein ununterbrochener Leidensweg war, die ooll höchster, künstlerischer Begabung ein echtes Kind der Wittelsbacher war — die Kaiserin Elisabeth. Und Frau Wallersee möchte dieses reine Bild, so sollte man nach dieser Andeutung meinen, mit in diesen Schmutz gezerzt haben. Nun, das soll ihr übel bekommen! Das Geschreibsel der Dame, die auch der leisesten Begabung bar ist, oerrät eine so ungemein geschäftstüchtige, mit Lüstertheit angenehm gemischte Art, daß ihr das Handwerk gesetzt werden sollte. Ihre Befähigung scheint auf ganz anderem Gebiete zu liegen — womit ich aber durchaus nichts gesagt haben will.

Nicht ganz uninteressant im Sujet, aber recht unbedeutend ist die Schupp'sche Erzählung aus dem ganz eigentümlichen sektiererhaften Leben der deutsch-brasilianischen Kolonisten. Sie macht Lust, die „Muder“-Sekte weniger nach der blutrünstigen als der innerlichen Seite kennen zu lernen.

Liebenswürdig, harmlos und heiter ist das kleine Talentchen der Baronin Bälowschweiger. Sie widmet ihre zwanglos aneinander gereihten Bilderchen in angenehmer Bescheidenheit ihren Klostermitschülerinnen, zur Erinnerung an die selig stille Klosterzeit. Dieser Zweck ist erreicht, und die freiherrliche Verfasserin wird mehr wohl nicht vertangen.

Josef Theodor.

Wildester Naturalismus.

So klagten zarlbefaltete Gemüther, wenn sie Geschichten lesen wie die oon Charlotte Nisle-Klein „Der Mann mit dem Pferdekopf“ (Wiener Verlag). Frau Charlotte Nisle-Klein ist neben Frau Anna Croissant-Rust wohl der originellste Typus unter den modernen Ränghener Schriftstellerinnen. Mit einer unheimlich oerwegenen Sicherheit bewegt sich Frau Nisle-Klein auf der Nachtseite des Seelenlebens. Es giebt keine Verworfenheit im menschlichen Herzen, zu der die waghalsige Erzählerin nicht den Zugang fände. Neben ihr ist der peroerje Panizza in seinen „Dämmerungsstücken“ noch der reine Waisenknahe. Man muß schon bis zu Edgar Poe's düster-phantastischen Spulgeschichten gehen, wenn man dieser unheimlichen Erzählerin die Ehre eines Vergleichs anthun zu müssen glaubt. Ich nehme Charlotte Nisle einfach als Charlotte Nisle und bewundere ihre meisterhafte Art, uns mit den schlimmen Dingen, die sie uns aufstischt, durch tadellose Vortragskunst gewissermaßen zu oersöhnen. Ob man diese Art oon Geschichten lieb gewinnen oder verabscheuen mag, ist schließlich für die

Litteratur belanglos: sie sind einfach aarhanden als Zeugnisse eigenartiger aallendeler Kunst, daran man nicht ohne Interesse aarbeitsammt. R. S. Canrad.

F. K. Feddersen, Erzählungen eines Darspredigers. Hanau, Claus & Feddersen.

Das schlichte Buch giebt uns ganz nette Bilder und Bildchen aus einem kleinen entlegenen Darse, die in ihrer harmlosen Anspruchslosigkeit mit Lust und Liebe zur Sache für ein kleineres Publikum geschrieben sind. Der Einfachheit des Geschehens und Geschilderten wird auch in Stil und Schreibweise am Verfasser Rechnung getragen. Ernst Pflanz.

Lyrik.

Kaalun. Eine Auswahl neuer deutscher Wortkunst.

Kaalun? In der mittelalterlichen Ritterdichtung das Feenland, in welchem König Arthurs Schwester, die Fee Morgana, mit mildem Szepter herrschte und wahn König Arthur nach seiner letzten Schlacht mit anderen Helden (Kaland, Ogier, Zwein) arsezt wurde. Die Insel der Seligen im Westmeere des Nordens. Also. Kaalun nennt sich ein neues, in jährlich zwölf Nummern mit zeichnerischem Schmud erscheinendes Sammelwerk aaterländischer Wortkünstler. Herausgeber ist der Dichter Richard Scheid, Kammissionsarleger der Hasbuchhändler Karl Schüler in Randsen. Der Jahrgang kostet zehn Mark. Jede Lieferung bringt nur einen Dichter. In den ersten Lieferungen präsentierten sich Wilhelm aon Schalz, Mainer Maria Rilke, Olga Falkenberg und Karl Scheid mit interessanten Beiträgen. Die Ausstattung in Trud, Papler und Buchschmud ist durchweg aarnehm. Die Titelhalschnitte van Georg Braumüller und Neumann sind sehr ansprechend. Summa: das neue Unternehmen zeigt sicheren Geschmad. Eine Eigentümlichkeit: die Namen einer jeden Nummer sollen in der ent-

sprechenden des nächsten Jahrgangs wiederkehren, damit der Leser ein Entwicklungsbild einer bestimmten Anzahl (zehn!) erlesener Lyriker der jungen Generation gewinne. Hoffen wir, daß die Tafelrunde aon „Kaalun“ in puncto Entwicklung ihren Mann stellt, aber künftig auch, in ihrer biographischen Prosa dazu, für „deutsche Dichter“ etwas besseren Stil pflegt.

M. G. C.

Der Spielmann. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgeber: Ernst Waehler, Verleger: Fischer und Franke in Berlin.

Hier soll dem lyrischen und lyrisch-epischen Schaffen eine trauliche Stätte bereitet werden. Aber nur den Besten mit ihrem Besten soll Zutritt gewährt sein. Der Tharwort wird sich also als unsehbbarer Geschmad-Oberrichter zu erweisen haben. Mit Namen aon Ruf ist's nicht gethan. Den Buchschmud liefern Hirzel und Staßen. Außer den glanzvollen Originalbeiträgen ersten Rangs sollen auch Proben aus den bedeutendsten Erscheinungen des Büchermarktes gebracht werden. Besprechende Kritik ist als unfruchtbar ausdrücklich ausgeschlossen. Enthalten also auch wir uns dieses unfruchtbaren Geschäftes und begleiten den „Spielmann“ als den Meister aller Spielente mit unsern besten Wünschen.

M. G. C.

Klassiker-Ausgaben.

Heinrich aon Kleist. Sämtliche Werke in aier Bänden, herausgegeben aon Dr. Karl Siegen. Leipzig, Max Hesse. R. 1,75.

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke mit Einleitung und Anmerkungen aon Emil Kuh. Herausg. von aon Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesse. Gebunden R. 6,—.

Die aerdienstlichen neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben des rührigen Verlages haben durch abengenannte Ausgaben eine weitere, erfreuliche Bereicherung erhalten.

Die Biographie Kleists von Herrn Dr. Siegen ist eine ungemein fleißige Arbeit und unter Berücksichtigung des neuesten Quellenmaterials oerfasst, so daß sie manches Neue und Interessante bietet. Bei der Anordnung der Werke, wenigstens der dramatischen, ist die chronologische Entstehungsfolge innegehalten, die Erzählungen und oermischten Schriften sind wieder unter sich in gleicher Weise geordnet.

Unter letzteren sind einige Kleinigkeiten, die in anderen Ausgaben gefehlt haben; dagegen oermisste ich zu meinem Bedauern einige politische Aufsätze, so besonders das „Lehrbuch der französischen Journalistik“ und den „Katechismus der Deutschen“, auch der humoristische Aufsatz aus den Berliner Abendblättern: „Neuester Erziehungsplan“ ist — vielleicht mit Absicht — fortgelassen. Diese Stücke haben ja auch wenig allgemeines Interesse und sind eigentlich nur für den Litterarhistoriker von Betang. Das beigegebene Kleist-Bildnis ist ganz vorzüglich, wie denn überhaupt die Ausstattung der Werke bei dem überaus geringen Preise das höchste Lob oerdient.

Die neue Hebbel-Ausgabe zeichnet sich oor der bekannten Ausgabe des Verlages von Hoffmann & Campe, der sie übrigens in der Anordnung der Werke mit Ausnahme der Gedichte, die sie mit einer gewissen Berechtigung oorweg nimmt, genau folgt, durch die Beigabe einer ausgezeichneten Studie über Hebbels Werke und Leben, eines prächtigen Bildnisses Hebbels und eines Facsimile's eines Briefes oon ihm aus. Die Studie, welche 71 Seiten umfaßt, geht weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Einleitung hinaus, indem sie zugleich eine ästhetisch-kritische Würdigung der einzelnen Schöpfungen des großen Meisters zu geben oersucht. Es ist dies bei einer Ausgabe, die Hebbel dem deutschen Volke, d. h. weiteren Kreisen jugänglich zu machen bestrebt ist, ein nicht zu unterschätzendes Moment. Hebbels Schöpfungen sind komplizierter Natur und nicht auf den

ersten Blick jugänglich, man muß ihn erste erfassen und lieben, seine rauhe, herbe, oft durch die dämonische Wildheit seiner Gefühlsausbrüche zuerst abstoßende Art überwunden lernen. Noch ist Hebbel nicht zu der Anerkennung gelangt, die ihm eigentlich gebührt. Der Schöpfer der „Judith“, des „Herodes und Marianne“, des klassischen Ruhe und Grazie atmenden „König des Ogges“ darf sich würdig an die Seite der größten Meister der Weltlitteratur stellen. Mit Recht sagt Hermann Krumm am Schlusse seiner Studie: „Es ist mit Bestimmtheit oorauszusehen, daß die von Hebbel ausgehende Wirkung sich noch lange stetig steigern und auf immer weitere Kreise fortpflanzen wird.“

Zur Erreichung dieses Zieles wird die oorliegende Ausgabe gewiß treulich beitragen. Sie kann allen Litteraturfreunden nur auf das Wärmste empfohlen werden, bürgt doch sowohl der Name Emil Kuh's, eines der besten Freunde Hebbels und gründlichsten Kenner seiner Werke, sowie der Name des Herausgebers Hermann Krumm für ihre Zuverlässigkeit und Serdiegenheit.

Kurt Holm.

Vermischtes.

Allmersbuch.

Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Marschendichters von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam unter Mitwirkung einer großen Zahl oon Künstlern und Dichtern aus Nord und Süd ist zugleich ein Geschenk an das deutsche Volk und ein Dokument seiner schöngeistigen Kultur. Wird die herrliche Spende dankbare Empfänger finden? Wird man der schenkenden Tugend heroorragender Schreiber und Bildner fröhlich mit offener Hand begegnen? Die Beiträge mögen ja wohl nicht alle von gleicher Güte sein, aber es ist nicht ein einziger darunter, der nicht seines Urhebers Art charakteristisch zum Ausdruck brächte: man oergleiche nur die wunderoollen „Erntelieder“ der genialen Margarethe Beutler

mit den Zeilen des greifen Paul Heyse oder die innigen Verse der Gräfin Helene von Schweinitz mit dem Heldenpruch Detlevs von Lilieneran! Was für wuchtige Akkorde lösen sich aus der prächtigen Dorsfrage von Karl Söhte „Der Wärmwolf!“ Unter den Prosabeiträgen nehmen die des Herausgebers Ludwig Bräutigam den ersten Rang ein: „Hermann Allmers von 1891—1901“ und „Hermann Allmers und das deutsche Lesebuch“. Ihnen reihen sich würdig an: Pauli „Allmers und die bildende Kunst“, Pöcker: „Das Werden des Marschenheims“ — und viele andere. Ich selbst steuerte eine Improvisation über die Rolle der Bauern in der Litteratur bei. Von den Kunstbeiträgen kann man nur mit Bewunderung reden, sowohl hinsichtlich ihrer Inneren Bedeutung wie ihrer technischen Reproduktion — der Verleger Lattmann in Götter hat überhaupt in der Ausstattung Meisterhaftes geleistet. Unter den Künstlern begegnen wir ersten Namen: Hans am Ende, Heinrich Vogeler, Radersfahn, die in aller Welt geschätzt sind. Andere, wie Emil Prach, Gustav Vardenhauer, Bernhard Wiegandt, Erwin Künsterhard, Jise und Huga Amberg, Lilien u. s. w. sind auf dem besten Wege, sich mit Ruhm zu bedecken. Summa: das „Allmersbuch“ hat dauernden Wert.

M. G. C.

Die Weichte des Mönches von Gustav Wolff. Berlin, S. Fischer. 76 S.

Ein Mönch, der viel gelebt und viel gelitten, erzählt einem Professor der Philosophie seine traurige Geschichte. Das ist der Vorwurf des Buches, zugleich aber auch sein größter Fehler. So, wie dieser Pastor spricht, erzählt man nicht, so schreibt man höchstens Tagebücher, und in dieser Form hätte das Buch etwas mehr Wahrscheinlichkeit für sich gehabt, obzwar es auch dann noch keinesfalls als eine reife Arbeit zu betrachten wäre, da Herr Wolff auf jeder Seite gegen die psycho-

logischen Gesetze verstößt. Von einem Autor, der ein solch abgeklappertes Thema zum Inhalt einer Novelle wählt, dürfte man doch verlangen, durch eine vertiefte Charakteristik der Menschen entschädigt zu werden. Wo die Schilderungskraft des Autors nicht mehr ausreicht, da hilft er sich mit einem sehr bequemen Mittel und schreibt: „Das kann ich Euch unmöglich schildern.“ Die Sprache ist oft stümperhaft, und da, wo Wolff sich zu hohem Pathos aufschwingt, vergißt er, daß er nicht Nietzsche zu kopieren, sondern sich selbst zu geben hat. J. E. Parigot.

Kunst.

Kunstgeschichte in Bildern. III. Abtheilung: die Renaissance in Italien. — IV. Abtheilung: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts außerhalb Italiens. Bearbeitet von C. Dehio, Professor in Straßburg. Leipzig, G. A. Seemann.

Es erschien schon lange als eine dringende Notwendigkeit, daß die kunsthistorischen Bilderbogen in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft und den Fortschritten der Illustrationstechnik entsprechenden Weise neu bearbeitet wurden. Von dieser neuen Ausgabe liegen nunmehr abge zwei Bände vor unter dem Titel: Kunstgeschichte in Bildern. In dem Straßburger Professor Dehio hat die Verlagsabhandlung einen der feinsinnigsten, jüngeren Kunsthistoriker zur Neubearbeitung dieses Bilderatlas herangezogen, der mit klugem Geschick das reiche Stoffmaterial gegliedert und systematisch angeordnet hat. Dehio hat nicht allein ein gut geschultes Verständnis für die formale Entwicklung und Geschichte der Kunst, sondern er zieht auch die Entwicklung des Menschen im Laufe der Jahrhunderte mit in Betracht und die jeweilige, kulturelle Zeitstimmung, die er mit dem offenen und weitschauenden Blick des modernen Historikers als die Basis aller Kunstklärung erkennt. Das erhellt sehr gut aus den sinnvollen Zusammenstellungen von Porträts aus ver-

schiedenen Epochen, die ganz besonders lehrreich scheinen. Die Reproduktionen bieten im Allgemeinen einen ganz ungewöhnlichen Genuß — durch die Schärfe der photographischen Aufnahmen und die peinlich-sorgfältigen Übertragungen auf das Zink, bei denen kaum eine Lichtabtönung, kaum eine noch so zarte Abstufung unterschlagen wird. Man vergleiche nur einmal Remlings Jüngstes Gericht, aus dem uns der ganze Zauberhauch seiner zart sinnigen Kraft entgegenströmt, mit der Wiedergabe des trotzigen Colonna-Reiterdenkmals und Michelangelo's gewaltigen Sklaan, um die Spannweite der Ausdrucksfähigkeit dieser Autotypien zu erkennen.

Sehr zu loben ist die schön zusammengestellte Auswahl der vorzüglichsten Werke des Dürer. Aber wenn wir schon von dem lieblichen Meister des Marienlebens und dem seltsamen Romantiker Hans Baldung Grün eine etwas reichere Vertretung wünschten, so vermüssen wir leider den wundervollen Phantasten Hieronymus Bosch,

diesen wilden und einzigartigen Träumer, leider gänzlich; auch von Tillmann Riemen-schneider, dem Holzschneider, hätten wir gern mehr gefunden. Doch nicht — als ob wir manches andere statt dessen hätten missen mögen; es hätte sich jedenfalls leicht machen lassen, den Band um einen Bogen zu bereichern. Das Interesse für altdeutsche Kunst ergreift bei uns immer weitere Kreise — auch unter den Laien; und diesem erwachenden Bedürfnis hätte vielleicht ein wenig mehr Rechnung getragen werden können. Ein Hauptwerk der italienischen Kunst — das Mediceerdenkmal — ist leider nicht saunderslich gut nach einer Zeichnung reproduziert, sodah man wenig spürt von der psychologisch aertiesten und erhabenen Lebendigkeit dieses Werkes. Doch diese geringfügigen Ausstände fallen wenig in Betracht gegenüber dem Gesamteindruck dieser Publikation, die dem Laien einen anregenden Genuß und dem Fachmann ein unschätzbares Studienmaterial bietet.

Otto Grantaff.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Barbach, Hermann: Im Winkel. Wien, Karl Koenig. 28 S.

Baumberg, A.: Das Kind. Volkshilf in vier Akte. Wien, Karl Koenig. 116 S.

Berger, Alfred Freiherr von und Dr. Wilhelm Freiherr von: Im Vaterhaus. Jugenderinnerungen. Wien, Karl Koenig. 192 S.

Weißkreuz, Carl: Die Wahrheit über 1870. München, Verlag der Deutsch-franz. Rundschau. 76 S.

Batt, C.: Vor dreißig Jahren. Erinnerungen eines evangelischen Feld- und Lazarett-Pfarrers. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Buchhandlung. Brosch. M. 0,80, 48 S.

Cotta, Johannes: Gesilde der Seligen. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger. 403 S.

Dandert, E.: Angélique Mongaultier. Roman. Übersetzung von Ludwig Wechsler. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger. 346 S.

Ehrenfeld, Dr. Alex.: Die letzte Stunde. Schulkamdbien, 1. Heft. Zürich, Zürcher & Furrer. 26 S.

Eißler, Dr. Rudolf: Das Bewußtsein der Außenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 206 S. Brosch. R. 2.—

Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags: IV. Dr. Paul Wahlfeld: Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode. 27 S. — V. Otto Höyth: Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Depuliertenkammer. Nach stenograph. Berichte. 80 S. — Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Freie Bücher: III. Band. Basis Simonaff, Naman aan Hans Senden. 413 S. — V. Band. Ein toter Mann. Raetle von Oskar Kreuzberger. 109 S. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger.

Gerhard, Adele und Simon, Helene: Mutterchaft und geistige Arbeit. Eine psychologische und soziologische Studie. Berlin, Georg Reimer. 333 S. Brosch. R. 5.—, geb. R. 6.—

Goldschmidt, Dr. Ludwig: Kantkritik oder Kantstudium. Götting, C. F. Thiemann. 218 S. R. 5.—

Garli, Maxim.: Bekannte Leute. Erzählungen — deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 351 S.

Lilienhal, Erich: Tagebuch eines Siegers. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 202 S.

Rinnigerade, a.: Über chinesisches Theater. 2. Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Buchhdlg. Brosch. R. 0,80. 47 S.

Rahmer, Dr. med. S.: Heinrich Heines Krankheit und Lebensgeschichte. Eine kritische Studie. Berlin, Georg Reimer. 81 S.

Rent, Anton: Tiraker und Buren. Innsbruck, Schererverlag. 51 S.

R. St., van: Das sexuelle Leben. Ein Fluch der Menschheit. Leipzig, Otto Weber. R. 1,50. 55 S.

Schaaf, Wilhelm: Heffisches Dichterbuch. (3. Aufl.) Marburg, A. G. Ewert'sche Verlagsbuchhandlung. 369 S.

Schulz, Carl Theodor, Dresden: Neue Bahnen im Geschlechtslehre. Berlin, Brends & Rohner (Neue Friedrichstr. 46). I. Bd. 121 S.

Sprecher, Joh. Andr. von: Donna Ottaia. Historischer Roman aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. (3. Aufl.) Basel, Adolf Seering. 353 S.

Stern, Maurice Reinhold von: Waldsitzgen aus Oberösterreich. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 118 S.

Stiftung für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig. Sechster Bericht, Februar 1901.

Strahburger, Egon Hugo: Lieder für Kinderherzen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 38 S. Brosch. R. 0,60.

Teichert, Adolf: Auf den Spuren des Genius. Eine Dichtung aus Italien und dem Orient. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie. 138 S. Brosch. R. 2,50.

Talstal, Graf L.: Chapin Prélude. Talstoi's Gegenschrist zur Kreuzer-Sonate. Leipzig, W. Fiedler. 2. Auflage. 79 S. Brosch. R. 1.—

Taaale, Heinz: Frau Agna. Roman. Berlin W., F. Fontane & Co. 312 S. R. 3,50.

Vahler, Dr. Karl: Italienische Literaturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 160 S. Geb. R. 0,80.

Weber-Lutkow, Hans: Die schwarze Kabauna. Geschichten aus Klein-Rußland. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 87 S.

Wittenbauer, Ferdinand: Schnabelweyde. Zeitmärch. Wien, Carl Konegen. 115 S.

Zaaymann, Richard: Korrenchronik. Berlin, Otto Elsner. 78 S.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaufbachstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unerlangt eingelangte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unerlangt eingelangte Manuskripte nur dann Gewähr beim Zurückfordern, wenn genügender Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitchriften wie Büchererwähnungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierson's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band II. ❁ 1901. ❁ Heft 2.
—

Zur Gruppierung der Mächte in Ostasien.

Von Dr. f. Martin.

(München.)

Serabezu ängstlich vermeidet die deutsche politische Presse die Erörterung über eine eventuelle Aufteilung China's. Doch hat der russisch-chinesische Zwischenfall bezüglich des Mandschuren-Abkommens zur Genüge bewiesen, wie unheimlich nahe wir bereits vor einer Aufrollung dieser Frage stehen. Nur kurzsichtige Leute können hier eine Vogel Strauß-Politik befürworten und verlangen, man solle hievon überhaupt nicht reden. Kaum hat Rußland sein letztes Wort in der mandschurischen Angelegenheit schon gesprochen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß bei dem zähen Festhalten der Petersburger Diplomatie an den einmal gesteckten Zielen (und hiezu gehört vor Allem das Prinzip: „Asien für Rußland“) über kurz oder lang Nordchina offiziell und vertragsgemäß dem russischen Reiche einverleibt werden wird, nachdem es diesem ja, bei Lichte besehen, jetzt schon de facto gehört. Daß damit für gewisse andere Mächte gleichsam das Signal gegeben wird, nun auch ihrerseits sich den gewünschten Beuteanteil zu sichern, dürfte ohne Weiteres einleuchten.

Da nun unser Vaterland in Folge seines erfreulichen Aufschwunges in industrieller und kommerzieller Hinsicht neben England als Haupt-

interessent im fernen Osten angesehen werden muß, ist die Frage, welche Wege unsere Politik in diesem Falle zu wandeln hat, gerade für uns von äußerster Wichtigkeit. Niemand wird sich heutzutage mehr der Ansicht verschließen können, daß der Schwerpunkt einer günstigen Weiterentwicklung des europäischen Handels und der Industrie augenblicklich nicht in Afrika, sondern einzig und allein im Osten Asiens, in jenem unermeßlich großen, dicht bevölkerten Reiche zu suchen ist, das durch Jahrhunderte systematisch von allen äußeren Einflüssen abgeschlossen gehalten wurde. Das Interesse für Afrika muß hier weit in den Hintergrund treten; denn, abgesehen von seinem Gold und seinen Diamanten dürfen wir ihm, und zwar auf Grund der bisher erzielten zumelst nur negativen Resultate, eine wirklich große Zukunft sowohl für Handel als auch für Plantagenbau — einige kleine Ausnahmen abgerechnet — ruhig absprechen. Nachdem nun unser Vaterland endlich in der glücklichen Lage ist, bei allen Fragen der Weltpolitik ein gewichtiges Wort mitzusprechen, müssen wir uns vor Allem darüber klar werden, was wir unsererseits bei einem eventuellen Zusammenbruch des chinesischen Reiches verlangen können und müssen.

Es kommen hier vor Allem zwei Fragen in Betracht. Nämlich: Liegt es in unserem Interesse, einen möglichst großen Teil China's in unsere Macht zu bringen, oder genügt uns der Besitz einiger günstiger maritimer Stützpunkte und das Recht des Meistbegünstigten für Handel und Industrie im ganzen chinesischen Reiche? Kolonialschwärmer haben bisher stets versucht durch Auffindung von neuen, für europäische Auswanderung im Großen günstigen Länderstrichen in Ost- und Südwestafrika, von welchen bislang ein größerer Gebrauch nicht gemacht wurde und aus naheliegenden Gründen auch wohl nie gemacht werden wird, ferner durch alljährliche zur Zeit der Erlebigung des Kolonialeats wiederkehrende Meldungen von Gold- und Diamantensunden in diesen beiden Gebieten, die allerdings eine spätere Bestätigung durch Erfolge noch nicht gehabt haben, dem deutschen Volke Geschmack an seinen afrikanischen Kolonien beizubringen. Ja, vor nicht allzulanger Zeit ist sogar von einigen Herren ein wahres Kesseltreiben gegen unsere Kolonialverwaltung veranstaltet worden, wegen angeblicher unverantwortlicher Verschleuderung unserer südwestafrikanischen Reichthümer an englische Kapitalisten! Nun, wie dem auch sei — die Erfahrung hat gelehrt, daß Afrika als Ablenkung für die Massenauswanderung ernstlich nicht in Betracht kommen kann. Wie sieht es aber in dieser Hinsicht wohl mit China? Nur, wenn sich das in Afrika vergeblich Erhoffte hier verwirklichen ließe, könnte eine Besitzergreifung größerer Ländermassen gerechtfertigt erscheinen. Die dichte Bevölkerung des

Reiches der Mitte schließt jedoch die Masseneinwanderung aus andern Ländern von vorneherein absolut aus. Unsere Bestrebungen müssen sich daher auf das zweite, oben angebeutete Feld richten, nämlich auf Erwerbung günstiger Kabel-, Flotten- und Kohlenstationen, sowie Aufassung des ganzen Gebietes für deutschen Handel, Industrie und Plantagenbau auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit den neuen Herren des Landes, wer immer dies auch sei! Hier muß unsere Diplomatie das Richtige zu treffen wissen.

Als Konkurrenten in dem Streite dürften zwei, eventuell drei Parteien auftreten. Rußland und Frankreich werden unbedingt geschlossen vorgehen. Für beide liegt die Frage ja so einfach wie möglich. Rußland erhält den Löwenanteil und sein treuer Bundesgenosse eine tüchtige Gebietsvergrößerung im Süden. Ferner kommt in Betracht England und als dritte, nicht zu unterschätzende Macht, Japan. Ob diese beiden Staaten gemeinsam oder getrennt ihre Interessen verfolgen werden, ist ja noch zweifelhaft, doch wird es an Versuchen Englands, die Japaner gegen den Zweibund auszuspielen und sich so möglichst kostenlos seinen Anteil an der Beute zu sichern, nicht fehlen. An Bemühungen, Deutschland selbst in's Vordertreffen zu schieben und auf Kosten des deutschen Michels wieder einmal sich zu bereichern, wird es von Seiten keiner der drei oben erwähnten Haupt-Interessenten mangeln. Aber glücklicherweise ist das Deutschland des 20. Jahrhunderts doch etwas Anderes als das frühere „heilige römische Reich“! So sind wir denn in der Lage, den Stiel umzubrehen. Deutschlands wohlwollende Neutralität oder gar direkte Verbindung mit einer der drei Parteien kann und muß ausschlaggebend sein in diesem Streite, zumal Österreich und Italien, wie bisher wohl auch in Zukunft, auf diesem Gebiete uns zur Seite stehen dürften. Unsere Dreibundgenossen werden sicher im eigensten, wohlverstandenen Interesse bei der für sie ja minder wichtigen ostasiatischen Frage klüger thun, auf diese Weise ihrerseits auch an den von uns errungenen Vorteilen ratengemäß teilzunehmen, als durch eine anderweitige Stellungnahme etwa zu riskieren, ihren mächtigen Bundesgenossen in Europa zu verlieren.

Für uns selbst nun gilt hier einzig das Gesetz der Klugheit: erstlich nämlich, uns Dem anzuschließen, der die besten Aussichten auf Erfolg hat; und ferner Dem, der in der Lage und auch gewillt ist, das Meiste zu gewähren. Glücklicherweise vereinigen sich hier beide Punkte im Zweibunde. Daher kann in diesem Falle nur auf Rußland unsere Wahl fallen, dem Frankreich kraft geheimer, infolge der Ungebuld der französischen Nation seiner Zeit für Rußland sicher sehr günstig abgeschlossener Verträge unbedingte Heeresfolge leisten wird und wohl sogar muß — abgesehen

noch davon, daß die Interessen beider Nationen hier natürlicherweise Hand in Hand gehen. Zudem hat Frankreich schon Proben abgegeben, daß es selbst aus freiem Willen nicht abgeneigt ist, mit Deutschland in Fragen der außereuropäischen Politik Hand in Hand zu gehen, besonders wenn es gilt, vereint gegen England vorzugehen. Bei einem Kampfe also zwischen dem Zweibund und England auf chinesischem Gebiete muß, wie die Dinge jetzt stehen, menschlicher Berechnung nach der erstere Sieger bleiben. Es handelt sich hier erst in zweiter Linie um einen Seekrieg, zu dem allein England augenblicklich noch die nötigen Kräfte hat. Voran steht die Aufgabe der Eroberung eines großen Reiches mit einer gewaltigen Landarmee. Diese letztere fehlt England absolut. Das Mutterland kann wirklich brauchbar zu nennende Mannschaften wohl nicht mehr stellen; britisch Indien hat an Truppen abgegeben, was nur irgend wie entbehrt werden konnte und wird kaum im Stande sein, mit den vorhandenen die indischen Grenzen gegen den von Norden einrückenden Feind zu schützen; eine nennenswerte Verminderung der südafrikanischen Streitkräfte käme aber dem Aufgeben aller bisher dort mit den größten Opfern errungenen Vorteile gleich; die Qualität der aus den andern englischen Kolonien zu erhoffenden Truppen hat sich in Südafrika zur Genüge geoffenbart. Auch ist von dort auf numerisch bedeutende Hilfstruppen kaum mehr zu rechnen. Es bleiben also für England nur seine Flotte und deren Besatzung, und die verhältnismäßig kleinen Truppenkontingente, die jetzt schon in Ostasien, z. B. in Hongkong stationiert sind. Da der Krieg auch zur See geführt werden wird, kann erstere nennenswerte Kräfte zur Landarmee nicht liefern; letztere kommen aber, wo es sich um Aufstellung einer Armee von 100 000 Mann, wenn nicht noch mehr handelt, nicht in Betracht.

Dem also ziemlich unvermögenden England steht gegenüber in erster Reihe Rußland. Dieses hat heute schon eine größere Armee, als man wohl annimmt, konzentriert, die nur darauf wartet, auf dem Landwege einzurücken, oder auf dem Seewege direkt vor Peking geführt zu werden. Dieses Letztere könnte möglich sein, bevor England genügende Schiffe in den ostasiatischen Gewässern versammelt hätte, um die vereinigte russisch-französische Flotte, unter deren Schutz diese Aktion ausgeführt werden mußte, zu schlagen. Die mit kluger Voraussicht in ihrem Baue nach Kräften beschleunigte sibirische Eisenbahn, die jetzt schon ihre Ausläufer in chinesisches Gebiet erstreckt, bietet Rußland zudem die Möglichkeit, in verhältnismäßig kurzer Zeit große Truppenmassen nach dem Kriegsschauplatz zu dirigieren. Dies kann geschehen, ohne daß die gegen Englisch-Indien rückende Armee nur im Mindesten geschwächt wird, da die Hilfsquellen an

Soldatenmaterial gerade in Asiatisch-Rußland fast unerschöpfliche zu nennen sind. Zudem wird jeder, der einigermaßen mit den Verhältnissen bekannt ist, die ausgezeichnete Qualität gerade der russisch-asiatischen Truppen zu schätzen wissen. Während also Rußland in Nord- und Zentral-China gar bald mit Hilfe seiner Armee Herr der Situation sein dürfte, sind auch die Aussichten für Frankreich, das in seiner asiatischen Kolonie über eine stattliche und kriegsgeübte Truppe verfügt, die denkbar günstigsten.

Inwieweit etwa Englands Flotte derjenigen Frankreichs und Rußlands zusammen überlegen ist, läßt sich schwer schätzen, kommt aber auch, da es sich, wie eben erwähnt, hauptsächlich um einen Landkrieg handelt und Rußland in der Lage ist, seine Truppen auf dem Landwege nach China zu bringen, weit weniger in Betracht. Zudem dürfte vielleicht in Manchem, der die Ereignisse in Südafrika aufmerksam verfolgt hat und nur ein bißchen septisch veranlagt ist, der Gedanke hie und da aufgekommen sein, daß auch die englische Marine, gleich der Landarmee, sowohl was ihre Führer und Mannschaften, als auch was die verfügbaren Mittel anlangt, nicht ganz auf der Höhe stehen möchte, die man von der „ersten Seemacht“ der Welt mit Recht erwarten müßte. Raum von irgend einer andern Marine werden so häufig Fälle von Insubordination in größerem Stile, d. h. von Meuterei ganzer Schiffsbemannungen, gemeldet als gerade von der englischen.

England allein, ohne Bundesgenossen, hat also augenblicklich recht ungünstige Aussichten. Es wird freilich nichts unversucht lassen, Japan auf seine Seite zu bringen — den Staat, welcher neben Rußland einzig im Stande ist, eine große Armee in China aufzustellen. Die japanische Flotte ist ferner eine der wenigen, die bisher Gelegenheit hatten, moderne nautische Einrichtungen im Ernstfalle auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen und so einen reellen Gradmesser für ihre maritimen Kräfte zu erlangen: ein nicht zu unterschätzender Faktor. Rußland aber hat erstlich bei der anerkannten Güte seiner Diplomatie trotz Allem mehr Chancen, Japan durch Gewährung eines reichen Beuteanteiles auf seine Seite zu bringen, als England, zumal ähnliche handelspolitische Erwägungen, wie die für Deutschland giltigen, die weiter unten noch besprochen werden sollen, Japan eigentlich eher zu Rußland als zu England führen sollten. Der Zweibund dürfte aber selbst einer Koalition zwischen England und Japan immer noch gewachsen, mit Deutschland als Drittem im Bunde jedoch weit überlegen sein! Als letzter und wichtiger Faktor in diesem Kriege kommt nun natürlich auch China selbst in Betracht, soweit es nicht bereits durch die Invasion europäischer Truppen lahm gelegt erscheint. Auch hier ist kaum

zu zweifeln, daß die Chinesen, wenn sie wirklich ihre Selbständigkeit verlieren sollen und müssen, lieber die zum Teil stammverwandten Russen begünstigen als den, durch ihre dort schon vor Jahrhunderten verübten Greuelthaten gehäßten Briten sich anschließen werden!

Der Zweibund hat also nicht nur die größte Aussicht, im Osten siegreich zu bleiben; er — d. h. Rußland, der sicher maßgebende Faktor in diesem Bunde — ist auch am ehesten in der Lage, uns das zu gewähren, was wir verlangen wollen und müssen: nämlich die oben erwähnte Gleichberechtigung auf industriellem und kommerziellem Gebiete. England wird dies nie oder doch nur sehr wider Willen thun, denn Deutschland ist sein größter, ja einziger Konkurrent in dieser Beziehung, den zu schwächen es aus eigenstem Selbsterhaltungstrieb schon kein Mittel scheuen wird. Solche Bedenken kommen wiederum bei Rußland, das im eigenen Länderbesitz noch über so viele in dieser Hinsicht unausgenützte Gebiete verfügt, völlig in Wegfall. Auch ist Deutschlands wohlwollende Neutralität, oder gar Bundesgenossenschaft, für diesen Preis kaum zu teuer von Rußland erkaufte. Selbst Frankreich wird, wenn es wirklich gefragt wird, dann in dieser Beziehung noch stets lieber das kleinere von zwei Übeln wählen — nämlich Deutschland. Wenn uns also eigene Flotten-, Kohlen- und vor Allem auch Kabelstationen garantiert werden, ferner die Berechtigung, unter denselben Bedingungen wie die neuen Herren des Landes Handel zu treiben, Plantagen zu errichten, Landkonzessionen zu allen möglichen Zwecken, besonders auch bergbauliche, zu erwerben, ferner etwa eine zweckentsprechende Ab- rundung unseres bisherigen chinesischen Besitzes uns zugesprochen wird, dann liegt für Deutschland kein Grund vor, um nicht eine Erwerbung China's durch Rußland und Frankreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu unterstützen. Nicht der Besitz großer überseeischer Kolonien ist heutzutage die Grundlage für das Blühen und Gedeihen einer Nation, sondern die Fähigkeit und Möglichkeit überall auf der Welt, wo etwas zu gewinnen ist, auf gleichem Fuße mit den Übrigen konkurrieren zu können. Daß wir Deutsche die Fähigkeit hiezu besitzen, beweisen die Thatfachen zur Genüge; daß uns aber auch die Möglichkeit geboten wird, ist Sache einer einsichtigen und klugen Regierung. Das eingehende Interesse, das gerade von dieser dem Osten Asiens gewidmet wird, zeigt hinreichend, daß man sich der Wichtigkeit des Landes wohl bewußt ist. Wir wollen nur hoffen, daß auch die richtigen Mittel und Wege gefunden werden, uns das zu sichern, was wir kraft unserer Stellung unter den Großmächten verlangen

können und zur günstigen Weiterentwicklung unserer Nation unbedingt nötig haben!

Es ist unmöglich, die weiten Ausichten, die sich der Industrie und dem Handel durch Eröffnung China's erschließen, auch nur annähernd in kurzen Worten zu schildern — unsere Großkaufleute und Aebder der Hansastädte könnten hierüber den besten Aufschluß geben. Ihr Kapital, das sie heute lieber in ertragsfähigen fremden Kolonien statt in den mehr oder minder aussichtslosen Unternehmungen deutschen Kolonialbesitzes anlegen, würde willig und in ungemessenen Strömen nach China fließen, um dort weiter arbeitend und werbend den Reichtum und Wohlstand unserer Nation, und damit auch deren Kraft und Leistungsfähigkeit zu erhöhen! Es liegt für ein auf handels- und weltpolitischem Gebiete weit-schauendes Auge übrigens noch ein sehr wichtiger Grund vor, alles zu thun, um England nicht in den Besitz China's kommen zu lassen. Ein Blick auf die Weltkarte zeigt uns die Größe des englischen Kolonialbesitzes, der den aller anderen Nationen zusammengenommen bei Weitem übertrifft und bis auf wenige Ausnahmen, wie z. B. Holländisch-Indien fast alles in sich schließt, was als wertvoller Besitz angesehen werden kann. Es ist nun ein von Nationalökonomien gar gerne aufgeführtes Zukunftsbild, daß England, wenn es sich durch das mächtige Anwachsen des kontinentalen Handels in seinen Existenzbedingungen bedroht sieht, eventuell im Bunde mit den Vereinigten Staaten durch einen Zollgürtel oder eine völlige Einfuhrsperre sich und seine Kolonien dem Handel der übrigen Nationen verschließen und so diese aus einem großen Teile der Welt verdrängen werde. Ob überhaupt und wie weit ein solches Vorgehen England zum Nutzen gereichen würde, ist eine Frage, die selbst theoretisch schwer zu entscheiden ist. Aber ein den kontinentalen Mächten offenes China würde, bei der für lange Zeit gesicherten Aufnahmefähigkeit dieses Landes für europäische Produkte, von welchem man dann hinwiederum auch England ausschließen könnte, ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht bilden. —

Dem aufmerksamen Leser dürfte nicht entgangen sein, daß bei Aufzählung der in Ostasien zur Geltung kommenden Mächte die Vereinigten Staaten noch ganz unberücksichtigt geblieben sind. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß ich Amerika bei aller Achtung vor seiner kommerziellen Macht in militärischer Beziehung noch keineswegs als besonders ausschlaggebend anerkennen kann. Der so billige Sieg über die Spanier kann hiebei wohl kaum in Betracht kommen. Übrigens hat Amerika mit Cuba und den Philippinen noch alle Hände voll zu thun. Auch die stets wankelmütige, durch ihre Abhängigkeit

von der Wahlaktion häufig an's Lächerliche grenzende Politik der Vereinigten Staaten, die heute verneint, was sie gestern bejaht hat, lassen diese im Ernstfalle für irgend eine Partei, England nicht ausgeschlossen, als wünschenswerten Bundesgenossen nicht wohl erscheinen. Amerika wird also die Rolle des ewig und gegen alles Protestierenden weiter spielen. Sollte es sich aber in den Sinn kommen lassen, bei solcher Gelegenheit mit einer der in dieser Frage interessierten Mächte ernstlich anzubinden, so würde das die Herren jenseits des Ozeans wohl einmal über die Thatsache zu belehren haben, daß ihr ehemaliger Gegner Spanien eben doch noch keine europäische Großmacht war.

Nachbemerkung der Schriftleitung. — Wie der Dichter des tiefen, satirischen Puppenspiels unsrer Münchner „Eis Scharfrichter“, Willibrodus Raft, läßt also auch der Herr Verfasser obigen Artikels befremdlicher Weise eine ganze Nation, Amerika, in dem ostasiatischen Drama völlig außer Acht. Ob unser gesch. Mitarbeiter mit dieser seiner Auffassung nur auch Recht behalten wird? Wir hoffen wenigstens nicht, daß „Großmacht“ — „Großmacht“ künstlich nur bedeuten solle. Longsom oder unheimlich sicher scheint uns bei der heutigen Steigerung des Weltverkehrs eine Zeit allmählich herausgekommen, in der die Grundlogos zur Großmacht-Stellung nicht so sehr auf dem politischen Gebiete mehr, als vielmehr auf wirtschaftlichem Boden zu suchen sein werden. Der Herr Verfasser aber spricht ja selbst am Schlusse von seiner „Achtung vor Amerika's kommerzieller Macht“. Und man nehme sich nur auch die Mühe, damit weiterhin einmal zu vergleichen, was Alexander von Pez jüngst in der „N. Allg. Ztg.“ „über den industriellen Wettkampf der Zukunft“ interessant und bemerkenswert genug ausgeführt hat. Namentlich hier die Stellen aus dem dritten dieser Artikel sind von größtem Belang: „Am 7. Januar ds. Js. sagte im Senat der Vereinigten Staaten Herr Lodge: Der Handelskrieg mit Europa hat bereits begonnen; er kann nur mit der kommerziellen und wirtschaftlichen Suprematie der Vereinigten Staaten über die ganze Welt enden. Und der Staatssekretär Hay setzte, wenn auch in gemilderter Form, das amtliche Siegel unter diese Äußerung, indem er in einem den Jahresbericht der amerikanischen Konsuln einbegleitenden Schriftstücke am 30. Januar ds. Js. bemerkte: Der Handel der Vereinigten Staaten nähert sich mit überrosender Schnelligkeit dem Punkte, der aus ihm sowohl in industrieller wie in kommerzieller und finanzieller Beziehung den Mittelpunkt der Welt machen wird. — Mit ihren aerollierten, längst durch die Zeit überholten inneren Bänkereien beschäftigt, haben die europäischen Staaten nur allzusehr veräuert, den jetzt an sie heranretenden Verhältnissen in's Auge zu sehen. Endlich bieten die Fragen der Handelsverträge die erzwungene Gelegenheit. Das erste, was zur Abwehr zu geschehen hätte, besteht darin, daß wir in Bezug auf Zolltarife und Handelsverträge den Weg einschlagen, den uns die Vereinigten Staaten selbst gezeigt haben. Also im Verkehr mit überseeischen Ländern nichts an langfristigen Zusagen, nichts an Bindungen und vor Allem nichts von Meistbegünstigung! Gleichwie die Union durch die Monroe-Doktrin und Panamerika das völkerrechtliche Individuum „Amerika“ schufen, so ist endlich die Geburtskunde für „Europa“ gekommen. An die europäische Seegrenze (England innerhalb dieses Gebietes auf unsre Seite fallend) wäre ein Zolltarif zu legen, als welchen wir, vielleicht mit geringen Änderungen, den bisherigen Tarif der Union in Vorschlag bringen möchten, während die europäischen Staaten unter sich, wenn möglich, nicht allzu weit von dem gegenwärtigen status quo

der Hölle sich entfernen sollten. Das alles führt natürlich in die Politik hinein, und so wäre denn schneller, als gehnt, durch den bloßen Druck der Verhältnisse der Augenblick für eine Weltpolitik großen Stiles herangerückt. Nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Kabinette, stehen wir doch nicht an, auszusprechen, daß nur eine Wiederherstellung des „Dreikaiserverhältnisses“ alle jene Garantien bietet, die für ein so tiefgreifendes Vorgehen erforderlich sind. Das wäre die natürliche Verschmelzung von Dreibund und Zweibund, und wahrscheinlich würde selbst das noch immer gewaltige, aber vielfach bedrohte Großbritannien einer solchen Vereinigung nicht fern bleiben.“ — Wir werden solche Perspektiven fortan wohl nicht mehr aus dem Auge verlieren dürfen!



Die Frankenthaler.*)

Von Wilhelm Weigand.

(München.)

Wie die ehemalige freie Reichsstadt Frankenthal in den Ruf des kleinfränkischen Schilba's gekommen ist, vermag heutigen Tages kein Mensch mehr zu sagen. Die alte Stadtchronik, die der ehrfame Ratschreiber Hannes Bollrath im Jahre 1555 auf Verlangen der „Ehrbarkeiten“ verfaßte, weiß nur zu melden, daß die mächtige Stadt schon frühe, etwa zur Zeit des Interregnums, ihre Unabhängigkeit erlangte und diese, nebst einem wenig umfangreichen Gebiete, das sich über einige getreidebauende Dörflein erstreckte, in den Wirrnissen unzähliger Fehden und schwerer Zeiten zu erhalten verstand.

Des Weiteren hat sie uns sichere Kunde von einer Revolution aufbewahrt, die, lange vor der großen Revolution, im Jahre des Heiles 1419 in den Mauern Frankenthals tobte und mit der Einführung einer Art demokratischer Verfassung enbigte, welche nicht wenig zur Erzeugung jener Originale beigetragen haben mag, die den Glanz des sonderbaren Frankenthaler Ruhmes, unter dem Augenzwinkern und Gelächter weinseliger Kreise,

*) Was wir hier zum Abdruck bringen, ist das Einführungs-Kapitel nach der soeben erscheinenden dritten (überarbeiteten) Auflage des gleichnamigen Romans; Berlin, bei Gg. Heinrich Meyer.

durch den Wandel der Zeiten aufrecht erhielten und gemach vermehrten. Auch der Name des Führers jener bedeutsamen Bewegung ist auf uns gekommen: er hieß Belt Gramlich und war eines zugezogenen Freibauern Sohn, dessen Enkel heute noch blühen und das Recht besitzen, auf einem Ehrenplatze der altehrwürdigen St. Kilianskirche dem Gottesdienste anzuwohnen.

Reformation und Bauernkrieg entfachten den leidigen Bürgerzwist der unruhigen Stadt auf's Neue. Sie war, von einigen Ratsherren abgesehen, deren Söhne in bischöflichen Diensten standen, der evangelischen Sache mit Leidenschaft ergeben und ließ dem Bauernheere sogar ihr „mauerbrechiges“ Geschütz, das sie niemals wieder zurückerhielt, weil es die siegreichen Bundstände unter einander teilten. Die innere Zwietracht aber dauerte mit zeitweiligen Unterbrechungen fort, bis im dreißigjährigen Kriege die Schweden kamen und, ohne Unterschied des Bekenntnisses, so gottesmörderisch hausten, daß die Erinnerung an diese grausen Schreckenszeiten dem vergeßlichen Volksmunde auch heut noch nicht entschwunden ist; denn die Ammen und Kindermädchen, welche die Nachkommen der kleinen Patrioten und großen Spießbürger auf ihren Knien wiegen, pflegen den Unartigen jeweils mit dem alten Vers zu drohen:

„Bet', Kinde, bet'!
Morgen kommt der Schwed,
Morgen kommt der Dönsstern,
Wird dich Kinde beten lern'.“

Doch dies sind Schicksale, wie sie gar mancher fränkischen oder schwäbischen Stadt beschieden waren, deren wechselvolle Vergangenheit, mit ihrem Glück und Weh, in wohlthätigem Dunkel begraben liegt. Für das umliegende Gebiet war der Geist, der in den Bürgern Frankenthals lebte und bisweilen sonderbare Thaten zeitigte, von größerer Bedeutung als die Schicksale eines kleinen Gemeinwesens, das in den wehrhaften Bündnissen der Städte eine immerhin bescheidene Rolle spielte und von der schwangeren Fülle des nationalen Lebens nur das Zerstreute zu kosten bekam.

Es gab keinen Streich, den man den pfiffigen Frankenthalern nicht zugetraut, oder den man ihnen, auch wenn ihn andere auf dem Gewissen trugen, nicht dennoch zugeschrieben hätte. Sie sollen ihr zierliches, treppenreiches Rathaus aus schönem rotem Mainsandstein ohne Fenster aufgerichtet und dann, als selbst die größten Lichter unter den gestrengen Ratsherren keine Helle verbreitet, den feierlich erwogenen Beschluß gefaßt haben, das Licht mit feinen Netzen einzufangen und in das dunkle Gebäude zu schaffen. Ihnen schrieb man die Geschichte mit dem mageren Döns zu, den sie

eines schönen Tages mit einem hänfenen Strick an dem alten Wachturm in die Höhe zogen, damit er das wehende Gemeindegas, das da oben auf dem moosgrünen Ziegelbach im Winde wuchs, abfresse; und als das Tier, schon fast erwürgt, etwa in halber Höhe seine Zunge herausreckte, rief ein Frankenthaler unter dem brausenden Beifallgelächter der Menge: „Guckt, guckt, er leckt schon danach!“ Sie sollen zuerst auf die Idee gekommen sein, einen goldgelben Kürbis, den sie für ein Elefantenei hielten, von dem hochweisen Rat ausbrüten zu lassen. Und als der Stadtschulz Gilgen Gramlich, der seiner Brütepflicht an einem sonnigen Nebenhange, im Angesichte der betürmten Stadt, genügte, zufällig einmal aufstand und der herabrollende Kürbis ein armes Häslein in einem Graben aufjagte, da jauchzte der zuschauende Chor der Komödie voll Entzücken: „Ein Frankenthaler! Ein Frankenthaler!“ Die Volkslust verwandelte sich jedoch im Nu in offene Empörung, als das erschreckte Häslein Miene machte, an der Stadt vorbeizulaufen, die doch wahrhaftig, seit Olims Zeiten, als ein Paradies eingeborener Elefanten gelten durfte, die dem Falle reifer Äpfel mit den klügsten Augen zuzusehen vermochten.

Der Ruhm Frankenthals erfuhr jedoch noch eine Steigerung, als ein Sohn der Stadt aus Nürnberg, wo er bei Peter Heß in der Lehre gestanden, mit einem Meisterbriefe nach Hause kam, sich mit ein paar geschickten Gesellen niederließ und Nürnberger Eisen zu verfertigen anfieng, die sonderbarer Weise immer etwas vorgiengen. —

Sein Meisterstück lieferte er in der Gestalt einer prächtigen, höchst feinreich konstruirten Turmuhr, die unter festlich rauschender Theilnahme der Bevölkerung auf den alten Turm verbracht wurde, der wie ein grauer Weilenzeiger der Vergangenheit in dem städtischen Getriebe stand. Auf den Turmknopf aber setzte der findige Frankenthaler einen riesigen geschweiften Mohnkopf, dessen blutige Zunge mit dem langsam hin- und herschwingenden Pendel in Verbindung stand. Gieng nun das Pendel rechts, so zog der Mohn seine Zunge ein, und gieug es links, so reckte er seine Zunge, unter fürchterlichem Augentollen wieder heraus.

Dieses Jüngenspiel, das die Köpfe der Bevölkerung Tage lang in die Höhe gerichtet hielt, brachte aber den Frankenthalern einen neuen Spitznamen ein, der ihnen bis auf den heutigen Tag anhaftet: man nannte sie von nun an weit und breit nur noch die Zungenlecker und faßte die Thätigkeit des Mohns als einen Ausdruck der besondern Verachtung auf, welche die Stadt für die ganze Welt zu hegen schien.

Den bösen Nachbarspöttern, die man in der Stadt erwischen konnte, ging es nicht zum Besten; sie mußten unter der lärmenden Beihilfe topf-

ausgießender Frankenthalerinnen gleichsam Spießruten durch die engen Gassen laufen und durften froh sein, wenn sie ohne Schaden an Leib und Seele den runden Ball im Rücken hatten. Besonders erpicht waren die Zungenleder auf die Einwohner des alten hurmainzischen Städtchens Bilzheim, das, nicht weit von der Stadt auf der welligen Hochebene gelegen, einst zum Bund der neun Städte auf dem Obenwald gehört und dem Bauernführer Florian Geyer, als erste unter den Städten des „Lands zu Franken“, seine Thore geöffnet hatte. Dieser nachbarliche Haß blieb im Wandel der Zeiten lebendig und machte die kleinsten Schuljungen der beiden Landstädte zu gelegentlichen Pössendichtern.

Wie viele Menschen, auf deren Schultern das glänzende Erbe einer großen und bedeutsamen Vergangenheit liegt, waren die alteingesessenen Familien Frankenthals von ziemlichem Stolge besessen, und hielten sich, wenn ihnen die Erhaltung eines gewissen Wohlstandes gelungen war, für mindestens ebenso gut als die stellenhungrigen Nachkommen jener ritterlichen Wegelagerer und Heckenreiter, die so manchen feisten Handelsheerrn der guten alten Zeit eingetümt, bis er einsehen gelernt hatte, daß das tief-sinnige römisch-päpstliche Sprichwort: „Sine effusione sanguinis non fit remissio!“ — (auf deutsch: Blut kann selbst ein Beutel schwißen) — auch in einem weinreichen Winkel Barbariens seine Geltung bewahrte.

Im Verkehr mit Niederstehenden trugen alle Patrizier jenes Gefühl beglückter Herablassung zur Schau, das der Hochgeborene zu zeigen liebt, wenn er, von zartem Wohlwollen und einigen Nebenabsichten befeelt, die gewöhnliche Menschheit seiner ehrenden Gegenwart für würdig hält. Es verschwand jedoch sogleich aus den lächelnden Gesichtern, wenn irgend ein Gleichstehender sich in der Nähe zeigte und in den lebenswürdigen Austausch von Menschlichkeiten zu mengen suchte. Mütter und Tanten pflegten, wenn sie einen heiratsfähigen jungen Mann zu Gesicht bekamen, zuerst zu fragen, ob er auch von guter Familie sei, und er war es, wenn ihn auch seine bittersten Feinde nicht unter jene armen Schlucker rechnen konnten, die von Jahr zu Jahr zahlreicher werden.

Die Zeit ihrer heitersten Blüte aber erlebte die ehrwürdige Stadt trotz ihres alten Ruhmes erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als sich ein fränkischer Kirchenfürst aus dem Geschlechte derer von Weiningen, der in der Nähe seine ausgedehnten Familiengüter besaß, auf städtischem Grund und Boden, in dem wald- und wasserreichen Appenthal, ein zierliches Lustschloß in französischem Geschmack, im reinsten Stile des allerchristlichsten Sultans Ludwigs des Fünfzehnten erbaute. Der ausgedehnte Park, in dessen Mitte das anmutige Schloß Nonrepos versteckt

lag, war mit marmornen Göttern und komischen Fabelwesen in allen möglichen Stellungen, mit heimlichen Bosketts zum Küssen und Rosen, mit lauschigen Grotten, in deren lichter Laubnacht die weißen Quellen selige Kühlung rauschten, mit verblühenden Wasserfontänen, mit geheimnisvollen Pavillons und deren galantem Zubehör überreichlich ausgeschmückt, und der zeitgemäße Seelenhirte verlebte hier in der Gesellschaft von milden geistlichen Würdenträgern, französischen Abenteurern, Federhelden, Halbironikern und schönen Frauen, deren schönste den Titel Obersthofmeisterin führte, lachend klare Tage, die dem Herbst einer Welt so reich beschieden sind, wie dem goldenen Herbst der Jahre.

Ein Regen rieselnden Goldes brach mit einem Male über die glückliche Stadt herein, die sich noch niemals einer solchen Nachbarschaft erfreut hatte, und Bäcker, Metzger, Schneider, Weinbäcker, Advokaten, Ärzte, Häuser und Pächter nahmen einen ungewohnten Aufschwung. Die alten Häuser, aus deren kleinen Schiebfenstern und Rußenscheiben sich einfiel, bei Festen und Hegenverbrennungen, lachende Frauenbilder gelehnt, vertrocknen sich eilig in winkelige Gassen, an die wackelige Stadtmauer oder an den schützenden Abhang, und machten schönen Gebäuden Platz. Helle Räume mit lichten Wänden und flammenden Verzierungen luden zur Bethätigung eines freudigen Daseins ein. Die heranwachsenden Söhne der Patrizier lernten an dem Hofe des geistlichen Gewalthabers milde Dulbung gegen alle Götter der Vergangenheit und Zukunft, und die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, ging ihnen plötzlich klar und leuchtend auf. Ein Hauch freien, übermütigen Menschentums, der von Frankreich herüberblies, belebte die Brust der schönen Frauen, auf deren Lippen die süßen Schmerzen und Schäferfreuden Phyllis' und Chloë's jubelten und klagten. Von dem Geiste der Zeit berührt, verwandelten sich die altväterischen spitzen Nasen in stumpfe Näschen und die gotischen Gestalten in zierliche Figürchen, deren Füße wie zarte Knöspchen aus den geblühten Kleidern hervorschimerten; denn nichts ist bildsamer als der Ausdruck menschlicher Gestalt, die von einem Meer geheimnisvoller Kräfte umspielt wird.

Eine Kirche im reinsten Jesuitenstil machte selbst die Stunden der Andacht heiter. Ein Überfluß pausbäckiger Putten mahnte an die lachende Lust des Jahrhunderts, das wie ein rosenbehangenes Schiff, in dessen purpurne Segel der freie Sturmwind Geist mit übermütigem Frohlocken blies, der Zukunft entgegensteuerte. Sündige Magdalenen wanden sich im schönen Schmerze, der den Reiz der eigenen Vergangenheit nicht vergessen kann; ehrwürdige Apostel und bewußte Märtyrer blickten in verzückter,

theatralischer Stellung gen Himmel; strohende Liebesengel bliesen die Posaunen über der Orgel, über der Kanzel und den Altären, oder sie spannten ihre Pfeile auf Bildern und Stichen, auf Dosen und Fächern, deren zarte Schwingen das Motto trugen: Vive la bagatelle!

Dieser lachende Spätherbst eines immerhin beschränkten Daseins nahm erst durch Napoleon ein Ende mit Schrecken, das, wie alle großen Schicksale, seinen Schatten voraus warf. Eines schönen Tages war nämlich das ehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, der zungenredende Mohr, verschwunden und trotz allen Suchens nicht mehr aufzufinden.

Ein trüber Schatten ahnungsvoller, grimmiger Trauer legte sich auf die weinseligen Gemüter, und als die Soldaten der großen Armee die Gemeinde zum dritten Mal ausgefächelt hatten, begiengen die erregten Frankenthaler ihren letzten Streich, der ihren Namen noch einmal durch die deutschen Lande tragen sollte. Die überraschten Bürger, die mit einem Male vor einer ungewissen Zukunft standen, vertrieben nämlich die Beamten, die ihnen der Großherzog von Würzburg (von Napoleons Gnaden) geschickt hatte, mit bewaffneter Hand, wobei der Büchsenmacher Bundschuh, um seine Gewandtheit in der Waffenführung zu beweisen, einen gewichtigen Mann niederschloß. Die aufrührerische Bürgerschaft hatte diesen letzten Streich schwer zu büßen, und auch die Lobsprüche, die der grobe Haudegen Agerau, der einige Wochen in der Stadt verweilte, den Frauen Frankenthals spendete, vermochten den erschöpften Säckel der Rebellen nicht zu füllen.

Als Tröstung hinterließ er ihnen nur das Geheimnis eines köstlichen Mischgetränkens, das er aus Champagner und Selterswasser herzustellen und mit seinem Wahlspruch „Toujours l'amour!“ zu trinken pflegte. Von diesem Wahlspruch, dessen Bedeutung dem vergesslichen Volke mit der Zeit verloren gieng, datiert der Name jenes bekannten Getränkes Schorlemorle, das die Frankenthaler heute noch an heißen Sommertagen aus hellgoldnem Frankenwein und einem billigen Mineralwasser zusammensetzen und in Masse vertilgen. Damit hängt auch der Aufschwung der Fabrikation saftiger Bratwürste zusammen, die wohl zwei Enden, aber sonst ganz und gar nichts mit den Würsten der übrigen Welt gemein haben. So enge sind die politischen Geschicke einer Welt mit der Entwicklung des Geschmacks oder des Gaumens ihrer Schlecker verbunden.

Im Laufe des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts sank Frankenthal mehr und mehr in die idyllische Ruhe einer Kleinstadt herab, deren Bürgerschaft zum Teil aus Ackerbauern bestand. Das Wahrzeichen der Stadt, der Mohr mit der blutigen Zunge, war und blieb verschwunden und eine dunkle Sage geworden. Die Ringmauern, von Moos und Ephem

umkleidet, stehen nur noch an einzelnen Stellen, und auf dem alten Wall, der einst den wehrhaften Ort umgeben, spaziert an warmen Sommerabenden, im kühlen, golddurchsitterten Schatten mächtiger Kastanien, die schöne Welt und weht ihre Zunge. Ein Kranz von wohlgepflegten Gärten, in denen kleine, weiße Sommerhäuschen mit grünen Fensterläden unter Rosen, oder Villen in bunten Stilarten versteckt liegen, umgiebt die Stadt, die als ehrwürdige Matrone ihren Schönheitsgürtel gelockert hat, thalauflauf- und abwärts, und auf dem rechten Ufer des Flusses, das in sanfter Schwellung ansteigt, reifen langsam des Friedens goldene Ernten.

Doch auch hier sollte es sich zeigen, daß das neidische Schicksal weder Göttern, noch Menschen, noch Städten Ruhe gönnt, sondern nur darauf sinnt, die Unruhe dieser Welt zu vermehren, damit die Dichter etwas zu singen und zu sagen haben.



Der Traum des Memnon.

Aus den Dichtungen „Sonnensöhne“.

Von Franz Evers.

Täglich, wenn der Morgenstern verblasst
und der Mutter mildes Licht den Himmel rötet,
wenn mich wild das wehe Fieber fasst,
das den Frieden meiner Nächte tötet,
weil mein Herz voll Gram den Freund begehrt,
der entwichen in der Erde schwarzen Schooss,
löst die Sehnsucht, die mein Mark verzehrt,
sich als Lied von meiner Lippe los.

Er war schön; ich sah kein griechisch Weib,
das wie er des Lebens holde Feier kannte,
da sein unberührter Jünglingsleib
noch die Blicke meiner Brüder bannte.
Wenn er schwermütvoll sein Auge hob
oder wie verträumt die dunkle Wimper schloss,
war das Schweigen seiner Schönheit Lob,
weil ihr Herz vor Staunen überfloss.

Wenn nach mancher Schlacht, die ich gewann,
göttlich, lächelnd er den Siegestreigen führte
und den heiligen Pöan begann
und sein Fuss die Erde kaum berührte,
sahen's, als ob Apollons Herrlichkeit
selber sich den schwachen Sterblichen genaht,
und beim Dankesfest, das ihm geweiht,
des geliebten Landes Staub betrat.

Oder, wenn die Freude uns vereint
in der Halle, die von Stein und Rosen glühte,
und sein Herz, um das manch Weib geweiht,
dann in trunknem reinem Worte sprühte,
wenn er, Rebenschmuck im braunen Haar,
mich, den Freund, in seine weichen Arme schloss,
sahen die Nacht zu leuchten, denn er war
wunderthätig wie Dionysos.

Nun ist er dahin . . . Die Freude schweigt;
und mein königliches Leben liegt in Crauer.
Nur die Stunden, wenn der Tag sich neigt,
bringen mir den alten Seelenschauer.
Dann seh' ich sein Bild verklärt ersteh'n
dort in jenen Sphären, wo die Götter sind,
und mein Traum lässt treu mich zu ihm geh'n,
und ich werde für die Erde blind.

Seine Wunder, die er lächelnd gab,
wachen um mich auf in einem lichten Garten . . .
Öffnete Apollons Licht sein Grab?
Hiess Dionysos den Hades warten?
Ward verdoppelt seiner Schönheit Glanz?
Wo mein Blick verweilt, seh' ich sein Bild enthüllt.
Hat die Sehnsucht mir den Himmel ganz
mit dem Unvergesslichen erfüllt?

Alles spricht zu mir mit seinem Mund —
denn die Winde haben nicht solch traute Zungen,
denn der Vögel Lied im luftigen Rund
hat nie solche Seligkeit gesungen.
Denn die Sonne hat nicht solche Macht,
dass aus dürrem Stab die volle Blüte bricht —
Was an Liebe Mann und Weib vollbracht,
wie die Freundschaft wirkt ihr Feuer nicht.

So lässt mich mein Traum das Hohe schau'n,
d'ran ich den erstarrten Menschenleib entfache.
Doch nach solcher Nacht dies kalte Grau'n —
weh! wie packt mich's, wenn ich dann erwache.

Küsst mich auch dein mütterliches Licht,
Eos, die du mich vor ewigem Tod gefeit,
die Erlösung bringt es nicht —
sieh — dein Tau, die lichte Thräne, spricht:
halb von Erde, halb Unsterblichkeit.



Franz Flaum.

Von S. Zublinki.

(Charlottenburg.)

Es giebt plötzliche Erkenntnisse, Momente einer jähen Erschütterung, wo man sofort klar und unverrückbar empfindet: was du eben erlebt hast, wirst du nicht mehr vergessen. So, und gar nicht anders, ergieng es mir mit dem jungen Bildhauer Franz Flaum, der in Berlin lebt und schon einen kleinen Kreis von Verehrern seiner Kunst um sich versammelt hat, während das große Publikum und die offizielle Kritik ihm noch gleichgiltig und oft verständnislos gegenüberstehen. Durch Monate kannte ich nur zwei Werke seiner Hand, und doch stand es mir fest, daß dieser Mann durchaus ein Vollkünstler wäre. Ich habe später sein Atelier gesehen und hatte reichlich Gelegenheit, meinen ersten Eindruck nachzuprüfen und alle kritischen Waffen und Schutztruppen gegen ihn aufzubieten. Aber dieser erste Eindruck behauptete, verstärkte und vertiefte sich, und so will ich versuchen, darüber öffentlich Rechenschaft abzulegen.

Das Erste und Wesentliche: der Mann ist ein Dichter, ein Mythendichter. Er schafft keine Porträtbüsten, er kopiert nicht das Tagesleben, und sein Ehrgeiz geht nicht auf die Alltagswirklichkeit. Er will nur Visionen geben, Erlebnisse rein seelischer Art. Das wollen heute viele, die Symbolisten und Jünger der Neu-Romantik. Eine glühende Sehnsucht, sich in die eigene Seele zu verwühlen und ihre Schätze herauszuholen, ergreift mehr und mehr die Dichter und Künstler, die ja dabei schon auf hohe Vorbilder zurückblicken können. In dieser Hinsicht wäre Flaum eben

nur einer unter Vielen, und es läme alsdann höchstens die stärkere oder geringere Kraft seines Könnens in Betracht. Jedoch — er geht schon einen ganz beträchtlichen Schritt über diese Linie hinaus, und mit voller Absicht habe ich ihn einen Mythendichter genannt, nicht einen Symbolisten. Wer einmal seinen „Vampyr“ gesehen hat, dem drängt sich unabweislich die Empfindung auf: es ist der Vampyr schlechthin. Oder diese Göttin, die er, Name ist Schall und Rauch, als „Wolke“ bezeichnet hat — sie stammt aus irgend einem Götterhimmel, aus einem modernen, seelischen Olymp, immerhin einem Olymp, wo marmorne Gestalten wandeln, die gar nicht anders sein können, als sie sind. Und wenn er in einer Bronze-gruppe Mann und Weib vorführt, die schwer und verzweifelt und auf Tod und Leben mit einander ringen, so ist es nicht mehr irgend ein beliebiger Kampf, sondern eben der Kampf der Geschlechter schlechthin. Mit einem Wort, die seelischen Visionen dieses Künstlers sind schon nicht mehr nur individuelle Offenbarungen einer bedeutenden Persönlichkeit, sondern sie steigen zum Typischen hinauf, sie schließen sich zusammen zu einem mythologischen Himmel mit Göttergestalten, oder auch zu einem Inferno. Man hat Flaum zuweilen als einen Schüler oder gar Nachtreter Rodins bezeichnet. Natürlich, Rodin ist der berühmte Mann, und das genügt der Schablone der üblichen Kunstkritik, um eine noch nicht offizielle Künstlerpersönlichkeit, die zweifellos manche innere Verwandtschaft mit dem großen Franzosen aufweist, durch ein oberflächliches Schlagwort abzuthun. Aber der Vergleich stimmt nicht, wirklich nicht. Der Franzose, so visionär er zu gestalten vermag, bleibt allerwege doch ein gewaltiger Naturalist, der sich nur auf der Erde wohl fühlt, und er durchseelt dann freilich die Materie wie keiner vor ihm. Flaum aber ist Mythologe, er strebt instinktiv zu einem typischen Götterhimmel hinauf.

Ist das ein Lob? Nicht jeder Typen- und Mythenschöpfer ist ein großer Künstler. Manchmal, sogar sehr häufig, ist er nur ein Klügler und Macher, der mit Begriffen und konventionellen Allegorien arbeitet, anstatt mit Seelengebilden. Die künstlerische Revolution der achtziger Jahre richtete ja gerade ihren Hauptsturm gegen diese Art konventioneller Typenkunst, die gegenwärtig in der „Markgrafenstraße“ ihre Triumphe feiert. Gerade das Höchste kann durch schwächliche Halbtalente besonders leicht diskreditiert werden. Es ist lächerlich einfach, irgend einen erstarrten Typus wieder und wieder konventionell zu variieren, und es ist das Schwerste, lebensvolle und ewige Typen zu gestalten, die in ihre klare und kühle Luft Seelenwärme und brausende Naturkraft mit hinaufgenommen haben. Wer das kann, der gehört wirklich nicht mehr zum Durchschnitt,

und man darf ihn als eine hervorragende Erscheinung im Reiche der Kunst begrüßen. Wenn einer unter unsern Jüngern, so kann es Franz Flaum.

Der Künstler stammt aus einer polnisch-deutschen Mischehe, und so gährt ein Tropfen Sarmatenblut in seinen Adern. Vielleicht hat es daran gelegen, daß ihn in seinen Anfängen vor Allem das geschlechtliche Problem beschäftigte und bedrückte. Er rang mit ihm und suchte sich im Kunstwerk zu entlasten. Leider ist das Hauptwerk jener Frühperiode, das „Geschlecht“, gegenwärtig im Atelier des Künstlers nicht aufgestellt, und es war mir wunderbar, daß eine gewiß nur mittelmäßige Photographie noch so viel von dieser dumpfen Monumentalität festzuhalten und auszuströmen wußte. Aber der polnische Dichter in deutscher Sprache, Stanislaw Przybyszewski, hat dieses „Geschlecht“ mit eigenen Augen gesehen und ihm anno 1897 in einem Musenalmanach der damaligen Jüngsten einen Dithyrambus gewidmet. Przybyszewski besaß gerade für diese Seite von Flaums Schaffen so recht das Organ, und die Rassenverwandtschaft kam ihm reichlich zur Hilfe, um sich da gründlich einzufühlen. Hören wir seine eigenen Worte:

„Was an diesem Trieb-Weibe groß ist, das ist die Kopspartie. Die Stirn niedrig, eckig, zu klein für das Gehirn, eigentlich nur ein Raum, um die Knotenpunkte der lustigeren Nerven aufzunehmen, das Gesicht roh, gedrückt, halb verzerrt von dem Krampf ewig hungriger Lust; Augen kalt, grausam und der Mund halb geöffnet wie zu einem Schrei höchsten Wollustschmerzes.

Und zwischen den Beinen des Weibes wirkt der weit aufgesperrte Rachen des Jabeltieres wie der heißhungrige Schoß dieses gierigen Weibes, ein fürchterlicher Molochgöze, in dessen Innere der Mann seine höchsten Hoffnungen, seine heiligsten Ideale und seinen kühnsten Aufschwung mit seiner Lust zugleich begräbt.“ —

Przybyszewski hat Recht. Das ist der Geschlechtstrieb in all seiner dumpfen Furchtbarkeit. Und doch, wie siegreich, ohne es vielleicht zu ahnen, ist der Künstler über dieses Furchtbare schon hinweggekommen! Wer das trübe, dumpfe Chaos in dieser Weise zu händigen und zusammenzuballen vermag und zu plastischer Monumentalität gestaltet, der ist bereits Herr und Herrscher über das Trübe und wird aus ihm herauswachsen, das ist gewiß. Vorläufig freilich geht der Kampf weiter, — der Kampf der Geschlechter. Auf einem Felsen über einem Abgrund ringen Mann und Weib. Dieser Mann mit dem Heraklesnacken und den furchtbaren Muskeln wird siegen und das Weib vom Felsen schleudern. Man hofft,

daß er bereinst über die Gefallene hinweg zu Heraklesthaten schreitet. Dennoch aber erwehren wir uns nicht der bangen Frage: Wann wird er siegen? Der Kampf ist hart, und jetzt noch, wo sie fast schon zusammenbricht, hat sie sich grimmig in sein Haar verkrallt. Er wird siegen — aber wann? Und was mag dieser Sieg ihm kosten? Vielleicht ist darnach seine Kraft erschöpft und völlig ausgepumpt, und die Hoffnung auf künftige Heraklesthaten war eine Illusion.

Diese Gruppe, obzwar aus dem gleichen Ideenkreis hervorgegangen, unterscheidet sich in künstlerischer Beziehung schon sehr beträchtlich vom „Geschlecht“. Es ist hier bereits ein zweites, mehr geistiges Element hineingekommen: der Künstler empfindet eine vielleicht unbewußte Freude an dem Kampf als solchen und an den plastischen Formen dieser kämpfenden Leiber. Es ist immer noch der Kampf der Geschlechter, aber von fern her kann man an Griechenland denken, an die plastischen Kämpfergruppen hellenischer Schönheits- und Körperfreude. Diese Emanzipation von chaotischen Genialen, wobei er immer noch das Elementarische und Große des Geschlechtstriebes festhält, gipfelt dann in Flaums „Vampyr“.

Es ist eine Vision, eine Mythologie. Man kennt reichlich aus Sagen und Märchen jene Nixen und Meerweiber, deren schöner Oberkörper in einem Fischschwanz endet. Die Vorstellung vom Weibtier fand in diesen Fabelgeschöpfen eine bald grauenhafte und bald lockende und liebliche Gestaltung. Auch unser Künstler hat in seinem „Vampyr“ ein solches Weibtier geschaffen, und er bedarf keines Fischschwanzes. Ohne daß er die Arme verändert, weiß er ihnen eine ganz eigenartig wilde Haltung und Linie zu verleihen, und gleichzeitig verlängert und dehnt er den Rücken, und nun sind es Raubtierarme und ein geschmeidiger Raubtierrücken. Die menschliche Form und Schönheit wird gewahrt, und doch ist es das Weibtier, was da am Boden schleicht und mit dem Basiliskensblick sein Opfer fasziniert. Man möchte aber diese Mythenschöpfung kaum noch zu den Unterirdischen verweisen. So sehr ist hier das geschlechtlich Grauenhafte schon durch die Phantasie hindurchgegangen und durch die Phantasie veredelt. Man merkt eben, der Künstler verläßt langsam diesen Boden und steigt, biblisch gesprochen, aus dem Inferno zum Purgatorio empor. Er haßt das Weib nicht mehr, sondern fühlt plötzlich Mitleid und Erbarmen mit des Weibes Schwäche.

Ein hochgewachsener, stattlicher Mann, dem man es ansieht, daß er einst ein mächtiger Krieger war, ein Heroldscrifer im Streit. Aber das ist längst vorbei, und der Schmerz hat in seinem Antlitz gemeißelt. Er aber überwand diesen Schmerz und blickt nun mit Milde und mitleidvoller

Überlegenheit auf das Weib herab, das er in seinen Armen trägt. Sie hat sich zitternd ihm angeschmiegt und schaut aufwärts wie erstarrt vor Schreck. Man fühlt, es ist eine rein instinktive Furcht, eine dumpfe Ahnung. Er aber ist ein Wissender, er weiß, was diesem Weibe bevorsteht. So blickt er mit Erbarmen zu ihr herab und erlöst im Voraus Maria Magdalena. Die Stärke der Güte und das Heroische der Milde haben in dieser Gruppe einen sehr schönen Ausdruck gefunden. Welch ein Abstand von diesem Mann, der das Weib erlöst, zu jenem Anderen, der es im verzweifeltsten Ringkampf vom Felsen schleudert!

Von diesem Mitleid für das Frauenschicksal war es dann kein weiter Weg mehr zu einer tieferen Erkenntnis der weiblichen Psyche. Dem Künstler verwandelte sich die Frau aus einem Symbol der animalischen Geschlechtlichkeit in die Trägerin zarterster und feinsten Empfindungen der Menschenseele. Und so entstand eine kleine Gipsfigur, die er bisher noch nicht in Marmor verwandelt hat, und die ein seelenvolles kleines Meisterwerk für sich ist. Eine edelschlankte Gestalt in schlicht herabwallendem hellenischem Gewand. Ein Diadem kennzeichnet die Königin; aber so einfach und schlicht legt es sich um das Haar, daß es eben nur als ein Symbol innerer seelischer Hoheit und Würde erscheint. Eine Angst ist in dieser Gestalt, und, wie erzitternd, hat sie die Arme gegen die Brust gekreuzt, preßt die feinen Frauenhände fest in einander. Den durchseelten Kopf senkt sie zur Seite und schaut in die Ferne. Was sie wohl schauen mag? Eine Gefahr, eine Frauengefahr, und alles in ihr richtet sich hoch auf. Die Zitternde wird Heldin und sie siegt, sie überwindet und sie verblutet sich. Der Künstler, als er diese sensibel heroische Frauengestalt erschuf, hat an Hebbels Rhodope gedacht, die ihr zartes, tief gekränktes Weibempfinden so heldenhaft zu rächen weiß und dann still ihren Untergang findet. Er wirkt hier vor Allem durch die Plastik der Linienführung. Selten ist die Linie so Seele geworden wie in dieser kleinen Figur.

Diese zwei Werke: der Mann als mitleidvoller Erlöser des Weibes und die Frau als zitternd keusche Heldin, sind gewiß tief aus der Seele des Künstlers geflossen. Es sind Visionen, Seelenerlebnisse, wie alles, was er geschaffen hat. Nirgends aber hat er sich so sehr, wie hier, zum Menschlichen im engeren Sinn des Wortes herabgelassen. Alle seine Mythologie ist ja durchaus aus dem Menschlichen heraus- und emporgewachsen. Hier aber beschäftigt er sich auch rein stofflich weit mehr mit Menschenschicksalen als mit Göttern oder Ungeheuern. Eine innig königliche Frau und ein milder erlösender Mann und Heiliger — das gehört, streng genommen, nicht mehr zur Mythologie, nicht mehr in den Götter-

himmel, wenn es auch gleichsam im Vorhof steht. Der Künstler konnte dabei nicht stehen bleiben und schwang sich von diesem Sprungbrett aus zu den höchsten und reinsten Regionen empor, die ihm bisher erreichbar waren und die er vielleicht nicht mehr zu überbieten vermag. Seine visionär-mythologische Plastik entfaltete sich glänzend in zwei Hauptwerken, die bis jetzt zweifellos den Gipfel seines Schaffens bezeichnen: in der „Wolke“ und in der „Vision“.

Noch einmal, Name ist Schall und Rauch. Mag man das Kunstwerk nun „Wolke“ nennen oder wie sonst — es ist etwas Überirdisches an ihm, und mit unerhörter Kühnheit ist das Ätherische im Marmor festgehalten und bleibt doch ätherisch, wird von der Schwerkraft der Materie nicht niedergewuchtet. Ein schwebender durchstrahlter Frauenkörper hat leicht, leise sich auf einem Felsen niedergelassen, vielmehr, er flutet darüber hinweg, klar und flüssig gleich einer Welle. Nirralleib, man kann es anders nicht nennen. Und dann dieser Kopf! Still und reif senkt er sich nieder, als striche die ganze Natur mit Füllschwere über ihn hin. Eine Ergebenheit in das Universum, fromme Demut gegenüber der Unendlichkeit liegt in der Art, wie dieses Haupt sich senkt. Der Künstler besaß die geniale Kühnheit, dieser Göttin kein ausgearbeitetes Gesicht zu verleihen. Ganz von fern, wie hinter verschwebenden Hüllen, ist etwas wie ein Gesichtszug angedeutet, und das wirkt ganz eigenartig seltsam. Ist dieses Gesicht noch nicht geworden? Ist es erst im Werden? Wird es werden? Oder tönt es schon leise zurück in's Universum? Denn von dort her, aus dem Universum, aus dem Kosmos und der Unendlichkeit kommt diese Göttin, diese „Wolke“, und sie würde voll Sehnsucht wieder in die Annatur zurücksinken, hielte diese siegreiche Künstlerhand sie nicht im Marmor fest eingeschlossen. Ein Triumph der Plastik, den Kosmos also zu individualisieren, zu verkörpern, zu vermenschlichen, ohne daß er aufhört, Kosmos zu sein. Der Künstler muß mit dem Chaos kosmischer Stimmungen in heißer Seelenleidenschaft gerungen haben, um sie der menschlichen Form siegreich zu unterwerfen.

Wie aber doch alles zusammenhängt! Mit diesem instinktiven Bemühen steht Flaum ganz und gar im Zuge jüngster Zeitentwicklungen. Seitdem Friedrich Nietzsche die Losung ausgegeben hat: „hinauf zur Natur“, im Gegensatz zu Rousseaus „zurück zur Natur“, — seither wollen wir nicht mehr, wie vor hundert Jahren, wieder im All untertauchen, sondern besitzen die Vermessenheit, dieses All und Universum, den gesamten Kosmos, in uns eintrüben, ihn ganz unserer Menschlichkeit, unserer Persönlichkeit unterwerfen zu wollen. Ein titanisches Unterfangen, und es

entfesselt alle Kräfte des Einzelnen, der dennoch, nach unerhörten Siegen, zerschellt und in jähem Schmerz der Grenzen des Menschlichen inne wird. Diese Tragik, so recht die Fausttragödie der auserlesenen Geister unserer Tage, hat auch Flaum empfunden, und aus ihr heraus entstand sein Monumentalwerk „Vision“.

Die ganze Naturkraft sich zu unterwerfen, ganz allein sich, seiner Erkenntnis, seiner Macht, in den eigenen Adern die unterworfenen Natur brausen und schäumen zu fühlen! — das ist das Ziel und daran wirfst du zerschellen, früher oder später, gewaltiger Mann. Umklammere den Urfels mit deinen Armen, umklammere, durchseele, vermenschliche ihn! — das Weibgesicht, die glühende Vision, die dir da herauswächst, bleibt dir doch fremd, seltsam fremd. Diese starren Menschenzüge, die deine Sehnsucht aus dem Felsen zaubert, tönen immer wieder in den Kosmos zurück, und kein Strahl der bewußten Seele wird sie dir je erhellen. Leben ist in diesen Zügen, gewiß, aber das kosmische Urleben, dem wir alle dereinst verfallen. Für dich, den Einzelnen und Bewußten, ist es der Tod, der Tod. Und während du noch ringst, du Gewaltiger und Leidender, und mühsam und scheinbar und von fern diesem Felsen solcher menschliche Züge aufzwingst, während dessen, o Zarathustra, wächst neben dir aus gleichem Fels der grinsende, höhrende Totenkopf heraus.

Das ist Flaums Vision. Zarathustra's Sieg und Ende. Schwerlich hat der Künstler an Nietzsche gedacht, als er aus dunklen Seelentiefen dieses Werk heraufbeschwor. Aber der Beschauer denkt an Nietzsche, und es durchglüht ihn, wenn sich diese kosmisch-individualistische, durch und durch moderne Tragik in einer plastischen Kolossalgruppe vor ihm aufbaut. Noch übrigens ist das Werk nicht vollendet, und es wäre nicht unmöglich, daß es, wie Faustdichtungen so oft, ein Fragment bliebe — ein Lebenswerk!

Gerade aber vor dieser Gruppe wird es völlig offenbar, daß Flaum, der Mythenschöpfer, durch und durch ein Plastiker ist. Dieses starre Urleben im Gesicht der Felsenfrau ließe sich schlechterdings nicht in das Malerische übertragen. Die Welt, der Kosmos, ist dem Künstler gleichsam Urgestein, ein Felsen voll geheimnisvollen Lebens, aus dem Marmor gestalten und Gesichte unablässig herausquellen, immer in Gefahr, in ihn zurückzusinken. Gegenüber dem grausam harten und gebundenen Leben im Antlitz des Weibes der „Vision“ erscheint das kaum ange deutete Gesicht der „Volke“ von einer wunderbar innigen Zartheit. Und doch, es ist Stein, Plastik, und in der Malerei wäre es ein weißer Klets, eine Unmöglichkeit, ein wüstes Experiment. Dieser visionäre Mythologe dürfte konsequenter, als die meisten seiner Zeitgenossen, die Plastik von der nur

individuellen Nachahmung nach naturalistischen oder auch symbolistischen Prinzipien befreit haben. Er machte sie zur Trägerin allerdings seiner feelischen Visionen, die er aber in das Mythologisch-Typische emportrieb. Dadurch hat er zweifellos in gewissem Sinn ihre Grenzen erweitert. Und dennoch steht er nicht „zwischen den Künsten“, macht gar keinen Versuch, Grenzen zu überschreiten und etwa die Plastik in das Materische hinüberzuspielen, obgleich doch große Beispiele genug, ich nenne Klinger, ihn locken könnten. Es ist eine durchaus feelisch-kosmische Plastik, die er uns bietet, aber es ist Plastik, ganz allein Plastik. Uns braucht diese Eigenart nicht zu sehr zu verwundern, wenn wir an die erste Blütezeit der Bildhauerkunst, wenn wir an Hellas denken. Die hellenischen Künstler hätten ihre Göttergestalten ohne kosmisch-eleusinische Mysterien auch wohl nie geschaffen. Wenn wir einem Poseidon in das Angesicht schauen, dann rauscht das Meer, und wenn einem Zeus des Phidias, dann zucken Blitze über den fahlgelben, vom Donner durchschütterten Himmel. Oder man denke an die „Nacht“ von Michelangelo. Mit einem Wort, unser Künstler, als kosmisch-visionärer Plastiker, schließt sich mit bescheidenem Stolz an hohe Ahnen an und gestaltet als Bildhauer mit inbrünstiger Seele das kosmische Empfinden unserer Tage.



Moralischer Katzenjammer fin de siècle?*)

Von Otto Reuter.

(Köln a. Rh.)

Wir wünschen alle eine Erneuerung unserer Seelen und wissen nicht, ob ein Geist der Güte, mächtiger und siegreicher als der des Nazareners, dieses Wunder erfüllen kann. In unserer Verwirrung werfen wir unsere Blicke auf die Religionen, die uns am reinsten dünken; aber die Formen aller Kulte scheinen geächtet, und wir müssen den Priestern die tiefe Anbetung verbergen,

*) La tristesse contemporaine. Essai sur les grands courants moraux et intellectuels. Par H. Pierens-Gevaert. Paris, F. Alcan.

zu der uns die wunderbaren Symbole ihrer Kirchen zwingen. Ein großes Wunder der Erneuerung will sich erfüllen. Doch wenn wir alle die frohe Botschaft eines neuen Heilands sehnsüchtig erwarten, wenn wir alle die Ahnung einer höheren Idealität in uns tragen, so wissen unsere armen Geister noch nicht, welcher Art das Gesetz der Zukunft sein werde, in welchem Lande der zukünftige Gott geboren werde oder schon geboren ist, noch welches höhere Gesetz über uns verhängt werden soll . . . Wir dürsten nach Religion, denn wir leiden darunter, sie nicht mehr zu besitzen . . . Friede, Friede! ruft man von allen Seiten. Alle die Seelen, die Schiffbruch litten auf dem Dcean des Zweifels, wünschen mit Sehnsucht diesen Port des Heils, den noch keiner entdecken kann, aber den alle Welt nahe wähnt. Der Apparat des Christentums fällt vor Alter, und dennoch hoffen wir von ihm unser Heil. Wir heben unsere Augen einem glänzenden Himmel entgegen, den die strahlende Morgenröte eines neuen Ergebnisses erhellte, und wir zögern das christliche Land zu verlassen, das unserem Geschlechte Gastrecht gab fast zwei Jahrtausende . . .“

Ein solches Sehnen nach einer élévation religieuse geht heute durch weite Kreise, und es sind nicht die schlechtesten Geister, die ihm verfallen. Piérens-Gevaert, der Verfasser eines Essays über die tristesse contemporaine, weiß Bescheid in diesen Stimmungen, aber es besteht kein Zweifel an ihrer Echtheit. Aus diesem Sehnen schaut er die Welt an und rekonstruiert das Wesen der modernen Dekadence, indem er die verschiedenen Strömungen untersucht, die den modernen Geist zu seiner heutigen tristesse geführt haben.

Er räsonniert folgendermaßen: Nach all unseren Entdeckungen wissen wir heute nicht mehr über unseren Ursprung, über unsere Bestimmung, als daß sie übernatürlich sind. Die Wissenschaft hat ihre Versprechungen nicht erfüllt; statt den Menschen zu befriedigen, macht sie die Leidenschaften heftiger, verschleucht dem irrenden Geiste die Sammlung und Ruhe, deren er bedarf, sie schafft eine ungeheure Leere des Herzens, das sich ohne Rückhalt dem Leben gegenüberstellt. So bemächtigt sich des Menschen eine Entmutigung, eine Schwäche und Niedergeschlagenheit, die das Wesen der tristesse contemporaine, der Müdigkeit des Jahrhundert bilden. Diese tristesse ist nicht politischer Natur, auch philosophisch-pessimistischer oder litterarischer Art ist sie nicht; sondern sie ist eine Folge unserer ganzen Denkungsweise, das Resultat unseres tief irreligiösen Geisteszustandes. Alles meditative Leben verschwindet; indem der Internationalismus die persönlichen Grenzen erweitert, sinkt das moralische Niveau des Einzelnen wie Aller. Hand in Hand mit dem Erstarken des Individualitätsprinzips geht die zunehmende Verachtung des Parlamentarismus und aller politischen Institutionen. Die positivistische Wissenschaft tötet unsere

moralische und physische Existenz. Die Folgen ihrer Anwendung auf das persönliche Leben sind Nervosität, Spleen, Trübsinn, Neurasthenie. Die Energie mangelt dem schwächlichen Geiste, Ohnmacht, Aboulie herrschen. Welches System wird aber jenes alte Nitroana oder die Unsterblichkeit der christlichen Lehre ersetzen? Die Menschheit sucht nach einer neuen Formel für das alte Wesen, ohne sie zu finden. — Die Irreligiosität, unter dem ancien régime schon stark verbreitet, gewinnt erst ihren vollen verderblichen Einfluß durch Rousseau und seine Anhänger. Und wenn Voltaire den Boden geebnet hatte für alle die späteren Doktrinen des Umsturzes, so war es Kant, der erst den Zweifel systematisierte. Unter der Einwirkung dieser Geister arbeitet sich das demokratische und anarchische Ideal heraus, es gewinnt an Umfang und Bedeutung, indem es alle Klassen und Stände durchwühlt, und in stets individueller Färbung Bahn für die erschreckende Demoralisation des Volkes in allen seinen Erscheinungen schafft. Die französische Revolution erfüllte jedoch die Hoffnungen nicht, die nivellierenden Grundsätze bereiteten im Gegenteil dem empirischen Boden, so daß dieses mit größerem Rechte als Erfüllerin der revolutionären Doktrinen gelten konnte als die Revolution selbst. Mit Napoleon jedoch erhob sich über das demokratische Ideal der Konfularrepublik das individualistische Prinzip, das in Hegel seinen genialsten Erklärer und Vertreter fand. Alles was ist, ist vernünftig. Der Schwache ist im Unrecht, der Starke im Recht. Die moderne Basis ist gefunden. Bonald, Chateaubriand, V. Constant gingen auf napoleonischen Pfaden; sie schmeichelten den demokratischen Leidenschaften, indem sie den Wert des Individuums betonten. Wie in René und Adolphe, so giebt in Hugo's Poesien die romantische Schule ihr Glaubensbekenntnis ab, das sie von der unintelligenten und rohen Masse scheidet. Das Vorwort zu „Cromwell“ ist die Charta magna der neuen Kunst. Nach Hegels Tode sucht Schelling jedoch wieder zu versöhnen; seine Naturphilosophie lenkt in jene mystischen Wege ein, die das Kennzeichen seines Alters waren. Schopenhauer und Leopardi entnehmen von Schelling das Argument des Aufgehens, sich auflösend; indem sie diese Welt für die denkbar schlechteste erklären, wissen sie zur Erreichung des Glückes nichts Anderes beizutragen, als daß sie den Willen zum Leben erneuen. Leopardi leugnet alle Fähigkeiten des Menschen zur Vervollkommnung; der Mensch ist ohne Tugenden. Da der Sozialismus nun begann utopistisch zu werden, der Kommunismus den Widerwillen des Individuums gegen seine Doktrin übernahm, versuchten es Geister wie Lamennais, Lacordaire und Montalembert der Kirche zu frischem, sozialem Leben zu verhelfen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich; der Demokratie blieb ihr Atheismus. Inzwischen schritt die Wissenschaft voran. Auguste Comte entwickelte, ein glänzender Vertreter der positivistischen Wissenschaft, seine Lehren von der Brüderschaft der

Menschen. Er wandte sich ab von allen früheren Idealen, von allen Abstraktionen, die ihm nur als Geburten persönlichster Phantasien erschienen. Aber auch er hinderte nicht, daß der Individualismus, aus so günstigen Quellen genährt, unaufhaltsam wuchs, und im Jahre 1870 für Frankreich die unheilvollsten Folgen hervorbrachte. Das Unvermögen der französischen Generale, nach einem einheitlich bestimmten Plane zu handeln, die Ruhmsucht und Eitelkeit des detachierten Heerführers, die Gleichgiltigkeit in der Ausübung verantwortlicher Aufträge giengen mit Notwendigkeit aus jenen demoralisierenden Tendenzen hervor, denen das individualistische Frankreich huldigte. Auch dem Heere selbst mangelte es an Religion, an Erhebung im Angesicht des Feindes, es fehlte ihm der Rückhalt, die Siegeszuversicht, die nur aus einem gemeinsamen Gefühl entspringen können. In der That — heute ist jeder Philosoph, jeder Schriftsteller, jeder Dichter ein Anarchist. Und es ist dieser Anarchismus die notwendige Reaktion gegen die Einsförmigkeit der modernen Kultur. Dasselbe Prinzip äußert sich in der Frauenfrage, im künstlerischen Leben unserer Zeit. Die Zeiten eines Bach sind unwiederbringlich verloren; heute arbeitet in Abgeschiedenheit und Unpopularität jeder Künstler für sich, indem er eigenen Symbolen nachjagt, nicht kollektivistischen. Diese Entfremdung der Künstler vom frischen Leben hindert sie an ihrer Entwicklung, und in ihrer Vereinsamung überfällt sie die Leere und Ohnmacht des Geistes, die Unfruchtbarkeit ihrer Seele, ihrer Kunst. Sie leiden unter ihrer Willenlosigkeit, die sie ihren Launen und Zufälligkeiten preisgibt, und sehnen wie wir einen neuen Himmel herbei und eine neue Erde. In Richard Wagner fand unsere tristesso ihren schmerzlichsten Ausdruck; wie die Athener die Mysterien zu Eleusis aussuchten, in ihrem Glauben irre und Rettung vom Geheimnis hoffend, so gehen unsere müden Seelen suchend nach jenem einsamen Tempel Deutschlands, nach Bayreuth, um ihr Sehnen zu stillen. Aber diese Kunst regt ihr Sehnen nur zu wilderem Gebahren an; diese Kunst leidet mit uns, aber sie erlöst uns nicht von ihm. Wagners musikalische Technik giebt alle jene zitternde Unruhe wieder, deren die moderne Seele sich entäußern möchte. Wir wenden uns zu Tolstoi; aber wie Wagners spiritualistische Religion uns jenen Frieden nicht hat geben können, den wir suchen und ersehnen, so wird Tolstoi's Forderung eines asketischen Lebens uns abschrecken, weil die Askese noch keiner Seele Nahrung und Kleidung geboten, und dem Verlangen nach Schönheit und Freude niemals entsprechen wird. Wir wenden uns zu dem letzten glänzendsten Geiste des Jahrhunderts, und wissen doch, daß wir in Nietzsche ebensowenig das Gesuchte finden werden; denn, was in uns ist an Liebe und Mitleid für den Menschen, das will er töten, und er weiß kaum, daß er uns damit tötet. So stehen wir — ungewiß, wohin. Wir stehen mit Thränen in den Augen, wie Paul Verlaine, der uns

die Seele selbst dieser leidenden und stehenden Menschheit ist. All das Elend und die ganze Verzweiflung unserer Zeit ist in ihm, in ihm ist auch unser Wunsch nach sittlicher Reinigung. Er schrieb jenes schönste Versuch der modernen französischen Welt „Sagasse“, und glich in seiner Rindlichkeit des Vertrauens ganz jenen armen Menschen in Palästina, die, bedeckt mit allen Lastern und allem Schmutz, Jesu folgten, weil er ihnen schön erschien und weil er redete zu ihren armen Augen . . .

Fierens-Gevaert löst das Problem, indem er ein sittliches Gebot wissenschaftlich zu begründen sucht. Er wählt die Mitte zwischen den Extremen Tolstoi und Nietzsche; er verlangt eine natürliche Ausbildung unserer Fähigkeiten, gezügelt durch das, was er Liebe nennt. Er will die innere und äußere Entwicklung des Menschen gefördert sehen und sucht mit dieser Forderung der Lösung aller unserer Fragen entgegenzukommen. Aber er wird wohl selbst einsehen, daß er mit dieser Art „neuer“ Moral nicht jene élévation religieuse erreichen kann, die er vordem noch so sehnlichst erwartete. Denn in der That ist diese neue Moral sehr wenig geeignet, die erschlafften Nerven unserer Zeit mit neuem Ather zu füllen. Auch möchte es Anlaß zu Bedenken geben, daß alle jene Zeiten größter politischer und künstlerischer Kraftentfaltung — das Athen des Perikles, das kaiserliche Rom, die italienische Renaissance, die Regierung Elisabeths von England u. s. w. — auch die Zeiten moralischen Niedergangs gewesen sind. Ihn zu bedauern, wird man den Moralisten überlassen müssen, die, der Kunst nicht schrankenlos ergeben, in den Äußerungen des Lebens und der allwirkenden Natur ihren eigenen Geist wiederzuerkennen streben, und deren höchster Genuß die prinzipielle Beschränkung alles Individuell-Wirklichen und Befreiten ist. Es scheint auch nicht angebracht, ihnen mit Gründen entgegenzutreten, denn ihre Gewißheit hält allen Gründen Stand, weil sie sich auf die Stimme ihres Innern berufen, die wir nicht kontrollieren können und nicht kontrollieren möchten. Doch ihnen zum Troß geht die Geschichte ihren natürlichen Weg. Die Deklamationen hilfbedürftiger Geister werden sie nicht aufhalten, und sollte sie deren Wünsche erfüllen, so würde es wohl ihre herzlichste Ironie sein können. So lange wir mit dem Boden, auf dem wir stehen, vertraut sind, werden seine Früchte uns gehören.

So sehr Fierens-Gevaert sich bemüht, philosophische Formen anzunehmen, muß man doch bedauern, einen Dilettantismus anzutreffen, der eine Prüfung kaum ermöglicht. Zu seinen geschichtlichen Kenntnissen habe ich nicht rechtliches Vertrauen. Niemand hat die Kunst der Renaissance demoralisierend auf das Volk jener Tage gewirkt; vielmehr gieng das Leben der Kunst weit voraus, und niemals ward es klarer, daß Leben und Kunst aus einer Wurzel entstehen, ohne sich gegenseitig zu bedingen.

Das Buch des Belgiers ist mit glänzendem Schwung geschrieben, seine stilistischen Fähigkeiten sind bedeutend, und wären des Verfassers Ansichten original — man könnte ihn bewundern. Sein Werk reiht sich jenen Versuchen an, am Schlusse eines Jahrhunderts noch einmal rückblickend sein geistiges Leben, seine Verfehlungen und Erfüllungen, seine Leiden und sein Lächeln Revue passieren zu lassen. Die tiefpersönliche Stimmung des ganzen Werkes, die etwas latmogante Schwermut der Diktion geben kund, daß auch dieser Belgier, ein echtes Kind seiner Zeit, auf Erfüllung dieser Zeiten hofft, und in der feinen Klarheit seines Glaubens den Traum einer neuen Idealität wahr zu machen scheint, den auch jene Gemüter hegen, die — den alten christlich-demokratischen Tendenzen abgeneigt — ein anderes Heil auf anderen Wegen suchen.



Deutsche Lyrik.

Jugendsiegerslück.

So lang noch rote Wünsche um mich reifen,
 Mich zaubergleich mit ihrem Bann umzieh'n,
 So lang noch Hände gierig nach mir greifen,
 So lange bin ich König — bin ich Gott,
 Und siegerkühn
 Will ich Hosianna auf Hosianna häufen.

Mit Kraft bewehrt und meinen stolzen Lüften,
 Trete ich in meiner Schönheit frohen Vortritt: —
 „Heil, heil Euch Sünder und Madonnen-Brüsten,
 Frohlocken naht mit brausendem Getöse,
 Um sonnengroß
 Euch mit der Liebe Schöpferglanz zu rüsten.“

Verzückten Leibs, Duftblumen in den Händen,
 So schreiten wir in's Licht, von keinem Ton entweiht.
 Wo Götter ihrer Allmacht Ruhm verschwenden,
 Dort wollen wir in gnadenreichem Spiel,
 Tod-siegbereit,
 Wie Helden unseres Glückes Kreis vollenden.

München.

Alfred Georg Hartmann.

Mein Kind.

Wie ein Elfschen, golduntwoben
 von der lichten Haare Schimmer,
 sitzt mein Kind am Rand des Weihers,
 lacht und putzt ihr nacktes Bäuchlein,
 mit den kleinen nassen Händen.
 Meine Knie und Arm' und Schultern
 streichelt sie so naß und lieb:
 „Annamama, wie du dos bist!
 Wird dein teines süßes Baby
 auch einmal so dos wie du?
 und hat auch so lange Zöpfe?“
 „Ja, mein süßes, einz'ges Herzblatt,
 Du wirst auch einmal so groß sein,
 Und dann hast du — o, ich wünsch' dir's —
 auch wohl so ein herzig liebes,
 süßes kleines Kind, wie du's bist!“

München.

Anna Maria Biel.

Ecce homo!

So hat's ihn grausam doch erreicht,
 So traf ihn deunoch das Verhängnis.
 Das Schreckgespenst, das nicht mehr weicht,
 Der harte Urteilspruch: Gefängnis!
 „Du wenig“, meint der Staatsanwalt,
 „für solch' verderbliches Gelichter“
 Und „nicht zu viel“, sagt streng und kalt
 Der ernstgewissenhafte Richter.

„Das Volk hat er verkehrt, verführt“,
 Erklärt sein Feind mit biss'gem Hohne,
 „Nun wird ihm das, was ihm gebührt,
 Dem Fürsten ohne Land und Krone;
 Um seine Stirne wird voll Spott
 Man ihm die Dornenkrone winden,
 Verzweifelnd muß an Welt und Gott
 Er in sich selbst ein Chaos finden.“

Vergebens beut der Freunde Wort
 Ihm Trost in seelenwarmer Güte,
 Er weiß bestimmt und ernst sie fort:
 „Habt Dank und daß Euch Gott behüte!
 Und wär's auch nur ein einz'ger Tag
 Dort hinter jenen düstern Mauern,
 So könnte ich den harten Schlag
 Nicht um Sekunden überdauern.“

Ich setze meinen Jugendmut
 Zum Pfand ein für die gute Sache,
 Ich opferte mein Herzensblut,
 Damit sie in der Welt erwache;
 Verlobert ist der gold'ne Schein,
 Die Freiheit will man mir vergittern,
 Ich löf' mein Pfand wohl nimmer ein
 Und brach gelegt, wird's bald verwittern.“

Man fand ihn morgens kalt und tot,
 Ein weißes Blatt zur Seite liegen,
 „Mir winkt ein neues Morgenrot“,
 Stand groß darauf in festen Zügen, —
 „Der Erdball tausend weiterrollt,
 Wenn ich auf ihm auch künftig fehle,
 Grollt nicht, wie ich auch nicht gegrollt,
 Verdamm't nicht die verlor'ne Seele!“

Straßburg i. E.

Marie Jerschke.

Sturmlied.

Heule nur, brause nur, brüllender Föhn,
roll durch die Lände mit Donnergedröhn!
Jauchzende Lieder durchflingen mein Blut,
jubelnd und singend schwing ich den Hut,
daß deine Flügel,
ledig der Fägel,
in rauschender Fahrt
mir zausen Locken und Bart.

*

Heil dir, des Lenzes reißigem Streiter!
Brachst als strahlengepanzelter Reiter
auf aus des Südens lachenden Gärten,
stürmtest mit blumengeschmückten Ge-
fährten

auf sonniger Bahn
die Alpen hinan.

Hoch auf den Kämmen, nahe den Sternen
sahst du in endlos sich weitenden Fernen
entschlummerte Lände
in eisigem Bunde.

*

Hei, da ballt sich drohend
Wetter auf deiner Stirn,
Zornfunken sprühend und lohend,
trittst du den blinkenden Firn.
Kampfmahnend,
siegahnend,
mit einem Riesensprung,
Fühn wie des Adlers Schwung,
kommst du auf blaugrünen Wolkenroffen
donnernd nieder ins Thal geschossen.
Keuchend wie aus kochenden Kufen
dampft dein Atem über die Flur,
segend fährst du mit siegenden Hufen,
weckend im Eise des Lebens Spur.

*

Heule nur, brause nur, brüllender Föhn,
roll durch die Lände mit Donnergedröhn,
zerstampfe das Eis im schlafenden See,
und wirf aus den Wäldern den faulenden
Schnee!
Befrei mit heißem, erlösendem Zorn
den schlummernden Born,

zerbrich mit sturmkraftstrogenden Pranken
die hemmenden Planen,
reiß nieder die alten
vermorschten Gewalten,
mach Raum für die junge kommende Brut,
für neuen schaffenden Lebensmut.

*

Die Zeit ist erfüllt.
Die Sonne enthüllt
ihr lebenlockendes Blutgesicht,
den rauchenden Schollen
entringt sich in vollen
berauschenden Strömen ein Lenzgedicht.

*

Die schwachen und schwanken,
die kalten und franken,
gewohnheitgenährten
und sahrungbeschwerten
Geschöpfe der toten Gewesenheit
sie stürzen im Sturme der kreisenden Zeit.
Stoß zu, stoß zu!
dann haben sie Ruh,
und neue Geschlechter voll Feuer und Blut
gebärt die wogende Frühlingsflut.

*

Heule nur, brause nur, brüllender Föhn,
roll durch die Lände mit Donnergedröhn!
Die Feigen und Matten,
Die Launen und Satten,
hal wie sie zittern
vor deinen Gemittern!
faul bis ins Mark
und allem, was stark
und vorwärtsdrängend ins Leben tritt
mit jugendkühnem Erobererschritt,
ist feindlich gesinnt
der Geist der alten
bedrohten Gewalten,
und tückisch spinnt
die sinkende Macht
aus morschen Gesetzen
zu giftigen Nehen
den dräuenden Faden,
um neu zu beladen

mit drückender Bürde
die jauchzende Jugend,
in dumpfger Mürde
mit kraftloser Tugend
das neue Geschlecht zu entmannen
und schmunzelnd ins Joch zu bannen.
Vergebens! die Ketten zerbrechen,
die Zukunft steigt siegend empor
und wird auch das Urtheil sprechen
in triumphierendem Chor.

*

Brülle nur, brause nur, segender Föhn,
roll durch die Lände mit Donnergedröhn,
ruf aus den weichen befruchteten Blumen
sprießende Gräser und duftende Blumen.

*

Keise läutend lagt im Walde
schon das erste Glöcklein hervor,
und auf schneeeentblößter Halde
flammt der Primeln goldener Flor.

Weich auf schwankem Wipfel stötend
singt die Amsel ihren Gruß,

Baden, N.Ö.

wenn im Morgenstrahl errötend
leuchten Firn und Fels und Fluß.

Von des Lenzes Blut umrungen
öffnet ihren Schooß die Brant,
brünstig hält sie ihn umschlungen,
den die Sonne niedertant.

Weithin stieh'n die Nachtgewalten,
wenn die Hochzeitsfackeln glüh'n,
wenn des Lenzes Lichtgestalten
hell der Erde Schooß entblüh'n.

*

Brülle nur, brause nur, segender Föhn,
roll durch die Lände mit Donnergedröhn!
Ich fürchte nicht Sturm und Wetterschlag,
du bringst mir den leuchtenden Sonnentag!
Ich höre in deinen schwersten Wettern
den Jubelgesang der Zukunft schmettern.
Brülle nur, brause nur,
setze die letzte Spur
roher Gewalten aus dampfendem Feld,
herrlicher, strahlengepanzter Held!

Hans Kronberger.



Ästhetische Plaudereien.

Von Prof. Dr. Richard Maria Werner.
(Leuberg.)

„Scheingefühle.“

(Schluß.)

Bisher haben wir gemalte Darstellungen nackter Frauen im Sinne gehabt, denn durch eine Statue wird die Erregung geschlechtlicher Sinnlichkeit kaum erfolgen. Allerdings kennen wir die Mythie von Pygmalion,

*) Vergl. erstes März-Heft vom laufenden Jahrgang; durch Versehen erscheint leider hier verspätet, was schon im zweiten März-Heft dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangen sollte. D. Schriftl.

damit ist aber nur eine Symbolisirung jener vollständigen Täuschung gegeben, die in den Trauben des Zeuxis zc. anekdotenhaft festgehalten wird. Jedenfalls muß zugestanden werden, daß die gemeißelte nackte Frauengestalt nicht so sinnlich erregend zu wirken vermag wie die gemalte. Der Grund ist leicht zu erkennen. Wer mit ästhetischer Bildung Bethmanns Ariadneum in Frankfurt a. M. besucht hat, um Dannebergers „Ariadne auf dem Panther“ zu bewundern, der wird sich ärgerlich des Dienertrios erinnern, durch vorgezogene Vorhänge der Statue einen roten Farbenton zu leihen. Der Eindruck ist sofort geändert. Die gewöhnlichen Beschauer finden nun, daß die Gestalt zu leben scheine; der Diener veräußert nicht, die Statue während dieser Beleuchtung langsam zu drehen, um den Schein der Belebung noch zu erhöhen.

Wenn erst dieser rote Schein und das Bewegen der Statue bei der großen Masse des Publikums den Eindruck erweckt, als lebe die Gestalt, so sagt das nur, daß sie das Werk des Bildhauers nicht richtig erfaßte, daß sie ästhetisch zu wenig gebildet sei, um die ausreichende Phantasieergänzung zu leisten, und noch besonderer unkünstlerischer oder wenigstens nicht ausschließlich künstlerischer Hilfen bedürfe, um einen genügenden Eindruck zu erhalten. Die Weiße des Marmors bildet demnach für dieses Publikum ein allzustark die Illusion störendes Mittel, und gewiß wird diese Ariadne — ich glaube, selbst in der rötlichen Beleuchtung — auf die geschlechtliche Sinnlichkeit der Verderbten nicht aufreizend wirken, weil ihre Phantasie zu viel damit beschäftigt ist, das Illusionsstörende zu entfernen, oder zu wenig geübt ist, das Werk der Bildhauerkunst zu erfassen.

Man nehme nun an, daß eine solche nackte Frauengestalt in einem Wachsfigurenkabinet und zwar so künstlerisch, als es in dieser niedrigen Halbkunst nur möglich ist, dargestellt sei, aber nicht in der Technik des Bildhauers, sondern, was ja bei der Wachsfigur meist geschieht, in Nachahmung der Malerei. Dann sähen wir eine nackte Frau in der Farbe des Fleisches, mit Augen, den wirklichen gleich, nur unbeweglich, mit echten Kopshaaren; da müßte der Beschauer viel eher sinnlich aufgeregt werden, als durch Palma Vecchio's gemalte Venus. Die Naturtreue der Wachsfigurentechnik ließe der Phantasieergänzung auch des ästhetisch geschulten Beschauers zu wenig übrig und riefte daher stärker den Eindruck des realen Weibes hervor. Eine gewöhnliche schwarze Photographie nach dem nackten Modell wird weniger reale Gefühle wecken, als eine bemalte, den Fleischtou nachahmende, weil der Abstand zwischen der Natur und der Nachahmung größer ist. Wir können dies alles zusammenfassend so er-

klären, daß einen wichtigen Faktor für die ästhetische Betrachtung und den ästhetischen Eindruck das Darstellungsmaterial bildet.

Damit haben wir einen wichtigen Punkt berührt. Die „fingierte Realität“, von der Hartmann gesprochen hat, bekommt einen etwas anderen Inhalt; sie ist Realität, aber entsprechend dem gewählten Darstellungsmaterial. Der Beschauer muß genügend gebildet, d. h. mit der besonderen Darstellungsmethode vertraut sein, um das Kunstwerk mit seiner Phantasie-tätigkeit zu ergänzen. Man braucht nur an japanische Kunstwerke zu erinnern, um begreiflich zu machen, wie bedeutsam dieser Umstand beim ästhetischen Genießen ins Gewicht fällt, der orientalischen oder indischen Kunst gar nicht erst zu gedenken. —

Nun aber muß unsere Betrachtung nochmals zurückkehren, um die Frage zu erwägen, ob der ästhetische Genuß beim Anblick der liegenden Venus von Palma Vecchio wirklich darin besteht, daß wir geschlechtlich sinnliche Scheingefühle erleben? Ist der Eindruck dieses Kunstwerkes, dieser „fingierten Realität“ beim ästhetisch geschulten Beschauer in der That nur der Schein jener realen Gefühle, die durch die wirkliche Realität eines nackten Weibes in uns aufgewühlt würden? Und wenn ja, wie kommt dieses Scheingefühl zu Stande, wie unterscheidet es sich vom realen Gefühl?

Nehmen wir vorerst an, Hartmann habe Recht. Dann wäre das vom Kunstwerk erregte Gefühl von dem realen nur dadurch unterschieden, daß es ein bloßer Abglanz, Nachglanz oder Vorglanz (vergl. Hartmann II, S. 42), des realen Gefühles wäre. Schwächer als das reale Gefühl, darum auch ohne Motivationskraft. Der Wert dieses idealen Scheingefühls könnte dann nur darin liegen, daß es weniger ist, als das reale, oder aber, daß es nicht das reale ist. Wir haben aber im Gegensatz zu dieser Ansicht geradezu das Bewußtsein, daß das ästhetische Gefühl in gewissem Sinne mehr sei, als das reale, nicht ein Minus, sondern ein Plus, das zum realen hinzukommt. Schon daraus ergibt sich, daß Hartmann bei seiner Erklärung der idealen Scheingefühle von falschen Voraussetzungen ausgeht, was auch Groos (Einleitung in die Ästhetik S. 163) scharf betont hat. Nicht ein Gradunterschied waltet zwischen „idealen“ und „realen“ Gefühlen, sondern ein Artunterschied, und ihn gilt es, zu erfassen. Wir erhöhen übrigens durch die Termini Hartmanns die Verwirrung, statt sie zu lichten. Die ästhetischen Gefühle sind genau so real, wie die nichtästhetischen, sie sind nur anders. Darum werden sie etwa von Th. Ziegler in seinem Buche „Das Gefühl“ oder von Wilhelm Wundt in der neubearbeiteten 14. Vorlesung „Über die Menschen- und

Dierseele“ (3. Auflage 1897) als verschiedene Arten des Gefühls behandelt, nicht aber als Grade von Gefühl. Wundt (S. 234 fig.) warnt vor einer Definition der Gefühle, weil sie nur eine Reflexion über ihre Entstehungs- und Begleiterscheinungen im Gebiete des Verstehens giebt und gegen die Thatsache verstößt, daß das Gefühl zwar stets an intellektuelle Prozesse gebunden, selbst jedoch nicht im Mindesten ein intellektueller Prozeß ist.

Sehen wir mit ästhetischer Schulung, mit Übung ein entsprechend der Gewöhnung gemaltes, nacktes Weib, dann wird eben nicht das sinnliche Gefühl, wie durch ein reales nacktes Weib in uns geweckt, sondern ein von Sinnlichkeit, hier speziell von geschlechtlicher Sinnlichkeit freies. Sehr richtig sagt Hebbel in seinen „Tagebüchern“ (II, S. 376): „Es ist das Kennzeichen der höchsten Schönheit, daß die Begierde, ihr gegenüber, gar nicht erwachen kann.“ Wir erleben natürlich eine bunte Mannigfaltigkeit von Eindrücken: die Farbe, der Farbkontrast zwischen dem leuchtendhellen Körper der Venus, dem dunklen Hintergrunde der Bäume, dem Blau des Himmels, der verbämmernden Ferne wirkt Lustgefühle, die Gestalt des Weibes mit seinen Formen, die anderen Linien *z.*, alles wirkt zusammen, so daß sich, wie Wundt ausführt, zu den einzelnen Gefühlen noch das mit ihnen nicht identische, nicht aus ihrer Summe bestehende „Totalgefühl“ hinzugesellt. Es wirkt der reine Eindruck, ohne die beim Anblick eines realen nackten Weibes ausgelösten geschlechtlich sinnlichen Gefühle. Die Phantasiethätigkeit, die durch das Bild angeregt wird, geht nicht auf eine Ergänzung zur sinnlichen Realität des nackten Weibes aus, sondern in der Richtung des Künstlers weiter zur gefühlsmäßigen Erfassung des Scheins. Wir werden nicht getäuscht, daß wir ein reales nacktes Weib vor uns haben, wir täuschen uns aber auch nicht selbst, daß es so sei und doch nicht sei, unsere Phantasie ist durch den Eindruck des Bildes angeregt, uns in dem Schein des Kunstwerks zu erhalten, alle sinnlichen Gefühle zurückzuweisen und die ästhetischen allein wirken zu lassen. Ästhetisch besonders gut Geschulte, man denke nur an die Künstler, sind auch dem lebenden Modell gegenüber imstande, rein ästhetisch zu fühlen, die sinnlichen Gefühle gar nicht aufkommen zu lassen, und Goethe hat in den „Briefen aus der Schweiz“ (Erste Abteilung) dargestellt, wie ein realer nackter weiblicher Körper — selbst da er allmählich entkleidet wird — auf den ästhetisch-künstlerischen Beschauer Werther nur als Bild, als eine Folge von entzückenden Bildern wirkt; „ich konnte nur staunen und bewundern“. Er nennt den Eindruck „schauerlich“ in jenem besonderen Sinn, den er mit diesem Worte verband (vergl. meine Ausführungen im „Anzeiger für deutsches Altertum“, VIII, S. 245 fig.), und den Moses Mendelssohn

(Philosophische Schriften, Berlin 1771; II, S. 36 und 157) unter dem Einflusse Burke's (vergl. Canderna: „Der Begriff des Erhabenen bei Burke und Kant“; Straßburg 1894, S. 68) für den Eindruck des Erhabenen brauchte.

Nach dem Gesagten wird die Ansicht Ed. von Hartmanns wohl als unhaltbar erscheinen; die ästhetischen Gefühle sind nicht bloß der ideale Schein der realen Gefühle, sondern reale, nur nicht sinnliche Gefühle. Hätte dies bei dem Falle des Vizedom noch zweifelhaft sein können, bei dem Typus nacktes Weib kann keine Rede mehr davon sein. Auch das von Hartmann S. 48 noch angeführte Beispiel, „wenn einem bei der Betrachtung eines Stilllebens von Schwarz vor Appetit das Wasser im Munde zusammenläuft“, beweist nichts, wie schon Groos (S. 160 flg.) überzeugend dargelegt hat; die gemalte Schale mit Früchten weckt nicht das gleichartige Gefühl, wie die Schale mit wirklichen appetitlichen Früchten nur im idealen ästhetischen Gefühlschein, dafür vermag sogar einem realen Korb mit Obst gegenüber, was Goethe gleichfalls in den „Briefen aus der Schweiz“ (Hempel V XI, S. 227 flg.) sehr schön dargestellt hat, der ästhetisch Geschulte nur „entzückt wie von einem himmlischen Anblick“ zu sein, ohne Verlangen, „eine Beere abzupflücken, eine Pflirsche, eine Feige aufzubrechen“. Was Goethe hinzufügt, ist so bezeichnend, daß ich die ganze Stelle hierher setzen muß: „Gewiß, dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger; er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaumen habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen; er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: „Ja, wir sind nicht wert, diese herrlichen Naturprodukte zu zerstören; wahrlich, es wäre schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke!“ Wie gern sah ich den Korb wegstreten! Wie liebte ich Ferdinanden! Wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab! Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mitteilen, es denen opfern, die uns lieb und wert sind.“

In gewissem Sinn ist das ästhetische Gefühl wertvoller, reiner und höher als das sinnliche, aber nur insofern und wo es überhaupt berechtigt ist. Wenn es an Stelle des Sinnlichen eintritt, wo es nichts zu schaffen hat, wenn es auch der realen Wirklichkeit gegenüber vom ästhetisch Überfeinerten erlebt wird und ihn am thätigen Eingreifen hindert, das seine

Pflicht wäre, die Willensäußerung ausschließt — da natürlich hat es geringeren Wert, ja kann zum Schaden werden. Gegen diesen Mißbrauch des ästhetischen Fühlens richten sich die Vorwürfe, die man von mancher Seite der Kunst macht.

Bei dem Verhalten des „naiven“ Salzburger Publikums dem armen Bizebdomdarsteller gegenüber fällt in erster Linie der Mangel an ästhetischer Schulung auf; es nimmt keine Rücksicht auf das Darstellungsmittel und verwechselt deshalb die nur im Hinblick auf das Darstellungsmittel vorhandene Wirklichkeit mit der realen Wirklichkeit. Diesem Teil des Publikums fehlt die Übung im Auffassen theatralischer Vorstellung; sein sinnliches Gefühl — hier in der Form des Affektes, speziell der Leidenschaft — wird erregt, weil seine Phantasie nicht den Andeutungen der Dichtung folgt, sondern sich nach jener Richtung bewegt, die vom Dichter durch seine illusionstörenden Mittel gerade versperrt werden sollte. Die Phantasie dieses Publikums ist zu mächtiger Thätigkeit angeregt, denn es versetzt sich lebhaft in die Situation der verfolgten Agnes Bernauer, aber seine Phantasiethätigkeit wird nicht reguliert durch die Gewöhnung, nicht geleitet durch die ästhetische Bildung und gerät darum auf die Abwege, die der Dichter vermieden wissen wollte. Nur durch die falsch ergänzende Phantasiethätigkeit kann es in jene Aufregung versetzt werden, sonst ließe das Schicksal der Heldin und die Intrigue des Bizeboms gleichgiltig. Das ästhetisch geschulte Publikum berücksichtigt zufolge seiner Übung die Darstellungsmittel des Dramatikers und ergänzt durch seine Phantasiethätigkeit das Werk des Dichters im Sinne des Dichters. —

Worin besteht nun der ästhetische Genuß? Es wurden in der letzten Zeit mehrere Deutungen versucht, die an den bisher besprochenen Beispielen zu erproben sind. Ihnen allen gemeinsam ist die Erkenntnis, daß es sich beim ästhetischen Genuß um eine psychische Thätigkeit handelt. Konrad Lange glaubt die Lösung darin gefunden zu haben, daß der Zentralreiz die bewußte Selbsttäuschung sei, womit er sowohl einen Zustand als eine Aktion meint. Diese bewußte Selbsttäuschung führt ein freies und bewußtes Schweben, Hinundherpendeln zwischen Realität und Schein, zwischen Ernst und Spiel herbei, und dieser fortwährende Wechsel zwischen Schein und Wahrheit, Verstand und Gefühl soll das Wesen des künstlerischen Genußes ausmachen (S. 22 ff.). Lange sucht das so zu verdeutlichen: „Auf der einen Seite weiß der Genießende ganz genau, daß ihm nur Scheinvorstellungen, Scheingefühle oktroyiert werden, auf der andern aber bemüht er sich doch fortwährend, diese Scheinvorstellungen, diese Scheingefühle in Ernst, in Wahrheit umzusetzen“. Wenn das richtig ist, dann

müßten wir der Venus von Palma Vecchio gegenüber folgenden psychischen Prozeß durchmachen: der Beschauer weiß ganz genau, daß er nur einen künstlerischen Schein vor sich hat, er weiß, daß er vor einem gemalten Bilde steht. Nun soll er überdies wissen, daß ihm nur „Scheingefühle“ oktroniert werden. Wir haben jedoch schon gesehen, daß sich die ästhetischen Gefühle nicht als Scheingefühle bezeichnen lassen, müßten darum folgerichtig mit Lange sagen: der Beschauer weiß ganz genau, daß ihm „nur“ ästhetische Gefühle oktroniert werden, und er soll nun fortwährend bemüht sein, sie „in Ernst, in Wahrheit umzusetzen“. Auch mit dieser Bezeichnung ist nichts Rechtes anzufangen, weil sie zu Mißverständnissen führen könnte. Der Beschauer soll fortwährend bemüht sein, die ästhetischen Gefühle in sinnliche umzusetzen, soll ebenso bemüht sein, die Scheinvorstellung in Realität zu verwandeln. Gehen wir davon aus! Er sieht also ein gemaltes nacktes Weib und soll fortwährend bemüht sein, sich darin ein reales nacktes Weib vorzustellen. Nach unseren Betrachtungen trifft dies aber keineswegs zu; im Gegenteil sahen wir, daß ein naives Publikum von „Ernst“ und „Wahrheit“ ausgeht, während das ästhetisch gebildete, durch Übung die Darstellungsmittel erfassende Publikum die sinnliche Vorstellung zu vermeiden und sich in der „Scheinvorstellung“ zu erhalten sucht. Ist es denn so furchtbar schwer, in einer gemalten nackten Gestalt die nackte Gestalt sich vorzustellen? Man zeige dem Kinde die Photographie des Vaters — also eine viel stärker als ein gemaltes Bild von der „Wahrheit“ abweichende Wiedergabe der Natur — und das Kind wird „Papa“ rufen; es wird vielleicht in einem früheren Stadium, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte, zu jedem halbwegs an den Vater erinnernden Manne „Papa“ sagen. Hätte Lange Recht, dann müßte es leichter sein, in der wirklich vorhandenen nackten Gestalt die Scheinvorstellung zu finden, als in der gemalten die „Wahrheit“. Das kann aber unmöglich seine Meinung sein, weil sie jeder Erfahrung widerstreiten würde. Trotzdem führt uns auch die Betrachtung seiner zweiten Angabe zu demselben Schlusse. Wir sollen fortwährend von den erregten ästhetischen Gefühlen zu den sinnlichen streben, sollen also die vom Bilde der nackten Venus uns „oktronierten“ ästhetischen Gefühle zu verwandeln suchen in jene sinnlichen Gefühle, die uns eine wirkliche nackte Gestalt oktronieren würde. Dann ließe sich die Thätigkeit des Künstlers gar nicht begreifen; warum griffe der Maler zu den besprochenen illusionsstörenden Mitteln, wenn es doch darauf ankäme, die Illusion im Beschauer zu erregen. Oder stärke der Reiz darin, daß wir trotzdem getäuscht würden oder uns freiwillig täuschten? Lange fällt ein sehr hartes Urtheil über Wachsfiguren und Panoramen. Warum?

Er sagt (S. 21), nachdem er den Mangel der illusionstörenden Momente behandelt hat: „Die Folge von Alledem ist, daß sie beim ersten Anblick eine wirkliche Täuschung hervorrufen, und diese wirkliche Täuschung steht von vornherein jedem künstlerischen Genuß im Wege. Mag man sich nachträglich noch so sehr klar machen, daß es sich bei einem solchen Gebilde nicht um Wirklichkeit, sondern um Schein handelt, der psychische Akt, der die Wirklichkeit aus dem Schein entwickeln sollte, ist nun einmal verpaßt und kommt überhaupt nicht mehr zu Stande.“ Diese Begründung erscheint mir nicht ganz glücklich, besonders die von mir hervorgehobenen Worte können leicht mißverstanden werden.

Die Sache liegt nämlich so: sehen wir eine Wachsfigur in jener realistischen Ausführung, die Lange beschreibt, kein Postament, natürliche Haare und Gewänder, die gerade beim Wachs besonders natürlich wirkende Bemalung, sogar Bewegung, dann wird auch hier der ästhetisch geschulte Beschauer nicht vergessen, die Darstellungsmittel zu berücksichtigen. Thut er das, so muß auch hier eine ästhetische Wirkung platzgreifen. Thut er das nicht, hält er im Anfang, „beim ersten Anblick“, die Wachsfigur für eine wirkliche Person, wird er also vollständig getäuscht, so befindet er sich allerdings in einem außerästhetischen Zustand; das wird aber doch recht selten der Fall sein. In diesem Falle mangelt ihm eben die Übung, und er befindet sich in der Lage des „naiven“ Publikums, das die Vorstellungsmittel einer Kunst nicht kennt. Er befindet sich keinem Kunstwerke gegenüber, sondern einer realen Wirklichkeit, und darum kein ästhetisches Gefühl. Wir haben jedoch gesehen, daß diese Vertrautheit mit den Darstellungsmitteln notwendig ist, wenn ein ästhetischer Genuß sich einstellen soll. Wir brauchen nur einen Blick auf die Schauspielkunst zu werfen, um zu sehen, daß auch bei der Wachsfigur eine ästhetische Wirkung möglich sein muß. Hier geht die Verwertung der realistischen Ausführung noch einen Schritt weiter, indem statt der Wachsfigur eine wirkliche Person erscheint, bei der außer den von Lange hervorgehobenen realistischen Momenten noch die Sprache hinzukommt. Daß auch hier Täuschung, und zwar wirkliche, vollständige, eintreten kann, ergibt sich aus den Nachrichten über Törrings „Agnes“; auch hier aber stellt sich die Täuschung nur beim naiven, d. h. mit den Darstellungsmitteln nicht vertrauten, Publikum ein. Wäre Lange's Ansicht richtig, dann müßte gewiß das Ballett künstlerisch höher stehen als das rezitierende Drama, weil die Sprache wegfällt und nur die übrige Realität der Figuren bleibt. Das wird aber gewiß Lange's Meinung nicht sein.

Noch weiter, eine Wachsfigur wäre nach Lange's Worten, die eben nicht ausreichend seine Ansicht wiedergeben, künstlerisch höher zu bewerten,

wenn sie auf einem Postament stünde, oder von einem Rahmen eingeschlossen wäre. Das wären zwei Illusionsstörende Mittel. Hätte sie nun überdies plastisch ausgeführte und keine natürlichen Haare und Gewänder, dann müßte sie künstlerisch noch wirksamer sein u. s. w. Oder, mit anderen Worten, je schlechter die Ausführung der Wachsfigur wäre, desto künstlerischer würde sie wirken. Das ist natürlich ein Unsinn, aber die Konsequenz dessen, was Lange sagt.

Wer jemals ein gutes Wachsfigurenkabinett besucht hat, der wird eine nicht uninteressante Beobachtung haben anstellen können. Manche Besucher machen den Biß, sich ruhig, bewegungslos hinzusetzen oder aufzustellen, damit sie von andern Besuchern für Wachsfiguren gehalten werden. Das habe ich in Gastans Panoptikum einige Male, besonders heiter aber in der Honvedabteilung der Wiener Weltausstellung bei einer bekannten Dame beobachten können. Ein Wächter stand nämlich so ruhig und unbeweglich auf seinem Posten, daß ihn die Dame für eine jener Wachsfiguren ansah, die als Träger der verschiedenen Uniformen aufgestellt waren. Ihre Verblüffung und Verlegenheit, da sich die vermeintliche Wachsfigur umkehrte und als ein wirklicher Mensch ergab, war sehr komisch.

Hier wird also zuerst der Schein angenommen und wirkt ästhetisch, dann aber wird er durch die Wirklichkeit vernichtet. Die Thatsache läßt sich nicht bestreiten, kann jedoch im Sinne Lange's nicht erklärt werden. Und doch muß sie als Gegenbild zu der von ihm angeführten erwogen werden. Andeutungen über diesen Fall finden sich in Fehners „Vorschule der Ästhetik“ dort, wo er von der wirklichen und der aus Holz nachgemachten Orange mit ihrer verschiedenen Wirkung auf uns spricht.

Indem der Beschauer die Darstellungsmittel der Wachsfigur als vorhanden annimmt, löst sich bei ihm ästhetisches Gefühl aus, das sofort verschwindet, wenn er sieht, daß er sich im Darstellungsmittel getäuscht hat. Er täuscht sich der Wachsfigur gegenüber nicht so weit, daß er sie für eine wirkliche Person nimmt, sondern nur im Hinblick auf die gewählte Technik. Das kann ganz ähnlich bei der Malerei eintreten. In der Salzburger Kunstausstellung machte vor einigen Jahren ein brillant gemalter toter Auerhahn nicht geringes Furore. Er hing an einem Nagel auf einer hellen Birkenholzwand. Diese war so natürlich gehalten, daß man sie für eine wirkliche Holzwand halten konnte und als solche hinnahm unter der Voraussetzung, daß sie gemalt sei. Hätte man aber gesehen, daß sie wirklich Holz sei, wäre sofort ein Teil der ästhetischen Wirkung verschwunden. Dasselbe gilt von den „krassen Illusionswizen des Brüsseler Malers Bierzy“, die Lange (S. 20) gleichfalls bespricht, und allen ähn-

lichen „Kunststücken“. Man wird nicht bestreiten, daß in all diesen Dingen eine rohere Kunstform erscheint, aber auch das „Kunststück“ bleibt ein Stück Kunst und muß darum in gewissem Sinne dieselbe Wirkung haben, wie die Kunst überhaupt. Bei den Panoramen, die auf dasselbe Blatt gehören, sollen nach Lange „die Unterdrückung des Rahmens und die grob materielle Vermischung von Wirklichkeit und Schein von jedem feiner organisierten Menschen als Störung des reinen Kunstgenusses empfunden werden“; Lange betrachtet als einen Beweis für den „Mangel an wahren Kunstverständnis, der heutzutage in weiten Kreisen herrscht“, den Erfolg, den diese Panoramen beim großen Publikum finden. Nicht als eine Störung des reinen Kunstgenusses, sondern als eine niedere Form der Kunst erscheint mir die Vermischung von Malerei und Plastik im Panorama; ich verlange von ihm aber trotzdem eine volle Ausnutzung seiner besonderen Darstellungsmittel und nenne das Panorama weniger gut, wenn es auf die Besonderheiten seiner Technik verzichtet. Die Mittel sind roher als bei der Malerei, gerade deshalb aber leichter zu erfassen und für das große Publikum wirksamer. Es fällt eben der Phantasie leichter, im Sinne des Künstlers weiterzuarbeiten, weil der Übergang aus der Realität in den Schein vorgezeichnet ist. Und Illusionstörendes giebt es auch beim Panorama genug, vor Allem die Stille z. B. bei einer Schlacht, das knalllose Schießen, das schalllose Schreien zc. Also auch hier bleibt der Phantasiethätigkeit zu thun übrig. Alle diese Kunststücke halten den Schein der Wirklichkeit möglichst nahe, ohne daß sie aber die beiden thatsächlich zusammenfallen lassen; darum ist ihre rein ästhetische Wirkung geringer, trotzdem nicht gleich null. Man kann die ganze Technik verwerfen, wie Hartmann (S. 646—652), weil man eine so „perverse Richtung“ als „geschmackverderbend und verwirrend“ ansieht; es geht aber keineswegs an, sie um so strenger zu verurteilen, je besser sie die Kunstmittel ihrer Art ausnutzt.

Sehr richtig setzt sie Hartmann in Beziehung zur scenischen Dekorationsmalerei, er zieht aber nicht die Konsequenzen dieser Zusammenstellung. An der Herstellung des Bühnenbildes arbeiten der Maler, der Dekorateur und der Requisitenmeister, um ein möglichst einheitliches Gesamtbild zu erzielen unter Verwertung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Hier muß notwendig das real vorhandene Möbelstück mit den gemalten Seitenwänden und der Hintergrund zu einem Ganzen vereinigt werden, weil reale Menschen als Träger des Phantastisches auf ihnen sitzen sollen. Wer die Bühnenkunst überhaupt zugiebt, muß auch ihre technischen Mittel zugeben; es geht unmöglich an, zu sagen: je schlechter das Bühnenbild,

um so besser die ästhetische Wirkung. Man kann sich auf den Standpunkt der Shakespearebühne stellen und alle „Deforation“ der ergänzenden Phantasiethätigkeit des Zuschauers überlassen wollen, dann aber hebt man eben die Bühnendarstellung vollständig auf und verstoßt gegen die Gewohnheit des heutigen Publikums und zerstört einen Teil des ästhetischen Eindrucks. Streng genommen müßte dann überhaupt die Bühnenkunst verworfen werden, weil beim Lesen eines Dramas viel stärker als bei der Aufführung der reine Phantasieschein hergestellt wird. Zu dieser äußersten Konsequenz wird die Ansicht aber kaum jemals getrieben.

Hartmann verwirft das Panorama, besonders wenn es gut gemalt ist und den ästhetischen Sinn anregt, weil dadurch „systematisch zur Verwechslung der außerästhetischen Täuschung mit ästhetischem Schein“ angeleitet wird „und das Verständnis für den ästhetischen Schein und das auf ihm beruhende Wesen aller Kunst gar nicht zu Stande kommen kann“ (S. 648). Und Lange, der mit diesem Gedanken übereinstimmt, fügt noch hinzu, daß die Kunst nicht thatsächlich täuschen, sondern nur zu einer spielenden Selbsttäuschung anregen wolle. Auch damit ist aber nichts erreicht, wenn es von ihm als ein Hinundherpendeln zwischen Realität und Schein aufgefaßt wird. Der Reiz läge nach Lange darin, daß wir nicht zur Täuschung gezwungen seien, sondern sie selbständig, bewußt leisten wollen. Wir möchten allerdings vom Schein zur Wirklichkeit, aber freiwillig, ohne Nötigung durch den Künstler. Daß uns Palma Vecchio mit seiner Venus eine Ahnung dessen giebt, was wir einer wirklichen nackten Frauengestalt gegenüber gar nicht oder nur sehr selten fühlen werden, bleibt dabei ganz außer Acht. Und doch liegt gerade darin das Wertvolle des Kunstwerkes, das Wesen der Kunst. Die Schönheit des weiblichen Körpers im Kontraste zu der Umgebung &c. will er uns fühlen lassen, ohne die Störungen, die sich beim Anschauen der wirklichen nackten Gestalt aufdrängen würden. Ist das Kunstwerk dazu befähigt, so wird es uns verhindern, zur Wirklichkeit zurückzustreben und uns gerade dadurch beglücken und bereichern.





Aus dem Breslauer Kunstleben.

Unsere winterlichen Theater wurden mit dem wunderaall großen und unsäglich uachmütigen „Baumeister Solnech“ eröffnet, mit der Tragödie des großen Schaffenden, der seine eigenen Schöpfungen nicht mehr umspannen, seine eigenen Lürme nicht mehr erstreigen kann. Welches schamaall peiniigende Gefühl, dem alten, resignierenden Reden, den wir mit all unserer scheuen Ehrfurcht lieben, hinter die daschaste Maske sehen zu dürfen, die ihm sanft aoll weiser und grimziger Scham die häßliche Selbstentgötterung um das nackte, geheimste Gesicht hieng, wie in der „Komödie der Liebe“, in der „Wildente“. Der Solnech, das ist noch eine der grahen Tragödien, die dunkel und erschütternd an das Herz rühren, die Seele erschauern lassen . . . Und heute mehr als je, nachdem wir den gewaltigen und trauervollen Epilog kennen, der hinter ein langes, in seiner furchtbaren Größe unergleichliches Leben nach das bittere „Woyu?“ geseht hat, — heute überblicken wir dieses große Werk, dringen wir in diese unergründlichen Seelentiefen, aus denen sa unendlich aiele Inhalte empargetaucht sind. Die größte und erschütterndste Bängnis aber bringt der Solnech, der sa gewaltig die Welt umspannt; der Überragende, der hinabgezogen wird oan diesem ehernen, nieaelierenden Leben. Welche Welt hat der große Schöpfer uns damit herausgebaut, und welche lachenden Vulkane zugleich aar uns oerschlassen! Das ist das Einzigartige an diesem Drama, daß es so unendlich oiel wehmütig oerrät und so unendlich aiel herrlich oerbirgt.

Wenn unsere winterlichen Bühnen auf eigene Faust ihrem dramaturgischen Ehrgeiz nachgehen, so hal das noch jedesmal betrübende Folgen gehabt. Ich erinnere an die unuergeiliche Langeweile der Carl Hauptmann'schen „Ephraims Breite“, einer Dilettantenarbeit, die sich oon hier aus nach immer nicht die Welt erobert hat. In dieser Spielzeit hieng unser Ehrgeiz erkledlich höher. Herrn Arthur Schnitzler's neueste Bühnenarbeit „Der Schleier der Beatrice“ schien, abmah! der Autor zu den ausgeprochenssten Lieblingen des Theatermads zählt, für die Theaterleiter nicht aarhauden zu sein. Wir machten uns mit einer gewissen Prätention daran, diese Tragödie aus der Tause zu heben, dem oerhäßlichsten Dichter „zu seinem Rechte zu oerhelfen“.

Mit besonderer Sympathie habe ich Herrn Dr. Schnitzler nie gegenüber gestanden. Er hal den „Anatal“ geschrieben. Nun, die Gyp hat in einem einzigen ihrer zahllosen kleinen Bücher millionenfach schärfere Psychologie, Tiefe des Erlebens, gezeigt, als Schnitzler bis zu seinem Lebensende jemals ahnen lassen kann. Vallends gegen diese berübende Grazie, gegen diesen sprühenden Geist der Französin erscheint mir der Wiener grob, stämpernd, armfelig. In seinem Drama „Liebels“ und im „Bermächtnis“ endlich hal sich Schnitzler als der berufene Dramatiker der Bourgeoisie par excellence dokumentiert. Bar Jahren, als alle Zeitungen ihn zu lobpreisen begannen, habe ich staunend gefragt: Ja, lebt denn irgend ein Mensch aau überdurchschnittlichen Massen aber nur aau

feineren Instinkten durch Schnitzler's Dichtergnaden? In der That, der rechte Durchschnitt, das ist Schnitzler's Welt. Seine Helden, in denen doch nur das blühende Jugendblut rumort, sind niemals aus den Grenzen des Philisteriums ausgebrochen. Niemals repräsentieren sie ein klein wenig die Träger einer feinen Kulturhöhe; die gährenden Probleme ihrer Zeit hoben sie niemals mächtig gerüttelt. In dieser vielbejauelten Tragikomödie „Der grüne Kakadu“ sehe ich nur die ungeheuer bezeichnende Art, die Weltgeschichte wienerisch in's Kleine zu zeren. Hermann Bahr dichtet einen Napoleon im Unterkofen, und Schnitzler rahmt die größte That der modernen Historie in eine Welt von Komödianten und Huren!

Nun endlich wollte er, den die Kritiklosigkeit der Reporter für das eigene Vermögen blind gemacht hat, uns das übermächtige Kulturbild der Renaissance entrollen. Es ist von vornherein bezeichnend, daß ein Weib diese Welt um sich konzentrieren soll. Was ihn überhaupt zu diesem Drama und diesem Stil gereizt haben mag, ist wohl jener Käseleypus: halb Kind, halb Hure. Hier soll quellend kindlicher Raiotät, dort voll starrer Verlogenheit! Verberbt im tiefsten Kerne und doch mit dem zauberwooll süßen Lächeln lodend, lodend. Etwa jener Weibtypus, den in einfach synthetischer Genialität Frank Wedekind im „Erdgeist“ verkörpert hat, womit ich aber diesen cynischen Weltbetrachter beiseite kein Genie, sondern höchstens einen Spezialisten von unfehlbarer Sicherheit heißen will. Dieser Weibcharakter könnte nun wirklich seine besonderen Reize haben. Noch jeder Mann hat voll dunkler Ängstigung oor diesen absurden Seelentiefen, vor diesen schaurigen Abgründen gestanden. Siehe der Dichter dieses Frauenbildes zufällig Strindberg, dann wären in mächtigen Linien die Horizonte in's Unabsehbare gestreckt. Das Urweib stünde vor uns, voll ihrer Käsele, Laster, Süßigkeiten. Schauer oor der tiefsten Weibnatur wehten uns an. Das Menschliche in den Urtauten der Menschlichkeit, der großen, furchtbaren Weibmenschlichkeit spräche auf uns in flammenden, großen, unvergesslichen Worten ein. Wir wären in unserer tiefsten Mannesnatur ausgerüttelt. . . So würde es Strindberg, der Große und Reiche, gebichtet haben. Das Wer! Schnitzler's ist oerwoeren, kläglich und durch und durch armselig. Eine arme Seele hat hier ihre kleinen Schmerzen stammeln wollen. Seine Welt bewegt sich um ein kleines, hohles Müdel, das er übrigens schattenhaft, unlebendig und ungewöhnlich zeichnet. Das Ungewöhnliche und Kläglichke, das ist Schnitzlers Signatur. Seine Männer sind oor der sträfllichsten Banalität. Und am Ende entpuppt sich die sentimental Ursache des Werkes, wenn man als letzte Tragik hört, daß diese Dirne sogar einen „Dichter“ verborden hat. Diese Sentimentalität, echt wienerischer Observoanz, fällt arg unangenehm auf die Nerven.

Dieses Theaterstück hat kein Dichter, auch nicht der allerkleinste, simpelpste Poet geschrieben. Armselig und leer und dustlos, hat Schnitzler sich an das Gemälde der großen Renaissancekultur gewagt. Die Frauen jener Zeit mögen ausgesehen haben ähnlich wie Jacobsens „Frau Marie Grubbe“, groß und mächtig, sicher nicht wie diese Beatrice, deren Seelchen düer und zusammengeflickt in den buntschillernden Bildchen herumwanft. . .

Unsere „Freie Litterarische Vereinigung“, die seit Jahren dem Publikum die persönliche Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern oermittelt, pflegt nun auch das Theater. Sie will Dramen aufführen, denen die öffentliche Bühne selten offen steht. Wir sahen früher Hofmannsthal's „Abenteurer und die Sängerin“ und jetzt Jacobsens „Sturm“. Eine Verwechslung mit seinem berühmteren und begabteren dänischen Namensvetter wird Jacobsen nicht befürchten müssen. Sein Drama, für das ich nicht die leiseste feilsche Ursache gefunden habe, hat wenig mit der Kunst zu thun. Denn noch ist ein

Kunstwerk ohne Ursache und eigenes Erleben nie entstanden. Ein Duzend solcher Epigonen, und die maderne Dichtung wird in verdünnten, verwässerten Dilettantenarbeiten für die „Gartenlaube“ reif. Die Wahl dieses Werkes war ein Mißgriff, für den wir aber in der jüngst veranstalteten „Nietzsche-Feier“ entschädigt wurden. Conrad stand auf der Tribüne. Das war eine der interessantesten Bekanntschaften, die uns je vermittelt wurden. Dieser gerade Mann, aufrecht und wehrfreudig wie kein Zweiter in Deutschland, sprach über Nietzsche. Im Grunde that er es nicht. Er vertrat dem Pöbel gegenüber Nietzsches Stelle. Wichtig, mit den rechten, offenen Worten, gab er sein Persönliches zu Nietzsche. Jeder Satz war ein prachtvoller Keulenschlag gegen den Mob, vor dem er sprach. Er setzte das Nietzsche'sche Werk für seinen Teil in die That um. Keine Verwässerung, Verständlichmachung, kein Verpöbeln dieses Werkes! Er wußte ganz prachtvoll die weite Distanz zu halten, nirgends Fühlung zu nehmen, herunterzusteigen. Und es war voll eigenartigen Humors, diese Betonung seines Thuns von ihm laut und unzweideutig ausgesprochen zu hören, während ich mir einen Kristophanes wünschte, der den Jubel dieses eben zusammengehauenen Pöbels über diese Rede gesehen hätte. Eine groteske Komik liegt darin, daß von diesen sechshundert Menschen, über die Conrad mit Nietzsche'schem Hohn wetterte, Jeder den Nachbar spöttisch ansah und Keiner sich getroffen fühlte. Feiertlich war die „Feier“ nicht und doch voll echten Stils. Sie war ein Triumph und eine That, voll von dem Geiste des Grahen. Es war, als sollte man rufen: „Der Prophet ist tot! Nun, Ihr etelernen und berufenen Jünger, tragt sein Werk in das Leben hinein.“

Josef Theodor.



Münchener Rundschau.

Ich bin den Lesern dieser Zeitschrift eigentlich noch einen besonderen Brief über die Münchener Kunst-Ereignisse seit Anfang dieses Jahres schuldig. Wer aber wird gerne „nachklappen“ wollen? Ich hoffe zuversichtlich, auch meine gesch. Interessenten legen mit mir im Grunde mehr Wert auf Aktualität, als auf ein gewissenhaft draoes Nachschleppen; und so will ich denn also frisch in die Ballen gehen und hier beherzt gleich beim neuen Quartal einsehen!

Auch das musikalische München wird zusehends „moderner“. Drei große, ganz außerordentliche Konzerte in dieser Saison: zuerst Gustav Mahler, dann Richard Strauß, und jetzt wieder Max Schillings — ich glaube, die Münchener Musikfreunde können sich heute wirklich nicht mehr beklagen. Wenigstens war das vor wenigen Jahren noch ganz anders hierzulande. Wir aber können es Herrn Schillings recht wohl nachempfinden, wenn er als einer der noch Zurückgesetzten den Drang nach praktischer Selbst-Bethätigung in sich verspürt hat, schon um einmal auch nach positiver Seite hin

lebendig zu ergänzen, was er voriges Jahr in einer aielbeachteten öffentlichen Polemik, ohne jede Rücksicht auf seine eigene Person (denn es ist ihm bei unseren Nachhabern schlecht genug bekommen, die ihn seither vollends ignoriert haben) mehr theoretisch anzuschneiden den Mut hatte. Sein auf eigene Faust nun unternommenes Kampanisten-Konzert am Abend des 30. März — es war nicht nur hervorragend im Programme, es war auch glänzend besetzt; ja, es erbrachte den klaren Beweis eines bedeutenden, wahrlich nicht mehr zu übersehenden Fortschrittes in der künstlerischen Eigenständigkeit seit der Oper „Jugwilde“, und der Komponist hatte den Triumph, allgemein die Frage erhoben zu sehen: nicht nur, warum jene „Jugwilde“ so bald schon wieder vom Spielplane unserer Königl. Hofoper seinerzeit verschwunden war, sondern auch, warum uns Werke wie der „Pfeifertag“ und die „Orestie“, oder auch der symphonische Prolog zu Sophokles' „König Oedipus“ u. A. dauernd seitens unserer offiziellen Musik-Institute und Konzertveranstaltungen vorenthalten werden. Es giebt Pflichten, meine sehr werten Herren! — hier wie dort, in jedem Amt und in jeder Sphäre. Und: sunt certi denique fines — d. h. endlich einmal müssen solche Versäumnisse auch ihre natürlichen Grenzen finden!

Schillings ist unter den zeitgenössischen Musikanten ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Wie sich schon der äußere Habitus des Abends, bis in den apart-geschmackvollen Druck des Bartragszettels hinein, mit durchgebildeter Vornehmheit gestaltete, ja auch hatte der Kulturfreund wohl unbedingt Recht, welcher mir gegenüber den Eindruck des Konzertes beim Ausgang kurz dahin zu charakterisieren versuchte: daß Rog Schillings keine unoernehme Note je zu schreiben vermöchte und daher auch nicht ein einziger unonständiger Ton in diesem gongen reichen Konzerte zu vernehmen gewesen wäre. Möchte nun aber in früheren Zeiten seiner geistigen Entwicklung die Befürchtung nach aielleicht nahe liegen, daß solche innere Voenehmheit und solcher äußere Wohlgeschick guter gesellschaftlicher Formen den Musiker Schillings der Besäße einer gewissen Glätte aussetzen könnte — hier, ongesichts dieser Vorsäßerung vom neuesten Stande seines gehaltvoll-ernsten Schaffens mühten sich solche kleinmütige Bedenken in ein Nichts alsbald auflösen. Schon früh, bald nach seinem ersten Heraartreten (zu Karlsruhe) in die musikalische Öffentlichkeit, galt Schillings als einer unserer ersten, reichsten und sublimsten Polyphanker; jo, man schätzte seine feine, selbständige Harmonik noch besonders gong ausnehmend und moß ihr eigenartige, ungewohnt neue Reize vor aielen Anderen schon frühe bei. Insbesondere war man sich lonce dorüber klar, daß hier ein dekoratives Talent allerersten Ranges von ganz indioiduelier Note, mit glänzenden Gaben und einem wohlhoft blühenden Farbenreichtum à la „Secession“, in den modern musikalischen Wettbewerb mit eingetreten war. Und das Bemerkenswerte dabei war zudem noch, daß diese derouschende, tiefgefättigte Farbenpracht niemals herb und wild sich gab, Keinem je wehe that, so blendend sie sich auch oft entsolten mochte; daß diese süßne und komplizierte Polyphonie einer vielbewegten, unruhvollen Ton-See doch stets mit dem edelsten Wohlklang gepaart auftrat und im Grunde keinerlei Schmerzvolle Kalophonien ausstammen ließ. Allein ebenso wenig durfte man sich damals noch der Sarge erschließen, daß all dieses Wohlout-Wesen am Ende allzu sehr in reiner Wollust schwelgen, in allu molluskenhaste Weichlichkeit sich aersieren möchte. Auch das aber ist nunmehr überwunden und völlig anders geworden, selbst diese — wir gestehen es offen: ernstliche Beforgnis mit einem Male neulich, und wohl für immer, zerstreut worden. Dachte ich noch zu Anfang unseres Konzertes im Anblick des wenige Reihen vor mir stehenden jugendlichen Siegmund von Hausegger, daß dieser doch ungleich mehr und robustere

Knachen in seinem — s. v. v. Rusfleibe habe, im weiteren Verlaufe des Abends, zumal bei den kräftig-charaktervollen Klängen der hochinteressanten Bruchstücke aus dem „Pfeisertag“, bei den charakteristischen Liedern op. 13 Nr. 1 und 2 (auf Texte von Holz und Falke), sowie bei dem (hier anscheinend noch immer nicht oerstandenen) geradezu herrlichen „Seemargen“ mit seiner köstlich-frischen Briefe, mußten mir beratige Betrachtungen gründlich oergehen. Schon in der „Jngwelve“, wa man ja noch durchaus im Bereich greifbarster Wagnerismen bleibt, steckt doch so aiel Eigen-Sinn, persönliches und Sander-Fluidum, daß man auf Schritt und Tritt ganz unwillkürlich wieder die Kopie gerne aergißt. Neuerdings aber hat sich der Komponist auch zu einer ganz eigenen und neuartigen Melodie gefunden, welche besonders durch Vermeidung gewisser Zwischentonstufen ein durchaus eigentümliches Gepräge erhält. Und wie zu einer selbstbewußten Diktion, fa erst recht hat er sich seitler noch zu einer freien, eigenen Weltanschauung ganz affenbar hindurchgerungen. Namentlich wieder im „Pfeisertag“ durfte diese durch den hohen künstlerischen Ernst nur angenehm berühren, den der Kampanist gleich einem persönlichsten Glaubensbekenntnis in die Spord'sche Textdichtung hineingelegt und durch welchen er diejer eine höhere, selbst gewisse Ungereimtheiten darin aerkärende Bedeutung noch aerieichen hat. In Herrn Kammerfänger Emil Verhäuser und Fräulein Herta Ritter fand der das Orchester selbst tabellas leitende Kanzergeber übrigens aerstündnisooliste, zum Teil eongeniale Unterstützung, in Hermann Behn überdies einen ebenso feinfühlgigen wie pactischen Interpreten seiner tieferen Absichten. — Von jeher war der Rheinstrom selbst nicht nur die lebendige Vermittlung zwischen Ost und West, sondern bildete sein Gebiet auch das aarnehmliche Streitobjekt zwischen deutscher und französischer Kultur; und nach heute klingt es manchmal wie entfernte Reminiskenz alter ramanischer Reigungen (besonders stark bekanntlich in Mainz) auf diesem Baden an. Auch im Blutstropfen schon finden sich da zuweilen gewisse haine und interessante, für eine tiefer gehende Analyse höchst reiyvolle Mischungen. So kommen wir denn zu dem Schlußse, daß wir in Schillings ein Kind des Rheinlandes freudig begrüßen, in welchem die dortige lebfrische Sinnenfreudigkeit in seinem Zuge sich aereugnet, aber zugleich mit einer leisen Traditian aan jener durch und durch grazidösen Feinkultur des Westens sich erfreulich mischt, die gar nicht anders als elegant sein und im Stügeföhl guter Formen sich bewegen kann. Wird der freudierende Kraft-Trik wahl immer dem Bajasaaren K. Strauß anhängen, so wird ein Schillings mit seiner Kunst gewiß niemals aerecken. Und so konstalieren auch wir gerne, höchster Erwartungen ooll, den ausgesprochen großen Erfolg jenes Abends mit all seinen nachhaltigen Ereignissen. Die Zeiten jedenfalls, da noch „Kollege“ Weingartner, anläßlich eines Abends der Königl. Kapelle zu Berlin, den Namen Max Schillings, durch schlecht matioierte Absetzung seines (in der Hauptprobe bereits gespielten) „Zwiegepräches“ für Streichorchester zum Konzert, bräskteren kannte, dürften nunmehr aarbei sein!

„Kollege Weingartner“ — in dem Konzert des „Kaim-Orchesters“ zum Bekten seines Pensionsjands rauschte nach einmal seine neueste Symphanie (Es-dur) an unseren Ohren vorüber — ein Werk, das, abwahl doch Nooität, bei dieser Wiederholung bereits sehr alt berührte und arg aerblast erschien. In der That, es ist wohl das schlimmste Pragnastitan, das man ihm stellen kann, wenn man aan ihm fagen muß, daß es bei wiederholtem Anhören nicht gewonnen habe. Es hat etwas van der Wirkung der sogenannten „illustrierten Bröder“ an sich — wären diese nicht illustriert, so wären sie eben sehr trocken. Nur das glänzende instrumentale Gewand pußt auch hier das Ganze auf und läßt übersehen, daß der zu Grunde liegende thematische Gehalt dieser trialitätenreichen

Partitur (aon pars!) nicht allzu weit sich herschreiben darf. Selbstkritik war leider nie Zeitig Weingartners stärkste Seite, und wenn dieses Werk die ganze geistige Ausbeute des längeren Aufenhohles am Eib-See sein soll, so kann man den Komponisten nur aufrichtig bebauern, dessen ernstes Streben und Künstlersinn man sonst doch bewundern darf. Aus dem Eib-See ist ein schwacher Eibisch-Thee geworden, als da bekanntlich die Fähigkeiten hot, das Bouchgrimmen aller phyliströsen Seelen und ängstlichen Gemüter gegenüber Geschmacksaerdrbnissen schmerzlos zu aertreiben. Einsfälle oon höchstem Interesse und selbst starkem Reize durch die wirklich aorhandenen, inneren Einheitsbeziehungen wechseln in bunter Reihe mit Bonakitäten oom reinsten Wasser und Gemeinplätzen oom glättesten Pflaster. Schon om Schlusse des I. Satzes blasen die Trompeten, Hörner und Posaunen in ihrer solennen Weise zum kläglichsten Rüdzuge in rausicis. Im III. ertönt donn eine wahre Wiedermeier-Hymne samt Choral; der II. berührt mehr als grimmiger denn (wie oorgefchrieben) als „berber Humor“ und der IV. gor wie oberflache Auckehr. Van den Weingortner'schen Liebern aallends „heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen!“ Wer aufmerksam die in dem Buche aam „Roderenen Geist in der Tonkunst“ gezageneu allgemeinen Grundlinien neuerer Gesangs-Lyrik sich zu Gemüte geführt hot, der wird und muß sich oersehen. — Bald darnach gab es übrigens im selben Koim-Saale einen Abschied, dem ouch unser Geleitwort on dieser Stelle nicht fehlen soll. Dr. Dohrn, der Kollege oon Hausleggers in der Zeitung des Raim-Orchesters und solibe Künstler im Pianistenetriebe, dirigierte und spielte nämlich zum letzten Male, da er Rändnen aersassen wird, um einem überous ehrenden Rufe nach Breslau Falge zu leisten und dort nach dem Tode R. Maszkowsky's einen größeren, sa recht wie für ihn geschaffenen Wirkungskreis in freierer Position onzutreten. Wie Poul Ehlers sagt: „Wir sehen ihn ungern scheiden, ober wir wünschen ihm trotzdem das Allerbeste für die neue Stadt“ und freuen uns herzlich der ihm dort oobald winkenden reicheren Intitiatie wie größeren Selbständigkeit, die seine Kräfte noch gonz anders zur Entfaltung bringen wird; denn der hiesige Zustand mor ja doch auf die Dauer, trotzdem Dohrn seinen Amtsgenossen sehr glücklich ergänzte, gonz unangängig und wöre gewiß längst schon unhaltbar gewesen, wenn in beiden Kioolen nicht zugleich sympathische Kollegen und aar Allem gentlemen durch und durch sich gegenüber gestanden hätten. Und bei dieser Gelegenheit wäre nachträglich ouch nach mit festzustellen, was unsere heimische Presse gelegentlich aergeffen zu haben schien: S. aon Hauslegger wor der Schöpfer der „madernen Abende“ bei Raim, Dr. Dohrn ober der Begründer und Vertreter des Einheits-Programms, dos er mit großer Konsequenz ouch festhielt und durchführte. So möge denn selbst eines Dohrn künstiger Breslauer Psod ein Weg auf Rosen a hne — Dornen sein!

Intendont Ernst oon Bassart und Kammerlänger Eugen Guzo hielten ouch wieder einmal einen ihrer starkbesuchten, sehr gemischten Dichter-Abende, die offenbar unserer höheren sagen. „Bildung“ aufhelfen sollen, ober für künstlerische „Kultur“ nur wenig besagen. An und für sich ist es jo nur solgerichtig, daß Herr oon Bassart, der schon auf der Bühne oon jeher mehr gesungen als recitiert, und auf dem Podium mehr beklamiert als oorgetragen hat, nun einen besonderen Mode-Sport aus dem „Melodromatischen“ mocht. Es bleibt aber zu sagen, daß diesmal — trotz alles Aufwandes on Lungenkraft und unelblichstem Pathos — die Morospaule Schillers gegenüber der seinen Menschen-Artistil eines Goethe (oam oarigen Jahre) keinen Vergleich oushalten konnte. Und wie weit unsere klassische Bildungshuuchelei auf solchen Gebieten gehen kann, das bezeugt nach abendrein die lustige Thatsache, daß ouch bei dieser Gelegenheit wieder der nachgerade bekannte Richard Strauß'sche „Hymnus“ (3m Oktober 1788;

op. 33 Nr. 1) figurirte — ja, was sage ich: in gläubiger Andacht und tiefter Ehrfurcht von unseren höheren Söhnen und Töchtern, diesseits wie jenseits der Mündigkeitsgrenze, hingenommen wurde, abgleich das Gedicht zuerzichtlich — gar nicht im Geringsten dem berühmten „Peaf. Friedrich von Schiller“ angehört! Einem freundlichen Hinweise des Herrn Professors Dr. Franz Runder verdanke ich die H. Goedeke's kritischer Schiller-Ausgabe (Bd. VI, S. 429 f.) zu entnehmende Thatsache, daß bewußtes Poem (gezeichnet Sch.) aller Wahrscheinlichkeit nach von einem gewissen Schilling aerfaßt war, ober von Schillee in seine Zeitschrift „Thasio“ (Heft 11, Jahrg. 1790) mit ausgenommen und daher fälschlicher Weise ihm selbst zugeschrieben wurde. Sa kann man eben hereinfallen: wenn man nämlich das dumme Herklammen und nicht sein künstlerisches Gefühl oder gekluterles ästhetisches Empfinden zu Kote zieht. — Vollends unzutraglich ober machte sich der Abschluß-Abend des „Schiller-Cyklus“ an unserem Königl. Hoftheater, mit all seinem pseudo-idealistischen Gebahren inmitten des Kamdiantentums und der Couiffenluft. Man gab Rheinbergers „Demetrius“-Cuoerture mit dem Schiller'schen Dramen-Fragment gleichen Namens, sodann Vizzj's symphanische Dichtung (nach Schiller) „Die Idoole“ — gekürzt, und hierzu nach das berühmte Schiller'sche „Lied von der Glade“, nicht etwa nach Rhamburg oder Bruch oder dergl., sondern mit Deklamationen in lebend gestellten, gar rührsamem Bildern, die in ihrer Verlagenheit später auch nach die Schaukästen Münchens überschwemmen. Man sieht, es läßt sich schon bald nichts „Fragmentarischeres“ mehr denken. Und dazu nun erhebt auch noch das bekannte M. in den „Neuesten Nachr.“ seine gewichtige Stimme, um eine weitere — Kürzung des Vizzj'schen Opus in Vorschlag zu bringen. Statt einfach Klipp und klar zu sagen, daß dieses ernste Werk überhaupt nicht in den Rahmen eines solchen Theaterzoubers gehört, empfiehlt solch ein Hüter und Wächter des Bayreuther Erbes und Hortes offen und unuerhöhten sogar noch „Strychnin“ zur „Adaptierung“ einer Schöpfung, für deren Ehereitigung aus schuldbeladenen Händen er seinen ganzen Einfluß doch lieber aufbieten mußte. „Wirtshast, Gaetia-Wirtshast!“ Sdl.



Nachträgliche Berichtigungen.

Es ist leider überschen worden, dem Artikel „Augusto Trecaitarum“ (1. Märzheft vom 1fd. Jahrgang) den Namen der Verfasserin beizufügen und wäre demnach hier nachzutragen, daß genannter Aufsatz aus der Feder von Frau Hedwig Dohm stammte. Dasselbe Heft enthielt in dem Gedichte „Ein Poar“ von Richard Brongort einen fädrnden Druckfehler: Straphe 3, Vers 3 ist nämlich stott „ih“ „ihm“ zu lesen. Endlich bliebe noch zu berichtigen, daß in dem Abdruck von Heredia's Sonett „Die Dogoreffo“ (2. Februarheft, Seite 214) noch der Zeile:

„Im blauen Licht mit Gold und Purpur zieren“

der Vers:

„Die glonzumfluff'ne marmorblonke Treppe“

versehenlich ausgefallen war.



Im Zeichen des Verkehrs. — Nachdem unsere Schriftleitung beim Münchner Königl. Oberpostamt den formellen Antrag zum Fernsprechanschluß schriftlich eingereicht hatte, erhielten wir von dort d. d. 26. März folgenden, noch gedrucktem Formulare (es muß also öfter vorkommen) gefertigten, oberpostamtlichen Bescheid: „Von Ihrer Anmeldung zur Beteiligung am städtischen Ortstelephonneze in München vom 20. März e. ist Vormerkung gemacht worden. Eine baldige Ausführung ist nicht möglich, weil die Ausführung Ihres Anschlusses noch von der co. 3—4 Monate in Anspruch nehmenden Verstellung eines neuen Kabelstranges abhängig ist, weshalb Ihnen der sofortige Rücktritt von der Anmeldung frei gestellt wird . . .“ — Wer also mit der Schriftleitung der „Gesellschaft“ sich telephonisch etwa verständigen will, den bitten wir höflichst, in „circa 3—4 Monaten“ gesl. Anschluß suchen zu wollen. So wenigstens versteht man den „Weltverkehr und seine Mittel“ einstweilen in der „automobilen“ Grob-, Haupt- und Residenz-Stadt München.

„Musikalische Akademie“ nennt sich stolz und feierlich ein hohes Kunst-Institut zu München, dessen 1872männlicher Name nur noch von der Ehrwürdigkeit seiner Räume wie seiner geheiligten Einrichtungen übertroffen wird. Seine sogenannten „Odeons“-Konzerte beginnen nämlich (wie unsere Königl. Postheute übrigens auch) noch immer um 7 Uhr des Abends statt erst um 7½ — obwohl doch die ganze Welt über Konzert- oder Theater-Anfang nochgerade vorderer Anschauung geworden ist; die Beleuchtung dortselbst liebt, ungeachtet des elektrischen Lichtes, noch immer den älteren,

soliden Schlummer-Stil; die Ventilation läßt den großen Saal noch immer nicht staub-frei erscheinen; die noch dem System „Höringspreßung“ noch wie vor aufgestellten Stuhlreihen entbehren ebenso immer noch eines menschenwürdigen Sitz-Polsters wie bequemer Lehnen, und die Programme („o, sprich mir nicht von jener bunten Menge!“) sind selbst heute noch von der Art, daß sie sich wie ontobiluvianische Monstro in der übrigen modernen Konzert-umgebung bereits ausnehmen. Zumal den Zettel vom 22. März sollte man hier eigentlich der Hochwelt, ganz für sich allein, als „Kloßisches“ Beispiel dieser unmöglich aussterbenden Spejies überliefern — kann er doch erfolgreich mit jedem „itolientischen Salvo“ konkurrieren. Denn, man lese, höre und staune: „Behmrichter“-Ouverture von G. Berlioz, Arie aus „Kleofe“ von Gluck, Klavierkonzert (e-moll) von Chopin, G-moll-Sinfonie von Mozart, Lieder von R. Strauß, Klavier-Tarantella (noch Huber) von Fry. Liszt und „Zauberharfen“-Ouverture von Schubert — NB.: alles zudem genau in dieser sinnreichen Anordnung! Wir glauben wirklich, die hohen Herren „Akademiker“ wundern sich auch noch darüber, daß ihre Abonnement-Konzerte zusehends leerer und leerer werden.

Über künstlerische Sänserschmückung im Allgemeinen und die „Kunst-Stadt München“ im Besonderen konnte man unlänglich des jüngsten Prinzregenten-Zubiklums wohlthätig erschütternde Studien machen. In Dresden besteht ein eigener Kunstausschuß des „Vereins zur Förderung des Fremden-Verkehrs“, welcher bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten fruchtbare Preis-Ausschreiben erläßt, für die künstlerisch

geschmackvollsten Schaufenster-Auslagen oder die schönsten Häuserzierden. Hier nichts von Alledem! Von einer stilvollen Gestaltung auch der Auslage, welche einmal aus dem im betreffenden Geschäfte an die Hand gegebenen Material ihren Stoff nähme und ihn über das Bedürfnis hinaus sozusagen veredelte, findest du keine — oder doch kaum eine Spur. Noch viel weniger kann wohl von einer unaufdringlichen Betonung und freien Hebung der konstruktiven Glieder in der Architektur der Gebäude durch den Schmuck ernstlich die Rede sein — geschweige denn von einer im künstlerischem Sinne geschmackvollen und belebenden Einwirkung der Farbe als solcher. Man muß sich aber doch einmal darüber klar werden, daß nicht der Patriotismus des besten Blauweiß, sondern derjenige einer kunstwürdigen Handhabung von Farbenwirkungen, die zum gegebenen Objekte auch stimmen und zur Harmonie zusammenwirken sollen, etwas wert und der rechte Kulturmesser ist. Auf der ganzen Linie, ringsumher, schwärmen wir zudem für „moderne“ Kunst, und nach immer haben wir uns aan dem hemmenden „Geiste der Symmetrie“ nicht lasgerungen — wie solche Erlebnisse in geradezu erschreckender Weise darthun müssen. Nicht einmal hier die Verteilung nach einem „Gleichgewicht der Kräfte“ oder die lebendiger fließende geschwungene Linie! Das macht aber auch: statt der Künstler Ränzchens regieren die Tapezierer, Glaser und Elektrotechniker selbstherrlich, unumschränkt bei solchen Anlässen. Wer aollends bis dato noch nicht gewußt hätte, daß Herr von Possart's „persönlicher“ Privatgeschmack auf theatralesse Effekte mit allerlei Firlefanz, Kulissen-Fälscher und Komödien-Ausputz oornehmlich ausgeht, der konnte an der „Defaration“ unseres Hoftheaters zu jenem Feste seine blau-weiß-rot-grün-goldenen Wunder erleben. — Und all das thut man einem Fürsten „zu Liebe“, von dessen malerischem Sinn und

empfänglicher Kunstfreude stets alle unsere Zeitungen voll sind.

Karl Zettel, der bekannte bayerische Lyriker und — wie ich freudig bekenne — mein ehemaliger Lehrer am Neuen Gymnasium zu Regensburg begehrt sein otium cum dignitate bekanntlich hier in Ränzchen und feiert (weniger bekanntlich) am 22. April seinen 70. Geburtstag. Wir gratulieren von Herzen und aersichern ihn wärmstens, daß er nach nicht aergeffen ist! Er hat mir zwar bereinst — ungeachtet des ernsten Spruches von den Lehrern, „als die da Rechenchaft abzulegen haben über die Seelen ihrer Schüler“ — tränkender Weise die Note II (statt einer I) wur erteilt, weil ich gelegentlich eines deutschen Aufsages das Thema: „Gilt das Drama mit Recht als die höchste Kunstgattung?“ nicht nach seinem Sinne zu bejahen oermochte, sondern schon damals aus meinem persönlichen Kunst-Bewußtsein heraus von der Schulschablone abzuweichen und auf das „Rusifdrama“ (Wagner'schen Ideales) hinzuweisen mich für oerpflichtet hielt. Ich hab' ihm das aber, wie Figura zeigt, nicht etwa für's Leben weiter übel genommen; und ihn selbst wird es sicherlich amüsieren, bei dieser Gelegenheit jubilirender Daseins-Rückschau mit an jenen Vorfall wieder erinnert zu werden: — dankbarlich meinerseits, denn die daraus sich ergebenden hartnäckigen ästhetischen Kontroerssen haben nicht zuletzt schon gleich 1882, unmittelbar nach Absoloierung des Gymnasiums, nach Bayreuth getrieben, welches bestimmend für meine ganze fernere Entwicklung als bald werden sollte. SdL.

Zum Lobe Ränzchens? — Von dem Ränzchen der Ludoaicianischen Zeit schrieb einmal Peter von Cornelius, als er seiner Lust längst den Rücken gefehrt hatte: „So oft ich an Ränzchen denke, ist mir, als ob Sonntag wäre und das schönste Wetter!“ — Wir entnehmea dieses interessante Wort einem Oedenk-

ortikel der „Rev.-Fr.-all.“ auf Claude Vorroin aus der Feder Mr. Gg. Hartmann's, lesen aber gleichzeitig in einem Kuffoge der „Neuen Zeit“ über „Amtlich veröffentlichte Haushaltungsbudgets bayerischer Arbeiter“ aan Dionys Zinner den (hierzulande niemals gerne geglaubten, unsererseits aber durchaus nur zu bekräftigenden) Thatbestand festgelegt: „daß München zu den teuersten Städten Deutschlands zählt“ ... O tempora — o mores!

Tierchutz und Menschenrechte.

— Wir lasen in den „M. N. Nachr.“ und freuten uns dieses vernünftigen „Eingefondt“ aon Herzen: „Der Einsender Ihrer Allig „Trombahn und Hunde“ nennt das Mitlousenlassen aon Hundon neben der Trombahn „Tierquälerei“, „Rasheit“ und „öffentliches Argernis“. Er spricht dabei so im Brusttan der Überzeugung, daß man glauben könnte, es seien seine Behauptungen unumstößlich richtig. Gestolten Sie, daß ich seinem jedenfalls wahlmeinenden, aber einseitigen Eifer widerspreche. Seine Ausführungen gipfeln in dem hübschen Saye: „Graße und kleine Hunde zu scheiden, ist nicht möglich.“ Abgesehen aon diesem Ransens, kommt es auf die Größe gar nicht an, sondern auf den Unterschied zwischen schlüchtigem und nicht schlüchtigem Hund. Der Neufundländer ist zwar ein sehr großer Hund, ober ein schlechter, der Foxterrier aber bei aller Kleinheit ein ebenja stütter wie ausdauernder Käufer. Was nun dem einen wegen seiner schwerfälligen Konstitution unzulänglich ist, bedeutet für den anderen eine wirkliche Wohlthat, ja ein Bedürfnis. Man pflegt übrigens auch bei Wettrennen nicht Mastochsen, sondern Rennpferde zu aewenden. Ein schlüchtiger Hund, wie Windhund, Jagdhund, Dolmotiner, Callie Foxterrier, ist nicht nur im Stande, mit der Trombahn und dem vernünftigen Radfahrer Schritt zu halten, sondern er hat noch Zeit, seiner Spiellust und anderen hübschen Gewohnheiten zu huldigen. Die

Durchschnittsgeschwindigkeit von Radfahrer und Trombahn ist nicht annähernd so groß, wie die eines Hasen oder Rehes, mit deren Heze ja der Hund auch „in roher Weise gequält wird“. Wenn aber der Hund wirklich die Zunge aus dem Maul heraushängt und lechzt, so beweist das nach lange nicht seine Übermüdung, sondern nur, daß er, einem Instinkte oder Reflexe folgend, eine Einrichtung benützt, die gerade seine Naturanlage zum Käufer beweist. Denn das Lechzen kühlt die Kehle und ermöglicht eben die Ausdauer in der Schnelligkeit, die wir am Hunde schätzen. Es samml nach dorouf an, wer seinen Hund mehr liebt: Derjenige, der seine glückliche Veranlagung sportsmäßig ausbildet, ader Derjenige, der seinen Hund bloß hält, um ihn so zu überfüttern, daß er vor Fettsucht osthmatisch wird. Der aermöhtete Stubenhund ist wie der Kanarienvogel und der Galbisch ein lächerliches und bedauernswertes Geschöpf, das ebenso wenig als Karmaltypus gelten kann, wie der Salonweichling für den Kustermenschen. Die Abweisung des Antroses des Tierchutzvereins ist vollständig gerechtigt. Man kann zufrieden sein, als Hundebesitzer nicht mit einer weiteren Palizeaarhschrift in der Ausübung eines Eigentumsrechtes beschränkt zu werden, das schon an sich mehr Pflichten auferlegt, als es Rechte gewährt.“ — In der That darf man begierig sein, ob wir auch wieder einmal weniger semlnln über solche Dinge empfinden und denken lernen werden.

Auf dem Gymnasiallehrer-Tag zu Regensburg spielte, den Zeitungsberichten nach, auch der dortige Rektor, Dr. Carl Reiser eine Rolle bei den mancherlei Reform-Vorschlägen und Beratungen. Das aber ist derselbe Herr, der Mitte der 70er Jahre hier in München am „Kgl. Wilhelms-Gymnasium“ als Studienlehrer unterrichtete und damals (van 1876/77) mit dem ihm aorgeschrriebenen Pensum der oierten Klasse der Latein-

schule so wenig zu stande kam, daß sein Kollege Gillee im nächsten Jahre (6. Latein-Klasse) bis Neujahr glücklich erst das von Jenem Versäumte hatte nachholen können. Da dies zugleich auch der Termin war, an dem ich infolge Beförderung meines Vaters nach Regensburg an's dortige alte Gymnasium übersiedelte, erwuchs mir das zweifelhafteste Vergnügen, die sämtlichen vorba anomala der griechischen Sprache, welche in der betreffenden Klasse dort zu jener Zeit schon vollkommen beherrscht wurden, in wenigen Tagen, so eilig und — flüchtig wie nur möglich, nachzupaulen, was natürlich wieder zur Folge hatte, daß ich sie während der ganzen Gymnasialzeit niemals mehr ordentlich lernte. Ich war sonst kein schwacher Schüler; aber der einzige „Formfehler“, der mir, beim Abolutorium selbst noch, zum größten Erstaunen meiner Examinatoren in der griechischen Arbeit unterließ, betraf just diese schwache Seite. Das hab' ich natürlich nicht vergessen und schwer „nachgetragen“! SdL.

Heldenleben! — Zu einer sonderbaren Rundgebung hat in Straßburg i. E. die Aufführung von Rich. Strauß' gleichnamiger Tonichtung Anlaß gegeben. Die „Straßb. Post“ oeröffentlichte folgende, fünf Unterschriften tragende Zuschrift: „Die oerchrliche Redaktion ist dafür eingetreten, daß im nächsten Abonnementskonzert das „Heldenleben“ von Richard Strauß wiederholt wird. Die Unterzeichneten bitten Sie, auch dafür einzutreten, daß dieses Stück dann an den Schluß gestellt wird, damit diejenigen, die der Musik wegen das Konzert besuchen, Gelegenheit haben, sich vorher zu entfernen, ehe es losgeht.“ Die Redaktion der „Straßb. Post“ bemerkte zu dieser Zuschrift: „Wir übernehmen es selbstoerständlich gern, auch diesen Wunsch an die Öffentlichkeit zu bringen, wenngleich wir der unmaßgeblichen Überzeugung sind, daß bei einer etwaigen Wiederholung der Strauß'schen Komposition auch die werten Unterzeichner jener Zuschrift zu der Ansicht

kommen dürften, daß selbst im „Heldenleben“ mehr wirklich schöne Musik enthalten ist — sagen wir einmal im Anschluß an ein Wort des Fürsten Heribert Bismard: etwa bis 66²/₃ Prozent — als beim erstmaligen Kennenlernen des allerdings ja oielsach die Oposition herausfordernden Wertes dem Hörer bewußt wird. Im Übrigen haben alle Wünsche, die darauf gehen, das „Heldenleben“ im nächsten Abonnementskonzert zu Anfang, in der Mitte, am Ende oder gar nicht wiederholt zu sehen, dadurch ihre Erledigung gefunden, daß bereits oor öffentlicher Bekanntgabe solcher Wünsche in das Programm dieses Konzerts die „Harold“-Sinfonie von Berlioz eingetragen worden ist.“ — Und so ist denn immer wieder durch die Partshdrigkeit derer, die nicht alle werden, für ergiebteste, nahezu unoerhältnismäßig laute Reklame bei unseren Großen entsprechend gesorgt.

Randglossen und gemischte Gefühle.

Zum Charfreitag 1901 wurde im Hause 87 an der Raubachstraße zu München: Kaminlegen und — „mit Respekt zu melden“ — Latrinereinigen nicht nur angefangt, sondern auch kräftiglich ausgeführt. Hingegen feierte z. B. unsere „Königl. Hof- und Staatsbibliothek“ ihr Ostern im tiefsten Ernste, indem sie ihre Räume gleich die ganze Char-Woche gestreng oerschlössen hielt. Das nennt sich dann hoch und heilig „christlicher Staat“, oder aber „Höhe der Kultur“ — je nachdem.

Weichherzige Gemüter und feingestimmte Seelen haben sich wieder einmal offiziell erzeigt und ereisert über die unoermeidlichen Überbleibsel der Hausflaoerei im fernern Afrika. Man oergißt dabei anscheinend ganz, daß die Zeit der Antike, da die Sklaoerei doch sozusagen blühte, als die „klassische“ einer „Ideal-Kultur“ allenthalben uns gelehrt worden ist und noch wird. Wann also wird man endlich einsehen lernen, daß bergleichen zwar wohl „Querschnitte“ für die Betrachtung am bie-

deren deutschen Schreibtiſch ergeben mag, nicht aber „Mückflände“ für ein aufstrebendes, aber europäisches Leben zu bedeuten braucht?

Das Drama (aber richtiger: die Katastrophe) von Röchingen hat seinen „menschlich-allzumenschlichen“ Urteilspruch nunmehr gefunden: wie irdische Richter eben zu urteilen pflegen, ja als Rechtsgelehrte nach dem Gesetzesbuche befinden müssen — einige Jahre Zuchthaus und Aberkennung aller Ehren. Mit welchem Grauen gedenkt der aufgetürkte Staatsbürger liberaler Obfervanz von heute all' der zahllosen Gegenprozesse aus dem „dunklen“ Mittelalter; mit welchem Mitleid jener unseligen Wesen, deren psychische Erkrankung einem frommen Wahne, einer geistigen Verirrung von anno dazumal zum Opfer fiel! So ließe sich sehr wohl auch eine Zeit denken, in der geläuterte Einsicht dereinst einmal erkennen würde, daß Verheerungen der Trunksucht ausschließlich physiologisch, anstatt moralisch, zu nehmen, niemals aber rechtlich zu beurteilen sind; daß deren sinnlose Folgen den Selbstvergessenen immer schon, noch vor allen Gerichten, seiner natürlichen und bürgerlichen Ehrenrechte absolut berauben, und daß derartige gewaltthätige „Verbrecher“ am wohlverstandenen Gemeinwohle der Menschheit von vorneherein nicht in's Korrektions-Haus, sondern rechtzeitig in eine Heilanstalt gehören — und zwar Beide zusammen: der nach opulentem „Liebesmahl“ seiner selbst nicht mehr mächtige Borgesezte wie sein untergebener Würder. Wie es denn so treffend in dem auf dem Wiener Antialkohol-Congreß verlesenen Gedichte eines „Dresdner Abstinenzlers“ hieß:

„Schön ist die Abstinenz,
Noch schöner ist der Wein,
Das Schönste aber ist —
Nägels beim Wein zu sein!“

„Sie dürfen nicht anar ch i s ch sagen!“ ... unterbrach der würdige Präsident unseres deutschen Reichstags jüngst einen eifrigen

Redner, der es rein philosophisch, im Sinne von „direktionslos, ohne Führung, autonom“ gemeint hatte. Sollte der Herr Barstende hier zur Abwechslung einmal „anarchisch“ mit „anarchistisch“ verwechselt, oder aber sollte er, allzu nervös, sich daan wie an einer Anspielung auf seine eigene Würde persönlich am Ende gar betroffen gefühlt haben? Blinder Eifer schadet nur, wie er seiner Zeit jenem Vertreter der Anklage in einem bekannten Prozeß zum Mindesten nicht wohl bekam, als er das allen Eingeweihten wohlvertraute Zeichen des „Wolff'schen Telegraphen-Bureau's": „W. T. B.“ mit durch keinerlei Sachkenntnis irgendwie getrübttem Scharfblicke einfach als „Wiener Tage-Blatt“ interpretierte und dabei trotzdem einen Fall der Publizistik rechtlich zu beurteilen sich anheißig machte.

„Ein Kritiker muß stets und allwege seines hohen Richteramtes eingedenk bleiben!“ . . . so hieß es in allen Tanarten während des „jüngsten Schels“ Prozeßes in München. Allen, ganz abgesehen davon, daß dieser Begriff „Richter“ für einen „modernen“ Kritiker schon ganz unpassend erscheinen würde, da er denn weit eher als Freund des Künstlers und als Anwalt des Geschmacks, nicht als Cenſar, sich zu fühlen hätte — so gebe man doch den Kritikern erst einmal die Richter-Schäkter auch zum Leben, welche sie bürgerlich vollkommen unabhängig machen würden!

Ein Kampf wider die Schleppe ist zur Abwechslung wieder einmal, mit viel Geschrei und wenig Walle, öffentlich angezettelt worden. Daß, welcher Berufstätige wird sich denn über die Schleppe heute noch aufregen?! Sie kommt, aber sie geht auch wieder mit der Mode; und gegen die liebe Mode ist noch immer kein Kraut gewachsen — nicht einmal das der Reformkleidung, die auch nur wieder eine Mode zu werden scheint.





Romane und Erzählungen.

Kleine Bibliothek Langen.

Das sind nun an die dreißig Bändchen. Meist mehrere kurze Geschichten oder Fragmente von solchen, Noceken-Embros oder Skizzen, lose zusammengebunden oder am Faden einer Generalbände aufgereiht. Bunte Sachen und pikant natürlich. Skandinavische, slavische, französische und deutsche Autoren. Die europäische Moderne im Ertrakt. Von Russen ein vorzüglicher Charakterkopf, den man in jeder Linie sofort wieder erkennt, hat man ihn einmal scharf angesehen: Anton Tschekoff. Seine kurzen Geschichten sind gewöhnlich die besten, mit den überraschendsten Schlusswendungen. Von Skandinaven der temperamentvolle Sophus Schandorph und die robuste, ehrliche, bisweilen wilde Amalie Skram. Von Franzosen Zola, dann Maupassant und besonders häufig Prévost, ein nach meinem Empfinden ungebührlich überschätzter Fabulist und für anspruchsvollere Seelenforscher wenig bedeutender Schriftsteller. Es beweist nichts, daß er augenblicklich die Massenbeliebtheit für sich hat. Von Deutschen Jakob Wassermann und Heinrich Mann, deren Bahn sich schon in die Höhe zieht, Ludwig Thoma und Korfiz Holm, über die ich ein Wort mehr sagen möchte. Thoma hat vor Jahren ein wunderbares Buch altbayerischer Bauerngeschichten veröffentlicht: Agrifola. Jetzt bringt er in der kleinen Bibliothek Langen „Alte Karlehen und andere Geschichten“. Darunter sind wieder einige großartige Ausschnitte aus dem bäuerlichen Leben, z. B. das naturalistische Kabinettsstück „Die Probier“ — und „Die Sau“. Dann bitterböse Persiflagen öffentlicher Gewaltträger, wie „Der Kohlenwagen“,

„Der Befähigungsnachweis“. Man merkt sofort: ein großes Talent und ein starker Charakter. Er pointiert mit voller Unerschrockenheit und setzt niemals den Fied neben das Loch. — Korfiz Holm tummelt sich in den zwölf Liebes- und Ehegeschichten „Resalliance“ im erotischen Genre. Aber seine Palette hat zuviel graue Töne. Er bevorzugt meist das breit und gegenständlich hingemalte Bild. Selten überraschende neoästhetische Entwicklungen mit ledigen Pointen. Viele kleine Bosheiten, neckische Kleinigkeiten, aber kein großes mitfortreihendes Lachen, kein alles kurz und klein machender Humor, der die ganze erotische Narrenwelt einmal ordentlich durcheinander rüttelte und schüttelte. Angenehme Ansätze dazu höchstens in „Morgane“ und „Redoutenabenteuer“, auch noch in „Liebeslotterie“. Man fragt sich: Wann fängt bei der jocosen Behandlung überhaupt das erotische Motiv erst an literarisch zu werden? Wann erhebt sich die pikante Anekdote vom Nachtschnaps zu einem Element der fröhlich nährenden Tafel? Korfiz Holm hat artistisch den Schreck vor der Bote noch nicht überwunden, darum scheint ihm das freie gute Gewissen zu fehlen, aus seinen erotischen Stoffen mit virtuosem Künstlergriff alles herauszuholen und zu gestalten, was an Allzumenschlichem und Allermenschlichem darin überborgen steckt. Und da fängt nach meinem Dafürhalten erst die schöne, befreiende Kunst in der modernen Liebes- und Ehegeschichte an. Es ist merkwürdig, wie zaghaft und altmodisch und falenderhaft die allerjüngste Richtung sich wieder zum erotischen Probleme stellt. Ich möchte das nicht mit spezieller Anwendung auf Korfiz Holm gesagt haben. Ich spreche einen allgemeinen Ein-

druck aus, der mich schon lange ängstigt. Viel ermutigender wirken die gemalten Zeichner und Illustratoren L. L. Heine und F. v. Reznicek, deren eminente Sittenschilderungen im Eratischen unsere jüngsten Liebesfabulisten mit der Feder weit hinter sich lassen. R. G. Conrad.

Vogelfang. Märchen aus dem Wienerwalde von W. A. Hammer. Wien, Österreichische Verlagsanstalt.

Das Märchen ist zwar nicht — wie ja oft behauptet wird — der Präußstein dichterischen Könnens, wohl aber wird sich Pléttantismus am leichtesten auf diesem Gebiete des Schaffens enttarren lassen. Ein Märchen, welches die geistigen Ansprüche der heutigen Menschen befriedigen soll, muß weniger „Poesie“ im Sinne der Galbschnittliteratur enthalten, es muß vielmehr symbolisch Probleme berühren oder Charaktere gestalten oder endlich Konflikte beschreiben, welche aus dem Leben unserer Zeit, aus unseren Seelen und Schicksalen stammen. Diesen Forderungen entsprechen die Märchen Hammers nicht. Auch das Lafalkolorit, welches in dem Untertitel des Büchleins versprochen wird, zeigt sich nirgends — es sei denn, man empfinde die Thatfache als Lafalkolorit, daß z. B. der Köhler, welcher keine Kinder liebt und mit ihnen spielt, von den Grafen aber gehaßt und zum Schlusse verbrannt wird, seine Hütte „seitwärts von der Reichsstraße nach Zullin“ ausschlägt. Das lyrische Talent des Autors verdirbt sich leider ganz in diesen Märchen. Man weiß nicht, für wen er sie geschrieben hat, für die Litteratur gewiß nicht. Und ab Kinder an ihnen Gefallen finden können, ist sehr die Frage. Ray Meffer.

Aus Senta's Elternhause. Ein Familienbild von Wilhelm Heinrich. Berlin, Wilhelm Köster, v. J. 103 S.

Der Verfasser wird nicht erwarten, daß man an sein anspruchsloses Werk den strengen Maßstab litterarischer Kritik legt,

und so wird man gern bereit sein, dem Büchlein ein freundliches Wort mit auf den Weg zu geben. Mir ist dasselbe ein erfreuliches Zeichen gewesen, daß auch in den kleinbürgerlichen Kreisen, die man sich oft als durchaus besungen in materiellen und beschränkten Interessen darzustellen pflegt, die Kraft und Fähigkeit reichen und tiefen Innentebens zu finden ist. Für Volksbibliotheken und ähnliche Zwecke kann man die zum Herzen bringende, aber von jeder Sentimentalität sich fernhaltende Geschichte warm empfehlen, gerade auch wegen ihres tapferen Polemizierens gegen gesellschaftliche Heuchelei. Zumeilen schlägt diese Polemik freilich über die Stränge, so S. 87 mit der Behauptung, man könne sich „durch Universitätsstudium eine ziemlich arbeitslose, an Einkünften und sogen. Ehren reiche Staatsstellung sichern“. Du lieber Gott! — Und manchmal ist der Stil arg entgleist. Das selten gebildete Ehepaar S. 17 ist noch verzeihlich, aber S. 35 laßt Frau Elise „über die Romik zwischen dem Gegenstande des Textes zu dem Unwillen des Sängers“. So etwas muß man auch einem Verfasser, der die bewußte, ziemlich arbeitslose Stellung zu erringen nicht qualifiziert ist, dick anstreichen.

Dr. Otto Oppermann.

Neue Verbücher.

Deutsche Chansons (Brettl-Lieder) von Bierbaum, Dehmel, Falke, Fintz, Heymel, Holz, Liliencron, Schroeder, Wedekind, Wolzogen. Mit den Portraits der Dichter und einer Einleitung von D. J. Bierbaum. Erstes bis drittes Tausend. Im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin.

Ich finde keinen guten Grund, warum auf dem Titelbrette wie in dem Einleitungsbrieve von Bierbaum mit französischen Bracten hantiert wird. Auch in einigen Beiträgen der zehn Dichter, die doch wohl nicht „zufällig deutsch“ schreiben (wie neuerdings Hermann Bahr von sich behauptet),

sondern wirkliche raffemäßige deutsche Autoren sind, finden sich ganze Verzweigen, die dem Französischen nachgehft sind. Ich meine, die Franzosen besorgen sich ihre Brettlied-er selber und sind so zufrieden damit, daß sie nicht das geringste Verlangen hegen, die deutschen Kollegen möchten ihnen die Arbeit abnehmen und auch für sie dichten und „Chansons“ fabrizieren helfen. Bierbaum hat übersehen, daß man in gutem Französisch beim Überreichen einer Sache nicht volla, sondern volci sagt — volla bezieht sich stets auf etwas Vorausgegangenes, Erledigtes. Aber, das sind on sich Kleinigkeiten, aber die ich sonst schweigend hinweggehen pflege. Worum ich mich diesmal dabei aufholte? Weil sie kleine, aber sichere Belege sind, daß es mit dem guten Stile unserer Brettlied-Sammler noch so wenig solide bestellt ist wie mit ihrem guten deutschen Geschmacke. Ich setze den Fall: Ein Pariser überseht so getreu und stügemäßig wie nur möglich diese „Deutschen Chansons“ in sein geliebtes Französisch. Was will er mit den französischen Flöcklein im deutschen Originale ansingen? Soll er sie auf Englisch oder Spanisch wiedergeben? Kein Kunst- und sprachgebildeter Franzose flösset in fremder Zunge. Das ist deutsche Unart aus unseren schlimmsten Geschmackesverfallszeiten. Das ist Äfferei, die heute, wo wir auch von der Schauspielerlei einen strengeren Begriff haben, ein für alle Mal obgethon sein muß, wenigstens in den Kreisen, die auf reine Kunst holten.

Aus diesen „Brettliedern“ wären also unnochrichtlich alle jene auszuscheiden, die nicht originelle, urwüchsige Schöpfungen, sondern Nachahmungen und gemischte Tolmi-Fabrikate sind. Wolzogens „Madame Adèle“ ist echt, denn hier wird mit künstlerischer Absicht die schlechte deutsche Imitation der großen französischen Kofotte, der „reine du demimonde“, auf die Beine gestellt. Doch diese übertriebene Figur internationaler Lüderlichkeit ein notwendiges Inventorstück des deutschen Brettlied sei,

wird selbst Wolzogen nicht behaupten wollen. Seine Madame Adèle ist im Übrigen sehr ruppig, viel zu wißlos ausgefallen und reicht als poetische Leistung bei Weitem nicht an denselben Dichters „Das Laufmädel“ und „A felscher Domino“ heron. An diese zwei Perlen der Sammlung reihen sich Wedekind's Schöpfungen „Brigitte B.“, „Der Tonnenmörder“ und „Das arme Mädchen“ würdig on. Wedekind hat alle Teufeleien und Kunstfertigkeiten im Leibe, die ihn zum berufenen Brettlied-Virtuosen machen. Als Dritter im Bunde, wenn auch mit ganz anderer und viel zarterer Note, schließt sich Bierbaum an. Liliencren, Dehmel und Arno Holz sind anerkannte große Künstler, aber was von ihnen in der oorliegenden Sammlung zu finden, hat zu viel Ernsthaftigkeit und Schwere, um als Musterstücke der leichtbeschwingten Brettlied-Kunst zu gelten. Das Gleiche gilt von dem feinsinnigen Holke, dem alles Dämonische und Exzentrische oerfugt ist. Die Versuche von Heymel, Schroeder und Fündch ehrt man wohl am besten vorläufig durch Schweigen. Ich glaube nicht, daß es ihnen mit den vorliegenden Beiträgen jemals gelingen wird, als Brettlied-Poeten zu excellieren. Warten wir ihre Entwicklung ob.

Als erste deutsche Brettlied-Sammlung ist das hübsch ausgestattete Büchlein eine in vieler Hinsicht interessante und immerhin begrüßenswerte Erscheinung. Übrigens hätte ein oollkommen klauer- und vorurteilsfreier Blick im weiten Umkreise moderner deutscher Dichtkunst sicher eine größere Anzahl geeigneter und zum Teile viel wertvollerer Beiträge finden müssen. Die „fromme Beppo“ von Nießche z. B. ist ein klaffendes Brettlied. R. G. Conrad.

Otto Oppermann: Neue Gedichte. Dresden und Leipzig, C. Pierfons Verlag.
Rog Fleischer: Traum und Schöpfung. Ebendo.

Rudolf Kofka: Vom ewigen Traum. Ebendo.

Adolf Bessel: Der Ruß; Die Waldkapelle; Unasten. Ebenda.

Es gehört heute beinahe zum guten Ton, über die täglich wachsende Hochflut lyrischer Gedichtbücher mehr oder minder saule Wäge zu machen. Man betrachtet die Dichtwelt unserer Tage als eine Art fröhlicher Epidemie, deren Erscheinungsfarmen und Wirkungen unerschöpflichen Belustigungsstoff für die Menge enthalten. Und doch sollte man zuweilen ein menschliches Nützen empfinden und sich aeregenwärtigen, daß die meisten Verfeschmiede aiel weniger Spatt als Mitgefühl und Teilnahme verdienen. Witter ernst ist es ihnen wohl ausnahmslos mit ihren Reimerien; und alle diese Leute, die zu wenig für die echte Dichtkunst begabt sind, aber doch zu „gut“ für die nächsterne Arbeit des Alltags sich fühlen, stellen im Grunde oersetzte Existenzen dar.

Ich weiß nicht recht, ob es der Frühlingswind gut mit mir meinte, als er mir gleich eine ganze Schar (21 Stück!) solcher Gedichtsammlungen deutscher Poeten auf den Tisch wehte. Viele dieser Hefte, von denen übrigens einige ein reichliches Maß unfreiwilliger Heiterkeit erwecken, könnten oielleicht eine lehrreiche Geschichte erzählen, „wie man geschrieben und gedruckt wird“. Weßhalb soll man aber diesen Ein- und Alltagsdichtern wehe thun und ihnen die wohlfeile Freude an der Druckerwärde vergällen? Ihr größter Fehler ist durchwegs, daß sie nichts erlebt haben, was sich mit einiger Aussicht auf Erfolg neuerdings „aerdichten“ ließe; und so tragen sie ihren Tatenschein meist schon in der Tasche, bevor sie überhaupt gedruckt sind. Ganz oerlaren waren aber die Stunden der Sichtung dieser „Litteratur“ doch nicht; es fanden sich immerhin einige Bände darunter, die man mit ehrllicher Freude las, mit dem Bewußtsein etwa, einen neuen, guten Bekannten oder Freund gewonnen zu haben. Bar Allen möchte ich da Ditte Oppermann nennen. Dieser Dichter, dessen

Willen der Rhein, das Poesieland kat' exochen ist, beherrscht die Form in ungewöhnlicher Weise; seiner Sprache ist eine weisheoolle, stille Vornehmheit eigen; der reife Friede des Sommers, seines Lieblings, liegt über ihr ausgebreitet, und die Stimmungen und seelischen Vorgänge gestalten sich ihm mit natürlicher Leichtigkeit zu echten lyrischen Gebilden. Nur dürfte die fast allzu oirtuase Beherrschung der Form und Sprache oielleicht Schuld daran sein, daß die unleugbar vorhandene Eigenart des Dichters nicht scharf genug heraortritt. Ich zweifle nicht daran, daß es ihm bald gelingen wird, auch nach dieser Seite hin hochgespannte Ansprüche zu befriedigen.

Weit weniger Freude hat mir H. Kassa gemacht. Es fehlt ihm nicht an Gedanken und Empfindungen, oon denen die ersteren überwiegen; aber er weiß nach nichts Rechtes, oor Allen nichts Eigenes daraus zu gestalten, und auch die Form ist nicht immer ganz einwandfrei; besonders die freien Rhythmen lassen fast durchwegs inneres Leben und geschmeidigen Fluß aermiffen. Daß Kassa aber doch das Zeug zum Lyriker in sich hat, beweisen mir Gedichte, wie „Mein Leben“ oder „Abendwolken“, deren sich mancher Dichter erster Größe nicht zu schämen brauchte.

Max Fleischer nennt sein Buch stalg „eine Menschwerdung“. Auch sonst fehlt es ihm nicht an Selbstbewußtsein und starker Meinung aan seinem eigenen hohen Wert. Ich begreife deshalb nicht, weshalb er es für nötig fand, seinem Buch eine (autographierte) überschwulstige Einleitung aan Max Bruns oorangzuschicken. Solche Mittelchen sollte doch ein „Moderner“ nicht mehr anwenden. Daß übrigens Fleischer, dessen Erstling hier aorliegt, manches kann, soll nicht geleugnet werden; aber es ist nach sehr aiel Gift und Gärung in seinen Versen. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis man ein ruhiges Belagen bei ihm findet. Nur freilich möge er oor Allen

der lockenden Weise seines Beleitbriefschreibers besüßsam aus dem Wege gehen.

Mit dem oierten Bändchen overlassen wir das Meer der Lyrik und lenken in die kleine, weniger häufig befahrene Bucht der epischen Dichtung ein. Wir treffen hier Ado If Bessel mit drei größeren Dichtungen historischen Inhalts, die nicht gerade modern anmuten und mehr der alten, oielgeschatteten Gattung des „Sanges“ angehören, aber doch eine große Sprach- und Reimgewandtheit, seine Naturbeobachtung und spannende Handlung zu einem hübschen, leserwürdigen Ganzen vereinen. Ganz besonders „Die Waldkapelle“ ist eine von romanlischem Zauber durchwehte, seine Dichtung. —

Die übrigen 17 Autoren, deren „Werke“ mir noch aorgelegen, mögen sich über mein Schweigen freuen!

Richard Braungart.

Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnostky. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Ausführlich hat Th. von Sosnostky in einem Vorwort die Absichten und Grundsätze dargelegt, die ihn bei der Zusammenstellung der Anthologie „Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts“ leiteten. Er will unmittelbar die Entwicklung der lyrischen Poesie „von den Sängern der Befreiungskriege angefangen“ bis auf die Gegenwart veranschaulichen. Dülte er jedoch nicht noch etwas weiter zurückgreifen müssen, der Totalität wegen — auf die ersten Romantiker, also auf die Schlegel, Tieck, Arnim und Brentano? In keinem Falle durste Fouquet fehlen! — Nach C. Busses Vorbild („Neuere deutsche Lyrik“) hat Sosnostky in der Anordnung das „chronologische Prinzip“ befolgt. Er wäre zweifellos ungleich besser seinem Ziele nahegerückt, wenn er dabei gleichzeitig seinem ursprünglichen Plane gemäß bestimmte, „durch ihre poetische Art bedingte Gruppen“ gebildet hätte. Freilich, eine solche Gruppierung ist nicht ohne eine kleine Gewaltthätigkeit und sub-

jektive Willkür hie und da zu bewertstelligen. Aber Adalf Sterns Ältere, in der abgesteckten Periode ausführlichere, litterarhistorisch durchgearbeitete Anthologie „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung 1820 bis 1870“ und ebenso Bronitowski's und Jacobowski's „Blauo Blume“ zeigen klar, daß sich nur in dieser Weise die großen Grundströmungen einer Zeit fixieren lassen. Der Historiker hat das Recht und die Pflicht, das Detail zu einheitlichen Gesamtgemälden zusammenzufassen. Hätte Sosnostky wenigstens die Zusammenhänge und Wandlungen der poetischen Bewegung wie Busse in einer litterarhistorischen Einleitung auseinandergesetzt! — Selbst heblt er die Inkonsequenz heroor, in seiner Sammlung nicht nur das rein lyrische Gedicht, sondern auch die Ballade berücksichtigt zu haben. Dagegen ist eigentlich nichts einzuwenden. Zieht er aber diese Form heran, so müssen in einer „Revue“ selbstoerständlich alle heroorragenden Balladendichter wenigstens mit Einem Stück vertreten sein. Doch hat er Platen, Hebbel, Graf Schad, Müller von Königswinter, Prutz, C. F. Meyer, Dingg in diesem Sinne einfach ignoriert. — An den „unbekannten Talenten“ geht er aorüber. Aber sind z. B. die folgenden zu den Unbekannten zu rechnen: F. Woenarius, B. Blüthgen, Ad. Bältger, Ad. Bude, C. Ebert, C. Eslein, D. Ernst, Fr. Caers, Kl. Groth, Brüder Hart, W. Jordan, A. Kaufmann, A. Kopsich, Fr. Kugler, Chr. Margenstern, G. Renner, A. W. von Rilke, S. Satus, Chr. Fr. Scherenberg (viel wichtiger als Ernst Scherenberg — ein Original ersten Ranges!), A. Simrock, Brüder Silberer, A. Spilleker, C. von Wildenbruch, Graf A. von Württemberg, J. H. Vogl (und wohl auch nach m. A. — D. Schr.)?

Die Zahl der Gedichte, welche Sosnostky von den aerschiedenen Autoren aufgenommen hat, richtet sich „im Allgemeinen“ nach der Bedeutung des Dichters; doch kommt auch „das räumliche Moment“ in Betracht. In

dieser Abschätzung verfährt er ein wenig mechanisch-phantastisch: „Die 20 Gedichte Heine's zählen zusammen weniger Verse als die 12 Lenau's, während umgekehrt die 6 Gedichte Freiligraths fast doppelt so viel Zeilen enthalten als die 10 Anna Ritters.“ Trotzdem wäre im zweiten Falle eher das umgekehrte Verhältnis der abgedruckten Proben am Platze gewesen. Denn Freiligrath hat Schule gemacht; Anna Ritter aber ist bei zahlreichen Dichtern abwärts an Goethe bis Sturm in die Schule gegangen. So hat Sasnastky auch andere nur achtbare oder mittelmäßige, aber zeitweise überschätzte Begabungen wie Saphir, Seidl, Weber, Baumbach zu reichlich bedacht, wogegen er manche epachemachende Kraft wie die Draße, Mörike, Hebbel, C. F. Meyer, Dehmel entschieden zu kurz kommen ließ. Einige jungösterreichische Dichter wären lieber ganz aermißt worden: S. Friz, Wengraf, Hango, Ritter; ein einziges Gedicht an Grillparzer, der als Lyriker durchaus im brauen Durchschnitt untergeht, hätte aaskommen genügt. Nicht selten ist Sasnastky an den eigenartigsten und schönsten Gebilden verübergeschwankt. Platen mußte als Führer der Ghaselendichter, Chamissa als Meister der Terzine, Zedlitz als Canzonen-Künstler ausgezeichnet werden. Mörike's „verlassenes Mädchen“, Hebbels „Nachtlied“, Strachwitz' „Mein altes Raß“ und „Selge's Treue“ oder „Herz an Douglas“, Gedichte, die den hier gegebenen desselben Poeten „Wäses Gewissen“ und „Die arme Königin“ durchaus vorzuziehen sind — durfte sich Sasnastky nicht entgehen lassen. In dem „wästen Jergarten der Telabende“ ist er im Hinblick auf Holz und Dautfender stark vom rechten Wege abgetammen. Aus der laßen Jägung, der offenen Unvollständigkeit, der nicht immer einwandfreien Verteilung von Licht und Schatten, der nicht immer vollgiltigen, treffenden Auswahl der Proben ergibt es sich, daß der Sammler seiner Aufgabe nur halb gerecht geworden

ist: „ein Spiegelbild der gesammten Lyrik des 19. Jahrhunderts“ zu entwerfen. Ihm standen allerdings wenig über 450 Blätter zur Verfügung. Gern erkenne ich seine ehrliche Sargjalt an. Zu rühmen ist seine Unparteilichkeit in Sachen der Religion und Politik, und eine Reihe von Dichtern wie Heine, Lenau, Schwab, Rasen hat er sehr glücklich behandelt. Wenn er für Jensen mit Rücksicht auf die Bernachlässigung dieses Lyrikers aiel übrig hat — er ist einer der beleesntesten, feinsüßigsten und strengsten Jensen-Kenner — so kann ich ihm nur beisplichten. Hat er also auch litterarhistorischen Ansorderungen unzureichend entsprochen, so hat er doch den ästhetischen Sinn zumeiß befriedigt. Dennoch wird diese Blütenlese wegen ihres zwitterhaften Charakters schwerlich zu einem Hausbuch der gebildeten Stände erhoben werden.

H. R. T. Tielä.

Hessisches Dichterbuch; 3. Auflage, neu herausgegeben von Wilhelm Schaaf. Marburg 1901, C. W. —

Einem Buche, das bereits die 3. Auflage erlebt, kann auch die schlechteste Meinung eines Rezensenten nicht mehr anhaben. Das allmächtige Publikum widerlegt sie durch fleißigen Kauf, und damit ist die Sache erledigt. Das aarliegende Buch nun giebt überhaupt wenig Veranlassung zu einer kritischen Analyse, zumal in der „Gesellschaft“. Bar allem ist es kein modernest Versbuch, will und kann es freilich auch gar nicht sein, da es so ziemlich alle hessischen Dichter des 19. Jahrhunderts hüßlich chronologisch mit Beiträgen aufmarschieren läßt. Da laußi denn gar vieles mit unter, was dem modernen Gaumen wie vertrocknetes Brot schmeckt. Vielleicht ist auch die Auswahl ein klein wenig schuld daran; denn sogar jüngere Talente, wie die vielbewunderte Anna Ritter, präsentieren sich nicht gerade aarteilhaft. Von älteren wären u. a. Hermann Grimm, Karl Preßer, Julius Rodenberg, Ludwig Mohr, Gustav Rastropff zu nennen; einige Dichterinnen sind mit

Präfacebeiträgen vertreten, ja war Allem Sophie Jungmans, während Nataly a. Fischstruth, bekanntlich „Deutschlands erste Dichterin“, mit Blaublümeleinlyrik stolziert. Auffallend wenig Raum nimmt die Dialektbildung ein; mancher wäre ihr vielleicht lieber als den überzuleienden Duzendreimerreien unperländerlicher Artung begegnet. Und es wäre damit vielleicht noch mehr, als es jetzt der Fall ist, ein richtiges Heimathbuch aus dem Ganzen geworden, eines nämlich, das jaanglos und ohne durch Trampetenstöß erkündbeteß Programm auf den Plan tritt. Alles in Allem aber muß man sich doch freuen über die immerhin reiche Fülle poetischeß Blutes, daß in den Aderu der gar nicht so übermäßig blinden Vessen rällt. Der Wunsch liegt nahe, daß auch andere, an Lyrik nicht minder reiche Gawe Deutschlands einen lähnen Herausgeber finden möchten, der ein solches Kernbuch seiner Heimat zusammenleimt. Man sieht ja, die Nähe lohnt sich mit neuen Auslagen. *Atta frisch an's Werk!*

Richard Braungart.

Vermischtes.

Præceptor Austriae!

Hermann Bahr hat im Inselverlag bei Schuster & Loeffler einen splendid gedruckten Band Essays unter dem Generaltitel „Bildung“ aeröffentlicht und dem derzeitigen Großherzog an Vessen und bei Rhein Ernst Ludwig in Darmstadt zugeeignet. Über die Widmung und den Inhalt des Buches im Allgemeinen wäre wenig zu sagen, wenn nicht der Autor auf Seite 111 bis 115 einen Kussatz „Österreichisch“ reproduzierte, der bei allen nicht blaß „zufällig deutsch“ redenden und schreibenden Männern heftigen Anstoß erregen muß. Hermann Bahr bekennt sich nämlich nicht nur für seine Person als einen blaß „zufällig deutsch“ schreibenden Autor, sondern er bezieht in diese Aussage alle österreichischen Schriftsteller deutscher Zunge mit ein. Er behauptet, daß er und

seine österreichischen Kollegen, wenn auch mit deutschen Worten redend, sich doch keineswegs als Deutsche fühlten, indem sie andere Aeraen, andere Sinne und einen ganz anderen Geist hätten als die Deutschen. Sie — Bahr und seine zufällig deutsch schreibenden Mitösterreichern — wollten zwar mit der deutschen Litteratur, der sie viel aerdaukten, gute Freundschaft halten, wie mit der französischen oder italienischen, aber sie sei und bleibe ihnen eine fremde Litteratur, das Beste ihrer Art könnten sie niemals in ihr finden. Und ja weiter.

Da giebt sich die Frage von selbst: Was will dann dieser so merkwürdig beschaffene Hermann Bahr mit seiner „Bildung“ im fremden Deutschland, im fremden Darmstadt, warum bleibt er nicht mit dem „letzten Geheimnis seines Wesens“, mit dem „Besten seiner Art“ bei seinen anderen „zufällig deutsch“ schreibenden Mitösterreichern? Oder warum farrigiert er den Sprachzufall nicht dahin, daß er farranttschschisch oder maggarisch oder sanst in einem spezifisch österreichischen Idiom schreibt?

Wie gelagt, aan dem übrigen Inhalt des Buches ist nicht viel Aufhebens zu machen, es sind die bis zum Überdruß tausendfach abgeleiterten Redensarten über moderne Kunst, moderne Schönheit, moderne Bildung. Der Worte sind genug gemachelt, wir möchten endlich Thaten sehn. Ist dieser neueste Bahr etwa eine That?! —

M. G. Canrad.

Die erste deutsche Ruskin-Ausgabe.

Es ist heute fast ein Gemeinplatz, aan der reichen Kulturbewegung zu sprechen, welche in unfer Leben getreten ist, oder besser: welche die Form ist, die das reichere Leben unserer Zeitepache zu seinem Ausdruck fand. Auf allen Gebieten! In der Kunst wie im Kunsthandwerk, in der Wissenschaft, überhaupt: im ganzen geistigen Leben. Es ist nicht nur eine neue und, wie ich hinzusehen möchte, herbere Namantit; es ist sicherlich auch eine neue Renaissance,

wenn man als eine solche das Wiedergebarenwerden aller jemals geschaffenen Werte ansehen will, die nicht nur unsichtbar unsere Zeit tragen, sondern wieder in ihr lebendig sind — um ihrer selbst willen. Renaissance ist in diesem Sinne keine Wiederholung irgend einer einzelnen früheren Epoche, sondern eine Zeit, in der sich die Menschheit auf sich selber befinnt und auf Alles, was ihr Herz zu bewegen im Stande ist. —

Am augenfälligsten tritt die neue Bewegung im Kunstgewerbe zur Schau, in der Kleinarchitektur der Möbel, im Gewand, im Buchschmuck beispielsweise. Auch in der Grasarchitektur, die um die Mitte unseres Jahrhunderts etwa einen Tiefstand hatte wie die deutsche Dichtung um 1690, längt es sich ein wenig an zu regen. Der Weg, auf dem die Kunstgewerbe-Bewegung zu uns kam, läßt sich leicht zurückverfolgen. Der erste, der in Deutschland — auf dem europäischen Kontinent überhaupt — unermüßlich dafür eintrat und sich als einen Kulturförderer allerersten Ranges erwieß — war Lichtward in Hamburg. Und der Künstler, dessen Namen man schon im Beginne der Bewegung am häufigsten hörte, war der Hamburger Otta Edmann. Mit Hamburg grenzt Deutschland an England. Und es ist heute ganz unzweifelhaft, daß diese ganze kulturelle Bewegung in England ihren Ursprung nahm. Sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Kontinent, soweit er germanisch ist, ihre höchste Stütze, ihren gewaltigsten kulturgeschichtlichen Ausdruck finden, weil sie hier auf die reichste und größte geistige Entwicklungsfähigkeit, auf die energiegelteste Lebens- und vor allem Schaffenskraft stößt. — In dem geschichtlich jetzt mit Schande und Schmach bedeckten England lebt eine Minderheit vorzüglicher Menschen, die der traurig-thürchichten Palität ihres Vaterlandes entgegenkämpfend allein die Ursache des kulturellen Ansehens Englands sind. Ich brauche nur an Walter Crane zu erinnern, der, wie

bekannt, längst öffentlich für den Frieden in Südafrika eingetreten ist. Aus den Kreisen dieser Männer ist die Bewegung über's Meer zu uns gekommen. Bei ihnen ist sie die Frucht eines seit vielen Jahrzehnten künstlerisch geführten Lebens und vor allem — die Frucht der Arbeit eines ganz außerordentlichen Mannes: John Ruskin.

Am 6. Februar 1899 feierte Ruskin, in England längst als einer der Weisen unserer Zeit anerkannt, seinen achtzigsten Geburtstag. Damals wurde das Ausland zuerst wirklich auf ihn aufmerksam, während er vorher in Deutschland kaum weiteren Kreisen als denen, die sich berufsmäßig mit der zeitgenössischen englischen Litteratur befaßten, bekannt wurde. Dabei ist er nicht nur einer der großen Lebens- und Weltweisen, der über alle Grundfragen unserer gewählten Zeit seherhafte Worte sprach, er ist auch vielleicht der größte englische Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts. Bis zu seinem vor etwa einem Jahre erfolgten Tode hatten wir Deutsche nur einige Teilüberetzungen aus seinen Werken. Erst jetzt erscheint eine Ausgabe, die eine Reihe seiner bedeutendsten Schriften — jedes einzelne Werk vollständig — bringt. Eugen Dieberichs in Leipzig, der uns so viele kulturell bedeutsame Werke vermittelt — z. B. die rühmlichen kulturgeschichtlichen Manographien — giebt sie heraus. In hochkünstlerischer Weise: Otto Edmann hat den äußeren, J. B. Ciffarz den inneren Buchschmuck entworfen. Namentlich an dem letzteren ist deutlich zu erkennen, wie die Ausschmückung unserer Bücher immer mehr von der Vignette, Hierleiste, überhaupt allem noch etwas Bildmäßigen ab in ein strenges, neuartiges Stilornament übergeht. So wirkt Ruskins Lebensthätigkeit, die das ganze Leben schön und künstlerisch zu gestalten suchte, nun schon zurück auf die erste deutsche Ausgabe seiner Schriften. Bis jetzt sind erschienen: als Band I „Die sieben Leuchter der Baukunst“, als

Bond II „Sesam und Lilien“; als Band III steht „Der Kronz von Olivenzweigen“ in Aussicht. Später sollen sich die Übersetzungen von „Modern painters“ und „The stones of Venice“ anschließen. —

Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesen wenigen Zeilen eine auch nur halbwegs erschöpfende Charakteristik der beiden bereits vorliegenden Bände zu geben, und ich kann nur kurz andeuten, was sie enthalten. In den „sieben Leuchtern der Baukunst“ spricht Ruskin seine Ansichten über die Gotik aus. Aber obwohl er sich auf die Besprechung dieses Stiles, der für ihn der Stil der Stille ist, beschränkt, öffnet dieses Buch doch dem Leser die Augen über die Baukunst überhaupt. Ich könnte mir nichts für den feineren Ausdruck, den sich unsere Zeit in ihren Gebäuden schafft, Segensvolleres denken, als wenn dieses Buch möglichst rasch in die Hände aller deutschen Architekten käme. Manchem, der mit dem jammervollen bonouvistischen Zustand unserer heutigen Bauunzucht unzufrieden ist, aber aus eigener Kraft keinen Weg hinaus finden kann, wird dieses Buch einen neuen Weg zeigen. Ich glaube, daß die vielen Rißgriffe, die unsere besten, vorwärts wollenden Baumeister noch immer machen, vermieden sein werden, wenn die Architekten sich in dieses Buch eingelebt haben. Dem kunstliebenden Laien aber ist die Lektüre dieses Buches zu wünschen, damit er sich ein völliges Verständnis der Baukunst erwerbe, damit die Baukünstler verstehende Beurteiler und Richter und — verständige Auftragsgeber bekommen. Dann werden wir wieder Straßen- und Städtebilder haben, die uns wohlthun; dann werden wir mit unserem Kunstsinne nicht in möglichst erhaltene Bouteen früherer Jahrhunderte flüchten müssen — vor den steinernen Gräueln in unseren Tagen! — Ruskin weist oft die Unehrlichkeit, den Betrug unserer heutigen Architektur nach. Daß gußeisner gotthische Ornament kann

als Symbol all dieser Schenlichkeit dienen! Er verwirft die Fabrikarbeit, die seelenlos, um an ihre Stelle defekte Handwerksarbeit zu setzen. Er sagt: „Laßt die Arbeit so sein, daß unsere Kinder uns danken werden.“ ... Das Buch ist mit 14 wunderbaren, nach Ruskins Handzeichnungen reproduzierten, Architekturtafeln geschmückt. —

Mit einem umfassenderen Gebiete beschäftigt sich Ruskin in „Sesam und Lilien“; die wichtigsten Fragen unseres Lebens kommen zur Sprache in den drei Vorträgen, die dieses Buch enthält: „Der erste Vortrag sagt oder sucht zu sagen, daß das Leben sehr kurz und die ruhigen Stunden darin sehr selten sind, und daß wir daher keine damit verlieren sollten, wertlose Bücher zu lesen; ferner, daß wertvolle Bücher in einem zivilisierten Lande jedermann zugänglich sein müßten u. s. w.“ Er enthält wohl das Tiefste, was über das oft aufgeworfene Thema „Lesen und Bildung“ gesagt werden kann. Aber er kommt von diesem Thema weiter zu der großen sozialen Frage der Volksbildung. — In dem zweiten Vortrage „Von den Gärtin der Königin“ spricht er über den wahren Wirkungsbereich der Frauen. Er erörtert die Fragen ihrer Erziehung, ihrer Bildung, ihres Berufes als Königinnen im Heim. In der Frage der Frauenemancipation erscheinen Ruskins Ausführungen von entscheidender Bedeutung. — Ruskin war nicht weniger als ein Theoretiker, er lebte seine Lehren. Wie man sie leben soll, das ist eine der Fragen, die er in dem dritten Vortrage „Das Geheimnis des Lebens und seiner Künste“ behandelt. — Der III. Bond wird uns Ruskins hochinteressante Ansichten über den Krieg, die weit abweichen von denen der Durchschnitts-Friedensfreunde, vor Allem sein Verdammnis des „mechanischen Krieges“ bringen. —

Ruskin spricht überoll zu uns mit der Wucht der Einfachheit, der Unwiderleglichkeit genialer Einsicht.

Wilhelm von Scholz.



B ü c h e r t i s c h.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig:

- Alten, H. G.: Hündliche Werte. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 141 S.
 Bedm, Richard: Wiedergeburt. Ein Schauspiel in zwei Aufzügen. 43 S.
 Bessell, Adolf: Der Fuß. — Die Waldkapelle. — Analen Drei Dichtungen. 141 S.
 Giant, Rabios: Am Hochheilmorgen. Ein Familienrecht in drei Akten. 94 S.
 Gludm, M. J.: Kunstgüter Rächner. Schauspiel in fünf Handlungen. 127 S. M. 2.—
 Brunnet, Ferdinand: Kündliche Volksmärchen. 104 S.
 Delffs, Dr. Otto, Jena: Deutschlands Aufgaben als Groß- und Weltmacht. 54 S. M. 1.—
 Fild, R.: Frühlicht. Gedichte. 100 S.
 Fielsher, Max: Traum und Schöpfung. Eine Gedichtverbindung. 100 S.
 Grevking, Paul R.: Sonnenschein und Wetterleuchten. Gedichte. 146 S.
 Gager, Rudolf: Freireisnotizen. 61 S.
 Gaenei, Hans, Dr. med.: Ueber Welterschöpfung und Weibende vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Uebersetzung auf der Sechste des Herrn Prof. Dr. Gustav Heppelot, Welterschöpfung und Weibende. 16 S.
 Gassen-Dörfling, Rimonh.: Mit aufgestreifter Zunge. Redereien und Redereien. 91 S. M. 1,50.
 Gell, G. F.: Lieber einer Verstorbenen. 277 S.
 Horn, Werner: Pariser Briefe eines heilungselnen Kommi. 199 S.
 Jäger, Leopold: Verabfolcht. — Der Lebenshof. — Raubquers. — Einmal. 146 S.
 Kasta, Rudolf: Vom ersten Traun. Verse. 67 S.
 Kemény, Franz: Entwurf einer internationalen Gesamtstatistik: Weltstatistik. Nach einem französischen Entwurf. 148 S. M. 2.—
 Kleihelm, Max: Merlin. Dromolithes Gedicht in zwei Aufzügen. 62 S.
 Klab, Carl Maria: Erster Sang und Schenkung. Gedichte. 140 S.
 Kaller, Eduard: Ränge aus Nochten 121 S.
 Kullberg, Emil: Sein Verhängnis. Die Lebensgeschichte eines Einmalen. 200 S.
 Leony, Marie: Das Kind. Schauspiel in vier Akten. 70 S.
 Lu-Kewall: Aus dem Leben 66 S.
 Murt: Licht und Schatten. Novellen. 194 S. M. 3.—
 Martin, E.: Bunte Blätter. Gedichte. 114 S.
 Meibner, Otto: Die Wegmühen. Schauspiel in vier Akten. 94 S.
 Ruid, Richard von Lenj und Herdh. Gedichte. 76 S.
 Riedner, Heinrich: Biber den Strom. Gedichte. 136 S.
 Riemann, August: Zwei Frauen. Roman. 3. Auflage. 206 S. M. 2.—
 Rorbermann, Hermann: Fastnachtstuden oder die Stiefmütter. Der Komödie „Johannisfeuer“ von Herrn. Sudermann II. Teil. 45 S. M. —, 75.
 Oppermann, Otto: Neue Gedichte. 103 S. M. 2.—
 Rudama, Gerhard: Dufider. Novellen. 160 S. M. 2,50.
 Sland, Ernst: Lieber und Jollen. 75 S.
 Vortal, Rudolf: Moderne Erde. Familien-drama in zwei Akten. 54 S.
 Verindlerberger, Trajancic, Milena: Bosnisches Schindend. Landvolks- und Kulturbilder aus Bosnien und der Herzegovina. Jukst. von Ludwig Hans Jäger. 318 S.
 Vriesler, Edgar: „Die“. Ein Empetraum vom Leben. 43 S.
 Reich, Edgar: Zwanzig Sagen und Erzählungen. 218 S.
 Reimerdes, Edgar: Ringende Klänge. Gedichte. 131 S.
 Rosen, Franz: Der Mönch von St. Blasen. Sängler, Fritz: Jähme und halbwillde Gedichte. 78 S.
 Schreid-Hilmar, Widne: Aus des Lebens Sommerzeit. Gedichte. Mit Bild. 46 S.
 Schönstorff, Alfred: Haffal und andere Reitergeschichten aus Oesterreich-Ungarn. 202 S.
 Senteneff, Max: Högott Wann. Schauspiel in drei Akten. 82 S.
 Stell, Heinrich: Meine Lieber. Gedichte. 132 S.
 Strindberg, August: Gustav Nasch. 336 S. M. 3,50.
 Trübner, Josef: Christoph. Märchen-drama in drei Akten. 113 S. M. 1,50.
 Volkart, M.: Verdaine Liebe. Lieber-Gott. 146 S.
 Wald, H.: Wald- und Heidenweiden. 114 S. M. 1,50.
 Waldek, Edgar: Zur Kloppe der christlichen Substanz. 93 S.
 Werner, Otto: Die Geschlechter. Frau Gän. Novellen. 82 S. M. 1,50.
 Weymann, D.: Ein Kampf um's Bild. Aus den Blättern eines Tagebuchs. 61 S. M. 2.—

■ Au unsere Leser richten wir die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen. **■**

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Einzelbeiträge von allgemeinem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Zur unerlangt eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unerlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr dem Zurückstellung, wenn genügen des Rückports betrag. — Brief- und Manuskripte, Handschriften mit Übersetzungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Gedrungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierson's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band II. * 1901. * Heft 3.

Ein Wort zur deutschen Burenbegeisterung.

Von Dr. Friedl Martin.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. — Halten wir gewisse Handlungen unseres Kaisers gegenüber der englischen Armee, Lord Roberts, Cecil Rhodes, dem Präsidenten Krüger u. A., wie auch die Haupt-Ausführungen der ersten Thronrede König Edwards einmal beherzt mit dem zusammen, was unsere deutsche Presse tagtäglich an systematischer Verheerung gegen England sich leistet und womit, als dem angeblichen „Wahrheitspiegel“ Großbritanniens, sie in grundsätzlicher Verkleinerung englischer Schwächen die öffentliche Meinung unaufhörlich suggeriert, so kann uns nicht entgehen, daß hier eine völlig unvermittelte Kluft noch dazwischen gähnt, die es doch einmal zu überbrücken gilt. Diese Kluft that sich z. B. für einen aufmerksamen Leser jüngst auch wieder sehr schroff auf, als nach Alledem, was man sonst doch über das englische Heerwesen, seine Verwahrlosung und namentlich Verrohung, bei uns zu lesen vorgelesen bekommt, in ganz denselben Blättern (gelegentlich der Berichte über den Antialkohol-Kongreß) folgende Äußerung eines unanfechtbaren Gelehrten ganz en passant verzeichnet stand: Redner — so hieß es da — „machte auf die Thatsache aufmerksam, daß mehr als in irgend einer anderen Armee bezüglich der Enthaltbarkeit in der englischen geleistet werde. Dort sei schon seit zwei Jahrzehnten der Kampf gegen den Alkoholismus entbrannt. Die Erfolge dieser Abstinenzbewegung sind sehr groß. In der indischen Armee, die einen Bestand von 74 000 Mann hat, zählt man 25 000 Abstinenzler. Es bestehen auch in der englischen Armee Vereine, die zusammen 10 000 Abstinente haben.“ Andererseits darf man bei so manchen öffentlichen Verschlagen auf die verstorbene Königin Viktoria, als die mysteriöse „Frau vom Meere“, und ihre sorgenschweren letzten Mahnungen an das englische Volk — hin und wieder doch wohl feineres Taktgefühl vermissen. Und wenn

in einem „christlichen“ Lande, wo es doch hoffentlich zur „Kultur“ gehört, seinen Mitmenschen das Ableben nicht geradezu zu wünschen, ein satirisches Blatt wie der „Simplicissimus“ dem Lord Roberts in Wort und Bild „auch eine Erhöhung“ — nämlich den ehrlösen Galgen gönnt, so grenzt diese Gefühl- und nicht mehr nur Geschmacklosigkeit bereits an öffentliches Argernis. Ein objektiver Beobachter wird da unwillkürlich zu der Ansicht gelangen müssen: „Hier kann etwas nicht ganz stimmen — hier muß die Wahrheit, wie so oft, wieder einmal in mitten liegen.“ Der einsichtige Psychologe aber sagt sich im Stillen: „Diese oberen Nachhaber sehen nicht nur anders als wir, sie wissen wahrscheinlich doch etwas mehr, als all jene zahllosen Zeitungsschreiber; sie erkennen vielleicht etwas von ‚hinter den Coulissen‘, was ihnen eben im politischen Welt drama ihre scheinbar befremdliche Haltung dann eingegeben haben mag.“ — In diesem Sinne, einer Aufklärung über schlechthin unvernünftige Vorurteile und einer lebendigen Vermittlung bislang unvereinbarer Widersprüche, möchten wir nachstehenden Artikel unseres sehr geschätzten Mitarbeiters gerne ausgefaßt und von unseren Lesern auch weitherzig genug verstanden wissen: eine Schilderung der Sachlage und ernste Mahnung, die uns in den Tagen einer Buren-Adresse an den Reichstag höchst zeitgemäß erscheint, so wenig man im Übrigen der in dieser sich aussprechenden Befinnung seine Sympathien zu entziehen braucht. Hören wir also nunmehr den Herrn Verfasser:

Von befreundeter Seite gieng mir ein Zirkular, datiert Frankfurt a. M. den 25. Februar 1901, zu, in welchem eine Reihe angesehenen Männer zur Unterzeichnung einer Interpellation des deutschen Reichstages zu Gunsten der Buren auffordern.

Ich will hier nicht weiter erörtern, in wie weit etwa der deutsche Reichstag und der Reichskanzler in der Lage sein könnten: „friedliche Mittel zur Beendigung des Burenkrieges anzuwenden“, wie dies in der angeführten Adresse verlangt wird. Nachdem England mehrmals bereits auf das Entschiedenste erklärt hat, daß es jede fremde Einmischung in seine südafrikanischen Geschäfte als einen feindseligen Akt ansehe, dürften friedliche Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles wohl keinem, auch noch so klugen, findigen Diplomaten der Welt zur Verfügung stehen. Einen Krieg mit England, der allein hier ausschlaggebend wäre, wird aber auch der begeistertste Burenfreund kaum als gerechtfertigt ansehen wollen und können; wenn auch der Enthusiasmus für die Buren-sache sowohl bei der Anwesenheit des Präsidenten Krüger in Köln, als auch gelegentlich des Besuches der englischen Spezialmission in Berlin in den jüngsten Tagen Worte und Handlungen gezeitigt hat, die, wären sie von politisch maßgebenden Männern gesprochen bzw. begangen worden, uns wohl dicht an einen ernsten Zwist mit England hätte heranbringen können. Da man jedoch, wie die geplante Adresse an den Reichstag beweist, nie weiß, was man auf diesem Gebiete noch zu erwarten hat und ferner

die Burenbewegung über die friedliche, unschuldige Vierteljahrbegeisterung, die man ja in unserem Vaterlande so häufig findet, weit hinausgeht, verlohnt es sich wohl einmal, sine ira et studio ihre Berechtigung und Zweckmäßigkeit etwas genauer zu prüfen.

Wenn wir nun, wie dies bei derartigen Untersuchungen stets nötig ist, um zu einem gerechten und durch Beweisgründe erhärteten Urtheil zu gelangen, nach ähnlichen Beispielen in der Geschichte suchen, so finden wir deren drei allein im Verlaufe des letzten Jahrhunderts. Ich brauche hier nur die Namen Griechenland, Polen und Ungarn zu nennen.

Der Philhellenismus insbesondere, der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts beinahe ganz Europa ergriff, ist unserer heutigen Generation wohl nur noch vom Hörensagen bekannt. Auch damals begeisterte sich die breite Masse des Volkes für eine, mit einem weit überlegenen Gegner um ihre Freiheit kämpfende Nation. Doch blieben alle Bestrebungen, die beteiligten Regierungen zur Aktion zu bringen, vergeblich. Wenn es später doch noch geschah, so waren die Gründe hierfür auf ganz anderem Gebiete zu suchen. Viel deutsches und englisches Blut floß damals auf den Schlachtfeldern Griechenlands für dessen Freiheit. Und wenn wir uns heute fragen, ob das griechische Volk solcher Opfer wert gewesen, so kann die Antwort gewiß nicht ganz zustimmend ausfallen. Was die Herzen damals entflammte, war der Gedanke an das alte, herrliche Hellas, an das Volk des Perikles und Leonidas! Wie himmelweit hiervon die heutigen Griechen verschieden sind, bewies vor Allem der letzte türkisch-griechische Krieg, in dem sich das griechische Staatswesen in seiner ganzen Zerrüttung, das Volk aber, vor Allem in Gestalt der Soldaten, in seiner ganzen degenerierten Schlawheit (um kein gravierenderes Wort zu gebrauchen) gezeigt hat. Wer heute die Levante und Aegypten bereist, kann sich durch eigene Anschauung leicht davon überzeugen, wie gerade der Grieche auf der niedrigsten Stufe der Achtung in dem großen dort herrschenden Völker-Durcheinander steht. Die Griechen von 1826 werden aber kaum noch so sehr viel anders gewesen sein, als die von 1900!

Welcher Deutsche, Philister wie Freiheitsstürmer, erglühte nicht seinerzeit in heiliger Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Polen! Eine Nation, die nie im Stande und fähig war, einen selbstständigen freien Staat zu bilden! Heine, der uns Deutschen gar oft in seiner feinen, satirischen Art bittere, ungern gehörte Wahrheiten sagte, fand auch hier in seinem Gedichte von den beiden Polen das richtige Wort zur Charakteristik des Polentumes. Heute quittieren die Nachkommen jener edlen Helden durch ihre anmaßenden, jeder Kritik spottenden

deutschfeindlichen Bestrebungen in Deutschpolen dankend all die ihnen feinerzeit zugewandten Sympathieen!

Ungarn ist in der Neuzeit bestrebt, alles was nur einigermaßen nach Deutschtum aussieht, auf die brutalste Weise zu unterdrücken und auszurotten. So gedenkt es der deutschen Liebesbezeugungen, die ihm im Jahre 1848 zu Teil wurden, als ihm Oesterreich und Rußland in etwas energischer Weise seine Unabhängigkeitsgefühle zu vertreiben suchten. — Ja, der biedere Deutsche mit seinem für alles, auch nur anscheinend Ehle und Schöne so leicht entflammten Herzen hat in der uneigennützigsten Weise, wie wir dies kaum bei andern Nationen finden werden, in allen diesen Fällen sogar Gut und Blut daran gesetzt, um seinen vermeintlichen „Ideen“ zum Siege zu verhelfen!

Ziehen wir nun aus dem bisher Gesagten eine Nutzenanwendung auf die Gegenwart, wo die deutsche Nation sich abermals für ein um seine Unabhängigkeit ringendes Volk begeistert! Man darf dabei vor Allem nicht vergessen, daß das Wort des seit 1870 geeinigten deutschen Volkes in der Weltgeschichte von ganz anderer Bedeutung ist, als die Stimme der einzelnen, vor jenem Zeitpunkt völlig zusammenhanglosen deutschen Staaten! Um so vorsichtiger müssen wir daher in unseren Rundgebungen sein; denn über einen bayrischen Philhellenismus konnte die Türkei lachen, die politisch-praktisch bethätigte Sympathie Deutschlands für die Buren aber bildet einen Faktor, mit dem England in der genauesten Weise zu rechnen hat!

Es ist nicht etwa Zweck dieser Zeilen, das Vorgehen Englands in der südafrikanischen Frage entschuldigen zu wollen. Die Gründe dieses Krieges mögen, moralisch wenigstens, ohne Weiteres verwerflich genannt werden, noch mehr aber die Art und Weise, wie in vielen Fällen der Krieg von Seiten Englands geführt wird. Ich will auch nicht darauf hinweisen, daß von fast allen europäischen Kolonialmächten in blutigen Kriegen bereits so viele Völker ihrer Freiheit beraubt wurden, ohne daß irgend eine dritte Nation hierau Anstoß genommen hätte — schon um mich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, die Buren mit Negern und Mongolen auf eine Stufe zu stellen. Und doch kann nicht geleugnet werden, daß Javanen und Buddhisten auf einer Kulturstufe standen, wie sie in Südafrika nicht gefunden wird. Aber Eines muß hervorgehoben werden: das gute Recht Englands, in einem Staate Ordnung zu schaffen, in dem es kommerziell auf das Weitgehendste engagiert ist und durch dessen notorische Mißverwaltung Großbritannien selbst, als Nachbar, in direkte Mitleidenschaft gezogen werden kann.

Daß in den südafrikanischen Republiken vieles sehr faul war, steht heute außer allem Zweifel. Der belgische Eisenbahnprozeß hat dies zur Genüge bewiesen, und deutsche Kaufleute, die Jahre lang dort gelebt haben, wissen ein Lied davon zu singen, wie es z. B. bei Vergebungen von LandkonzeSSIONen zugieng. Ich will hier auch gar nicht darnach forschen, auf welche Weise Präsident Krüger und viele Andere ein ganz bedeutendes Vermögen erwerben konnten. Als einfacher Farmer, wie wir uns die Buren immer vorstellen, die nur die Bibel, die Flinte und ihre Ochsenwagen kennen, — ganz gewiß nicht. Gerade dieser Reichtum stempelt die von den blinden Burenenthusiasten gelegentlich des Brüsseler Prozesses aufgestellte Behauptung, Krüger habe, um die Rüstungen im Staatsbudget nicht ausweisen zu müssen, die damals empfangenen Gelder nur für das allgemeine Wohl der Republik verwandt und angenommen, zu dem, was sie wirklich ist . . . nämlich zu einer ganz kleinen Nothilfe! — Wir können also England eine Verechtigung, dafür zu sorgen, daß in den südafrikanischen Republiken gesunde Zustände herbeigeführt werden, kaum abstreiten. Ob ein Krieg dazu das richtige Mittel war, ist ja wieder eine andere Frage. Eines aber ist sicher: daß das strittige Gebiet unter Englands Herrschaft zu einer viel besseren, bisher kaum noch geahnten Entwicklung kommen muß und wird! Ägypten und alle englischen Kolonien der Welt, die so ziemlich als die best geleitetesten, auf jeden Fall aber als die best rentirenden angesehen werden dürfen, sind hierfür unumstößliche Beweise.

Mag man über alle diese Punkte aber denken, wie man will, es bleibt doch stets noch die Frage offen, inwiefern gerade wir Deutsche uns verpflichtet fühlen sollen oder müssen, für die Buren einzutreten, soweit wir nicht die Verechtigung und Begründung hierzu in den bereits geschilderten Gefühlsempfindungen des deutschen Charakters an sich schon suchen wollen, welche im Philhellenismus wohl für jeden unparteiisch Denkenden heute zur Karikatur geworden ist! Man hat hier zunächst auf die Stammesverwandtschaft hingewiesen. Daß auch die Leute jenseits des Kanales unsere Vettern sind und auf verwandtschaftliche Sympathien sicher mit ähnlichem Rechte Anspruch machen könnten, wurde dabei ganz übersehen. In einer guten Familie ist es aber doch stets Sitte, daß die nächsten Verwandten zuerst Hilfe bringen, wenn es nötig ist. Das sind in diesem Falle die Holländer, welche ja das Zwischenglied für unsere sogenannte „Burenverwandtschaft“ bilden! Hollands verwandtschaftliche Liebe für Deutschland hat nun wohl noch Keiner sehr hoch eingeschätzt, gilt seine Zuneigung doch mehr der französischen, als der deutschen

Wahlverwandtschaft (wenn der Fall auch in der Vermählung der jungen Königin mit einem deutschen Prinzen anders zu liegen scheint).

Und was hat Holland selbst für die Buren gethan? Geld gesammelt und Sanitätskolonnen gesandt! Außerdem herrschte auch dort hauptsächlich in den unteren Schichten der Bevölkerung eine hoch gehende Begeisterung, die sowohl anfänglich bei den ersten Waffenerfolgen der Buren, als auch besonders später noch einmal, gelegentlich der Ankunft Krügers in Holland, ihren Gipfelpunkt erreichte. Der bessere Teil der holländischen Bevölkerung (kaum in irgend einem Lande ist dieser so zurückhaltend und streng geschieden von den breiten Volksmassen wie bei unseren niederdeutschen Bettern), hat sich diesen stürmischen Bewegungen wohl stets ferne gehalten. Die Elemente, welche der südafrikanische Krieg als sogenannte Stammesverwandte von Afrika nach Holland zurückströmen ließ, waren auch keineswegs dazu angethan, die verwandtschaftliche Liebe zu den Buren wesentlich zu vergrößern; vielmehr wünschten die meisten Gebildeten, ihr Land wäre hiervon verschont geblieben. Was aber zum Schlusse die holländische Regierung betrifft, so hat auch diese in weiser Staatsklugheit es peinlichst vermieden, in London irgend welche offizielle Schritte zu Gunsten der Buren zu thun. Sie hat gar wohl die absolute Nutzlosigkeit solcher erkannt und war auch nicht gewillt, den Frieden und hiermit die Wohlfahrt der von ihr geleiteten Nation unkluger, man könnte fast sagen: leichtsinniger Weise auf's Spiel zu setzen.

Was Holland nun als nächster Verwandter nicht für notwendig erachtet hat, davon können auch wir Deutsche ruhig die Finger lassen. Vergessen wir nie, daß der „Bure“ unserer Phantasie auch ganz anders beschaffen ist als der reale. Der verstorbene Burenführer Joubert wie der „Gesd“ Cronje sind hierfür sprechende Beweise! Seien wir nicht ungerecht und versagen wir nicht alle unsere Sympathie den Angehörigen der englischen Armee, die ja persönlich gewiß nicht für diesen Krieg verantwortlich gemacht werden können, die aber unter schweren Verhältnissen mit Mut und Ausdauer kämpften! Vergessen wir nicht ganz, welch sicher vorzügliches Menschenmaterial in Gestalt der englischen Offiziere, die zum großen Teil den besten Familien der Heimat angehören, die südafrikanischen Schlachtfelder deckt! Beim heldenmütigen Sturm auf fast uneinnehmbare Positionen wurden sie vom gutzielenden, hinter sicheren Schutzwällen liegenden Feinde niedergeschossen. —

Ich bin mir voll bewußt, daß ich durch meine Ausführungen kaum einen der blinden Burenfreunde, deren die ganze Bewegung so viele gezeitigt hat, zu meiner Ansicht bekehren werde. Das war auch

nicht der Zweck dieser Zeilen. Vielmehr sollten diese hier doch auch einmal die Rehrseite der Medaille in der Öffentlichkeit beleuchten! Ferner sollten sie die Übereifrigen warnen, nicht leichtsinniger Weise unser Vaterland Konflikten mit fremden Nationen auszusetzen, am wenigsten zu einer Zeit, in welcher die politische Atmosphäre allenthalben mit Zündstoff geschwängert erscheint, und zu allerletzt für eine Sache, die eben doch solch großer Opfer nicht wert erscheint. Wollen wir zum Schluß also hoffen, daß die einsichtigen Kreise unserer Volksvertretung in Verbindung mit der Regierung, die durch die Abweisung Krügers schon zur Genüge ihren verständigen und allein korrekten Standpunkt gekennzeichnet hat, dem Andrängen der Enthusiasten nicht nachgeben, sondern unbeirrt auf dem als richtig erkannten Wege weiter wandeln werden!



Biedermeier in Decadence?

Zur Psychologie des „Überbrettl's“.

Von Arthur Seidl.

Ces Douteux Chansons trouveront-elles des compositeurs et un public? Je ne sais trop. Tout cela a l'air bien artificiel, bien pédagogique. On dit modestement que l'on n'apporte là que des „documents“, des „contributions“ des pierres pour servir à l'édifice etc. Mais que veut-on réformer au juste? Le café-concert littéraire (en allemand „littéraires Variété“) est un non-sens. L'art vaît du peuple, on ne le lui impose pas. Sans doute les beuglants allemands sont d'une grossièreté révoltante, mais c'est parce que le public s'y plaît, parce qu'ils sont le signe du public. Ne cherchez donc pas de littérature où il n'y en a pas! Si, pourtant, rapins et bohèmes, vous voulez refaire Montmartre à votre façon, travaillez en silence et bénissez le ciel si, pendant quelques années, les snobs vous laissent tranquilles.

Henri Albert im „Mercuro de France“.

Biedermeier in decadence!“ — Immer wieder muß ich dieses, durch „Freundesmund“ gelegentlich mir übermittelten, Bayerdorfer'schen Wortes gedenken, wenn meine Erinnerung zu dem Abend zurückschweift, den ich vor einigen Wochen zu Berlin im Wolzogen'schen „Bunten

Denn wir hatten in der hohen, großen, eruften, „schweren“ Kunst seit dem letzten Jahrzehnt in der That eine ganze Menge von Zwischen-Talenten bereits herumwimmeln, die nirgends so recht unterzubringen noch einzureihen waren, zum Mindesten sich dort mit ihren Clown-Saltimortali recht deplaciert ausnahmen, aber nun auf einmal sich als die geborenen Brettl-Künstler frisch entpuppen. „Sie hatten für das Ernste nun einmal kein Talent — das Variété der Künste, es war ihr Element.“ Für solche Kräfte, wenn es welche waren, bedurfte es eines Variétés; für alle diese Säfte und Triebe eines natürlichen Auswegs. Und hier hat die Ringeltangel-Artistik, so gut wie vordem modernes Plakatwesen, das Kunstgewerbe oder die Zeitschriften der künstlerischen Augenblicks-Flitze, in ganz gesunder Weise Licht und Luft geschafft, wenn freilich bei Manchem darunter auch die Gefahr bestehen mag, daß das Große in ihm vollends erstickt wird und er, der hohen Kunst dauernd verloren, fortan nicht mehr anders schaffen kann. Einige, wie z. B. Liliencron oder Falke, haben dergleichen ganz nebenher auch mit gekonnt und gelegentlich dann wohl gemacht — und das sollte und müßte eigentlich auch unser Standpunkt in dieser ganzen Frage sein: ein im Grunde freies Darüber-schweben, in feiner Überlegenheit jener sublimierten Artistik*), die nach solchem ästhetischen Spazentum des leichten, losen Spiels „jenseits von Gut und Böse“ nicht mit dem schweren Kaliber moralischen Geschüßes anrücken, sondern diese „gaya sciienza“ scharlachroter „Priuzen Vogelfrei“ aus souveräner Kulturhöhe heiter gewähren lassen, verstehen und verzeihen, ja gelegentlich wohl auch von ihr sich amüsieren lassen wird. Kritisch wird die Situation hier erst, wenn man uns dieses Neue förmlich als notwendigen Ersatz für die große Kunst nun anbietet, mit der ausdrücklichen Motivierung: wir Neueren haben Variété-Nerven und können uns nicht mehr auf die großen Werke der hohen Einheit und der tiefen künstlerischen Organik konzentrieren — voici (oder, mit D. J. Bierbaum zu reden, voilà) le surrogat! Da allerdings gilt es unzweideutig Front zu machen und dieser ganzen Bewegung ernstlich einmal auf die Finger zu sehen. Wenigstens lassen wir uns hier kein X für ein U vorjonglieren.

Denn: keine Spur davon, daß man zum Volke hier herabstiege und es in seinen Vergnügungen, durch Veredlung seiner Erholungs-Tendenzen

*) Von Alters her hat man die Künstler des Variété und der Randge, zum Unterschied von den Vertretern der ersten Kunst des „Guten, Wahren, Schönen“ (deren Künstler — nach Panizza's beißendem Spott — nebenher immer noch Moral-kollegien an der Landes-Universität lasen), „Artisten“ genannt. Wie wohl kam es nur, daß man Nietzsche trotzdem nicht etwa im „Brettl“-Sinne gleich mißhoerstand, wenn er gerne von „Artistik“ sprach?

etwa, mit erhöhe und verbesserte! Nein, vielmehr alles bleibt nur wieder, in neuer Form und unter veränderter Gestalt, hübsch unter Seinesgleichen; ja, nicht einmal der „marche contre les philistins“ (wie man bei solchen Tendenzen füglich doch erwarten sollte) wird kräftiglich geblasen — sondern ein „chantez — dansez pour les philistins“ schaut zuletzt doch nur wieder aus Alledem heraus. Freude wohl überall! Aber dort, bei den einfach-armen, kleinen Leuten: die elementare, sozusagen direkte Lebens-Freude, als Genuß des eigenen Selbst, in ihren soidisant „Volksbelustigungen“; und dort wieder, im Milieu einer kulturfreudigen Geistesaristokratie: die feinere, indirekte Lebensfreude, auf der höheren Menschheitsstufe der Kunst! Hier dagegen, im Bereiche der Bourgeoisie: zwar auch Freude — aber als Amusement und Ripel, als Nervenfraktion des „Frou-frou“, gleich einem frappierten Champagner, so raffiniert wie routiniert, mit einem sentimentalen Hinschieln zugleich nach der naiven Unschuld des goldenen Paradieses oder den zarten Schäferspielen einer galanten Heiterkeit zurück — im Grunde jedoch verlogen, weil doch nur wieder mit dem Hautgout-Parfum der „Lieder eines Sünders“ ausgestattet.

Wie sagt schon Panizza? „Naives Zerstören ist das Wesen des Variété“ — zerstören, nicht aufbauen! Wie aber nun, wenn dieses Einreißige nicht als das „Reißende“ (Raubtier), sondern als „Reißer“ einmal austräte? Zu Anfang stände da der natürliche, unmittelbare, und zu Ende alsdann wieder der auf kompliziertem Wege entstandene, künstlich gemachte „Gassenhauer“ — ein „Biedermeier als Blüte der *décadence*“: man denke an Strauß-Bierbaums mehr hin- als einreißendes Tanzlied vom „lustigen Gemann“, das in seiner platten Wohlgefälligkeit beinahe mit dem altfränkischen Spießer-Duett „Noch ein Tässchen, Frau Direktor! — Rein, ich danke, Frau Inspektor“ schon konkurrieren kann, dabei aber doch etwas wie die Hahnenbalz gar süß mit an- und durchklingen läßt; oder auch an die „Haselnuß“ und ähnlichen, alles gesteigerte Leben bequemlich vermeidenden höheren Stumpfsinn aus dem Berliner Repertoire, der uns die Bestie nicht in der hohen Schule vorgeritten noch in waghalsiger Freiheit dressiert, sondern gezähmt — überzudert vorführt! Droben aber, auf der Bühne, ein Philister-Boudoir mit Großvater-Möbeln und Biedermeier-Fraß, Graueylinder, Bunt-Westen, Spitzen-Mauschetten und Tuch-Gamaschen: kurz, es ist zum Katholischwerden — wenn es unsre „Jungen“ nicht am Ende im tiefsten Grunde ihrer Seele schon sind! Eine ganz unverantwortliche Schuld daher, mein' ich, hat die litterarische Öffentlichkeit (zumal München's oder Berlin's) auf sich geladen, als sie Ernst von Wolzogen's reichen Gaben nicht die Gelegenheit zu freier Bethätigung auf dem Gebiete der

monumentalen Bühnenkunst verschaffte und so den Baron in ihm zum Untertheater selbst verbannte — denn etwas muß der produktive Mensch ja doch haben, sich künstlerisch auszuleben. Oder aber, wäre diese Entwicklung doch nur der natürliche Lauf der Dinge bei Wolzogen's spezifischen Regie-Talenten und Causseur-Anlagen gewesen? . . .

Ganz anders, reichlich verschieden davon nun wieder die Künstlerkneipe unsrer „Elf Scharfrichter“ hier in München, die sich seit etwa Mitte April an der Türkenstraße aufgethan hat. Sieng es dort, im freiherrlichen Theater der „Sezession“, so weit noch einigermaßen deutsch hin und her, so darf es hier beinahe heißen: „Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos!“ Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei. Denn wenn man bereits die Forderung aufgestellt hat, daß dieser modernen Brett'-Institution, so weit sie nicht von vornherein auf alles deutsche Wesen verzichte, ein Zurückgreifen auf den verb-vollstümlichen Hans Sachs-Schwanck sicherlich nichts schaden würde — so muß ich doch einwenden: 1) daß es dann mit dem Herauswachsen aus unserem Zeitboden heraus und einem lebendigen Widerhall im feineren, modernen Bewußtsein doch wohl übel bestellt sein würde; sowie 2) und eigentlich vor Allem, daß damit von vornherein ein Moment im Wegfall käme, das mir sogar als Vorzug und Vernunft der „jungen Richtung“ gelegentlich erscheinen will. In jenen Schwänken nämlich läßt sich kaum so grazios tanzen wie in den alten Pierrot-Pantomimen der englischen Groteske und der französischen Bizarrerie (es fehlen eigentlich nur F. Fohls geistreiche „Mondrondells“, nach Giraut-Hartlebens „Pierrot lunaire“ in diesem Rahmen); und ich finde sehr unmaßgeblichst, daß eben dieser leichte Zuschuß an romanisch-feltischer Grazie unserer herben germanischen Kultur im Grunde recht gut thun könnte. Treffend sagt in diesem Zusammenhange auch Chr. Ferd. Morawe, bei Gelegenheit seiner Vorbesprechung der Darmstädter Spiele 1901, in der „Südwestb. Rundsch.“ S. 190 f.: „Gerade dies Gebiet des Tanzes stellt zwar schwierige, jedoch umso wertvollere Aufgaben. Hierbei können die Künstler wie auch die Tanzende ganz besonders eindringlich erzieherisch wirken, denn uns Deutschen zumal fehlt der künstlerisch durchgebildete Einzeltanz. Man tanzt Rund- und Reigentänze, die letzteren ganz hervorragend verständnislos, und es ist ein Jammer zu sehen, wie immer auf Kostüme aus alter Zeit zurückgegriffen wird, wenn es sich bei besonderen Gelegenheiten einmal um besondere Betonung des künstlerischen Moments in einem Reigentanze handelt. Über den Wert einiger neuerfundener Tänze aus jüngster Zeit ein Urteil zu gewinnen, hat es uns bis jetzt an Gelegenheit gefehlt. Immerhin ist es bemerkenswert, daß auch auf dem

Gebiete des Tanzes hier und da im Publikum wohl auf Anregung von Fachleuten sich das Bedürfnis regt, neben den alten Tänzen neue zu erfinden. Beim Tanz im Darmstädter Spielhaus handelt es sich vornehmlich wohl um Solotänze, und man wird am ehesten davon eine vorläufige Vorstellung sich zu machen im Stande sein, wenn man an Loie Fuller und manche andere ähnliche Tänzerinnen denkt. Speziell in dieser Beziehung steht das Variété weit über dem Theater, und es ist ein Zeichen kläglichster Hilflosigkeit, wenn man — um ein Beispiel herauszugreifen — etwa im letzten Akt von „Carmen“ (aber auch in Gluck's „Orpheus“, Wagner's „Tannhäuser“ u. A. — d. Ref.) das altbewährte Corps de Ballet nach uralter geheiligter Schablone seine dem Charakter des ganzen Stückes diametral zuwiderlaufenden und wirkenden Pas und Posen machen sieht. Neue Theatertänze zu schaffen ist ebenso des Schweißes unserer Künstler wert, wie durch ihre Initiative den Grund zu legen zu neuen Tänzen des Publikums.“ Also Dichtung und Musik, bildende Kunst und Tanz — das Leben ein Spiel: wobei denn gar nicht ausbleiben wird, daß dieses Tanzspiel oft mehr „lebt“, als das „lebende Lied“ und das erlebteste Gedicht irgend eines lebenden Autors, und schon gar als die allerschönsten Schatten- oder „lebenden Bilder“.

Doch, verfolgen wir im Einzelnen weiter die anregenden Gegensätze und Abweichungen zwischen jenen beiden Brett'-Gründungen. Dort — in Berlin — alles grazios und fein, klar und vornehmlich auf den hellen Ton gestimmt; fertige Künstler — an ihrer Spitze ein vornehmer Baron aus der besten Gesellschaft im Salon, geistreicher Schwadronneur und angenehmer Schwerenöter; gleichsam die Zote im Frack — weltmännisch vorgetragen von Dr. H. H. Ewers; Requisit: der moderne Stuhflügel — und das Ganze ein öffentliches Theater gegen Entrée. Hier — bei uns zu München — alles mehr grotesk und wild, mit vorwiegend dunklen Tönen; frischzügig-temperamentvolles Studententum und „Scharfrichter“-Milieu einer eigenwilligen Bohème, ohne jede Philisterei; freie Liebhaber die Ausführenden; das Leibinstrument: die Gitarre — dazu ein ungemein intimes „Café chantant“, als censur-„freie Bühne“ lediglich gegen Einladung mit höherer Garderobengebühr. Und hier liegt, wie in so manchem anderen Punkte, zugleich der besondere Vorteil der Münchner Inszenierung gegenüber jener Berliner. Denn, indem Ernst v. Wolzogen sein Theater der breiten Öffentlichkeit erschloß und zugleich der Polizei-Aufsicht sich damit unterwarf, knebelte er von vornherein seinen eigenen Mund und verzichtete so auf die politische Satire und die soziale Zeit-Verfälschung im großen Stile. Hier aber, bei den jungen Münchnern, pfeift man „voll frecher Sicher-

heit“, frisch und frei von der Leber weg, seine sonst so „konfözierten“ Carikaturen und „ruchlosen“ Ironien.

Speziell auf diesem Gebiete nun ist mit des Scharfrichters Willib. Rast „tiefer, satirisch-politisch-symbolischer Puppenkomödie: Die feine Familie“, welche sehr originell und überaus amüfant das große Welt-Theater im Kleinen aufrollt, eine ganz vorzügliche Grundlage zu Weiterem, entwicklungsfähig und variabel genug, gegeben — deren Konsequenz freilich die Unterteilung wieder in ein liberales, klerikales oder radikales Cabaret, in ein agrarisches, antisemitisches und anarchistisches Ringeltangel zuletzt wohl sein würde. Item: Dieses Spiel kann immer wieder aufgefrischt, nach den gegebenen Zeitläuften verjüngt und erneuert werden — es scheint uns, im Gegensatz zu Berlin, der eigentliche Clou der Darbietung wie ihr individueller Berechtigungsnachweis zu sein. Überdies stellt seine Figur des „Marquis Tipp-topp“ den „alten Kaspar mit'm modernen Kopp“ sehr gelungen vor. Aber auch sonst noch, in Musik wie Darstellung, ergeben sich überall die interessantesten Beziehungen, Streiflichter und Gegenüber zum Berliner Vorgang. Bierbaum z. B. kommt hier zur Abwechslung einmal, weder als frischer Naturbursch noch als lustiger Schärer oder süßer Schärer, sondern als sentimentaler Thränenreich heraus. Sonst ist die Musik bei Wolzogen im Allgemeinen wohl wertvoller, delikater und verlockender — aber auch „spielerischer“, hier dafür oft unmittelbarer und von derb draufgehendem Ausdrucks-Naturalismus. Dort wiederum herrscht gewandteste Kunstfertigkeit entschieden vor, hier finden wir gelegentlich noch ein leicht dilettantisches Ungeschick, das sich freilich mit der Zeit besser einspielen wird. Dort aber auch treffen wir auf Blasiertheit, wo hier noch ungleich spontanere Künstlerfrische (man denke an die humorvollen Scharfrichter-Masken, den famosen Marsch zc!) charakteristisch heraussprüht. Allerdings, auch das Müde, Überreif-Matte fehlt hierzulande leider nicht; aber im Großen und Ganzen sehen wir doch weniger wie Montmartre „fin de siècle“ als eben lustiges quartier latin, und besonders bei Wedekind, in dem Vortrage der M. Delwart, ist die alliance franco-allemande dann eine vollkommene. Aus spezifisch bayrischem Boden freilich ist da noch nicht allzu viel bisher herausgewachsen.

Doch jetzt kommt der grundsätzliche Einwand: Wir vermiffen noch sehr die rechte ästhetische Durchbildung. Denn, wo bliebe diese z. B. bei dem unaussehlich-wechselnden, geschmacklos aufbringlichen Annoncen- und Reklame-Vorhang (mit Lichtbildern) im Wolzogen'schen Theater? Und wo wiederum der künstlerische „Sezessions“-Stil im Typen-Druck seiner Programme? Auch Abwechslung wäre ja schon recht — allein, was zu

bunt ist, ist zu bunt. Variété soll doch schließlich, gerade mit künstlerischen Zielen, nicht zum Stilmißgeschmack und Geschmacks-Wirrwort führen! Oder hätten wir davon noch nicht genug in unserem internationalen Opern-Repertoire und dem heillosen Durcheinander von Schauspielen, Schwänken, Possen, Operetten und Volksstücken an unseren größeren Bühnen? Auch in der Anordnung muß hüben wie drüben also mit mehr ästhetischer Einsicht, einheitlicher noch verfahren werden. Gewisse Nummern unter allen Umständen sollten, um nicht derangiert zu erscheinen oder als jäher Umschlag der Stimmung zu wirken, in anderen Rahmen gestellt werden bezw. in anderem geistigen Zusammenhang auftreten. Die zufällige Gasi-Einfügung zwar von Marcell Salzer's Vorlesung der „schönen Frau“ (Hermann Bahr's) in das Berliner Programm paßte dort zehnmal besser hinein als in irgend einen Rezitations-Abend moderner Dichtungen in irgend einem literarischen Feinschmecker-Verein. Die gräuliche „Tippel-Schicks“ aber, das „Streichholzmadl“ (ebendort) oder die Münchner „Dirne“ u. dgl. bedeuten inmitten der übrigen Umgebung ein grausames „Aus der Rolle fallen“ — die reine Nervenzerüttung schon, nach allen Regeln des Rolportage-Romans. Man höre diese Nummern nicht nur charakterlos-theoretisch im Sinne der fatten Vorderhaus-Teilnahme für das Hinterhaus, sondern im echt sozialen Geiste, mit dem wirklichen Notgeschrei der Deklassierten darin — und alle „artistischen“ Cabarets werden Einem wohl gründlich vergehen. Also, bitte: „Rühret, rühret lieber nicht daran!“ — das sogenannte „Volk“, das auch gar nicht damit unterhalten werden will, hört euch ja doch nicht zu.

Erst recht kommen wir an dieser Stelle daher auf unseren heiklen Anfangspunkt wieder zurück. Früher nämlich vernahmen wir stets nur von einer „Hebung des Bretzls“ und „Idealisierung dieses vernachlässigten Genre's“. Nun aber hören wir, wie uns Damen der guten Gesellschaft — wir möchten wenigstens eine Frau Gutmann-Umlauf, eine Freiin von Bülow, Fräulein Delwart u. A. dazu rechnen — ihre mannigfachen Abenteuer vorfingen, uns ihre „Verwahrlosung“ prostituierten und uns erzählen, wie sie „allzu empfänglich“ mit fremden Männern „ein verbotnes Spiel marcato“ gespielt haben, sich auf 100 Liebhaber „capricieren“, ja sogar jetzt „Alle lieben“; und wir finden allerdings, daß das eine unnötige „Gleichmacherei“ bis zur Straßenhure herab vorstellt, die uns nun einmal nicht gefallen will. Ohne alle Moral-Prüderie, ohne jeden Tugend-cant vermerken wir das, denn dergleichen hat ein Jeder schließlich mit sich selbst abzumachen; lediglich als eine Frage des „guten Geschmacks“ und im Sinne des notwendigen „Distanz-gefühls“ (bar jeden unangebrachten Pathos) schneiden wir diese Materie

II.

Wie sich die Pinien in das stille Thal,
 Von goldenem Glanz begossen, niedersenken!
 Am Fels verglüht der letzte Sonnenstrahl;
 Lass uns, Solita, an die Heimkehr denken.

Winde den Schleier dir fester in's Haar,
 Gleich werden die Lüfte kühler wehen.
 Wo erst der Glanz der Sonne war,
 Da werden wir im tiefsten Schatten gehen.

O Lola mia, meine navarrische Braut!
 Wie strahlen deine Augen! Wie ist dein Haar
 Heilig in meiner Hand! So wunderbar
 Hatte ich nie eine Braut.

Die Nacht kommt schnell in deiner Heimat Zonen.
 Dort in die Thäler lass uns niedersteigen,
 Die nun schon lichtlos sind. Vor unserer Sehnsucht Kronen
 Wollen wir uns in Demut nelgen,
 Dann aber ewig bei den Sternen wohnen.

III.

Heute Morgen
 fand ich am Strande
 zwei weiße Perlen.
 Nun möchte ich wissen:
 Stammen sie

Aus den Wogen des Meeres,
 Oder hast
 Im silbernen Mondlicht
 Du sie geweint,
 Meine Geliebte?

IV.

Da sich der Abend über die Wiesen
 Und die schimmernden Raine senkte
 Und von des Himmels blassen Türkisen
 Dir die schönsten als Brautschmuck schenkte —
 O, wie klangen die Glocken so milde
 Cief aus dem Thal, das wir niemals sah'n,
 Und die blühenden Lenzgefilde
 Unserer Sehnsucht waren im Bilde
 Lieblicher Cräume aufgethan.

V.

Lass mich die schönsten der Gardenien in dein Haar,
 Geliebte, winden. Lass mich diesen Shawl
 Aus roter Seide um die Brust dir thun,
 Dass deine bleiche Stirn noch bleicher sei.

So wollen wir aus unserem blühenden Hain
 Flüsternd hinab zum grossen Meere geh'n,
 Wo auf dem feuchten Sand der Untergang
 Der Sonne liegt. Wenn uns die Dämmerung dann
 Umschatten wird und auf dem Meer die Segel
 Zur Küste lenken, wo der Hafen winkt,
 Wollen auch wir, der Stunde troh, und reich
 An lachenden Wünschen, langsam durch des Hains
 Uerschwiegenes Dunkel dem vertrauten Haus
 Entgegenschreiten, unser Glück nur noch
 Empfinden und der kommenden Maiennacht
 Zärtliche Schönheit.

VI.

O nein, Colita. Dieser schimmernde Hain, geküsst
 Von deines Meeres südlich tändelndem Wogenspiel,
 Soll nicht das Grabmal unserer schnellen Liebe sein.
 Lass uns hinaufzieh'n in das kable Strandgebiet
 Meiner verlassenen Heimat. Lass uns dort im Sturm
 Den alten Brand noch einmal schüren, hell, hell auf,
 Bluthell, — dann sei er Asche! Du magst wiederum
 Singend zu diesen goldenen Blütenfeldern zieh'n,
 Doch einsam. Ich will stumm in meiner Heimat sein
 Und will fortan nichts lieben mehr als sie.



Heinrich Vogeler.

Von Hans Bethge.

Heinrich Vogeler gehört jener kleinen Gruppe von Malern an, die sich in dem niedersächsischen Moordorf Worpsswebe am Weyerberg, unweit Bremen, niedergelassen haben, um ihre Talente aus der ruhigen und innigen Vertiefung in eine an Schönheiten reiche Natur sich entfalten zu lassen. Diese Maler sind: Friß Mackensen, der Grüblerische; Otto

Moderohn, der Träumer in der Landschaft; Fritz Overbeck, der Buchtige; Hans am Ende, der Klare; Karl Binnen, der Farbenreiche; und als Jüngster: Heinrich Vogeler. Er und Mackensen bilden die beiden konträren Endpunkte der Gruppe.

Mackensen, ein Psycholog, herb, potenziert männlich, schöpft sein Können lediglich aus intimer Beobachtung. Er ist Realist von ernstem Charakter, seine Menschen sind reif und haben zumeist die Mühen des Lebens gekostet. Seine Landschaften sind herbe. Die lyrische Note ist seiner Kunst fremd.

Sein Gegensatz ist Heinrich Vogeler.

Am Fuße des Wegerberges liegt ein altes, niederländisches Bauernhaus. Der breite Eingang auf der einen Giebelseite ist von den mächtigen Kronen einiger Lindendäume beschattet, in denen die Vögel des Frühlings singen. Trittst du in die kühle, geräumige Tenne des Hauses, so siehst du ringsher auf den Gesimsen alte, silberne Geräte und Zieraten in den Formen der Vergangenheit prangen, schöne, anheimelnde Sachen, die einst der Stolz alter Familien in der Worpssweber Gegend waren. Hier zur Seite kommst du in ein winziges, reizendes Zimmerchen, das den kleinen Bücherhaß des Bewohners birgt. Dort geht es in eine stille Stube mit seidnen Tapeten und Mahagonimöbeln, welche die altertümlichen Formen der Empirezeit zeigen. Schaut dein Auge durch die niedrigen Fenster, so sieht es in einen Blumengarten und hinüber zu den schlanken Stämmen und hängenden Zweigen jungfräulicher Birken. — Hinter dem kleinen Bücherzimmerchen geht es in ein Atelier. Es kann kommen, daß du laut auflachst, wenn du hinein trittst, weil dir irgend eine große, übermütig gepinselfte Kapriole entgegenschaut, ein riesiges, rotes, blutendes Herz etwa mit einem Pfeil hindurch oder ein gemaltes Männchen oder Schäfchen aus einer Spielzeugschachtel oder ähnliches. Aber es kann auch kommen, daß dir plötzlich ist, als trätest du in einen lieblichen Raum des Friedens, wenn nämlich vor dir auf der Staffelei ein Bild in maienzarten Farben sich erhebt, ein Hain von Linden und blühenden Rosen, darin am Rande eines Bächleins, weit von der Welt und ihrem Lärmen entfernt, zwei junge Menschen in der Umarmung der Liebe wandeln. — Das Atelier zeugt von einer regen Arbeit seines Bewohners. Hier steht eine Kupferplatte mit einer begonnenen Radierung. Dort liegen Zeichnungen; dort Studien in Öl; dort Blumen, Zweige und bunte Gräser; hier Entwürfe zu Möbeln; da solche zu Teppichen und Tapeten. Mappen mit Radierungen und Bleistiftskizzen. Seidene Tücher. Und in einer Ecke ein ewig geöffnetes Klavier. Blickst du aber durch die Fenster hinaus, so

siehst du wieder unter einem blauen Himmel die lieblichen Zweige der Birke schwankeu, des Mägdeleins unter den Bäumen.

Das Haus am Weyerberg ist der Barkenhoff und sein Bewohner der Maler Heinrich Vogeler.

Ist Mackensen der Worpssweder Charakterist, so ist Vogeler der Worpssweder Dichter. Er sieht die Welt und ihre Menschen nicht mit den Augen des psychologischen Beobachters, sondern mit einem reichen poetischen Empfinden an. Seine Bethätigung ist eine sehr vielseitige. Er malt in Öl und Aquarell, zeichnet, radirt und schafft auf dem weiten Felde des Kunstgewerbes.

Seine Landschaften sind Stimmungsbilder mit dem vertieften Gehalt der reichen Worpssweder Motive. Aber er ist nicht der Mann der gewaltigen Stimmungen, wie wir sie besonders von Overbeck, dann von Am Ende und Binnen kennen. Er lebt sich nicht in den Aufruhr der Elemente hinein, er sucht nicht das Gewaltige der Natur zu bannen, wir haben keine Moorbilder, vom Sturm gepeitscht, oder drohende Wolkenmassen von ihm oder Gewitter, die über den Weyerberg ziehen, Bilder, wie sie uns die andern Worpssweder geschenkt haben; nein, seine Landschaften sind idyllisch, sanft, Friedensbilder. Er liebt vor allem den Frühling und liebt ihn mit seinem ganzen, schwärmerischen Herzen. Birke und Linde stehen ihm von den Bäumen an nächsten. Besonders die feinen Stämme und Zweige der Frühlingsbirke hat er immer wieder mit zarten Mitteln gebildet. Die Linde verwendet er gern als dekorativen Hintergrund bei figürlichen Darstellungen. Vogelers Birken, die eine stark persönliche Note haben, sind so charakteristisch für ihn, daß man sich seine Kunst schlechterdings nicht mehr ohne sie denken kann. Sie sind dünn und schlank und mitten zuweilen wie lebende Wesen an, wie junge, blaße Menschen mit träumend gesenkten Häuptern, die im Frühling stehen und seinen Segen auf sich niedergehen lassen. — In dem Grün der Wiesen, das er malt, blühen bunte Blumen des Frühlings, Mohn und Margueriten und gelbe Butterblumen. Die für die Worpssweder Gegend so charakteristischen Kanäle und die flachen Ufer der Hamme sind auch sein Thema. Er liebt es, lange Rähne mit ruhig emporragenden Segeln langsam auf dem Wasser dahintreiben zu lassen, wodurch eine große dekorative Wirkung erzielt wird. Das niederländische, strohgedeckte Bauernhaus mit seinen weißlich-grauen Kalk- oder roten Backstein-Wänden fehlt nicht. Begegnen wir Stillisierungen, so greifen sie gern auf eine traute Vergangenheit zurück; so z. B. sehen wir weiße Mauern, die einen Maiengarten begrenzen, mit einer Thür, wie wir sie noch aus der Kindheit her von den Gärten unserer Großeltern

kennen. — Die Farben sind weich, licht und milde, zuweilen von reizvollen gebrochenen Tönen. Mobersohn hat sie mitunter ähnlich.

Aber Vogelers hauptsächlichste Bedeutung liegt nicht in der reinen Landschaft, wie es bei den andern Vorpswebern, mit Ausnahme Mackensens, der Fall ist. Er interessiert da am meisten, wo er figürliche Darstellungen in die Landschaft bringt; da, wo er sie mit den Empfindungen still in ihr fühlender Menschen vermählt. Diese Menschen sind nun zumeist, so wie die Landschaft selbst, Geschöpfe des Frühlings.

Vogelers Frühlingskinder sind keine Gestalten aus der Welt unserer Tage. Der poetische Sinn dieses Künstlers greift in romantischem Sehnen zurück in die blauen Tage einer Zeit, wo der Ritter das Fräulein liebte, wo es Knappen in weichem Sammet und schimmernder Seide gab, wo das Schloßfräulein auf den Zinnen der väterlichen Burg im Abendglanz stand und hinausblickte auf die ruhenden Felder, ob es den nahenden Geliebten nicht sähe. Vogeler erträumt sich mit Vorliebe so eine goldenromantische, etwa mittelalterliche Zeit, nicht so wie sie jemals historisch war, sondern so, wie sie seinem phantastischen Sinnieren als hold erscheint, eine Welt, die eigentlich nur eine Welt der Gefühle ist, losgelöst von Ort und Zeit. Er stellt junge Knappen in langen Röcken aus karmoisinrotem Sammet dar, das Schwert an dem goldenen Gurt und eine stählerne Haube auf dem lockigen Haupt. Und schlanke Mädchen mit großen Augen und lang herabwallenden, lichten Gewändern; Mädchen mit duftendem, über die Ohren herabgekämmten Haar und feinen Gliedern; mit still sinnenden Zügen unter dem blauen Auge und schmalen, weißen Händen, wie sie Rossetti liebte. Diese jungen Ritter und Mädchen wandern durch den Frühling und lieben einander. Sie lieben sich tief und schweigend, mit einer Liebe, die so keusch und heilig ist, wie der Frühling, in dem sie blüht. Vogeler versteht es wundervoll, diese reine, stille Liebe, die den einen Menschen zum andern mit tiefstem Sehnen hinüberzieht, zwischen zwei jungen Leuten zu gestalten und mit der umgebenden Natur in schönen Einklang zu bringen. Er läßt seine Liebespaare in langsamem Schreiten und Arm in Arm unter hellen Birken wandern oder an knospenden Rosen mit hohen Stämmen vorbei. Er läßt sie in einem blühenden Garten stehen und in stummer, weltvergessener Umarmung sich küssen, während die Nachtigall aus dem Rosenbusch schlägt und hinten die runden Kuppeln grünender Linden raunen; und wenn sie so beieinander stehen, so will es scheinen, als seien die beiden Gestalten in eine Figur, in ein großes, inniges Gefühl verschmolzen. Er läßt sie auch gern auf einer einsamen Bank beisammen an einem Hügel sitzen

und träumend in die Ferne schauen, während die Sonne vergeht und die Zinnen einer fernen Burg im Abendrot erglänzen; und das liebliche Haupt des Mädchens sinkt langsam an die Schulter des Geliebten nieder, der seinen Arm in glücklichem Empfinden um das Leibchen seines Fräuleins legt. Er hat dieses Thema verschiedentlich variiert, mit Vorliebe so, daß die Liebenden dem Beschauer des Bildes den Rücken wenden; am schönsten ist das Motiv wohl auf einer Radierung („Idylle“) zum Ausdruck gebracht, die zugleich eine seiner vollendetsten ist. Eine allegorische Figur der Minne, ein schönes Mädchen mit langem Haar, sitzt hier zu Füßen der Liebenden im Grase und greift auf einer Laute glockenwunderbare Accorde, die diese Scene menschlichen Glückes zu einer tiefen Symphonie verklären. — Auf einer andern, sehr schönen Radierung („Im Mai“) ist das Paar auf der Bank, dem Beschauer den Rücken kehrend, ein Paar des Alters, das in beschaulichem Erinnern auf die werdende Natur und die stillen Häuser von Worpswede niederblickt.

Neben den Figuren aus einer erdichteten Ritterzeit ziehen den Künstler die Menschen aus jenen altväterlichen Tagen an, wo die Männlein mit langen Röcken, Vatermörbern und breitkrämpigen Cylindern einherschritten, während die Mädchen ihr in großen Locken geringeltes Haar auf die Schultern niederfallen ließen und über die Brust gekreuzte Tücher trugen. Zu dem Stil jener friedlich-poetischen Epoche, die wir die Biedermaierzeit heißen, hat Vogeler manche Beziehungen. Er liebt dicke Rosenguirlanden, die sich in einfachen Bogen schwingen, Urnen mit Blumenkränzen und Oleanderbäumchen mit runden Kronen. Aber diese Dinge wirken sehr persönlich bei ihm, sie sind durchaus nicht Kopieen, sondern die künstlerischen Äußerungen eines individuellen Empfindens, das sich mit dem Geschmack einer freundlichen Vergangenheit verwandt erweist. Er träumt gar so gerne in der Vergangenheit und läßt die lärmenden Tage dieser Zeit in seinem entlegenen Worpswede gern in nicht berührender Weite an sich vorüberziehen. Er schafft sich im Gegensatz zu den schnelllebenden, gehetzten Gestalten der Gegenwart leidenschaftslose, stille, glückliche Geschöpfe, die der Natur so nahe als möglich stehen, deren Glück in einer romantischen Sehnsucht und in der Liebe zu einem zärtlich empfindenden Herzen liegt; Menschen, die gern die Laute schlagen und die Glocken über die Felder klingen hören; die auf den Sang der Vögel und das Gemurmel der Quellen lauschen; die ihren Mädchen Weilchen pflücken und fromme Worte sagen, und die in das Getümmel der großen Welt nicht passen würden.

Es wäre seltsam, wenn ein Künstler, der sich so gern in die welt- und zeitenfernen Gefilde des naiven Empfindens träumt, nicht zu einem

Künder der Poesie des Märchens würde. Und Vogeler ist in der That ein Märchenkünder, wie sie nicht häufig sind. Er hat sich für seine märchenhaften Darstellungen besonders der Radierung bedient, die er mit besonderer Vorliebe pflegt. Seine Themata schließen sich theils an bekannte Märchen an, theils sind sie Kinder einer freien Phantasie. Das Dornröschemotiv (da, wo der Ritter an schlafende Prinzesschen herantritt, es zu erwecken) kehrt mehrfach wieder. Wir sehen den Froschkönig aus dem Graben springen, einer goldenen Krone entgegen, die fein säuberlich auf einem am Rande des Grabens ausgebreiteten Schnupstuch liegt. Das Märchen von den sieben Raben und dem suchenden Schwesterlein hat ihm als Vorwurf gebient. Dann sehen wir kleine Prinzessinnen mit Kronen auf dem glänzenden Haar in den Frühling staunen und buckelige Hexen, die, auf den Stecken gestützt, nach giftigen Kräutern und Pilzen suchen oder über bösen Gedanken brüten, in der Dämmerung. — In den Märchen Darstellungen kommt auch Vogelers kindlich-drolliger Humor am besten zum Ausdruck. Es ist, als wohnten zwei Seelen in diesem Künstler; die eine zieht ihn zur Gestaltung des innigen, reinsten Gefühls; die andere lockt ihn auf das Gebiet des Schurrigen, Sonderbaren. So hat er eine schlank Prinzessin radirt, die von einer Höhe unfern der väterlichen Burg hinab in die blühende Landschaft blickt; in der einen Hand trägt sie einen knospenden Zweig, und in der andern hält sie die Schnur, die zu einem wollenen Schäfchen leitet, einem Spielzeug, das auf Holzrädern rollt, so wie es die Kinder haben.

In den Radierungen des Künstlers finden wir zum großen Theil jene Motive wieder, welche wir von seinen Gemälden und Zeichnungen her kennen. Vogeler ist ein sehr feinsinniger Radierer und seine Technik von hoher Vollendung. Seine Blätter sind mit den diskretesten Mitteln erzeugt. Besonders dient ihm die Radierung, wir sagten es schon, zur Verkörperung seiner Märchenträume. Dann sind die Frühlingss motive auch hier vorherrschend. Und wieder sehen wir den Frühling belebt von jungen Menschen, die selbst wie der Frühling sind. Besonders lieblichen Mädchen, in jenem zarten Alter, wo sich eben aus dem Kinde die Jungfrau gestalten will, begegnen wir. Sie sitzen unter silbernen Birken und schauen lauschend den Vögeln in den Zweigen zu, oder sie wandern sinnend durch das Laub, und ihre verlorenen Augen gehen über das duftende Feld. Auch dem jungen Paar, das seine erste Liebe träumt, begegnen wir hier. So giebt es ein entzückendes Blatt von ihm, auf dem wir durch die Zweige eines Lärchenbaumes hindurch zwei zärtlich sich umfassende Menschenkinder in der Dämmerung des Abends wandern sehen.

Auch das Thema des Todes beschäftigt ihn; er hat einen „Tod mit Alte“ radirt; keine herbe, ergreifende Scene, wie sie etwa Madonnen gegriffelt haben würde; sondern ein Bild ohne Schmerzen und ohne Grauen: der Tod führt die Alte mit sanften Armen, als ein Spender des Friedens, der Heimat zu.

Der Künstler hat kürzlich zehn seiner Radierungen unter dem Titel „An den Frühling“ zu einer Mappe vereinigt, die im Verlag der „Insel“, bei Schuster & Löffler, Berlin, erschienen ist.

Es bleiben noch einige Worte über Vogelers Bethätigung auf dem Felde der angewandten Kunst zu sagen. In der Buchausstattung hat er sich mehrfach erprobt, am schönsten und reichsten in einem Büchlein eigener Verse von lyrischer Anmut, die unter dem Titel „Dir“ (Verlag wie oben) erschienen sind. Eine Fülle von zarten Linien und Liebesmotiven ist darin; auch die Schrift, das Vorsatzpapier und der mattfarbige Umschlag stammen von ihm, kurz, es ist ein höchst originelles Buch. Ich erinnere ferner an den lieblichen Mädchenkopf in meiner Dichtung „Sonnenuntergang“ (Verlag Fischer & Franke, Berlin), der mit scheuem Sehnen hinaus in die Landschaft blickt, wo soeben das Gestirn des Tages strahlend zur Rüste geht. Dann sei noch das Gedichtbuch „Chefrühling“ von Salus erwähnt (Verlag Eugen Diederichs, Leipzig), gleichfalls reich an prächtigen Einfällen, zum Teil humoristischen. Wundervoll ist ihm hier die Scene eines Kusses gelungen (S. 53).

Es giebt einige feingestimmte Wandteppiche von Vogeler, mit Blumen- und Märchenmotiven (Dornröschen); sowie Stickereien, zumeist Blüten, die von einem sorgfältigen Naturstudium zeugen. Dann hat er Möbel entworfen, mit sichtlichem Behagen an der Gemütlichkeit unserer Großväter; Rosen- und Gwirlandenmotive appliziert er hier gern. Diese Möbel sind überaus wohnlich und anheimelnd, ganz ohne jene steife Feierlichkeit, wie man sie nur zu häufig bei modernen Möbelkompositionen findet. In diesen behaglichen Stühlen lassen sich poetische Träume spinnen, und alte Erinnerungen, die fast vergessen waren, tauchen, wenn du beschaulich in ihnen ruhst, wieder vor dir auf. — — —

Heinrich Vogeler ist noch nicht dreißig Jahre alt und in Bremen geboren. Er schafft auf dem Boden der Heimat, von dem er sein Bestes empfangen hat. Er hat in jungen Jahren schon viel erreichen dürfen, und wenn sein Können weiter in dem Maße wächst wie bisher, so werden wir ihn einst zu unseren Besten zählen dürfen. Er ist ein Künstler von nationalem Gehalt und ebenso tiefem wie zartem Empfinden. Ein poetischer Schwärmer, von romantischem Sehnen erfüllt. Ein klares

Gemüt, nachsinnend den blauen Tagen der Vergangenheit und ihren verklungenen Sagen. Ein lyrischer Träumer, eng vertraut mit dem duftigen Zauber des deutschen Märchens. Ein Künzler des Frühlings und der Liebe. So ist er, einem suchenden Ritter aus einem zeitenlosen Lande vergleichbar, ein Mensch, der sich aus dem glücklichen Streben nach einem goldenen Ziel das Leben zur Kunst gestaltet.



Kunst und Staat.

Ein Aufruf an Kunst- und Kulturfreunde.

Von Maler E. Kloß.

(Leipzig.)

Betrachtungen über Kunst und Staat in ihren mannigfachen Beziehungen zu einander bilden sonst nur das Sonntag-Vormittags-Thema beliebter Kunsthistoriker, und zur Erheiterung des liebenswürdigen Publikums der Kunstvereine ziehen solche Sätze, brav akademisch geschützt und bestutzt, direkt zum Orkus hinab.

Es besteht in diesen für das Gedeihen der Kunst grundlegenden Fragen mancherlei Unklarheit und Manches, das einer näheren Betrachtung bedarf: — zur besseren Ausnutzung sowohl der nach höherer Bethätigung verlangenden künstlerischen Kräfte, als auch der seitens der Behörden und der Gesellschaft zur öffentlichen Kunstpflege angelegten oder verfügbaren Kapitalien. Trotz der überreichen Ausstellungsgelegenheit besteht doch die nackte Thatsache, daß in Deutschland gerade den starken und im Dienste ernster Kunst ringenden Talenten keine ihrem geistigen und künstlerischen Vermögen entsprechenden Aufgaben gestellt werden. — Falls, nach vergeblichem langen Ringen, in „greisem“ Alter und nunmehr ganz wider Erwarten, dieses doch hier oder da geschehen sollte, so beweist dies gerade das hier Festgestellte. Behörden und Gesellschaft bevorzugen mit Vorliebe die leichteren, angenehmen, sich anschmiegenden Talente.

Es würde von höchster kultureller Bedeutung sein, zu dem irreführenden Gemeinplatz „das Genie bricht sich Bahn“ — aber wann! — die Erfahrungen unserer ersten Künstler, wie Böcklin, Thoma, bis in die intimeren Details überblicken zu können. Als reife Meister sogar mußten diese Künstler noch viele Jahre um die Existenz ihrer Kunst ringen; — gegenüber Anschauungen, die ganz jenseits der ihrigen standen. Und nicht nur den verhältnismäßig angenehmen „Kampf um die Kunst“ hatten diese Meister zu führen, (— wie er z. B. Klinger, zufolge günstigerer äußerer Verknüpfungen, spielender zu führen möglich ist); vielmehr ohne materiellen Überfluß — ja mit unzureichenden Mitteln standen sie als ernste Künstler vor der Aufgabe ihres Lebens: alle Kräfte nur Werken ernster Kunst zu widmen und, trotz Ablehnung, ja Verhöhnung ihrer besten Kunstthaten seitens des lieben gebildeten Pöbels, keinerlei Kompromiß zu schließen mit jenem lockenden Nichts, das in der Wüste den Darbenden lockt: „das Alles will ich dir geben, so du vor mir niederkniest und mich anbetest“. — Mancher bedrängte „Heilige“ strauchelt hier: kniet nieder und — haut nahrhafte Wüsten an, malt Porträts — oder prostituiert sein Talent sonst irgendwie; Wenige nur bewahren die ihnen verliehenen Zauberkräfte des heiligen Kunstgeistes lauter und rein. — Wer verantwortet den Untergang der Berufenen? Wer, daß Werke, die uns zu geistiger Freiheit führen sollen und können — ungeschaffen bleiben? — Der untergehende Künstler allein?! — — —

Kämpfe dieser Art vollziehen sich noch heute; und wer will behaupten — behaupten mit einigem Sinn, daß Alles, was untergeht, jedenfalls wert ist, daß es untergeht!? —

Der Optimismus des „Pan“ z. B., mit dem er, sein fünfjähriges vergebliches, obschon an sich nicht uninteressantes Experimentieren einstellend, sein negatives Ergebnis wie folgt überschminkt hat, ist nicht gut zu heißen: „Die Aufgabe, die der ‚Pan‘ in den fünf Jahren seines Bestehens sich gesteckt hatte: den ringenden Kräften unserer Zeit zum Durchbruch und zum Siege zu verhelfen, hat er, wie wir glauben, erfüllt.“ (!) — Indem man fünf Jahre lang nicht viel mehr gethan, als auf kostbaren Japan- und Kupferdruckpapieren — oft sehr unglücklich gewählte litterarische und graphische Proben, durchsezt mit ausgezeichneten Essays und den sehr wertvollen Veröffentlichungen aus Böcklin's Tagebuche, einem nur eugen Kreise von Feinschmeckern zugänglich zu machen? Damit?! — Damit kann man nicht glauben, eine ernste Kunst- und Kultur-Mission erfüllt oder gar etwas Bleibendes erreicht zu haben. Die Herren vom „Pan“ verabschiedeten sich zudem mit einer Prophetie, die angesichts

der zweifellos gut gemeinten kulturellen Amateurleistung etwas entzückend Naives an sich hat: „Die Kräfte, deren Entwicklung wir gefördert haben, verbürgen uns die ruhige Entwicklung zu einer freien, selbständigen deutschen Kunst.“ Es ist vom Übel, das Scheitern an sich guter Kulturabsichten als gelungene That hinzustellen; vom Übel, weil daraus das größere Übel folgt: ein kampfmüdes-Hände-in-den-Schoß-legen.

Nochmals: Wer verantwortet den Untergang oder die Nichtentfaltung der nach höchster Gestaltung des Schönen und Wahren ringenden Kräfte, — den Untergang des lebenden und wohlgemerkt: kostbarsten Nationalschazes? — Künstler voll großer Intentionen schaffen in ihren Werken die höchsten, geistigen und materiellen Werte. Und diese Schätze hebt man in Deutschland nicht! Cornelius' Hauptwerke kleben, unausgeführt — als Papierstücke — in der stolzen „National-Gallerie“, und ein hochbefähigter Künstler unserer Zeit, Fidus z. B., darf seine Tage und Jahre entfliehen sehen, — kleine Figürchen zeichnend, die in den mehr oder weniger gelesenen Werken unserer jüngsten Litteraten begraben werden; während gerade dieser Künstler zu Schöpfungen monumentaler Kunst voll bezaubernder und erhebender Eigenart — von Gottesgnaden berufen wäre, von Menschengnaden aber leider nicht berufen wird. — Man erwäge, welche Unsummen die öffentliche Kunstpflege alljährlich für Werke recht mäßigen Gehaltes ausgiebt und wie gering dennoch der kulturfördernde Wert der geistleeren Gebilde in Marmor, Erz oder Farben ist. Und daneben wieder — gerade in unserer robusten Zeit — der Notstand um die Verkümmernng der „schönen Seele“. Nach Schiller war das einzig zu erstrebende Ziel der sittlichen Entwicklung: die Ausbildung der schönen Seele. — Und heute schon läßt man solche Künstler, deren Kunst, hohen und sittlichen Gehaltes voll, mit suggestiver Gewalt die Seelen bannt — in Nichtigkeiten ihres Lebens Zweck verfehlen und — untergehen. Das aber ist der Gesellschaft Sünde wider den Geist. Denn so reich ist keine Nation, daß sie den Verlust der Erzeuger ihrer geistigen Werte lange ertragen könnte! Es geht rapid abwärts, wenn das Zahme, Leere und Nichtsagende geliebt, das Ernste, Große hingegen nicht in's Leben gerufen wird . . .

„Das Talent bricht sich Bahn!“ — und wenn seine Kräfte nur zur Ausübung hoher Kunst ausreichen, aber nicht die dicke Wand der Ungunst oder des Widerstands zu durchbrechen vermöchten? So ist eben dem Staate und der menschlichen Gesellschaft ein Talent unwiederbringlich verloren gegangen! Es ist also eine Lebensfrage der Kultur: Wie das verhindern? — Die Antwort hierauf lautet einfach: Man muß dem

Talent seine Bahn frei machen helfen; man muß der öffentlichen Kunstpflege ein gesundes Rückgrat bauen! Nachstehend geben wir Material zu einem solchen gesunden Rückgrat der Kunstpflege; man zimmere, baue, organisiere es nur ja recht bald! — Denn das Ganze leidet, wenn der wertvolle Einzelne nicht nach Maßgabe der Kraft seines Talentes schaffen kann.

Ein „Bund für künstlerische Kultur“ als Förderer für zeitgenössische Kunst in Deutschland würde in einem zu begründenden Zentralfonds gewiß ein kräftiges Mittel schaffen, ersten, auf's Große gerichteten Kunstdrang, der nach erlösenden Formen schreit, sich indessen aus materiellen Gründen nicht in That umsetzen läßt — in die Erscheinung treten zu lassen. Man bilde hierzu Lokalverbände, deren Wirkungskreis sich über einen gewissen Landbezirk erstreckt und 1. den Zweck hat, von Semester zu Semester in den bezügl. Bezirken alle bildenden Künstler von Bedeutung persönlich aufzusuchen, damit alles etwa der Ausertziehung Hartende rechtzeitig erkannt werde; 2. hätten die Lokalverbände weitere „Förderer für zeitgenössische Bildkunst in Deutschland“ zu werben, welche den Zentralfonds durch fixierte, freiwillige, jährlich wiederkehrende oder einmalige Beiträge in den Stand setzen, die höheren Interessen des Staates — durch Förderung von Werken der Plastik, der Malerei oder der vervielfältigenden Künste — thatkräftig zu unterstützen. Diese höheren Interessen des Volkes gut zu vertreten, gehört zu den vornehmsten Aufgaben der geistigen Elite und wird, wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehren, von den zur jeweiligen Führung der Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte Berufenen nicht immer nach Maßgabe großer Gesichtspunkte wahrgenommen.

Förderer könnten sodann auch andere, ähnlichen Zwecken dienende Verbände — Kunstvereine vor Allem — und Gesellschaften werden; sowie, in erster Linie, die bezüglichen Landes-, Stadt- oder Stiftungsfonds für Kunst- oder sonstige gemeinnützige Zwecke. Die Förderer wiederum könnten, damit der fördernden Bethätigung weder nach oben noch nach unten Grenzen gezogen sind, eingeteilt werden in 1. Ehrenförderer (welche der Sache durch einmalige oder wiederholte große Beiträge oder Vermächtnisse dienen); 2. Förderer I. Klasse, mit etwa 1000 M. Beitrag pro Jahr; 3. Förderer II. Klasse mit mehr als 500 M.; 4. Förderer III. Klasse mit 100 M. und 5. Förderer IV. Klasse mit 50 M. Ja, schließlich können nicht an Termine gebundene, einmalige Zuwendungen jederzeit dem „Zentralfonds“ überwiesen werden. Die Kapitalien dieses Kunstfonds aber wären in erster Linie zur Ausführung solcher Kunstwerke zu verwenden, welche dem Allgemeinwohl — zufolge ihres veredelnden Gehalts — förderlich

werden und zu deren Ausführung dem Künstler die erforderlichen Mittel nicht verfügbar sind.

Ausgeschlossen von solcher Förderung können alle solche Werke und Unternehmungen bleiben, welche nur schmückende Tendenz haben, sonach von geringerer Kraft und weniger suggestivem Werte für eine Veredelung der Volks-Psyché sind. Hierher gehört dann alles, was etwa als Kunstgewerbe zu fassen wäre, und Fichte's Gedanken würden hier sehr gut als Leitwort dienen: „Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer eine Wohnung verzieret; erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet. Es geht nicht, daß einer sagt, ich aber kann es bezahlen . . . und womit er bezahlt, ist gar nicht von Rechts wegen und im Verunftstaate das Seinige.“ —

Auf Antrag der Prüfungskommissionen der Lokalverbände wären die zur Ausführung der ausermählten Werke erforderlichen Kosten den Künstlern bis zum Verkauf der bez. Kunst-Werke unverzinslich vorzuschießen, nach Verkauf der bezügl. Werke jedoch die betreffenden Vorschüsse vom Künstler (oder dessen Rechts-Nachfolgern) dem Zentralfonds unverkürzt wieder zuzuführen.

Der Zentralfonds wiederum müßte auch zum Ankauf von Kunstwerken oder zur Ausführung solcher an bzw. in öffentlichen Bauten oder auf öffentlichen Plätzen, Anlagen zc. verwendet werden; er müßte sogar durch seine fördernde Initiative zu ihrer Entstehung beitragen; wogegen die Künstler gleich nach Vollendung der Kunstwerke dem Zentralfonds die Vorzugsbedingungen zu unterbreiten hätten, falls diese nicht — z. B. für Ausführung an bestimmten Orten — vorher bereits vereinbart waren.

Durch Gründung einer solch idealen Organisation zur Förderung echter Kunst, wie sie hier nur in groben Umrißen als erste Anregung geschildert werden kann, würde zuversichtlich folgender dreifacher Segen gestiftet werden können: 1. Die vom Weltentfernter zu thätiger Entfaltung — keinesfalls zum unthätigen Verkümmern — geschaffenen Vorzugsindividuen werden, entsprechend ihrer wichtigen Sendung, zum Wohle Aller zu einer Bethätigung ihrer besten Kräfte herangezogen. 2. Man erhält eine Fülle von Werken, welche echtem Kunstbrange und nicht dem Kompromiß ihre Entstehung verdanken und daher mit weit intensiverer, magischer Gewalt, kulturbildend auf den Betrachter zurückwirken als die Werke der gewohnheitsmäßig zur Ausführung „öffentlicher Kunst“ bevorzugten bloßen Routiniers. Und als weiteren Hauptfaktor bekommt man noch 3. solche Werke von echten Künstlern — im Interesse des Ganzen, dem sie dienen sollen, — zu mäßigeren Honoraren, als sonst manche der kühnen.

Produkte aus Stein und Erz zc. gewonnen werden, die zu unserer angeblühen ästhetischen „Erhebung“ aufgestellt sind. — Der echte Künstler anderseits wird, in der Erwägung, daß er eudlich seiner Individualität gemäß schaffen durfte, volles Genügen finden und materiellen Überfluß dafür sicherlich gern entbehren. — Nur Eins ist not: Schaffen dürfen, was den Künstler und sein Volk erhebt!

Eine minder wichtige — nicht unwichtige — Organisation: nämlich zum Zwecke des Schutzes der Künstler gegen Altersorgen, besteht bereits. Hier tritt ein Aufruf an die Gebildeten der Nation: eine Organisation zu schaffen zum Zwecke der Lebendig-Erhaltung der echten Kunst und des Schaffenden selbst.

Wer von den Herren lauen Fondsverwaltern und Millionen-Auftaplern noch zweifeln könnte, daß die hier angeschnittene Frage eine „brennende“ ist, dem wünsche ich den Verlust seiner angenehmen, kleineren kühlen Erwerbs-Talente und dafür den heißen, verzehrenden Drang eines starken Schöpfer-Triebes zur Kunst ernster, hehrer Art! . . .

Es kann von mir aus nichts als lebiglich diese Anregung gegeben werden, die ich mit obigem Wunsche „als Gebet“ beschliesse. Die weitere Ausgestaltung solcher Organisation muß Sache Berufenerer sein.

Nachbemerkung der Schriftleitung.

Der Optimismus des Herrn Verfassers hat etwas Entzückendes an sich. Denn wir unserseits glauben freilich, daß sich gar Mancherlei auch wohl gegen diese Ausführungen des geschätzten Leipziger Kolor-Malierers noch einwenden ließe — so beherzigenswert uns dieser Künstler-Ratschrei an sich dünken will, und so beachtenswürdig ganz gewiß einige der Vorschläge in diesem Artikel erscheinen müssen. Die Raiwetät, von der Stoots-Selbsthilfe — noch allen Erfahrungen mit ihr — noch immer und immer das Heil sich zu erworten, scheint uns doch reichlich so groß, wie jene notürliche Raiwetät schöpferkräftigen Künstlertums, welche in ehrlichem Ringen und Streben vermeint: es brauche nur an's Tageslicht gestellt zu werden — die ganze Welt müsse dieses Schaffen alsdann freudig als edel, gut, groß, bedeutend, echt anerkennen. Wessen die Kunst aber von jener Seite, wir meinen: der sogen. Volksvertretung in einem konstitutionellen Verfassung-Staate, entscheidenden Follas sich zu versehen hat, das konnten uns vor 1870 schon die Frage der Bayreuther Festspiele, seither die Stud-Hilfsbrand- und die Urheberrechts-Debatten im deutschen Reichstag, sowie jüngst wieder die Klimt-Lynkeus-Diskussion im österreichischen Reichsrat mit vernichtender Hoffnungslosigkeit doch ein für allemal befeunden. Sollte es dem klugen und reichen Kopfe eines Klop wirklich ganz entgangen sein, daß bei einer Realisierung seines Antroses gerade das Gegenteil des von ihm Gewollten leicht heraukommen kann und zum Schaden der freien Kunst vielleicht nur eine noch stärkere Knebelung der Künstler gezeitigt wird — wie sie ja noch stets und überoll eingetreten ist, wo Geheimrats-Redaktionen über „Persönlichkeiten“ zu stehen kamen und hohe „Kommissions“-Beschlüsse über Werte der kräftigen Individualität zu befinden hatten? Immerdar wird das echte Künstlertum auf den reichen Privatbesitz und hier wieder auf den kongeniolen reinen Subjektivismus angewiesen sein. Mehrere

Kullen geben noch lange keine Eins, viele Wenig in der Regel kein Ziel — „Kollektivismus“ scheint hier also durchaus nur vom Übel. Und selbst, wenn uns der (übrigens noch viel zu wenig bekannte) Künstler darauf hin erwiderte — und wir wissen, er thut es in seinem Geiste: „Ich fühle mich mit der Schriftleitung ganz Eins in Bezug auf die Hochschätzung der sogenannten Volkvertretung im konstitutionellen Verfassungsstaate, und meine Anregungen sind daher auch an keinerlei offizielle Vernunft-Niederstimmungs-Institute, wie Parlamente oder Stadtverordneten-Sitzungen, gerichtet; auch ich unterschreibe diesen Satz, daß „mehrere Kullen noch keine Eins“ ergeben und der Kollektivismus hier — in Kunst- und Geistesdingen besonders — „durchaus nur vom Übel sei“; es scheint mir aber hohe Zeit, im Industrie-Staate, der die Adelsmenschen nivelliert und trotz Zunahme des Privatbesitzes den freien, edlen Subjektivismus nicht fördert, einen dem Künstler kongenialen Subjektivismus systematisch einmal zu züchten und ein Kollektiv-Mäcenatentum von Elitemenschen anzuregen, denen die Pflege echter Kunst Gewissenssache ist und deren Persönlichkeiten hinreichende Bürgschaft bieten, daß „tatsächlich das Gesunde und Beste gefördert wird“ . . . selbst dann wäre für unser Gefühl mit diesem letzteren Begriff gerade die ganze Mißere nur wieder gegeben. Denn des Künstlers Einteilung zumal in verschiedene Beitragsstufen, die doch auch mit entsprechender Abstimmungsquote dann am Interesse des Ganzen werden beteiligt sein wollen, schafft doch nur wieder eine Klassen-Vertretung im kapitalistischen Sinne, bei welcher die Mehrzähler eben notwendig auch die Mehrstimmer werden müssen. — Doch, vielleicht mag der Eine oder der Andere darüber noch einer anderen Meinung sein, als wir, und sie an dieser Stelle späterhin zum Ausdruck bringen. Jedenfalls wollten wir diesen martigen „Ausruf“ der Öffentlichkeit nicht unterschlagen haben.



Sünde.

Von Betty Winter.

(Wien.)

I.

Tief unten im versteckten Winkel des Gartens träumt Venus ihr Vollmondmärchen. Bei Tag ist sie nichts als ein vernachlässigter Torso, „ein unverschämtes nacktes Weibsbild“, wie der Herr Vater sagt, aber in dem weichen, keuschen Mondlicht lebt es auf wie der Abglanz unsterblicher, göttlicher Schöne. Rings um sie gleißt und flimmert es, als stünde sie wieder in der Griechen Tempel. Betäuschend süß und schwül steigt's zu ihr empor, ein Meer von

Düften, gleich einem Gruß aus dem sonnigen Süden. Hoch oben durch die Linde zog's wie ein Seufzer. Die Linde und die Venus verstanden sich. Sie wußte, daß die „Schaumgeborene“ gern all den Zauber für eine recht fashionable Garderobe hingeeben hätte. Ja, das Nacktsein hieß jetzt wirklich sich „eine Blöße geben“. Sie ließ sich freilich nichts anmerken, die Venus. Gleichmütig stand sie auf ihrem einzigen Bein, und damit ja niemand merke, wie neidig sie sei, erkundigte sie sich alle Tage bei den Schwalben nach der neuen Göttin drüben in der Kirche, gerade wie es die irdischen Frauen auch machen.

„Sie ist schön, sie ist prächtig“, erzählte die Schwalbenmutter. „Ihr Kleid ist von Seide, und ihre Krone funkelt von Gold.“ „Aber sie selbst, ihr Körper?“ frug die Venus. „Das weiß ich nicht“, sagte die Schwalbe. Aber ihre Jungen wußten es. Sie waren hübsche Schwalbenjünglinge, und gewaltig stolz auf ihre blauen Fracks. „Sie hat gar keinen Körper“, zwitscherten sie. „Grade nur so viel, daß die Kleider halten. Sie besteht nur aus Kleidern, und das ist das Schönste.“ Dann blickten sie mißbilligend auf die Venus. „Du bist häßlich, du bist sündhaft, man kann gar keinen Unterschlupf bei dir finden.“ Ihr Urteil wog schwer, denn sie nißelten in der Kirche.

Manchmal kam auch ein alter Storch vom Nachbargarten. Er klapperte wenig, und immer von sich selbst, aber das war der beste Beweis seiner Weisheit. „Ich bin der Grundpfeiler der Moral“, sagte er unaufhörlich. Und dann kam er in's Feuer. Er behauptete, daß der Glaube an ihn der allein selig machende und geeignet sei, die brennendsten sozialen Fragen zu lösen. Aber soweit brächte es selbst die konfessionelle Schule nicht. Und er pußte sich und erzählte der Venus zum Troste, daß alle Menschen das Unglück hätten, nackt zur Welt zu kommen, aber alles Verdienst bestände nur darin, sich die passenden Kleider zu verschaffen. —

Es raschelt und knackt. Es regt sich im Gebüsch. Es huscht über den Boden wie trippelnde Kinderfüßchen. Weiß flattert es auf. Gleichzeitig teilen sich die Zweige.

„Räthe!“

„Heinz!“

Betroffen, verwirrt standen sie sich gegenüber. Hüben ein derber, brauner Bub' mit großen, lebensvollen Blauaugen, drüben ein kleines, süßes Ding mit flatterndem rotem Haar.

„Was machst du hier?“ frug er, rot bis unter das Kraushaar.

„Ich wollte die Sünde an der Venus suchen, von der der Pater spricht“, bekannte sie freimütig. Just daselbe hatte ihn hergeführt, aber heuchlerisch zog er das frische Gesicht in wichtige Falten.

„Der Vater hat uns verboten, die Heidin anzuschauen.“

„Der Vater, ja freilich“, sagte sie, und dann schnitt sie ein Gesicht gerade wie ein kleiner Kobold. „Glaubst du, er thut es nicht? Wie hätte er sonst wohl die Sünde entdeckt?“

Noch schien er zu zögern. „Die Sünde aber kommt auf dich.“

„Ich habe so stets mehr zu beichten als du.“ Es klang ordentlich stolz.

„Ich werde schon sorgen, daß du trotzdem in den Himmel kommst“, meinte er großmütig. Er that gerade, als hätte er stets ein paar Stuben im Himmel zu vermieten, aber er sollte ja auch Pfarrer werden. Nun standen sie dicht vor der Venus. Suchend glitten Käthe's Augen über den Marmor. Dann gieng sie rundherum, aber die Sünde konnte sie nicht finden. Er aber stand unbeweglich. Wie das zuckte und bebte, — das war Mondlicht mit seinem trügerischem Schein. Wie's in des Knaben Schläfen hämmerte und pochte, — das war das unbändige junge Blut und wollte sie schier sprengen in unbändiger Lust. Seine Seele aber lag in seinen Augen. Und die küßten die herrlichen Formen mit dem Blick. Das Steinbild aber trank die Küsse, bis all das warme junge Leben hinüberströmte in den toten Leib. Er aber stand blaß und reglos gleich ihm.

„Heinz!“ sagte Käthe ängstlich. Und dann schrie sie plötzlich auf. „Heinz, die Venus ist ja nackt!“ Jetzt wußten sie auf einmal, daß das die Sünde war. Ja, wie hatten sie nur das früher nicht entdeckt? Käthe zog ihn sachte am Rock.

„Sieh die Venus nicht so an, sie muß sich ja schämen!“

„Ah, woher denn“, lachte er.

„So schäm' ich mich für sie“, sagte sie heftig, und ihr Gesichtchen war wie mit Blut übergossen.

„Still!“ Lauschend hob er den Kopf. „Man kommt!“ Tiefer schlüpfen sie in's Gebüsch.

„Wer ist's?“ frug sie sich niederbuckend.

„Der Vater!“ Fast laut sprach er's vor Überraschung. „Und deine Mutter!“ Erschrocken verstummte er; das Paar stand dicht vor ihrem Versteck.

„Ich flehe zu Gott dem Heiligen alle Tage, mir Kraft zu verleihen mein Liebeswerk zu vollenden“, klagte die schlanke blonde Frau. „Aber, wenn das Ende nicht bald —“

„Des Himmels Lohn läßt nicht auf sich warten“; schmerzhaft preßte er seine dicken Lippen auf ihr schmales, stolzes Gesicht. „Gott in seiner allbarmherzigen Gnade wird die Seele Ihres Vatten erlösen vom irdischen Leid und baldigst eingehen lassen zu den Freuden des Paradieses.“

„Amen“, flüsterte sie mit fromm verdrehten Augen. —

„Sie sind fort!“ Vorsichtig bog Heinz die Zweige auseinander. Be-
lustigt sah er sich nach Rätke um. Sie aber stand mit gesenktem Köpfchen,
und um ihren Mund zuckte es wie von nahen Thränen. Er brach in ein
lautes, unbändiges Gelächter aus.

„Lache nicht!“ gebot sie heftig.

„Ich lache, wenn's mir beliebt“, sagte er trozig und dann lachte er
noch lauter. Blißschnell hob sie die Hand und schlug ihn mitten in das
übermütige Gesicht. Ihn schlagen! Ihn! Er packte sie bei den Schultern
und schüttelte sie. „Du, du, wenn du kein Mädchen wärst!“ Sie schrie
nicht, wehrte sich kaum, nur ihr Gesicht war schneebleich. Er ließ sie los, so
plötzlich, daß sie taumelte. Das rote Haar hing ihr wirr in's Gesicht, und
als sie es zurückwarf, sah er, daß sie weinte. „Hab' ich dir weh gethan?“
fragte er rauh; sie durfte ja nicht merken, wie leid es ihm war.

„Rein“, sagte sie leise. „Aber der Vater hat von der Gnade Gottes
gesprochen.“ Er schwieg betroffen. Ja, dann hatte sie freilich Grund zum
Weinen. Wenn der liebe Gott wieder einmal einen Engel gebrauchte, dann
kam der Vater und sprach von der Gnade Gottes, und die gestern noch gelacht,
lagen steif und stumm, aber von den Engelsflügeln war nichts zu sehen. Und
es schien, als brauchte der Vater nur den Mund aufzuthun, um den Himmel
mit frischen Engeln zu versorgen. Sie sahen sich an, angstvoll erschreckt. Sie
dachten beide dasselbe und wagten es doch nicht auszusprechen. „Heinz“, sagte
sie heiser, „thut der liebe Gott alles, was der Vater will?“ und ihre Zähne
schlugen aufeinander.

„Ja“, sagte er überlegen.

„Und mir zu Liebe möchte er nicht ein einziges kleines Wunder thun?“

„Rein, der Vater und die Tante stehen ihm näher.“

„Ich aber möchte, daß mein Papa gesund wird, und sie wollen, daß
er stirbt.“

„Darauf kommt's nicht an.“

„Aber, warum?“ schluchzte sie leidenschaftlich.

„Wie dumm du bist“, sagte er geringschätzig. Er hat doch dafür auch
etwas vom Vater. Die vielen Messen, — und wenn der Vater nicht wäre,
brauchte man ja gar keine Kirche. Und die Mutter Gottes bekäme sicher nicht
jedes Jahr ein neues Kleid.“ Da hörte sie plötzlich zu weinen auf.

„Höre“, sagte sie geheimnisvoll, „ich werde dem lieben Gott etwas Wunder-
schönes schenken.“

„Du?“ sagte er, „du hast ja nichts.“

„Oh ja“, sagte sie zornig; aber als sie den Mund aufthat, ihre Schätze aufzuzählen, fiel ihr plötzlich ein, daß die eigentlich alle nicht für den lieben Gott paßten.

„Du kannst ja den lieben Gott bitten, daß er dich statt des Onkels sterben läßt.“

„Nein“, sagte sie, „dann habe ich doch erst recht nicht meinen Papa.“

„Aber dafür kommst du zum lieben Gott“, meinte er überredend.

„Der ist doch kein Papa!“

„Räthe! — Heinz!“ rief jemand laut. An der Gartenthür stand die Großmutter, und sah nach ihnen aus. Ihr weißes Haar leuchtete seltsam im Mondlicht. Es war hohe Zeit zum Schlafengehn.

II.

Der Papa war kränker geworden. Ganz zeitig morgens war der Doktor dagewesen mit seinem strahlenden Lächeln, das immer strahlender wurde, je gefährlicher ein Fall war. Die Großmutter aber hatte ganz sachte den Kopf geschüttelt. Und als es Mittag wurde, schüttelte das ganze Haus die Köpfe. Es war stufenweise abwärts gegangen. Von der Großmutter zur Mutter, zum Vater, zu den Diensthöten, zu den Nachbarinnen. Und die am wenigsten Grund hatten, schüttelten am heftigsten. Denn das kostete nichts und zeigte die Teilnahme am deutlichsten. In der Küche stand Niede und buk aus Leibeskräften. Man mußte doch etwas zum Verzehren haben für all die beleidigten Gäste, wenn Gott behüte —. Und ihre Thränen tropften in das heiße Schmalz. In einem Winkelchen saß der Heinz, er durfte die Schüsseln auslecken. Aber es wollte ihm heute gar nicht recht schmecken, und das machte ihn erst recht traurig.

„Niede, mein Papa stirbt“, sagte Räthe. Sie war unbemerkt eingetreten.

„Jesus, Maria!“ schrie Niede auf. „Nein, wie du mich erschreckt hast, wie kann man nur so herzlos sein!“ Räthe senkte das grünlichbleiche Gesichtchen.

„Weißt du nicht, was man macht, daß einem der liebe Gott ein einziges kleines Wunder thut?“ fragte sie zaghaft. Niede schob eine frische Lorte in die Röhre.

„Nein“, sagte sie gleichmütig, „hab' nie eins nötig gehabt.“ Sie sah ungeheuer selbstzufrieden dabei aus. „Brauchst noch nicht zu verzweifeln, es wird wohl nicht so geschwind gehen mit dem Sterben.“ Und sie dachte bescheiden, daß sich Einzerteig Wochen lang aufheben ließe.

„Der Vater bringt ihn um“, sagte Räthe ernsthaft.

Heinz schleckte sich gedankenvoll die Finger ab. „Rein, der liebe Gott thut nur ein Übriges für den Vater.“

„Niedel wurden die Kinder unheimlich. „Ihr könnt einen Sprung in die Kirche machen“, meinte sie.

Ja, es war wirklich ein Segen, die Kirche so nahe zu haben. Die Kinder sahen sich an.

„Meinst du? Schaden kann's nicht.“ Und dann nahmen sie sich bei der Hand und giengen. Es war ganz still in der Kirche. Über dem Altar schwebte ein leiser Weihrauchdust, gleich dem Atem all der unzähligen Heiligen. St. Petrus betrachtete mißvergünstigt seine überlebensgroße Zehle, und auf des heil. Georg's Nasenspiße koste ein Fliegenpärchen.

„Suche dir einen Heiligen aus, ich will dich hinaufheben, damit du es ihm in's Ohr sagen kannst“, sagte er großmütig. Langsam begannen sie die Kunde zu machen. Einer war immer prächtiger als der andere — ob er oder sie, ob aus Pappe, Porzellan oder Holz. Zehn Marktweiber hätten nicht Atem genug gehabt, all die Wunder aufzuzählen, die sie gethan. Und der es nicht glaubte, konnte es gedruckt lesen in den kleinen Büchlehen, die der Küster verkaufte. Aber um jeden lag ein Wall von Kerzen und Blumen. Sie aber kamen mit leeren Händen, und Käthe's Herz schlug immer trauriger und zaghafter. Da standen sie nun wieder draußen, und Käthe biß in ihre dicken roten Zöpfe, um nicht laut aufzuweinen.

„Ich weiß eine Muttergottes“, sagte er, „eine ganz arme Muttergottes, draußen auf der Landstraße. Die ist vielleicht froh, wenn sie ein Wunder thun kann.“

„Gehen wir“, sagte sie hastig.

„Es ist weit“, meinte er zögernd.

„So geh' ich allein!“

„Du findest aber den Weg nicht.“

„Ich finde ihn schon —“ und sie wandte den Kopf und that wirklich, als gienge sie allein. Er aber folgte langsam, nur um zu sehen, ob sie Recht behielte. Sie giengen durch die mittagmüde Stadt. Die Luft war ein stimmendes Sonnennetz, und ihre Schritte hallten seltsam laut wie die Stimme eines Menschen, der aus dem Schlafe spricht. Immer weiter hinaus auf die staubige Landstraße! Unentwegt schritt sie vorwärts, sicher gemacht durch sein Schweigen. Er aber wunderte sich insgeheim, daß sie die Richtung nicht fehle. Rechts winkte der Wald mit seinem kühlen Schatten, aber mitten in dem grauen Staub stand die Madonna für die, die nie abschweifen dürfen von der einförmigen, mühseligen Landstraße. Es war wirklich eine recht armselige Muttergottes, und vertrauensvoll warf sich Käthe vor ihr auf die Knie. Der

Heinz stand, den Hut in der Hand, obwohl er ihr eigentlich nicht beten helfen wollte. „Liebe, heilige Muttergottes“, sagte sie laut, „ich komme zu dir, weil der Vater zum lieben Gott gegangen ist, und es wird ein sehr schweres Wunder werden, denn der liebe Gott wird nicht wollen. Wenn du es aber thust, so wirst du so reich werden, wie die Muttergottes in der Kirche, denn alle Leute werden zu dir kommen. Ach, ich kann dir gar nichts geben — nicht einmal Blumen; ich habe keine Zeit zum Pflücken gehabt, meine Bitte hat solche Eile. Siehst du, der liebe Gott hat eine ganze Menge Engel, und ich habe nur einen einzigen Papa. Wenn er aber durchaus einen Engel haben will, so soll er sich den Vater nehmen. Der hat gar keine Kinder und freut sich schon so auf den Himmel. Ich und der Heinz versprechen dir, daß wir gar nicht um ihn weinen.“ Sie schwieg, aber auch die Muttergottes rührte sich nicht. „Gieb mir ein Zeichen“, flehte sie. Doch nichts regte sich. Da packte sie der Zorn. „Du mußt meinen Papa gesund machen, ich hab' ja sonst niemanden zum Küssen und Liebhaben!“

„Oh Käthe, die Tante!“ — flüsterte Heinz.

„Rein, nein, mit der Mama ist es gerade wie mit der Kirche, wo man nicht lachen darf.“ Und ausschlagend griff sie nach dem Kleide der Jungfrau. Über den Wald her kam der Sturm geflogen, bis an den Himmel reichten die Schwingen und löschten die Sonne. Sie fühlte es nicht. „Reinen Papa will ich haben, meinen Papa!“ Da flamunte es leuchtend auf. Vom Himmel zuckte es nieder, aus dem Boden sprühte es auf. Und inmitten des feurigen Glanzes stand die Maria. Dann ward's dunkel, ganz dunkel. „Heinz!“ schrie sie auf, „wo bist du? Ich fürchte mich, es ist plötzlich Nacht geworden.“

„Der Blitz hat dich vor uns eingeschlagen, aber die Mutter Gottes hat uns beschützt, — das Gewitter wird gleich vorüber sein.“ Seine Stimme klang dicht neben ihr, aber sehen konnte sie ihn nicht.

„Hast du die Flammen gesehen — wie sie leuchteten? Aber jetzt ist's so dunkel.“ Ihm wurde bange.

„Es ist ja hell, Käthe“, sagte er, „mach' nur die Augen auf!“

Sie starrte ihn an, mit weit aufgerissenen Augen. „Ich sehe nichts, gar nichts.“

Da schrie er auf in jähem Entsetzen. „Der Blitz hat dich blind gemacht!“

„Blind“, wiederholte sie verständnislos. Sie hörte ihn schluchzen in fassungslosem Schreck. Da flog ein unirdischer Schimmer über das Kinder Gesicht. „Still, still“, sagte sie geheimnisvoll, „die Muttergottes hat meine Augen genommen, weil sie meinen Papa gesund machen wird.“

III.

„Es ist ordentlich gemüthlich hier“, sagte der alte Mann und nickte dem flammenden Ofen zu, wie einem guten Bekannten. „Man könnte fast meinen, es wäre Winter.“ Er konnte den Sommer nicht leiden; er war überhaupt ein wunderlicher alter Mann. Sie hatten ihn ganz allein bei dem kranken Kind gelassen; Alle waren mit der Leiche gegangen — es war erstaunlich, wie viele mitfühlende Herzen es gab. Er war immer bereit zu solchen Liebesdiensten, deshalb hielten ihn auch Alle für ein recht unnützes Individuum. Er schrieb Bücher, aber die waren das einzige, das niemand von ihm verlangte. Die kleine Rätke lag mit fieberroten Wangen im Bette. Um die Augen trug sie eine schwarze Binde; aber das war nur, weil man sich nicht einzugesehen getraute, daß sie unheilbar blind sei.

„Kommt mein Papa heute noch in den Himmel?“ Ihr Stimmchen klang ganz heiser vom vielen Weinen.

„Ja freilich“, sagte der alte Mann; „du glaubst wohl auch, da oben ist eine Art Invaliden-Corps, wo man bloß bei festlichen Gelegenheiten mitfingen muß?“

„Das versteh' ich nicht“, sagte Rätke, „aber ich will wissen, was mit meinem Papa geschieht.“

„Etwas weit Schöneres: aus seinem Körper wachsen all die hübschen Blumen, die er am liebsten gehabt; seine Seele aber kommt in ein ganz kleines Kind, das gerade auf die Welt kommt. Und wenn du dann einmal einen Menschen triffst, bei dem dir's scheint, du hättest ihn schon längst gekannt, so ist es der, der die Seele deines Papa's hat.“

„Das versteh' ich auch nicht recht, aber es klingt wie ein Märchen“, und sie lächelte träumerisch. Dann plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals. „Ich muß dir etwas sagen“, flüsterte sie, „aber sage es niemand, alle Leute müßten weinen, so traurig ist es. Der liebe Gott ist gar nicht gut, und die Muttergottes ganz falsch; sie hat mir meine Augen genommen, und der Papa ist doch gestorben.“

„Sei ruhig“, sagte der alte Mann, „er wird schon wieder für dich gut werden. Die Vögel klagen auch über ihn, wenn es Winter wird. Im Frühling aber fingen sie ihm Loblieder“, und er lächelte eigentümlich. Ihr Kopf ruhte gerade an des alten Mannes Herzen, sie konnte fühlen, wie es klopfte, so traurig und müd' — es mußte ein trauriges Herz sein.

„Hast du auch keinen Papa mehr?“ frug sie.

„Nein“, sagte der alte Mann, „ich habe nie einen gehabt.“

„Nie einen Papa!“ Sie konnte es nicht fassen, nie jemand zu haben, der einen auf den Knien schaufelte und küßte, der einem die schönsten Ge-

schichten erzählte, und dem man alles, alles sagen konnte. Und über das Mitleid mit ihm vergaß sie den eigenen Verlust. „Ich werde meinem Papa sagen, daß er auch deiner sein soll, er wird mich ja trotzdem immer lieber haben.“ Draußen fuhrn die Wagen vor, die Leidtragenden kamen zurück — Schuhwerk und Herzen zerweicht vom Regen und der Rührung über sich selber. Die Stube füllte sich mit dunklen Gestalten. Und Käthe grub aufschluchzend ihr Gesicht in die Rissen. „Mein Papa ist ja tot!“ Da saßen sie nun, und jeder bemühte sich, das Unglück immer schwärzer zu malen, als der andere; aber das hießen sie trösten.

„Ich habe gar nie einen Papa gehabt“, sagte der alte Mann zu Käthe, ehe er gieng.

Er wird recht kindisch, dachten die Leute; und doch war es das Beste, das er ihr sagen konnte.

IV.

Großmutter saß am Klavier und spielte. Leise, leise — halb verwischt Klang's, gerade als summe jemand ein längst vergessenes Lied. Es war ein alter, uralter Kasten, das kleine schwarze Klavier, schier so alt wie Großmutter selbst. Sie gehörten wohl beide zum Kumpelwerk. „Ausgespielt“, sagten die Leute, und damit konnten sie sowohl die Großmutter als das Klavier meinen. Ja, wer fragte noch nach den Melodien, die einst in ihnen erklangen? Die Welt pfiß nach einer anderen Tonart, da konnten sie freilich nicht mitkommen. Wehmütig klapperten die schmalen gelben Tasten unter den runzeligen Händen mit den starken blauen Adern, und wo's am schönsten war, blieben die Töne stecken — gerade wie bei einem Menschen, dem vor Rührung die Stimme ausgeht. Aber dann hörte Großmutter die Melodie am deutlichsten. Sie hatte sie unzählige Male gespielt, damals als — ja, es war lang her. Und sie nickte mit dem grauen Kopf und lächelte so eigen, wie die Kinder es thun, wenn sie ein Märchen lesen, oder die alten Leute, für die das Schönste auf Erden wieder mit „Es war einmal“ anfängt. Im Zimmer ward's schon recht dämmerig. Solch trautes, weiches Dämmerlicht. Die Bilder über dem Sofa verschwammen, und die alten Möbel lösten sich auf in ein formloses, unsagbar gemütliches Stoa's. Auf dem Tisch stand ein Fliederbuschen. Sie hatten vergessen, ihm Wasser zu geben. Tief aufseufzten die kleinen Blüten in ihrer Todesqual, und im ganzen Zimmer roch es nach Flieder und Mai. Das Fenster stand offen. Käthe hatte die Arme weit über die Brüstung gelegt und ihr niedliches weißes Gesichtchen darauf gebettet. Der Abendwind spielte mit ihrem lockigen Haar und strich ihr kosend über die Wange; aber sein Hauch war weich und wehmütig, er schmedte nach Thränen — es hatte geregnet. Die Wolken und

die Häuser hatten alle dasselbe häßliche, verwaschene Grau. Schier wußte man nicht, wo die Mauern aufhörten und der Himmel anfing. Nur das Kirchenkreuz leuchtete und funkelte; doch sein Schimmer machte nicht froher, man mußte an Tod und Sterben dabei denken. Es war ein trauriger Abend. Für Käthe aber lag die Welt stets im schönsten Sonnenschein, ihre Anschauung geriet nie in's Schwanken — sie war ja blind.

„Guten Abend“, sagte Riede und stellte die brennende Lampe auf den Tisch. Und nun war es wieder eine kleine dumpfe Stube, die Möbel alt und verschossen, die Gardinen voll Löcher, die auf's Gesichtwerden warteten. Die lächelnden Grübchen aber in der lieben Großmutter Gesicht glichen jetzt zwei scharfen Sorgenfalten. Leise schloß sie den Klavierdeckel.

„Wie schön“, sagte Käthe. Und dann dehnte sie sich, daß die schweren roten Höpfe auf die Schultern glitten. Großmutter nickte. Und dann seufzten sie beide. Sie meinten Grundverschiedenes, aber das that nichts. „Ist die Lampe schon da?“ fragte Käthe.

„Ja, Kind.“

„Und draußen ganz dunkel?“ Da kam sie langsam zum Tisch. Suchend bog sie den Kopf vor, bis sie die Wärme des nahen Lichtes fühlen konnte; dann stand sie, unbeweglich nach der Lampe starrend, und ihr war gerade, als sähe sie ihren Schein. Eine Weile war's still, Großmutter's Stricknadeln lapperten aufgeregt; dann schwiegen auch sie — sie that ein Nickerchen . . .

Über den Steingang klang jetzt ein elastischer Schritt. Vor der Thüre blieb er stehen. Lautlos bog sich der Drücker.

„Wißt du's, Nicke?“ fragte sie laut. Wie unterdrücktes Lachen klang es zurück. Nervöse Ungeduld überkam sie — etwas Fremdes stand dort, sie fühlte es. „Wer ist's?“ fragte sie heftig.

„Kate“, sagte Jemand leise.

„Treibt keinen Scherz mit mir, wer es auch sei, ich bin ja blind!“ Und ihre Stimme klang wie die eines Kindes, das weinen will. Da kam es stürmisch auf sie zu, und zwei mächtige Hände preßten die ihren.

„Käthe, kleine, dumme Käthe!“ sagte mitleidig eine Stimme, so jugendlich frisch und kraftvoll, daß es schier von den Wänden widerhallte. Und wie er sprach, durchzuckte sie ein jähes Erkennen.

„Heinz!“ stammelte sie verwirrt. Ja, es war der Heinz, der liebe, lange, lustige Heinz, der Heinz mit seinem Kinderlachen und der erfurchtgebietenden Tonsur mitten im braunen Gelock — aber die konnte sie ja nicht sehen. Und sie hielten sich bei den Händen und konnten sich nicht fassen vor Erstaunen, daß sie sich wieder hatten, und daß sie so lange ohne einander leben gekonnt.

In den großen Lehnstuhl mußte er sich setzen, und auf der Lehne lauerte sie, ganz dicht bei ihm. Sie sprachen beide zu gleicher Zeit, thörichtes, belangloses Zeug. Sie unterbrachen sich jeden Augenblick, um etwas Wichtiges zu fragen, und hatten's vergessen, ehe sie begannen.

„Wo ist denn deine Mutter?“ fragte er.

„Die lebt in der Welt. Oh, es ist schön in der Welt!“ Es klang voll Sehnsucht.

„Woher weißt du's?“ fragte er verwundert.

„Ich denke mir's!“

„Sie ist lange nicht so schön, als du meinst“, sagte er bestimmt.

„Kennst du sie denn?“

„Nein, aber ich glaube es.“

„Nun will ich sehen, ob du dich verändert hast“, sagte sie plötzlich und fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht. Sie lachten beide, und doch war es traurig. „Du mußt mir sagen, wie du aussiehst!“

„Unsinn“, sagte er unwillig.

„Ihr aber sollt mir Alle eure Augen leihen.“

„Es ist doch nicht so leicht, sich selbst zu beschreiben.“

„So laß dir vom Spiegel helfen!“ Unwillig wandte er den Kopf, da sah er gerade in den Spiegel. Und was er sah, schien ihm so absonderlich fremd, daß er des Schauens kein Ende finden konnte. Die Zeit wurde ihr lange. „Du bist wohl klein und budlig?“ lachte sie. Da richtete er sich mit einem jähen Ruck zu seiner vollen Höhe auf.

„Unsinn“, sagte er wieder; aber jetzt zürnte er wirklich.

„So sag' mir doch endlich, wie du aussiehst!“ drängte sie.

Er wurde wahrhaftig rot wie ein junges Mädchen. „Das darf ich wirklich nicht sagen, denn Eitelkeit ist eine Todsünde.“

„Bist du denn gar so schön?“

Er schwieg.

„Bin ich schön?“ fragte sie.

„Das weiß ich nicht.“

„Ja, siehst du mich denn nicht?“

„Sehen schon, aber ansehen nicht.“

„Und warum?“

„Weil's Sünde wär'!“

„Sünde“ — wiederholte sie. Und dann rückte sie noch näher. „Höre“, sagte sie, „du mußt mir ganz genau sagen, was das eigentlich ist, die Sünde.“

„Was schon unsere Urgroßmütter nicht haben thun dürfen.“

„Nein“, sagte sie ungeduldig, „ich meine nicht die gewöhnlichen Sünden, sondern die, die nur ihr kennt.“ Ihm wurde warm.

„Wir?“

„Nun, wer wüßte denn immer gleich, ob man Schlechtes sieht oder denkt, wenn's einem nicht der Pfarrer sagt, denn oft ist es gerade das Allerhöchste.“

„Der Sünde Gestalt ist immer prächtig“, sagte er salbungsvoll, denn er mußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte.

„Gelt?“ flüsterte sie vergnügt, „ihr macht es nur so wie die Großmutter mit dem Honigtopf. Weißt du noch? Sie schrieb ‚Gift‘ darauf, damit wir nicht naschen sollten. Und weil die Leute alle nicht gut genug sind, um das Schönste zu verdienen, sagt ihr, es sei schlecht, und behaltet es für euch, weil ihr die Frömmsten und Besten seid.“

„Ich verstehe dich gar nicht“, sagte er erregt, „aber du bist sicher im Unrecht.“

„Geh“, sagte sie ungläubig, „mir darfst du schon die Wahrheit sagen. Ich muß ja tugendhaft bleiben, ich bin blind, da erspare ich die Augen vor allem Zumachen.“ Und sie seufzte tief auf.

„Schäme dich“, sagte er heftig. „Du warst von jeher so ein Vorwitz, auch mit dem Honig; du hast ihn gegessen, trotz der Aufschrift.“

„Weil ich sie nicht habe lesen können, und geschadet hat er mir gar nichts.“

„Aber ich habe Bauchschmerzen bekommen!“

Sie lachte. „Aus Angst, weil du den Zettel gesehen, nachdem ich dich hab' kosten lassen.“

„Hast du etwas gesagt?“ fragte eine schlaftrunkene Stimme. Großmutter richtete sich auf und pupte die Brille. Sie that, als hätte sie die ganze Zeit ruhig weiter gestrickt. Sie ließ sich nicht gern bei einem Nickerchen ertappen. Da sah sie den jungen Necken neben Käthe. „Ich muß wahrhaftig eingeschlafen sein“, murmelte sie verwundert und streckte ihm die wellen Hände entgegen.

V.

Das war der traulichste alte Kirchenplatz, den man sich denken konnte. Auf den ersten Blick sah man freilich nichts Besonderes, aber er schien schön für alle und jeden, und das ist weit besser, als es für sich zu sein. Die Frommen konnten sich eine Nase voll Andacht und Weihrauch im Vorübergehen mit nach Hause nehmen, und für die Weltkinder gab es süßesten Blumenduft

aus den Nachbargärten. Die gerne hoch hinaus wollten, konnten den schlanken Rirchtum hinaus bis in den Himmel schauen; die aber demütig die Lider senkten, sahen die hübschen Mägde am Brunnen. Am schönsten aber war der Platz, wenn der neue Herr Pfarrer drüber gieng. Das Ornat saß ihm wie eine Uniform, und um das goldbraune, seidige Gelock spielten die Sonnenstrahlen — es sah gerade wie ein Heiligenschein aus. „Er ist ein Heiliger“, sagten die blonden Mädchen, die dreimal im Tage Wasser holten. Und dann pufften sie sich sichernd in die Seite und reckten die Hälse. Er aber hielt den Kopf steif, als fürchtete er, die Glorie zu verschieben. Und dann meinte er wirklich, er sehe sie nicht. Absonderlich jung war er noch, der Heinz, für seine Würde. Aber das war das beste Zeichen — beileibe nicht von Protektion, sondern daß er ein Auserwählter war. „Er ist ein Heiliger“, sagten die Frauen. Eine sagte es der anderen wie eine Drohung. Und zum Schlusse glaubte er es selbst. Der frische Heiligenschein juckte freilich noch, wie dem Hirschen das keimende Geweih; aber sich zu kraken wagte er nicht, wenigstens öffentlich nicht. Es wäre auch schade gewesen, wenn er seinen Beruf verfehlt hätte. Sechs Fuß acht Zoll hoch, schlank und doch in den Schultern breit, mit einem Antoniuskopfe und einer Stimme wie eine Glocke — ja, ja, der liebe Gott hatte nur in der Eile die Flügel vergessen. Man konnte deutlich den Segen spüren, der auf ihm lag. Die ältesten Weiblein wurden behend, wenn er nahte, und die blassesten bekamen rote Backen. Die Kinderlosen drängten sich, sein Gewand zu küssen — aber bei ihnen versagte bis jetzt die Wunderkraft. Die ganze Stadt war stolz auf ihn und hätte sich am liebsten das Recht eines lebendigen Heiligen patentieren lassen; allein sie waren sicher, daß keine andere Stadt solcher Gnaden theilhaftig werden konnte.

Die Rilauer waren ein ganz besonderer Menschenschlag. Trafen sich zwei in der Fremde, so erkannten sie sich sofort an ihren Merkzeichen: große Hände und kleine Herzen, und das sind die ersten Bedingungen, um reich zu werden. Sie wurden alt und dick. Die Erziehung ihrer Kinder machte ihnen keine Sorge, denn die mußten einfach genau dasselbe thun, was zehn Generationen vor ihnen gethan; und da in Rilau alles nach einer bestimmten Regel gieng, wußte ein Jeder ganz genau, was der liebe Nächste dachte und kochte, und das war äußerst beruhigend und zuträglich. Sie stärkten täglich ihre Tugend an der Schlechtigkeit anderer Leute, zu welchem Zwecke sie die Zeitung lasen. Wer aber noch an ihrer Vollkommenheit zweifelte, brauchte nur kurze Zeit in ihrer Mitte zu leben, denn es war wirklich eine Stadt, in deren Mauern der Friede „gähnte“. Lachen können einen auch die Bösen machen, Gähnen aber ist das unbewußte Beugen der verderblichen Gelüste vor der erhabenen Reiz- und Wunschlosigkeit der Tugend.

VI.

Es war Sonntag. So ein rechter heißer, stiller Sommertag. Die Stadt glich einem Bilde, bei welchem der Maler die Augen zu machen vergessen hat. Die Kolläden waren geschlossen, und die Häuser gukten mit zugemachten Jalousien. Die Sonne schien langweilig hell, gerade als hätte ihr ein Photograph „Bitte, recht freundlich!“ befohlen. Im Hause knarrte die Kaffeemühle, duftete es süß nach Kuchen, und Niede band die Schürze auf die andere Seite. Großmutter war ausgegangen. In ihrem Lehnstuhl lag Käthe. Es war ihr Lieblingsplatz. Die roten Haare lagen verwirrt auf dem abgeschabten Leder. Auf ihrer Achsel saß Kurt, der Kater. Sein schwarzes Fell stach seltsam gegen die goldigen Strähne ab. Sie trug ein sonderbar verblühenes, altmodisches Kleid. Es hatte einst der Großmutter gehört. Aus dem tiefen Ausschnitt hoben sich Schultern und Nacken herb, keusch, in ediger Weise. Eine harte, blendende Helle lag über dem Zimmer, floß um die zarte Gestalt. Leise sumimte sie vor sich. Keine Worte, kein Lied — so zwischert ein Vogel.

„Gelobt sei Jesu Christ!“ Ein feiner Weihrauchduft machte sich fühlbar.

„In Ewigkeit Amen!“ murmelte sie und wußte, daß es der Heinz war.

Er setzte sich auf das Bänkchen zu ihren Füßen und legte den Kopf in ihren Schoß.

„Bist du krank?“ frug sie mit ihrer lieben Kinderstimme und strich ihm schmeichelnd über das Haar.

„Nein, nur müd“, sagte er und seufzte.

Ja, es war wahrhaftig kein Spaß, so ein Heiliger zu sein! Sie schwiegen beide. Von der Straße klangen vereinzelt Tritte und Stimmen — arme geplagte Menschen, die einen Ausflug machten. Ein unendlich behagliches Gefühl überkam ihn.

„Du bist sehr glücklich“, sagte er und dehnte sich.

„Wirklich?“ fragte sie spöttisch. „Schade, daß ich es bis jetzt nicht gemerkt habe.“

„Was fehlt dir denn?“ sagte er ärgerlich — „bis auf das Blindsein; aber du sagst ja selbst, daß es für dein Seelenheil zuträglich ist. Und dann hast du solch bequemes, sorgenloses Leben. Gute Kleider, gutes Essen, ein angenehmes Heim.“

„Das alles macht mir gar keine Freude, und das ist dasselbe, als hätte ich es gar nicht. Nur die Erinnerung gehört mir.“

„Das sind Phantasiegespinnste!“

„Ja“, sagte sie und nickte, „das meinen viele Leute. Mir aber ist sie

gerade das Liebste. Sie macht mich immer weinen. Und das ist nur ein Beweis, wie schön das ist, an das ich denken kann!“

„Was willst du denn eigentlich?“ fragte er ärgerlich.

„Leben!“ Und ihre Augen leuchteten, als hätte sich all das Licht, das sie einst geschaut, darin gefangen.

„Du willst immer etwas Besonderes.“

„Ja, warum ist es auch für mich etwas Besonderes?“

Wieder ward's still. Es war unerträglich schwül. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Hast du nichts im Hause, das die Seele aufreißt?“

Langsam erhob sie sich, nahm von dem Schränkchen eine Flasche und füllte ein Glas. Ihre Bewegungen waren erstaunlich sicher. Rot wie Blut funkelte der Wein, aber noch lodender leuchteten ihre Lippen.

„Trinke zuerst“, bat er hastig, „dann setz' ich meinen Mund an dieselbe Stelle und 's ist gerade wie ein Kuß.“

„Willst du mich denn küssen?“

„Das hab' ich nicht gesagt!“

„Was sollt's dann des Spiels?“

„Willst du?“ fragte er zaghaft, verlangend.

Häftig schüttelte sie den Kopf, aber sorgsam stellte sie das Glas nieder. Sein Atem gieng rasch.

„Hör“, sagte er, „was ich auch thun sollte, etwas Schlechtes kann ich nie dabei denken; denn weißt du, ich bin ein Heiliger. Sie sagen's alle.“

„Spar' dir die Worte“, sagte sie ungeduldig, „ich seh' ja doch nicht, was du thust.“ Da ergriff er ihre Hand und zog sie behutsam an sich.

„Ich habe dich lieb, Rätche“, fast sprach er's gegen seinen Willen.

„Dann lieb' ich dich auch.“

„Aber nur mit der alles umfassenden himmlischen Liebe“, meinte er vorsichtig und schlang den Arm um ihren Leib. „Anderes dürfen wir ja nicht. Denk' also, der heilige Petrus küßt dich.“

Sie verzog den Mund. „Rein, der hat solch langen Bart.“

„So denk' an St. Georg!“

„Sieht der dir ähnlich?“

„Im Namen Gottes des Vaters“, murmelte er und küßte sie beherzt auf die weiße Stirn, „des Sohnes, des heiligen Geistes —“ aber wie er die roten Lippen berührt, da vergaß er das „Amen“.

VII.

Sie waren ungeheuer glücklich. Glück ist weiter nichts als das Nachmittagschläschen des Schicksals, während dem wir unser Lieblingsmärchen träumen dürfen, — und da sie schrecklich fromm waren, hatten sie sich das erste Kapitel aus der Bibel ausgesucht. Das ganze Paradies hatten sie sich zusammengestellt. Nur den Feigenbaum hatten sie vergessen, das hatten sie schlau gemacht. Wenn nichts zum Bedecken da ist, was ist klarer, als daß man nichts zu verstecken braucht? Sie waren fest überzeugt, daß sie nur Gutes thun können, und deshalb thaten sie auch nichts Böses. Bei jedem Auß sprachen sie vom lieben Gott, und sie küßten sich oft. Daß die Großmutter nie dabei war, war Zufall. Denn ihre Liebe war rein wie die des ersten Menschenpaares, das noch an kein künftiges Geschlecht dachte.

VIII.

Über Ailau war ein großes Leid gekommen. Die Werkeln spielten Trauermärsche und die Zuckerbäcker, die etwas auf Reputation hielten, lieferten nur mehr Sachen mit Schokoladeguß. Die kleinen Kinder liefen mit eingeschmuckten Nasen herum, denn ihre Mütter mußten den ganzen Tag die Hände ringen, damit ihnen kein Mangel an Ehrgefühl vorgeworfen werden konnte. Die Gassen widerhallten von dem Geschrei der jungen Mädchen, die jedem gelben Vogel mit gelben Beinen — ob Ente, Gans oder Storch — „Storch, lieber, guter, bring' mir einen kleinen Bruder“, genau wie es das Märchen vorschreibt, riefen. Damit zeigten sie ihren reinen Sinn, und das war nötig in einer Zeit, wo so schreckliche Dinge passierten. Die jungen Männer aber wurden rot, wenn sie einen Unterrock in einer Auslage sahen. Mehr konnten sie wirklich nicht thun. Die Seelenruhe von zweitausend Menschen hing an einem Haar, einem langen, goldigen Frauenhaar. In ihrer Suppe hatten sie es nicht gefunden, und da wäre es manchem nicht so unappetitlich vorgekommen; aber auf der Kutte des Herrn Pfarrers war's gelegen, das war ein anderes Ding. Wer es gesehen? Wie es hingekommen? Die Hauptsache war, daß es gerade auf der Stelle gelegen, wo bei einer Umarmung der Kopf ruhen mußte, wie da Frauen mit erstaunlicher geographischer Kenntniss behaupteten. Und da jede ganz genau wußte, daß es nicht ihr Kopf gewesen, waren alle des Abscheues voll. Woher er's wußte, wer's ihm gesagt? Thatsache war, daß man ihm seine Schuld auf den ersten Blick ankannte. Sein Gang war unsicher geworden, als fürchte er, ein intimes Kleidungsstück zu verlieren. Den Mädchen blickte er jetzt gerade in's Gesicht, nur um zu sehen, was sie über ihn dächten; aber dabei sah er, daß sie jung, rosig und hübsch waren, und schauerndes Entsetzen packte ihn ob seiner Sündhaftigkeit. Er konnte es gar

nicht begreifen, wie er auf einmal so schlecht geworden; aber, da es Alle fanden, mußte es wohl der Fall sein — sie hatten ja auch keine Heiligkeit ehemals entdeckt. Er traute sich nicht mehr, der Großmutter Haus zu betreten, aus Angst, jemand könnte etwas Schlechtes denken. Trotzdem zog es ihn stürmisch hin. Jeden Tag kam er ein Stückchen weiter. Und am vierten Abend stand er im Garten, dicht unter Käthe's Fenster. Ein schwacher Lichtschein fiel auf das Land. Der Mauervorsprung war so bequem, die Brüstung so nieder, die Fensterflügel standen weit offen, und ehe er selbst wußte, was er wollte, stand er im Zimmer. Das Nachtlicht warf einen hellen Schein gerade auf Käthe's Bett. Eng zusammengerollt, wie ein Kätzchen, lag sie, die Wangen heiß und rot geschlafen. Die Uhr tickte laut und aufgereggt, als wollte sie eine Geschichte erzählen und käme nicht über den Anfang hinaus. Im Nebenzimmer schnarchte die Großmutter. Er setzte sich behutsam auf den Bettrand. Ihre Ahnungslosigkeit machte ihn fast zornig.

„Käthe!“

„Ja“, murmelte sie schlaftrunken, „ich stehe schon auf, ist es sehr spät?“

„Ich bin's, der Heinz.“ Er legte die Hand auf ihren Mund, um sie am Schreien zu hindern, aber sie war viel zu schläfrig zum Wundern.

„Was willst du denn?“

„Käthe“, stieß er hervor, „es giebt gar keine Heiligen!“

„Das glaube ich nicht“, sagte sie und drehte sich auf die andere Seite.

„Aber ich weiß es ganz genau“, sagte er nun heftig; „wenn ich keiner bin, giebt es überhaupt keinen.“

„Bist du denn keiner?“ frug sie verwundert.

Er drehte den Kopf. „Sie sagen es alle.“

„Dann dürfen wir uns nie mehr küssen? Und gar nicht mehr lieb haben?“

„Nein“, sagte er zögernd.

Sie begann wie ein Kind zu weinen. „Oh, jetzt ist es wieder ganz dunkel!“

„Sei still, die Großmutter wird aufwachen.“

„Ist es denn etwas Schlechtes, daß du da bist?“

„Ja, es ist ja nun alles schlecht, was wir thun.“

„Ich fürchte mich“, sagte sie kläglich.

Auch ihm ward es bange. Etwas Schreckliches mußte geschehen, er spürte es an dem Klopfen seines Herzens, an dem rasenden Lauf seines Blutes.

„War alles Sünde, was wir bis jetzt gethan?“

„Ja!“

Sie lächelte mit zum Weinen verzogenen Mundwinkeln. „Ich wußte ja, daß die Sünde schön ist.“

„Die Todsünde aber kennst du nicht.“

„Werden wir sie auch verüben?“ fragte sie unschuldig.

„Oh, Rätke!“

„Ich dachte nur, weil wir doch so schrecklich schlecht sind.“

„Ja, wir sind sehr schlecht“, sagte er mit wehmütiger Bestriedigung.

Und er fühlte mit wollüstigem Schreck, daß sie der Todsünde erschrecklich nahe waren. — Der Morgen graute, als er das Zimmer verließ. Die Großmutter hatte nichts gemerkt.

Die Rilauer aber befaßten sich in Kurzem. Gefallene Engel sind bekanntlich die schönsten, und Versuchungen stempeln den Heiligen. Und da es Alle sagten, glaubte er es zuletzt auch.



Münchener Rundschau.

(Neues Schauspielhaus. — Sudermann's Johannes.)

So hätten wir denn glücklich hier in München nunmehr bereits das dritte neue Theater während dieser Saison festlich eingeweiht: unser neues „Münchener Schauspielhaus“ (der Direction Stollberg-Schmederer) nämlich an der Maximilianstraße. Das erste wäre da — schon seiner Kosten wegen nicht zu vergessen! — das neue „Schmid'sche Marionetten-Theater“ an der Blumenstraße, das zweite erst kürzlich das originelle Cabaret unserer „Elf Scharfrichter“ (Türkenstraße) gewesen, während der Haupttrumpf: die Eröffnung des „Prinzregenten-Theaters“ im Osten draußen, für diesen Sommer uns erst noch bevorstehen soll. Und das Alles in einem einzigen Jahre — München will also offenbar mit Macht eine „Theaterstadt“ werden! Ob es nur auch die entsprechenden „Mächte“ dazu beistht? . . .

Laut den Fest- und Jubel-Berichten unserer Lokalpresse über die Eröffnungsvorstellung hätte sich der Herausgeber der „Gesellschaft“ augenscheinlich nicht zu den „namhaftesten Schriftstellern, Kritikern und Vertretern der Presse“ zu zählen, die barnach angeblich „alle — alle da gewesen“ sein sollten: denn wir waren z. B. nicht dabei vertreten. Dohr mog es nun wohl auch rühren, daß wir, die wir gar nicht erst an dem Zauber jener solennen „Einweihung“ teilgenommen hatten, noch in den jubelierenden Zejtrousch so recht mit hineingeraten waren, dem Ganzen heute doch etwas nüchtern, mit weniger hingerissener Betrachtung gegenüberstehen und entgegen der allgemeinen Ergriffenheit von den zukünftigen Idealen Münchner Dramaturgie einige gewichtige Vorbehalte noch anzubringen haben. Nachträgliche trübe Erfahrungen bei einer ganzen Reihe von modernen Theatergründungen und Theater-Neubauten lassen uns Vorsicht wenigstens durchaus geraten erscheinen und scheinen weit eher auf jenen Spruch hinzuführen aus dem bekannten Vorspiel zum „Faust“: „Der Worte sind genug gewechselt — laßt uns nun endlich Thaten seh'n!“

Eine Wohlthat hier freilich aar Allem gleich, aar den lieblichen Bahrgelächern der „Zentral-Säle“ nunmehr endlich erläßt zu sein! Sogar die in ihrer Liaree dort bereits etwas ramponierten Logenbdiener haben hier eine zeitgemähe Aufbesserung ihres uniformen Äußeren erfahren, sa daß uns die allgemeine Aufbügclung im neuen Hause nur desto frischer aus all den frischen Farben frisch getändelter Wände und neuangestrichener Dekorationen heute entgegenlacht. Ganz ohne Zweifel ist nun der aar unserer aielsach bewährten Firma Heilmann & Littmann nach den Ausstattungsplänen des Malers Richard Niernerschied ausgeführte Schauspiel-Neubau ein eigenständiges und höchst „persönliches“, in seiner Art einheitlich zu nennendes Kunstwerk geworden — ein wirklich neuartiger Theaterbau aar relativ größter Sicherung gegen Feuersgefährlichkeit und mit aielen fruchtbaren Ideen, aall innerer Beziehung und guter organischer Gliederung. Seine Beziegnetheit für intime dramatische Wirkungen moderner Kunst wird er ja erst nach zu erproben haben; immerhin scheint eine solche, nach der ganzen Anlage und den aar-züglichen akustischen Voraussetzungen, doch durchaus gegeben. Die starke, bedeutame und selbständige Mitwirkung der Farbe als solcher, in der feinen Zusammenstimmung matt-grüner, matt-roter und gedämpft, d. h. grau-weißer Töne wie Flächen, bildet hier einen integrierenden Teil zum Ganzen, der im Grunde anmutet und stimmungsbereitend auf die Psyche des Beschausers einwirkt. Nur bleibt dabei die Frage nach aßen, ob dieser Klford matter Farben auch etwas seelisch-Erhebendes, geistig-Anregendes, die Begeisterung Anfachendes auf die Dauer an sich haben kann, und ob solche Art Linienführung, die jeder schärferen Kante geflissentlich auszuweichen sucht, mit der Zeit nicht eher einen etwas „müden“ Eindruck mit sich führen wird. Wirklich ist nach dieser Richtung die Probe auf's Exempel aar unserer modernen Kunst erst noch zu liefern. Einige dieser Linien scheinen mir überdies, zumal in den Logenöffnungen der aerschiedenen Logen, zu einer aallen Harmonie nach nicht ganz zusammenzuklingen. Und überaus auffällig bleibt, daß trotz aller aar Bayreuth ausgehenden Anregungen noch immer nicht prinzipiell der rein amphitheatralische Aufbau des Zuschauer-Raums, a ohne alle Logen, aar unseren Künstlern gewagt wird. Mehr oder minder muß diese fatale Konzeption an das alte Bühnensystem (a doch zu ästhetischen Verlegenheiten — monichtgar zum architektonischen Unfug zuletzt) führen, sa daß die reinste Freude leider ausbleibt, wenn wir hier auch die geschözene Vereinfachung bereits dankbarst aermerten. Oder — wenn schon nicht Amphitheater: warum hat dann bisher noch immer kein kühner Neuerer den Mut gezeigt, auch auf diesem wichtigen Gebiete einmal aar Geiste strenger Symmetrie sich aallends zu emanzipieren und in freier Eigenwilligkeit, geschmackaall gliedernd und aerteilend, nach rein subjektiven Gesichtspunkten wie einer durchaus persönlichen Anordnung zu gestalten? Kurz: dieser Bau zeigt einen mächtigen, kräftig in die Augen springenden Fortschritt, der als Reform in der That nur freudig begrüßt werden kann — wazu wir freilich die Neuerung mit der Öffnung und Vergitterung der Galleriebrüstung nicht rechnen können, als welche unsere l. Damen lediglich wieder aar-anlaßt, hier „ohne Sage mitzuspielen“. Allein er sagt meines Erachtens nach nicht B zum A der modernen Kunstauffassung; es fehlt ihm sazuzagen doch nach jenes Tüpfel auf dem l, das dem Prinzip erst die Krone des durchgebildeten „Systems“ aufsetzen würde.

Ganz nebenbei könnte man dann auch wohl tief sinnige Betrachtungen darüber anstellen, ob die rote Hierlinie auf dem Hauptaarhang in ihrem unteren Auslauf einen Vialinschlüssel andeuten solle; ab anderseits eine bestimmte Kabeletterung in den Höhlen-Ecken der Decken-Kassettierung mit den Glühlampen: das „Auge des Gesetzes“ oder aber die Wundmale eines edlen Märtyrers des Geistes symbolisiere. Sallen aber die aar den Lichtampeln herabhängenden „Eidzapsen“ dem Besucher des Theaters in heifer

Fremdenfaisan die Darstellung der angenehmen Küsse hervorrufen, so bleibt doch sehr zu befürchten, daß diese wahlmeinende Suggestion bei ihm nicht allzu sehr aersangen wird; denn allerdings argwöhnen wir stark, daß der Einbau in den Saß eines Häuser-Bieredß (Stall in's Freie) die frische Zugluft doch arg benehmen und im Raume selbst noch eine ganz artige Schwüle bis dahin zeitigen wird, welche auch die angenehme Aussicht, den Zwischenakt in einem zweifelhaften „Freien“ zu aerbringen, kaum erheblich wird aerringern können. Und ganz unbegreiflich aallends ist uns die Anwendung der alten Bühnen-Gardine in einem solchen Rahmen. Einen Vorhang nicht in der Mitte zu teilen, sondern von unten nach oben aufzuziehen und am Schluffe des Aktes schwerfällig wieder herabzulassen — wie nur soll man ein solches Überbleibsel ältester Technik und aekalteter Praktik in unferen Tagen nennen? Darin sollten wir doch sügtlich weiter sein! . . .

Klfa: mit Sudermann ward die „Weiße des Hauses“ feierlichst aallzagen, und feinen urprünglich so polizeimdrigen „Johannes“ hat München nachträglich bei dieser Gelegenheit nun auch noch kennen lernen dürfen, damit uns nur auch ja nichts erspart bleibe, was aam „Deutschen Theater“ in Berlin wahlafortiert reffartiert! Wir stehen heute diesem Werke schon merklich kühlter gegenüber, und das hat sich auch an den Referaten darüber am hiesigen Orte, selbst inmitten aller Eröffnungs-Begeisterung, ganz unverkennlich sühlbar gemacht. Nicht umsonst hat Münchens litterarische Welt eben aar Kurzem die Oskar Wilde'sche „Salomé“-Gestalt eindrucksaall über die Bühne schreiten sehen, und wahl noch immer darf hier der Satz gelten: daß das gule Original einer mähigen Kopie unbedingt aorzuziehen sei. — Nicht gerade darin, daß der „Held“ niemals recht attia wird, sondern das ganze Drama über sich passia aerschält, aermag ich den eigentlichen Mangel des Stüdes zu erkennen — das ist ein alter, heillosfer Irrtum einer früheren Dramaturgie, kennen wir doch seit Goethe sehr wohl den Begriff Seelendrama, und handelt Johannes doch auch, indem er den Stein nicht wider Herodias erheßt, nach einem bestimmten, in ihm wirksamen psychologischen „Motivae“. Vielmehr will mir der Hauptfehler nur wieder in der alten Erbchwäche des Dramatikers Sudermann liegen. Er stellt zwei Starre, aam Anfang an aällig unaoereimbare Gegensätze diametral einander gegenüber, die er nun auf einander lasst, die sich aber beide dabei um feinen Schriff, auch im weiteren Verlaufe der Handlung nicht, so recht artbewegen nach wirklich entwickeln können. Kreuzen sie sich und prallen dann gelegentlich schraff aufeinander, so giebt es natürlich keinen allzu gulen Klang; allein das ist dann doch nicht mehr innere Tragik zu nennen, in solcher Kontrastierung aermag doch nach kein Mensch eine psychologische Dramaturgie zu erblicken. Das Problem steht zudem aam Anfang an aerywidt, das ganze Drama ist von Grund aus auf eine schiefe Basis gestellt; und wie ein graßes, unausgeseßtes Saphisma, rhetorisch glanzsaall auf- und mit sinnaoerwirrender Wiberpracht aorientalischsen Parabelweisens äußerlich herausgepußt, wollte mir das Ganze daher zuleßt nur mehr aarkommen. Schwüle Üppigkeit erwärmt nun einmal nicht, sondern aersetzt höchstens nur die Herzen in eine glühende Sinnlichkeit und priekelnde Schwingung. Die Otkamane erschlaßt die Lebensgeißel, stalt sie zu ermannen.

„Ist denn der Dichter aam Herzen Christi?“ — so frug Walter Haslan angefichts dieses „Johannes“-Drama's. Aber es bedarf gar nicht solcher heißen Frage; es müßte schon genügen, auf den graßen Tragichluß im Mittelpunkt der Handlung, auf jenen Hauptwiderpruch des ganzen Drama's hinzuweisen, daß der Prophet Johannes sich „im Namen des, der lieben lehrte“, in einer wichtigen Zeugenschaft aar allem Volk und feinen Anhängern juß im entscheidenden Moment gelähmt sieht, wo doch Derjenige, auf den er sich dabei beruft, — bald darauf an derselben Stelle in heiligem Barne

recht schaffen mit Heißelieben die Wechsler und Verkäufer austreibt! Da bleibt da die innere Lagit? Das ernste, tiefere Problem, das Sudermann aie leicht gestalten wollte und das wirklich eines großen und zugleich modern gestimmten Dichters würdig gewesen wäre, wird dabei niemand entgehen. Etwas wie die bittere Lebensstraft des Kämpfers einer Idee scheint dem Verfasser immerhin vorgeschwebt zu haben: jenes Martyrium, immer nur auf einen oerweisen zu müssen, „ber da kommen soll“, ohne doch seine Persönlichkeit schon näher bezeichnen, seine Kräfte genauer bestimmen, seine Lehre im Einzelnen definieren zu können; das persönliche Unermögen zur letzten, erlösenden Heilthat, die man immer dem Andern, Großen vorbehalten soll und nach aufbewahren muß; der geistige Schmerz, das gelabte Land seinen Jüngern zeigen, es aber nicht selbst mehr betreten zu können, vielmehr im ereignisvollsten Augenblick der Weltgeschichte abgerufen zu werden, zu fallen und sich notwendigerweise oon jenem berufenen Erben nun ablassen zu lassen. Etwas Bedeutameres am Generationenkampf liegt zweifellos darin; wie eine feinere und höhere Absicht klingt es wohl auch in dem leichten Barbestreifen an dem „Ärgerniß“-Motiv, ganz am Schluß an, wenn Johannes ergriffen ausruft: „Das hat der Galiläer für mich gesagt!“ Aber, statt dieses „Johannestum“ als solches ganz allgemein in diesem seinem klassischen Typus zwischen Altem und Neuem Testamente plastisch nun auszuprägen, ist der Verfasser zuletzt ganz und gar — oder doch allzu sehr — in den Spitzingstrahlen hängen und bei den Tigerfalten stehen geblieben: mehr Sabismus und Satanismus als gerade Sadduzäertum, und mehr S. Masoch als S. Matthäus ist dabei herausgekommen. Es ist ein Mißlingswerk mit starkem Naphta-Geruch daraus geworden, und wir wissen heute, daß dem „Sadam's Ende“ hier noch eine Art „Gomorra“ in Sudermann's Schaffen zur Seite getreten ist. Gerade der effektvollende „Theatraliker“ Sudermann, er ward an diesem seinem „Johannes“ haarscharf alsbald erkannt, soweit er bei den Verständigen im Lande nicht schon mit „Glück im Winkel“ nnd „Martyri“ vorher sein Prestige bedeutend eingebüßt hatte. . .

Der Umstand, daß wir nicht der ersten Aufführung, sondern erst einer späteren Wiederholung des Drama's anwohnten, sollte uns sehr zu statten kommen, hatten wir so doch erwünschte Gelegenheit, in Herrn S ä n g e r auch einmal einen markigen, mehr kraßvoll gearteten, menschlich-allzumenschlichen Vertreter der Titelrolle, an Stelle eines immerfort nur salbungsvoll deklamierenden Johannes, kennen zu lernen. Wir haben eine sehr gute Darstellung seinerzeit in Homburg erleben dürfen, befeunen aber gerne, daß wir bei der hiesigen, glänzenden Inszenierung gleich zu Anfang, in den Wästen-Scenen des „Barspiels“, überraschend schöne Bilder gefunden haben, in denen materisch etwas am Westen des künstlerisch so wertvollen Pignlein-Panorama's von Jerusalem (verfassenen Augedenkens) wieder aufzuleben schienen und die, dichterisch, höchst frappant an die ergreifende Situationschilderung in Dehmel's „Tragischer Erscheinung“ nit anklängen. Ob der Herodes Sudermann's und des Herrn Schwarze auch nur entfernt an Wilde's Charakteristik dieser Decadence-Gestalt heranreichte, ob die Damen Müller und Marberg bei ihrer Verkörperung am Herodias und Fräulein Tochter, im Sinne des Dichters und Stile Heine's wohlgetroffen waren, wollen wir hier nicht weiter mehr untersuchen. Mit einem feinen satirischen Lächeln darf man aber wohl über die Bemühungen so mancher geistreicher Kritiker hinweggehen: Sudermann's alttestamentlichen Propheten-Jargon mit Zarathustra's Spruch-Poesie und Aphorismen-Prosa in eine Linie zu rücken. Sdl.





„Münchens Niedergang als Kunststadt?“

Hans Rosenhagen, ein ausgezeichneter Kunstschriftsteller in Berlin, der unserer Kunst- und Vätertodt schon manch bittere Pille in seinen Aufsätzen zu schlucken gegeben, hat jüngst wieder im Scherl'schen „Tag“ der Münchner Bequemlichkeit einige recht derbe Stöße aerfegt und den „Münchner Kind'ln“ horte Rüsse zu knaden ausgegeben. Nicht, daß wir alles, was er da in längerer, wohlmotivierter Rede ausführt, auch schon ohne Weiteres zu unterschreiben vermöchten. Allein der Kern, so wenig sah er dem selbstgefälligen Zolopoliticismus unserer Bierokratie schmecken mag, bleibt richtig — so wahr sogar, daß wir gar nichts Besseres thun können, als hier unsere grundsätzliche Zu- und Übereinstimmung durch Abdruck dessen zu bekunden, was der Herausgeber dieses Blattes selber ganz Identisches schon des Öfteren zuvor ausgesprochen hatte.

Rosenhagen meint z. B. — und es ist ein Hauptpunkt seiner scharfen Anklage: „Was bedeutet der Schaden, den München als Kunststadt durch aerfegte Maßnahmen der Regierung erlitten, gegen die aernehmende Wirkung der retrospektiven Kunstbewegung, die in den letzten Jahren alles frische Leben und Fühlen in München erstickt hat!“ Schon im Jahre 1898, unblöglich eines Berichtes über die Hamburger Frühjahrsausstellung, erlaube ich mir, den Warnungsruf erschallen zu lassen — nachzulesen im „Kunstwart“ aom selbigen Jahrgang: „Nur darf das mit der Retrospektive nun nicht ollenhalten zu sehr überhand nehmen, wenn nicht schließlich eine gewisse Gefahr entstehen soll, daß die Herren Leubach und Passart mit ihren Münchner Bestrebungen ‚Rückwärts — rückwärts, Don Rodrigo!‘ uns im ganzen übrigen Deutschland das moderne Leben noch kniden und ersticken werden, ehe es sich überhaupt recht geragt und zur oollen Klarheit entaidelt hat!“ (Man weiß: wir standen damals erst in den Anfängen der Bewegung.) Und dieser Possus findet sich nahezu wörtlich, in verstärktem Sinne sogar, neuerdings auch in meinem Buche vom „Modernen Geist in der deutschen Tonkunst“ (S. 51) als allgemeine Mahnung verzeichnet, welches Wert zu Ausgang des varigen Jahres in Berlin bereits erschienen ist. Noch im ersten März-Heft dieses Jahres aber schrieb ich, gelegentlich eines „Münchner Briefes“ über die Winterausstellung unserer „Sezession“, an eben dieser Stelle („Gesellschaft“ Bd. I, S. 339): „Das ganze, so musterhafte Arrangement . . . wor wieder aom unbeschreiblichem Reize, so daß man über dem newartigen, ‚modern‘ gestimmten Tane dieser Darbietung gern seine schwarzen Gedanken vergaß: wohin uns alle diese ‚retrospektiven Restaurationen‘ wohl noch führen werden! Oder, sollten unsere jungen ‚Modernen‘ einen oparten Reiz und neuen Wert in diesem Alten jezt auf einmool nur eben deshalb finden, weil sie es bisher — noch gar nicht ordentlich gekannt hätten?“

Heidlich naia, ja geradezu „klassisch“, berührt uns nun aor Allen die gedränkte Feststellung unserer guten „M. N. Nachr.“: „Daß hier (bei Rosenhagen nämlich) die Zustände in der ‚Sezession‘ in etwas gar zu ‚schwärzlichen und gläubenden‘ Farben gemalt sind, broucht nicht erst heroorgehoben zu werden; sachlich aber ist gewiß manches Richtige

in dieser Schilderung enthalten, und auf dies sachlich Richtige hat doch auch die Münchner Presse schon manchmal hingewiesen, wenn auch naturgemäß in minder scharfen Worten.“ Nun, wer zufällig die Verhältnisse an jenem Blatte kennt, wer zumal dort seinen Spezial-Fall Albert von Keller erlebt und damit seinen Denzettel ein für allemal abbekommen hat, der wird den grimmigen Humor jener vorläufigen Einschränkung: „naturgemäß“ zu würdigen wissen. Wir glauben, dieses „naturgemäß“ gehört ganz derselben Naturgeschichte an, es ist auf die nämliche Wurzel schließlich zurückzuführen, die dort auch einmal die schöne Stillblüte gezeitigt hat: „Wir gehen hiebei von der Meinung aus, daß wir weder Anlaß noch überhaupt das Recht haben, in den Artikeln unsrer Zeitung deren Leser zu verletzen oder durch die von uns angestellten Mitarbeiter verletzen zu lassen.“ —

Also, in der großen Hauptsache gehen wir mit Rosenhagens Anschauungen hier einig: München ist in der That leider nicht mehr die Kunststadt, die es ehemals gewesen; es hat auf diesem Gebiete mit der Zeit gar manches schon eingebüßt, sich mühevoll verschert und daher sehr viel erst wieder nachzuholen. Auch darin sind wir derselben Meinung mit dem Kritiker, daß „seit der Spaltung in der Künstlerkastei, besonders im königl. Glaspalaste die rückschrittlichen Elemente ganz schauerlich überhand genommen haben.“ Schon aber, wenn er ausruft: „Man sehe doch nur, welche belanglosen Bilder in den letzten Jahren in den Ausstellungen der Sezession und des Glaspalastes für die neue Pinakothek angekauft worden sind!“ — so vermögen wir ihm auf Grund unserer genaueren Kenntnis wie an der Hand der Ausweise nicht mehr so ganz zu folgen. Denn dem wären eben doch eine ganze Reihe recht belangreicher Bilder entgegenzustellen — darunter, um nur einiges besonders hervorzuheben: ausgezeichnete Thoma, Trübner, Daidler, prächtige Gemälde von Stuck, F. v. Ullde, Habermann, Leibl (man denke an das vorzügliche Portrait des Freiherrn von Persall!), Dill, Zügel, Alb. v. Keller, Liebermann; auch gute Schotten oder Norweger finden wir und Segantini mit einem seiner besten Werke vertreten. In der That herrscht wohl allenthalben auch einheitlich das Gefühl, daß unsere neue Pinakothek trotz ihrer äußerst beschränkten Raumverhältnissen und so mancherlei dort vorwallernden offiziellen Gesichtspunkten, die auch wir keineswegs billigen, in den letzten Jahren doch ganz erheblich gewonnen habe, gewachsen und gehoben worden sei. Man muß nur auch dabei die Grundversaffung der Sammlung entsprechend mit im Auge behalten. Denn, ursprünglich Privatbesitz des Königs, ist sie dem Staate eigentlich nur leihweise überlassen. Erst seit dem Jahre 1890 wird vom Staate als solchen dafür angekauft, wobei nebstbei auch Bilder Münchner Künstler von rein historischem Werte Berücksichtigung finden sollen und der zur Verfügung gestellte Jahresetat von 100 000 M. obendrein nicht allzu reichlich zurechnen erscheint. Auch in der stolzen Berliner „National-Gallerie“ würde ja wohl so manches Bild heute nicht hängen, wenn die dortige Verwaltung nicht den Ausweg gefunden hätte, sich Werke, die höheren Ortes nicht gerne gesehen werden, einfach schenken zu lassen.

Andererseits wieder hat schon Dr. Karl Voll in der „Allgemeinen Zeitung“ treffend darauf aufmerksam gemacht, daß die gestrenge Kollegenstimme von der Spree „den auffälligen Fesler begehe, die Fähigkeit, gute Kunstwerke zu produzieren, mit dem Geschick, eine gute Ausstellung zu arrangieren, einfach zu verwechseln“, und wie bald die Berliner „Sezession“ einpacken könnte, wenn sie bloß Berliner Kunst vorführen wolle und sich nicht im Wesentlichen auf die Münchner Künstler dabei stütze. Wer zudem die beiden dortigen Sezessions-Ausstellungen gesehen, der weiß, daß die Schläger sich auf die letzten zwanzig Jahre der Kunstbewegung ungefähr oertheilen

bzw. vielsach aus dem Privatbesitz nur eben zusammengeleihen waren. Und will Nasenfragen aus jenen trüben Prämissen gar noch Kapital für den „Berlinitismus“ heraus- und breitschlagen, ja schon heute ein artig Lab- und Preislied auf die reichshauptstädtische Kunstentwicklung anzustimmen versuchen — dann allerdings entziehen wir ihm ganz entschieden unsere Stimme, zumal wenn jene Herausstreichung auch noch ausdrücklich auf Kosten von Namen wie Gabriel von Seidl (wahlgemerkt: kein Verwandter des Herausgebers der „Gesellschaft“), R. Seig u. K. gesehen soll. Denn daß z. B. unser „teures“ Künstlerheim am Maximiliansplatz wirklich nicht nur „eine treue Palazzo- Dekoration aus Pappe, Gypß und Leim“, sondern etwas weit Besseres bedeutet, das hat sich denn doch bei Gelegenheit der jüngsten „Böcklin-Feier“ dartselbst zu allseitiger Gemuthung und ästhetischer Erhebung herausstellen dürfen. Unser neues, herrliches National-Museum vollends — da kann die Reichshauptstadt, deren Architektur das Prozentum von „Parvenupolis“ in erschreckender Weise zeigt, wahrlich sehr lange suchen gehen, bis sie etwas Ähnliches bei sich zu Hause austreiben wird. Und — es zu besitzen, möchten sich selbst die Herren Berliner die Füße wohl darnach ablaufen. Endlich braucht man ja nur unter „neues Schauspielhaus“ mit dem „Berliner Sezessions-Stadel“ (der Bühne nämlich) zu vergleichen, um zu wissen, wa innere „Kultur“ ist, und wa der mißverstandene, rein äußerliche Kuspud liegt. Da ist immer nur wieder, wenn man recht zu sieht, das „wie sie sich räuspert und wie sie spudt“ der Sezession glücklich abgeduckt, und dessen Falles läuft es auf ein billiges Cliché von ihr zuletzt nur hinaus. Gerade aber dieser Fall Niemerschmid, bei uns kürzlich, hat laut genug, je geräuschvoller die Einweihung jener neuen Bühne aar sich gieng, aller Welt wieder gepredigt, daß es mit dem „Niedergang Münchens als Kunststadt“ zwar vielleicht seine momentane Wichtigkeit, aber doch noch sehr seine guten Wege hat — Wege, die wir denn auch, was an uns liegt, ganz gründlich zu verlegen gedenken. SdL.

Kombinierbare Rundreise-Dirigenten. — Dem „Farges'schen Char.-Vereine“ hier in München war es vorbehalten — ab im Sinne seines verewigten Begründers, bleibe dahingestellt: das moderne Institut der Reise-Dirigenten nimmehr auch auf den deutschen Chorgesang zu übertragen, der sich, so weit nicht die Vereine selbst, mit ihren Charleitern, auf Wandsahrt giengen aber zu großen Gesangswettstreiten auszogen, bislang wenigstens noch einer gewissen Stabilität, freilich mitunter auch bis zur Stagnation, erfreut hatte. Wir sind keineswegs „Schutzgänger“ in künstlerischen Dingen, und wir bringen Herrn Siegfried Dohs als Chordirigenten nach den bisherigen ausgezeichneten Leistungen mit seinem berühmten „Philharmonischen Chor“ in Berlin die denkbar

größte Werthschätzung entgegen. Wir meinen nur: so lange Münchens Mauern noch Männer wie Kellermann, Stavenhagen birgt, welche die intime Kenntnis des Dohs'schen Erbes mit der Dirigentenbefähigung verbinden — so lange brauchte man noch nicht bei Berlin eine Anleihe zu machen und einen naturlichen Abusus selbst auf dieses Gebiet weiter zu verpflanzen.

Le style c'est l'homme — sa pflegte man ja wohl zu sagen. Würde man nun aber von dem feingeklüffelten, wohlpointierten Stile Edward Hanslid's seine Rückschlüsse auf den Verfasser machen, sa würde man da zuweilen doch auf ganz merkwürdige Ergebnisse geraten — nach dem wenigstens, was die Wiener „Neue musikalische (natürlich nicht: „freie“) Presse“ über diesen Stil in ihrer Nummer 15 der Öffentlichkeit zum Besten gegeben hat.

In einem seiner Feuilletons, anfänglich der Wiener Erstausführung von Bierbaum-Thuille's „Robetanz“, hatte der berühmte Musikschriftsteller nämlich auch auf das Buch vom „Modernen Geist in der Tonkunst“ des Herausgebers dieser Zeitschrift in seiner fattsam bekannten Weise Bezug genommen. Genanntes Fachblatt weist ihm nun aber haarfcharf nach, daß der betreffende Passus einem ganz fremden Referate, d. h. aus der „Leipziger Zeitung“ wörtlich entnommen, das kritisierte Buch also gar nicht erst von dem Bestrengen gelesen worden sei. Hanslick wird eben alt — was ja auch aus dem anderweitig (von der „Rheinisch-Westf. Ztg.“) geführten Nachweise hervorgeht, daß er den bequemen Wiederabdruck einer ganzen Reihe uralter Aufsätze, die er ehemals unter dem Sammeltitle „Suite“ hatte erscheinen lassen, heute „ooll guter Sicherheit“ des gewiegten Bänderfabrikanten einfach „Aus neuer und neuester Zeit“ teilt und als der „modernem (!) Oper“ XL Teil abermals in den Handel bringt.

Aus lieblichem Kinder-
munde hörten wir unlängst das schöne Wort: „Gestern Abend sah ich die Schwalben ihr Abendlied tanzen!“ Und wir glaubten dabei Zarathustra's Worte zu vernehmen — jurückberseht in die Unschuld der ersten Natur und ihrer seligen Gebärde. — Dasselbe Kind (einer allerdings von früh an regen Phantasie) schilderte seiner Mutter vor einigen Jahren schon: „Der Himmel war so blau und die Sonne schien so schön und warm, das Gras, die Blumen und Bäume blühten — da sagte die Lilie: Ich will auch ausblühen, weil ich so schön bin!“ — Oder ein ander Mal, als die Zimmerlampe aufqualmte, hieß es: „Oh, Mama, die Lampe hat ihre Zunge herausgestreckt!“ — Und als sie in diesem Frühjahr die bekannte Palmzweige in der Hand hielt, da meinte die glückliche Besitzerin von Ernst Kreidolfs „Blumenmärchen“-Buch: die Blütenknospen daran — das wären die „Ragen-Gier“! U. f. w. in infinitum

mit unerschöpflichem Humor und ebenso unnachahmlicher, ganz individueller Grazie... Was geschieht nun für allen diesen Reichtum der Anschauung einer frischempfindlichen Kindesseele im Anschauungsunterricht unserer öffentlichen Schulen? Die bekannte „Hamburger Lehrer-Vereinigung“ mit ihren weitgreifenden Bestrebungen um die künstlerische Hebung des Schulwesens u. in allen Ehren — auch Dresden hat darin bereits seine ganz unbestreitbaren hohen Verdienste. Aber wäre es nicht auch einmal an der Zeit, über den künstlerischen Schmuck der Wände hinaus eine „Ästhetik der Schulbücher“ (jurnal der Bibel) mit praktischen Vorschlägen anzubahnen?

Exkommunikation: Ausschließung aus der Gemeinschaft! — In unserer liberalen Tagespresse wird dem Für, Hin und Wider des Ausschusses Tolstoi's aus dem heiligen Synod eine etwas vehemente Aufmerksamkeit und gutgespielte, aber nahezu ungedruckt fertige Entzerrung zugewendet. Wenn man diese Artikel alle liest, möchte man fast schon glauben, daß unsere liberalen Organe die allerchristlichste Einrichtung von der Welt und ein wahrer Spiegel ewangelischer Gesinnung der Zeit wären. Allein, betrachten wir die Frage ohne alle wohlwollende Voreingenommenheit des öffentlichen Marktes und seiner lauten Hallen erst einmal in Ruhe und Klarheit, so liegt der Fall zulezt doch höchst einfach: In Rußland, mehr denn anderswo, muß die Kirche streng auf „Orthodoxie“ halten — es ist ihr eigenes Lebenselement, und sie mühte sich selbst in's Fleisch schneiden, ihren eigenen Begriff geradezu aufgeben, wenn sie anders verführe. Man muß nur eben stets hübsch im Auge behalten, was sich unter diesem Begriff „Kirche“ von Haus aus, nach Natur und Historie, seit Alters birgt! Was Wunder also, wenn dieses so beschaffene Institut, aus Rücksicht schon auf seine getreuen Gläubigen, die Gemeinschaft mit einem religiösen Anarchisten, wie dem be-

kannten Grafen, bestimmt, ausdrücklich und formell von sich abweisen muß? Sie ist sich das selber unbedingt schuldig. Ja, ein Kenner dürfte sich — eher erstaunt bei der jüngsten Nachricht des offiziellen Schrittes — über ihre Langmut vielmehr wundern, daß das nicht schon lange geschehen! Man muß heute, sobald man eigene Ideen in religiösen Fragen hat — und gieng man selbst noch radikalster auf das Ur-Christentum als solches dabei zurück denn die Kirchengemeinde, welche nun einmal das natürliche Resultat historischer Tradition und eines dogmatischen Systems notwendiger Weise ist — man muß heutzutage als Mensch von Bildung und Kultur den vollen Mannesmut besitzen, mit allen Konsequenzen dieser Stellungnahme auch außerhalb des altertümlichen Requisites, „Kirche“ gehen, zu stehen. Der Graf Leo Tolstoi in edler Selbstherrlichkeit hatte diesen autonomen Mut, der Exkommunikation gieng bei ihm der selbstgewollte Exodus aus dem heiligen Synod voraus; er kann auch gar keine andere Wirkung, als die eingetretene, erwartet haben —: wozu also all das Klagen, Wimmern und Weinen sentimentaler Weiberherzen weiblichen wie männlichen Geschlechtes?

Handglossen und gemischte Gefühle.

„Der deutsche Kronprinz hat an der Wiener Gala-Tafel seine erste öffentliche Rede gehalten“ . . . „Der deutsche Kronprinz als Violinspieler und Komponist“ . . . „Das Heim des deutschen Kronprinzen in Bonn“ u. s. w. — Geht es in dieser erstlichen Progression mit „Neu-Byzanz“ in unseren Zeitungen weiter, so werden nicht nur wir Zeitgenossen selber am Ende noch eine „zweite, vermehrte und sogar verbesserte Auflage“ angenehmer häuslicher Tugenden und forensischer Talente zu schlucken bekommen, unsere Kinder und Kindeskinde können sich alsdann wirklich gratulieren.

Die Kommission zur Beratung des Urheberrechts im Reichstage ist zu der Auffassung gelangt, daß auf öffentliche Reden von Monarchen und Ministern die Bestimmungen zum Schutze des geistigen Eigentums keine Anwendung zu finden hätten. Wie ungeschickt! Alle die nachgerade gerichtsnotorischen Schwierigkeiten bezüglich der Preß-Verbreitung kaiserlicher Reden, sie würden durch das einfache „Nachdruck verboten“ ohne Weiteres behoben gewesen sein.

So etwa das Luxusbedürfnis wird die öffentliche Kunstpflege in einem preussischen „Erlaß der Ministerien des Innern und der Finanzen“ behandelt. Im Gegenfalle zu Karl von Perfall, der sich in der „Kön. Ztg.“ darüber aufhält, müssen wir dem besagten Erlaße Recht geben, indem wir dem, was er in erfreulicher Offenherzigkeit meint, sogar folgenden Beweis unterstützend noch zur Seite stellen. Die Kunst gehört doch jedenfalls zur Kultur; „Kultur“ aber ist für jeden königlich preussischen Beamten (wenn er nicht zufällig gerade dem Kultus-Ministerium angehört) heutzutage oollkommener „Luxus“: ergo ist auch die Kunst — Luxus. Auffällt daran zuletzt nur die ungemein logische Zusammenstellung von „Luxus“ = entbehrliches Requisite, und „Bedürfnis“: in der Verbindung „Luxus-Bedürfnis“, womit offenbar eine sprachschöpferische Neubildung, nach Analogie etwa von „Lebensbedürfnis“, gemeint war. Da sage man noch, daß unsere Bureaucratie „unfruchtbar“ sei!

In den Reichstagsverhandlungen zur Beratung des neuen Urheberrechtes erinnerte der Vertreter der Regierung, Staatssekretär Riederding u. A. an das traurige Schicksal des Komponisten Rob. Franz, der Rot litt und erblindete, indes im Volke seine Lieder weit und breit gesungen wurden. Es blamiert sich bekanntlich ein Jeder, so gut er kann. Gerabezu fatal ist aber, wie oft sich nun schon Regierungsvertreter, bis zum Minister

hinauf, in Sachen der Kultur vor dem „Volke der Denker und Dichter“ bloßgestellt haben. Denn Rob. Franzens tragischestes Geschick war es doch, daß er wie Beethoven taub ward, und seine Not wurde eines Tages durch einen Ehrensands gelindert, welchen dasselbe „Volk“ aus freien Stücken aufbrachte, das nicht weit und breit die Franz'schen Lieder sang! Allerdings, der Hinweis selbst war richtig und seine Tendenz gewiß anerkennenswert, denn wohl könnte dieses Mittel der Selbsthilfe bei zu starker Wiederholung auch einmal versagen. — Zu diesen wichtigen Verhandlungen selbst schreiben mit blutiger Ironie, aber nur zu wahr, die „Leipziger Neuest. Nachr.“: „Es ist doch gut, wenn zuweilen die Reichstagsfarce in das rechte Licht gerückt wird. Mit 24 — schreibe vierundzwanzig — gegen 12 — schreibe zwölf Stimmen — wurde unter bezeichnender Heiterkeit in einer „Resolution“ über eine Frage entschieden, die zum Mindesten für einen großen Berufsstand, für die geistigen Arbeiter, von äußerster Wichtigkeit ist. Kongresse und Versammlungen und Vereine haben seit Jahren an der Lösung der Frage gearbeitet, wie die internationale Berner Konvention weiter auszudehnen sei; im Reichstag intereffiert das genau 36 Mann. Die Schriftsteller leben ja zu zerstreut, um eine maßgebende Wählergruppe zu bilden, wie etwa die vereinigten Schuster . . .“

Einen zarten Wink für viele Unsehbare in Laien wie Künstler, und vor-

nehmlich in Rezensenten-Kreisen giebt das Schlussergebnis eines wertvollen Vortrages von Staatsrat von Kühmann über „Farbensehen“: daß nämlich „die Erkenntnis von der Abweichung des individuellen Farbensehens von besonderer Bedeutung für die Kritik sei, und daß sich wohl über Zeichnung und Komposition, nicht aber über die Farbe in unbedingt objektiver Weise urteilen lasse“. — Wer's, sogenannte „objektive“ Betrachtung!

Von „Heinrich Scham“, geb. Pudor und Dr. phil. a. D., der die deutschen Zeitschriften mit Beiträgen seiner geschätzten Feder neuerdings wieder etwas unsicher zu machen beginnt, erhält man gelegentlich Zuschriften mit dem Ausdruck: „Dr. Heinrich Pudor, Schriftsteller — Deßß bei Leipzig“ zu lesen. So viel uns bekannt, hat er aber doch vor reichlich einem Jahrzehnte schon den altmodischen Doktorhut einer deutschen Hochschule weit von sich geworfen, und das war damals oorum publico als ein solennes „a. D.“, und nicht etwa nur als ein friedames „j. D.“, ganz ersichtlich von ihm gemeint. Irret euch nicht, ihr ledigen Wildlinge, auch Universtitäten lassen sich nicht spotten, und der „Dr. phil.“ ist doch noch lange kein Spielzeug nicht! . . . Oder ober wäre er, wie Medaillen und andere Diplome auch, in unseren Tagen gar schon dazu geworden? Ein Narr mit dem Doktorhute wartet auf Antwort.





Besprechungen.

Symbolische Kunst.

Von Karl Heckel.

(Mannheim.)

Der Kampf gegen die Kunstparagrafen der Lex Heinze hat in Deutschland zum ersten Male eine allgemeine Bewegung in Sachen der Kunst hervorgerufen. Gienge diese Erregung nicht nur weit, sondern auch tief genug, um nachwirkend Wandel zu schaffen im Verhältnis des deutschen Volkes zu seiner Kunst? Seien wir ehrlich! Während jeder halbwegs bildsame Mensch heute auf Freiheit der Gefinnung hält, sind wir von einer Freiheit des Geschmacks noch weit entfernt. Nicht nur, weil staatliche Bevormundung die Entwicklung hemmt, sondern weil die moralische Befangenheit der bürgerlichen Gesellschaft in einer heillosen Angst leidet vor Allem, was einen weiteren Gesichtskreis heischt. Man gesteht es sich noch immer nicht ein, daß wir an geistiger Kultur, im Verhältnis zu anderen Völkern, noch viel mehr zu erwerben, als zu verteidigen haben. Frei-sinnigkeit, als Freiheit der Sinne, der schöpferischen Organe alle Kunst, wo ist sie?

Aber wenn wir auch nicht allzu große Hoffnungen auf die Bewegung setzen, die den sogenannten „Goethebund“ gezeitigt hat, Bücher wie Rüttenauers „Symbolische Kunst“) dürften heute doch eher in ihren Zielen rein verstanden werden, als vor den Kampfplätzen der „Lex Heinze“.

Der Titel des Buches vielleicht als Kollektionname für angereichte Essays nicht ganz richtig gewählt; jedenfalls aber ist er gut gewählt, um zu kennzeichnen, worauf es dem Verfasser ankam. Auf die Selbstherrlichkeit der Kunst, auf ihre Unabhängigkeit von Politik, Moral und dem wissenschaftlichen Berstand! Unterscheiden wir zunächst zwischen Allegorie und Symbolik. Beide sprechen durch das Auge zu uns. Aber während die Allegorie einen Begriff ver sinnbildlicht, will das Symbol das Wesen der Sache selbst im Bilde geben, nicht ihre Abstraktion. In diesem Sinne sagt Rüttenauer am Schluß seines Buches von Rosetti: „Er malt seine Gestalten um ihrer selbst willen. Ihre Erscheinung an sich soll zu uns sprechen, nicht das, was sie bedeuten. Er malt sie nur so, daß ihr geistiger Ausdruck, daß ihre Seele, die allem Lebendigen innewohnen muß, einen unendlich viel stärkeren Eindruck auf uns macht als ihr Körper. Und dadurch unterscheidet sich Rosetti von vielen Malern ersten Ranges. Das ist sein ganzer Symbolismus. Er ist eigentlich sehr einfach. Und er ist durchaus gesund künstlerisch.“

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit Felicien Kops. Nun hat Kops bekanntlich das Radte mit Vorliebe behandelt und nicht einmal im antiken Sinne. Sondern er hat seine Modelle mit Hut und Strümpfen bekleidet, so daß niemand in Versuchung kommt, in ihnen Göttinnen zu sehen. Rüttenauer nimmt Kops gegen die geringschätzigste Behandlung in Schutz, die er in Deutschland vielfach erfährt. Er verteidigt ihn nicht gegen eine einzelne Partei, sondern er will zeigen, daß der germanische Geist, im Gegensatz zum romanischen, überhaupt „stolzer auf die Tugend, als auf die Schönheit ist“. —

*) Straßburg I. Hof, bei J. G. Ed. Metz.

Schon öfter — besonders in seinem Roman „Zwei Kassen“ — hat Rüttenauer germanisches und romanisches Christentum gegenübergestellt und dargezogen: Im Christentum lebte ein starkes Stück antikes Heidentum fort, das zeugungsfähig blieb. Höchstes Beispiel: die Renaissance! Gegen dieses Heidentum kämpfte die Reformation. Der Protestantismus (und durch seine Einwirkung auch der deutsche Katholizismus) ist für Rüttenauer das von der Antike gereinigte Christentum, während romanische Völker sich antiken Geist bewahrt haben. Im Sinne Rüttenauers läßt sich sagen: Fällt das Dogmatische weg, so bleibt beim Protestantismus die Moral, beim romanischen Katholizismus aber die Kunst übrig. Hier Tugend, hier Schönheit!

Aus diesen Gegensätzen der Kassen und ihrer Kulturen erklärt es sich, daß es uns nicht leicht fällt, Kops gerecht zu werden, und daß wir Mühe haben, seine Kunst symbolisch zu verstehen. Selbst dort, wo sie es im allerenglichsten Sinne ist. Nämlich in seinen „frontispices“, jenen berühmten Titelblättern, durch welche er die Dichter nicht im gewöhnlichen Sinne illustriert, sondern in denen er „synthetisch durch freie Erfindungen, durch mehr oder weniger symbolische Gestalten den Gesamtcharakter, die Gesamtstimmung des Buches zum Ausdruck bringt“.

Kops ist der Wiederernewerer des „esprit gaiouls“ der französischen Komödie. Jener Komödie, die sich als eine bewußte Auslehnung des frei gewordenen Geistes gab gegen die mächtigen, aber dumpfen Gewalten der Seele, die wir Leidenschaften nennen. Darum liegt in den Geschlechtsbeziehungen die tiefste Quelle der Komödie. Wir werden uns in Deutschland daher zu sagen haben: Sobald wir der Komödie gestatten, was wir der Tragödie erlauben, so ist Kops für uns gerechtfertigt. Ob wir dadurch schon mit ihm fertig werden, ist eine andere Frage. Rüttenauer hält sich, einfach zu erklären: was Jote am Bierisch oder im Salon ist, ist es nicht im Heim der Kunst. Das würde eine viel zu abstrakte oder doch zu formale Betrachtung voraussetzen. Er sucht im Gegenteil durch die prickelnde Unruhe des Stils widerstreben zu lassen jenes seltsame Gemisch wollüstiger, grauender und doch wieder zu heiliger Kunstanschauung sich erhebender Empfindungen, welche in den erotischen Blättern von Kops lebt. Sehr komplizierte Empfindungen, denn Kops ist nicht reiner Gallo-Romane! Auch in ihm fließt germanisches Blut, dem besonders seine mystisch-symbolischen Schöpfungen, seine „Sataniques“ ihre Kraft und Eigenart verdanken.

Auch in dem zweiten Aufsatz „Die Romantik und der Bräuraphaelismus“ verharret der Verfasser auf dem ansangs bezeichneten Standpunkt. Er sieht in der Romantik zunächst eine christlich-germanische Reaktion gegen den Selenismus Goethe's und gegen den unchristlichen Geist der französischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts. Da sich die Romantik dabei des Mittelalters bediente, so kamen auch katholisierende Neigungen an die Oberfläche; aber diese entstammten nicht dem paganistischen Geist des romanischen, sondern dem christlichen Geist des germanischen Katholizismus. Und der englische Bräuraphaelismus ist für Rüttenauer ein junger Naturalismus mit einer mystisch-poetischen Seele, mit einer Seele voll religiöser Stimmungen, voll heimweh-tranker Sehnsucht nach der Schönheit.

Hierin stimmt er wohl mit Robert de la Sizeranne überein, der unter dem Titel „La Religion de la Beauté“ in Frankreich schon frühzeitig auf jenen englischen Schriftsteller verwiesen hat, der Kunst und Religion am innigsten zu vermählen strebte: John Ruskin. Rüttenauers Aufsatz über Ruskin ist wohl die erste deutsche Beleuchtung dieses Sitten- und Schönheitsapostels, die nicht für oder wider anregen will, sondern der es um eine unbefangene Darstellung, also auch eine gerechte Würdigung zu thun ist.

Ruskin steht zwischen Tolstoi und Nietzsche. Dieser als Pole betrachtet. Mit Tolstoi verknüpft diesen Puritaner sein Christentum, mit Nietzsche aber, so wenig Berührungen sich auch sonst bieten, seine Prüfung aller Dinge auf ihren biologischen Wert. Ruskin kennt „keinen größeren, keinen anderen Reichtum als Leben — Leben, das alle Kräfte einschließt: Liebe, Freude, Bewunderung“. In einem solchen Ausspruch liegt nichts weniger als pessimistische Lebensverneinung. Und doch begegnen wir daneben den strengsten christlichen Forderungen in moralischer, in sozialer und auch in künstlerischer Beziehung. Auffällig bleibt vor Allem sein Haß gegen das Klotz bei seinem sonst so unerschrockenen Naturalismus. Es ist nicht leicht, sich in diesen Widersprüchen des Künstlers und des Moralisten Ruskin zurechtzufinden. Die Darstellung dieser komplizierten Natur in Hells und Klarheit bot keine leichte Aufgabe. Wer sie versucht hat, sich durch Ruskin hindurchzulesen, wird sie zu schätzen wissen.

Das mythisch verschlungene R, das den Umschlag zu Rüttenauers Buch ziert, mag vielen Lesern ein Rätsel ausgeben. Es steht dort ohne Beziehung zu dem Namen des Verfassers. Es stammt nicht von Kops. Es hat nichts mit den Romantikern und nichts mit den Prä-Raphaeliten zu thun. Und Ruskin würde nie so symbolisch-geheimnisvoll gezeichnet haben. Es ist das Monogramm jenes großen Symbolikers, der Zeit seines Lebens mehr Dichter als Kaler blieb und doch für die englische Malerei grundlegende Bedeutung gewann — jenes seltenen Künstlers, dessen Anlage ihn am allerwenigsten auf die handwerkliche Seite seiner Kunst oerwies und dessen Einfluß auf das Kunstgewerbe doch so unerkennbar besteht. Ihm ist der letzte Aussatz des Buches gewidmet.

„Nichts, das ist klar, wird der Aufgabe der Selbstkultur so oerhängnisvoll, als eine noch so geringe Reigung zu Selbstklopfopferung, zu Selbstentäußerung.“ — Dieses Nietzsche-Wort hat Dante Sobrielle Rosetti geschrieben. Er ist kein Moralistiker und kein Moralzärtling. Auch bei ihm sucht Rüttenauer vieles aus der Vermischung zweier Klassen nachzuweisen. Er ist, wie Kops, gezeugt „in einer Ehe der Sonne mit dem Schnee“. Er wollte ein Engländer sein, aber „in seinem geheimen und unbewußten Wesen war er ein Italiener und römischer Rothol!“ Troz der stark geistigen Seite in seiner Kunst unterscheidet er sich oon jeder philosophierenden Kunst so streng wie Symbol und Allegorie sich unterscheiden. Denn, um es noch einmal mit andern Worten zu sagen: die Allegorie arbeitet mit abstrakten Begriffen, sie personifiziert für unseren Verstand; die symbolische Kunst aber spricht durch ihre sinnliche Erscheinung on sich. „Alle hohe Kunst ist symbolisch.“

Die Bedeutung des Rüttenauer'schen Buches liegt vor allen in drei Dingen. In der unabhängigen Prüfung von Fragen, die volle Freiheit des Geschmacks verlangen; in den neuen Wertungen und Erklärungen, zu denen er bei seinen rassengeschichtlichen Vergleichen gelangt, und endlich in dem lebendigen Sprechtton seines Stiles. Er durfte mit Recht den Ausspruch oon Kavalis zitieren: „Die Melodie des Stiles ist es, welche zur Lektüre uns hinzieht und an dieses oder jenes Buch festset . . . Diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buches, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorfommt.“

Romane und Erzählungen.

Erich Lilienthal, Tagebuch eines Siegers. Minden, J. C. E. Bruns.

Diesem Buche ist eine merkwürdige Bemerkung vorangelegt: „Dies Buch ist nämlich eine Satire. Eine Bemerkung für diejenigen, für die das Buch eigentlich nicht — bestimmt ist.“ Das klingt sehr anspruchsvoll; aber nach meiner Meinung ist das Buch weder eine Satire noch sonst etwas sehr ernst zu Nehmendes, sondern nur der gänzlich mißglückte Versuch, psychologisch zu entwickeln, wie ein oom Glück in jeder Weise begünstigter Mensch („ein Sieger“) an sich selber zu Grunde geht. Dabei kommt aber der Verfasser nicht hinaus über die Schilderung von acht verschiedenen Liebesverhältnissen, die fast alle den gleichen Charakter haben, indem sich alle Frauen dem schönen, geist- und geldreichen Dr. König an den Hals werfen und oon ihm der Reiche nach wieder abgeschüttelt werden. Diese Erzählungen, welche bei ihrer oerbüssenden Unwahrscheinlichkeit der Phantasie eines Rähmädchens entsprungen sein könnten, sind mit platten, an Herrschaften abgelegten Phrasen durchsetzt und in einem Still oorgetragen, der jeder individuellen Prägung entbehrt.

Nur die Form des Romans hat Emil Kullberg bemüht, um in dem Buche „Sein Verhängnis“ (Dresden, C. Vier-san's Verlag) sich über fatalistische Ideen auszusprechen und an einem künstlich konstruierten Beispiel deren Berechtigung zu beweisen. Über den prinzipiellen Standpunkt des Verfassers ließe sich streiten, aber immerhin giebt er interessante und bemerkenswerte Anregungen.

Dem verstorbenen Herausgeber dieses Blattes, Dr. L. Jacobowski, ist ein Buch von Heinrich Pfister: „Die Prüfungen der Baptisten zu Littleville“ (Minden, J. C. E. Bruns) gewidmet. In sehr salbungsvollem Tone wird erzählt, wie der Herr die Gemeinde der Baptisten in Littleville

(nomen est omen!) mit schweren Prüfungen heimgesucht hat, indem er sie an oerschiedenen gottlosen Menschen hinter's Licht führen ließ. Aber dem Erzähler sieht der Schalk im Raten, er hält den Leser ebenfo zum Besten, wie seine „Helden“ die Littleviller Baptisten. Denn aus dem Buche lacht ein glänzender Humor, und wer näher zusieht, wird merken, daß der Verfasser eine feine Satire auf das Sektirertum, den Deutscherhaß und die Sittenraheit der freien gontlomon des freiesten Landes geschrieben hat. Adalf Dannegger.

Vermischtes.

„Ein Jahrhundert französischer Malerei“ hat Richard Ruther bei S. Fischer in Berlin erscheinen lassen als stattlichen Band auf Kunstdruckpapier, mit 125 oorzüglichen Abbildungen im Text zum Preise von 10 M. geheftet — worauf ich zunächst mit einer kurzen Voranzeige hier aufmerksam machen möchte. Ruthers resolute Eigenart wie sein freimütiges Bekenntnis zur Moderne sind so weltbekannt wie seine außerordentliche Beherrschung des Stoffes und wunderbar flotte Darstellungsweise. Die feurige Anerkennung, die ihm Schüler und Leser widmen, ist ja auch den kunstgelehrten Perücken seiner Zeit ardentlich in die Krone gefahren, und eine gewisse, in ihrer Würde verletzte Kunstelike hat bekanntlich keinen Skandal und keine Tharheit gescheut, um das Ansehen des lähnen Forschers und Schriftstellers bei der blindgläubigen Menge, die auch im Reiche des Schönen gerne die Schmutzwelchen des Reides und der Akerrede spritzen sieht, ergiebig zu erschüttern. Natürlich ist die Kraft des tapseren Verfassers der „Geschichte der modernen Malerei“ durch diesen Ansturm nur erhöht worden, wie ein unbefangener Blick in dieses „Jahrhundert französischer Malerei“ sofort erkennen läßt. Mit rücksichtsloser Entschiedenheit vertritt Ruther die moderne Anschauung im ganzen Umkreise ihrer bis

heute als gesichert zu betrachtenden Ergebnisse — und was er Umwertungen oall-zieht, geschieht's mit der Fröhlichkeit und Bestimmtheit eines allzeit wachen Gewissens.

R. G. Conrad.

Kantaussprüche. Zusammengestellt von Dr. Kaaul Richter. Leipzig, C. Wunderlich.

Der Autor hat sich mit dieser kurzen und übersichtlichen Zusammenstellung von Aussprüchen Kants über jene geistigen und menschlichen Probleme, welche das Interesse Aller berühren, ein wahrhaftes Verdienst erworben. Von dem Durchschnittsgebildeten ist es nicht zu verlangen, daß er sich in Kants Werke selbst oertiefe. Und doch sollten die Volksgenossen des „größten Philosophen“ wenigstens eine Ahnung von dem Wesen, der Macht und Tiefe kantischer Philosophie erlangen. Dazu diene dies Büchlein. Es sammelt aphoristische, fein gemünzte Worte, die un-aergerlich bleiben müssen, wenn man sie einmal empfangen. Die Fabel von der Tapfigkeit, Lebensfremdigkeit Kants zer-stiebt aar diesen Sätzen, aus welchen Klarste Menschen-Weisheit und Lebenserkenntnis, mit einer wahrhaft priesterlichen Reinheit des Charakters oerbunden, sprachen. Ein Bild des Menschen Kant dringt zugleich aus diesem Büchlein, das Bild eines Menschen, oar dem die Zeiten und die Muden ooreibewandeln werden, ohne auch nur ein Stäubchen aus seinen wunderbaren Jügen zu oerwischen. Max Kesser.

Vielleicht? Von Georg Schwabe. Leipzig, Wilhelm Friedrich, a. J. 104 S.

Ein Theologe oder strenggläubiger Pädagog, wie mir scheint, ist durch die Lektüre von Helmholz und Schopenhauer etwas aus dem Gleise gebracht worden und hat sich gebrungen geföhlt, sein Ringen nach Klarheit in Worte zu kleiden und zu Papier zu bringen. Daß mehr Fragen, wie Antworten, fast nur Fragen dabei herausgekommen sind, wird keiner dem Verfasser verübeln, sich oielmehr der Be-

scheidenheit freuen, die ihn das schöne Motto aus Goethe's Farbenlehre: „... selbst das Unzulängliche, selbst der Irrtum ist brauchbar und anregend, und für die Folge nicht oerloren“ seinem Werken ooranstellen hieß. Um so erkältender wirkt es, daß seine Selbstbeschreibung an einem gewissen Punkte aufhört: „Kann das Aufhören, das Nichtsein jemandem widerfahren? . . . Nichts kann nicht an die Stelle von etwas treten, denn wenn etwas eine Stelle einnimmt und durch sein Vorhandensein eine Stelle bezeichnet, so nimmt nichts keine Stelle ein.“ Ja, wenn die Sache so einfach wäre! Oder S. 67: „Das Gehör, an heiliger Stelle (Christus und Nikodemus: Du hörst sein Rauschen wohl) als Beispiel für die höchste Glaubenserkenntnis angeführt, fordert Glauben nach entschiedener auch ohne Augensehen.“ Oder noch oerblassender S. 97: „Adam sucht sich der ewigen Erbsüdung zu entziehen: Raf. 3, 8. ‚Adam oerstellte sich aar dem Angesichte des Herrn‘, zu seinem Nachteil, denn wo er nicht mehr göttlich erblickt wird, hört er auf, göttlich zu sein. ‚Da wurden ihrer beiden Augen aufgethan und wurden gewahr, daß sie nackt waren‘. Das zitternde Oend des begrenzt Körperlichen, . . . das Beschämende der Isolierung bricht über sie herein. Sie leiden unter dem vermeintlichen Contour, unter der begrenzenden Oberfläche, die sie trennt von ihrer eigenen Schönheit. Liegt darin die Schmach der Radtheit, daß sie nicht strahlt, daß die Materie nicht, wie sie sollte, mit dem Glauze des Daseins die lichtesten Weiten durchdringt, bis in eine heilige Tiefe, wo sie ewig wurzelt in ihrer Schöpfer's zeugender Liebe? . . . Radtheit ist ein Gewand, aber ein dürftiges, schimpfliches. . .“ Radtheit, oerhörrer Herr Georg Schwabe, ist dürftig und schimpflich nur für die Männer der lex Deince, die der heiligen Natur ihre eigenen Begierden andichten. Das sagt auch, richtig oerkunden — oer-zeihen Sie, daß ich als Laie darüber mit-

rede — der schöne Mythos vom Sündenfall, nach dem der schuldbeladene Mensch das Natürliche, das er nicht mehr mit reinen Blicken ansieht, plötzlich als schwächlich und sündig empfindet. Und wollen Sie noch mehr philosophische Werke schreiben, so bitte ich Sie zu bedenken, daß ein Irrtum leicht aufhöret, in Goethe's Sinn brauchbar und anregend zu sein, wenn er von der Voraussetzung ausgeht, in den Worten der Bibel könne — kein Irrtum enthalten sein. Dr. Otto Doppermann.

Die Revue franco-allemande oder deutsch-französische Rundschau, welche bereits im dritten Jahrgange erscheint und sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben hat, ist mit dem 1. April ds. Js. von München in den Verlag von F. A. Latmann, Berlin—Goslar—Leipzig übergegangen. Die Wichtigkeit, welche allseitig der deutsch-französischen Annäherung beigemessen wird, hat es — wie uns der Verlag mittheilt — zur Notwendig-

keit gemacht, der Zeitschrift eine breitere Grundlage zu geben. Ohne kleinliche Tendenzen wird sie nicht nur die deutschen und französischen Ereignisse auf politischem, literarischem und künstlerischem Gebiete kritischen Betrachtungen unterwerfen, sondern auch die übrigen europäischen Staaten entsprechend berücksichtigen. Als Herausgeber zeichnet auch ferner der in Deutschland wohlbekannte Hr. R. Henry. Während die französische Redaktion wie früher durch Mr. Albert Lantoin in Paris weitergeführt wird, ist die Leitung der deutschen Abtheilung in die Hände des Herrn Edgar Alfred Regener in Berlin übergegangen, angeblich weil die Verlegung dieser Redaktionsabtheilung nach der Reichshauptstadt sich in administrativer Hinsicht nötig machte. Der nur aus Originalarbeiten namhafter Autoren bestehende Inhalt jeder Nummer wird auch in Zukunft abwechselnd in beiden Sprachen, übrigens in neuem Gewande, erscheinen.

Aufruf

zur

Errichtung eines Adolf Dichter-Denkmals in Innsbruck.

Im November 1900 ist Adolf Dichter, die Edelstamme im deutschen Dichterwalde, niedergebrochen.

Unsterbliche Hymnen hat er gesungen, Gestalten geformt aus dem Thon schlichter Größe und voll treuer Hingebung an die Wirklichkeit; seine Vergheimal hat er geschildert mit liebender Künstlerhand und die Ruhe des Weisen erquickt uns in seinen Werken.

Geologe von Fach, war Adolf Dichter mit unbefangenen Forscherblick begabt, und seine Weltauffassung quillt aus dem Boden froher Naturbegeisterung.

Seine Kraft wurzelt im deutschen Volkstum, das er hochgehalten unentwegt mit flammenden Worten, aber auch mit wehrhafter That, als er im Jahre 1848 als Hauptmann der Studentenkompagnie, den Stufen in der Fausl, die deutsche Südmart verteidigte und dann den bedrängten Brüdern in Schleswig-Holstein zu Hilfe eilte.

Diese bergtrogige Männlichkeit seines Wesens, die ursprüngliche Frische und Gesundheit seiner Gedanken, die markvolle Plastik seiner Darstellungsart, machen ihn vorbildlich für alle Zeiten und kempeln seine Schöpfungen zu einem mächtigen Erziehungsfaktor im deutschen Volksleben.

Darum soll uns Adolf Dichter, der Dichter und Denker, der Held und Forscher, wiederersehen im Bilde aus Erz gegossen; wir wollen ihm ein Denkmal setzen, hier, wo er gelebt und gewirkt: in Innsbruck, wohin jährlich Tausende pilgern, die Alpen zu schauen. Und allen Deutschen soll er vom granitnen Sockel herab Mahnung sein, einen Trunk der Gesundheit zu thun aus dem Jungbrunnen seiner Dichterwerke.

Nicht gering sind die Kosten des Denkmals, aber das ganze deutsche Volk wird zur Errichtung beitragen und mit Freuden ein Opfer niederlegen auf dem Altare der Kunstverehrung.

Spenden sind erbeten unter der Anschrift:

Adolf Dichter-Denkmal-Comité in Innsbruck.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Am Ende des Jahrhunderts. Rückblick auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band XIX: Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert von Dr. H. Steiner. 162 S. — Band XX: Die bildenden und reproduzierenden Künste von Bruno Wauer. (1. Teil) 160 S. — Band XXI: Festgedenken im 19. Jahrhundert von Korota. 129 S. — Band XXII: Die Wandlungen der Pädagogik von Dr. Thomas Kellie. 204 S. — Sämtlich: Berlin, Siegfried Grenzbach. Jeder Band M. 2,50.

Am Anfange des Jahrhunderts. 1. Heft: Kultur der Umdeutungen im 19. Jahrhundert von Dr. Bruno Wauer. 63 S. — 2. Heft: Die Umdeutungslehre im 19. Jahrhundert von Wilhelm Köllbe. 67 S. — 3. Heft: Die soziale Vererbung im 19. Jahrhundert von Paul Hirsch. 62 S. — 4. Heft: Der Militarismus im 19. Jahrhundert von Carl Dieckmann. 60 S. — Sämtlich: Berlin W 35, Verlag „Kulturraum“. Jedes Heft M. 0,75.

Verhail, Otto: Fürst Blümenthal Lebensmerk. Den Kindern und dem Volke erzählt (2. Aufl.) Leipzig, F. W. Schöffer. 70 S. M. 1,—.
Brulat, Paul: La Paix-cao do Glorie. Roman Contemporain. Deuxième Edition. Paris, V. Villereilo — Rue des Mathurins 68. 367 S.
Christlich-katholische Bürgerzeitung, Herausgeber: Hugo Härtger. Band I. Heft 6: Die Wohnungsfrage von Arthur Dig. Berlin W, Carl Heymann. 50 S. M. 0,60.

Calmer, Richard, Mitglied des Reichstags: Hombel und Wandel. Jahresberichte. Berlin—Bonn, Klamberscher Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Weidmann). 83 S. M. 10,—.

Das freie Wort. Französischer Halbmonatsheft für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens, herausgegeben von Carl Saenger 1. Jahrg., Nr. 1. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurt Verlag (G. m. b. H.). Vierteljährlich M. 2,—.

Davids, J. J.: Troica. Erzählungen. Berlin und Leipzig, Schuber & Köhler. 237 S.
Gilling, Ottomar: Jazarien. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Rechner. 289 S.

Gierich, Maria: Das dunkle Mäntlein. Märchenroman. (Für Bühnen Manuskript.) Hamburg, G. H. Carlshaus, 64 S.

Rechtshilf zum 70. Geburtstag des österreichischen Richters Anton August Rauff. Wien und Heidelberg, Schöfferhand. 72 S.

Ständehilf zur Rundschau. Vierteljahrsheft für den geistigen, sozialen und politischen Leben. Herausgegeben von Carl Saenger. 1. Jahrg., Nr. 1. Leipzig, Dunder & Humblot. Jedes Heft M. 6,—.

Härtger, Wilhelm, Professor: Der Student und die Politik. Berlin—Bonn, Klamberscher Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Weidmann). 16 S. M. 0,50.

Derselbe: Stimmstände und Verfassung. Ebenen. 35 S. M. 1,—.
Franke, Paul: Der Wert der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Dresden und Leipzig, Carl Rechner. 162 S.

„Gorthebund“ in Augsburg: Halbmonatsblätter. Heft 1—3. Augsburg, G. H. Wauer. Heft M. 0,15.

Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Kasse. Band 98: „Unser gnädiger Herr!“ von H. von Gersdorff. 218 S. Geb. M. 1,—, geb. M. 1,50. — Band 99: „Ein verbotenes Schauspiel“ von J. Eppmann. 105 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. Berlin, Albert Goldschmidt.

Güttler, Dr. G., a. d. Professor a. d. Universität München: Am der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Vortrag, gehalten am 20. Dezember 1900 vor Studierenden aller Fakultäten der Ludwig-Maximilians-Universität. München, G. H. Wauer Verlagsgesellschaft. 29 S.

H. R.: Die soziale Frage. Versuch zur Lösung der sozialen Frage durch praktische Christentum. München, August Schupp. 13 S.

Humboldt, J. v. S.: L'Amour Phélox. (Frisches de Paul Adam.) Paris, Revue Humanité Nouvelles — Rue des Saints Pères 15. 151 S.

Horvath, Ernst: Beiträge über die soziale Frage einer Arbeiterklasse seiner Zeit. 2. durchgesehene Auflage. Göttingen, Franz Waber. 122 S. M. 2,—.

Jacobson, Ludwig: Fruchtlose Tage. Neue Gedichte. 1896—1898. 2. Aufl. Bielefeld, J. C. C. Brunck. 292 S. Geb. M. 4,—, geb. M. 5,50.

Derselbe: Schlichte Geschichten. Novellen. Ebenen. 178 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 2,50.

Jaques, Hermann: Was den Gallieren meiner Träume. Dresden und Leipzig, Carl Rechner. 65 S.

Jensen, Wilhelm: Helmut. Roman. Ebenen. Kallenberg, Witzig von: Napotok I. und Eugénie Dehrle, Clara Bernadotte. Roman aus dem Leben einer Königin in 3 Hefen. Ein Zeit- und Lebensbild nach bisher nicht veröffentlichten französischen und schwedischen Quellen. Leipzig, G. Schmitz & C. Witzig. 422 S. Geb. M. 7,—, geb. M. 10,—.

Kahner, Willy Rieger: Die Goten und andere Geschichten. Leipzig, Robert Friele. 100 S. M. 1,50.

Klab, Karl Maria: Erster Sang und Schellenhang. Gedichte. Dresden und Leipzig, G. Wauer's Verlag. 146 S.

Kronenberg, Dr. M.: Friedrich Rücke und seine Herrschaft. München, G. H. Wauer's Verlagsgesellschaft (Oskar Beck). 85 S.

Kurzwil, Ludwig: Weisheitlicher. II. Teil. Wien, Zeitverlag. Druck Josef Koller & Co. 68 S. M. 0,25.

Kump, Carl: Frühlingsskizzen. München und Göttingen für alle Kinder. Wagn, Julius Neugebauer, I. I. Selbstverlag. 128 S.

Kühmann, Siegfried, Otto: Versuch an Deutschland junge Geister. Schmörgeser-Berlin, „Kunstverlag“. 44 S. M. 0,50.

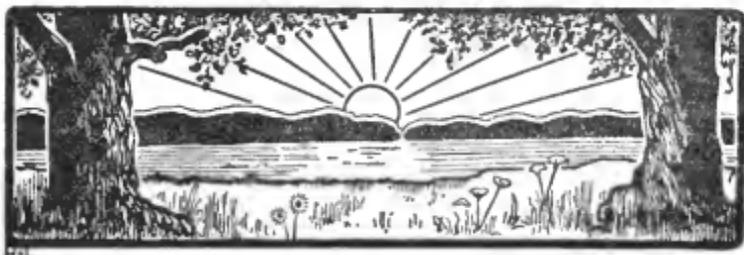
Marquardt, G.: Dererrat des Jades. Jachiel — eine Sage. München, August Schupp. 56 S. M. 0,60.

Mein Tokell. Was die deutsche Weltpolitik führt von einem alten Voltier. Berlin, Hermann Waber (Friedrich Beck). 38 S. M. 0,60.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Reudbachstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse der geneigten Leserschaft gern erlaubt. — Für unentgeltlich eingelassene Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingelassene Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Nachporto beiliegend. — Brief- und Manuskript, Nachfragen wie Buchbestellungen: ausschließlich an den Verleger; Briefungen, Anzeigen oder Aufträge: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsgesellschaft zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Wauer's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band II. ❁ 1901. ❁ Heft 4.
—*

Die deutsche Ostafrikanische Bahn.*)

Von Polytropos.

Der dieses Thema und vor Allem dessen Behandlung in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 24. April d. J. zum Gegenstande seiner Erörterung macht, der kann seinen kritischen Betrachtungen ruhig das berühmte Wort des alten Horaz: „difficile est satyram non scribere“ als Motto an die Spitze stellen.

Ich will hier nicht die allgemeine Klage darüber wiederholen, wie so viele Reichsboten frischweg über Dinge zu reden gewohnt sind, für die ihnen das tiefere Verständnis absolut fehlt, so daß bei jedem wirklich Sachkundigen nur ein bedenkliches Schütteln des Kopfes hervorgerufen werden kann. Aber ganz unerwähnt kann ich diesen Umstand doch nicht lassen, da gerade in Bezug auf überseeische Verhältnisse und unsere deutschen Kolonien insbesondere noch weniger ernst zu nehmende Sachverständige sowohl in den Reihen der Abgeordneten, wie auch am Regierungstische selbst gefunden werden, als bei irgend welcher anderen Materie.**) Ja, selbst in unserer Kolonialabteilung (vom hohen Kolonialrate gar nicht zu sprechen!) dürften solche Männer äußerst spärlich zu finden sein.

Der Reichskanzler selber hat gleich mit seinem Appell zur „wirtschaftlichen Rettung Ostafrika's“, wohl wider Willen und unbewußt,

*) Ein kritischer Epilog im speziellen Anschluß an die jüngsten Reichstags-Verhandlungen zu dieser Frage und die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden der einzelnen Abgeordneten.

**) Wirklich? Sollten bisher nicht die Kunst- und Litteratur-Debatten hierin den Refford erreicht haben? D. Schriftl.

aber dafür um so drastischer, den fragwürdigen Wert und den traurigen kulturellen Zustand dieser Kolonie zur Genüge gekennzeichnet. Also die kurze Bahn von 230 Kilometer soll das ganze große Ostafrika wirtschaftlich retten. Zum „Retten“ kommt es aber doch nur, wenn eine große Gefahr vorhanden ist. Wie groß diese gerade für die genannte Kolonie ist, werde ich demnächst eingehend beleuchten: die heutigen Zeilen sollen nur eine kleine Widerlegung alles dessen sein, was an gereimten und ungereimten Gründen zu Gunsten der betreffenden Bahn von Kolonialfreunden und Schwärmern angeführt wurde.

Was die Art der Garantie, die vom Reich gefordert wird, anlangt, so hat anscheinend niemand daran gedacht, daß auch eine Zeit kommen könnte, in der die betreffende Gesellschaft bankrott, das Kapital verbraucht und ein wirklicher Gegenwert — alte Schienen und unnütziges, eventuell unbrauchbares, rollendes Material ausgenommen — nicht mehr vorhanden ist. In tropischen Unternehmungen sind schon größere Summen als 24 Millionen Mark spurlos verschwunden, ohne daß man dabei gleich an Panama zu denken braucht. Es wird ja behauptet, die Bahn müsse sich rentieren, ja nach Ansicht derer, die den Bau so eifrig befürworten, können die oben geschilderten Umstände gar niemals eintreten. Allein eine solche absolute Unmöglichkeit liegt durchaus nicht vor. Und tritt der Fall wirklich ein, dann darf eben das Reich an die Herren Aktionäre 24 Millionen plus 20 Prozent zahlen, da es ja eine Zahlung des um 20 Prozent erhöhten **Nennbetrages** der jeweilig ausgelassenen Anteilsscheine an die Anteilseigner der Gesellschaft gewährleistet hat! Das Reich trägt also alles Risiko ganz allein und verpflichtet sich zu einer jahrelangen Zinsgarantie für ein Unternehmen, das im ersten Jahrzehnt absolut keine Zinsen tragen kann und wird, und dessen Erträgnisfähigkeit in der weiteren Zukunft überdies noch recht zweifelhaft erscheint.

Wenn der Herr Reichskanzler dann weiterhin noch ausführte, daß der Bau dieser verhältnismäßig kurzen Bahnstrecke den Vorteil habe, eine Klarheit herbeizuführen in Bezug auf die Rentabilität des Ganzen und die Frage, ob und in welcher Richtung die Bahn weiter zu führen sein würde, so muß dem entgegen doch bemerkt werden, daß dieser Vorteil für 24 Millionen plus 20 Prozent des Kapitals und 3 Prozent jährliche Zinsen auf dieses, immerhin unverhältnismäßig hoch erkauft ist, für den Fall, daß die Resultate negativ ausfallen sollten! Auch, daß dem Mangel an Verkehrseinrichtungen, aus klimatischen Rücksichten, durch Anlegung von Straßen nicht abgeholfen werden könne, ist eine mir völlig unverständliche Auffassung. Gewöhnliche Fahrstraßen bauen sich sicher ebenso leicht,

ja weit leichter als die mit viel mehr Arbeitsaufwand herzustellenden Schienenwege, und werden daher weniger Menschenleben kosten! Gewöhnliche Fahrstraßen sind aber auch bedeutend billiger und dürften bei der bisher gering zu nennenden Ertragsfähigkeit Ostafrika's auf lange Jahre hinaus zum Transport der gewonnenen Produkte vollauf genügen. Wird die Masse der gewonnenen Waren eine derartige, daß gewöhnliche Fuhrwerke nicht mehr ausreichen sollten, dann freilich kommt die Bahn und eine Gesellschaft zum Baue derselben wohl ganz von selbst, ohne Staatsprämie und Zinsgarantie; denn dann allein ist ihre wirtschaftliche Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit durchaus erwiesen. Eine Bahn dagegen, auf der nichts zu transportieren ist, genügt noch lange nicht dazu, die wirtschaftliche Erschließung und Entwicklung einer Kolonie sicher zu stellen, wie es der Herr Reichskanzler meint — so einfach dieses Mittel an sich auch wäre.

Mit voller Berechtigung weist daher der Abgeordnete Richter darauf hin, daß die stets als Schreckmittel angeführte Konkurrenz der fremden Bahnen nicht allzu ernst zu nehmen sei. Gerade dieser Punkt wird durch einen jüngst von einem Ingenieur Werner in der Presse veröffentlichten Bericht über die englische Uganda-Bahn so klar beleuchtet, daß seine Erwähnung sich an dieser Stelle wohl verlohnt. Es wird nämlich der Güterverkehr auf dieser Bahn für das Jahr 1899 mit 19 Millionen Tonnen pro Meile angegeben, gewiß eine stattliche Anzahl; aber 95 Prozent dieses Verkehrs fallen auf die Beförderung von der Küste in's Innere und nur 5 Prozent auf die umgekehrte Strecke. Mit andern Worten: 95 Prozent dieses Verkehrs werden durch Materialien für den Weiterbau der Bahn und die Bedürfnisse der an derselben Arbeitenden absorbiert und allein 5 Prozent bleiben für den eigentlichen Verkehr! Ist die Bahn erst fertig, so fallen diese 95 Prozent vollends weg, und es dürften dann die statistischen Zahlen etwas bescheidener ausfallen. Und das Gleiche gilt für den Personen-Verkehr, der für denselben Zeitraum mit 838000 angegeben ist; wieviel davon Arbeiter der Bahn waren, die befördert wurden, steht leider nicht dabei und soll nicht dabei stehen, da ja auch der erwähnte Artikel als Propaganda für unsere Bahn dienen sollte! Ob solche Mittel gerade gutzuheißen sind, darf höchst zweifelhaft erscheinen.

Richter warnt überdies mit vollem Rechte davor, die Kleinen Leute zur Zeichnung dieser Anleihe heranzuziehen — ein Plan, der in der jüngsten Kommissionsberatung ebenfalls vorgeschlagen wurde. Tropische Unternehmungen sind stets sehr riskante Geldanlagen. Sie sollten daher nur von Leuten übernommen werden, denen der

Verlust des aufgewandten Kapitals wirtschaftlich nicht schaden oder gar verhängnisvoll werden kann. Leider haben verschiedene koloniale Erwerbsgesellschaften auf diese Weise der kolonialen Sache, die im Grunde genommen natürlich eine sehr löbliche bleibt, schon viele Gegner im deutschen Volke geschaffen. Die Leute nahmen, durch günstige Prospekte aufgemuntert, getrieben von einem gewissen weitherzigen Patriotismus und dem Wunsche, auch einmal etwas für das allgemeine Beste zu thun, einen oder mehrere kleine Anteile. Als dann die Zinsen ausblieben, war es selbstverständlich mit der Begeisterung vorbei. Diese wird sich sogar in's direkte Gegenteil verwandeln, wenn, wie dies bei gar mancher Gesellschaft nicht ausbleiben kann und wird, eines schönen Tages auch das Kapital verloren ist.

Wenn nun der Abgeordnete Richter nicht daran zweifelt, daß die Bahn Dar-es-Salaam-Mragoro nur der Anfang vom Ende, d. h. von der großen, hunderte von Millionen verschlingenden Zentralafrikanischen Bahn ist, so hat er auch hierin nur vollkommen Recht. Unsere Kolonial-Schwärmer machen daraus ja im Grunde auch gar kein Geheimnis. Dieser Bau wäre aber nicht nur für Ostafrika ein völlig unnütz angelegtes und wahrscheinlich verlorenes Kapital, sondern auch noch im Stande, unsere Reichsfinanzen, die augenblicklich nicht die günstigsten zu sein scheinen, auf das Allerempfindlichste zu alterieren! Es wird zudem nicht an Leuten fehlen, die, wenn heute einmal die jetzt geplante Strecke gebaut ist und nicht rentiert, kühnweg behaupten werden, daß eben, um zu einem günstigen Resultat zu kommen, die ganze Bahn erst fertig sein müsse. Bei manchen dieser Herren geht wohl die Spekulation schon jetzt darauf hinaus, daß, wenn erst einmal 24 Millionen aufgewandt sind, man zur vermeintlichen Rettung dieser willig noch viel größere Summen opfern werde.

Außerst naiv meinte der deutschkonservative Abgeordnete von Waldow, dem Zustande, daß unsere Kolonien jedes Jahr mehr Geld kosten, müsse ein Ende gemacht und — zu diesem Zwecke die Bahn gebaut werden. Die oben erwähnte Perspektive dürfte solche Hoffnung leider als trügerisch erscheinen lassen. Es ist ja diesem Herrn nicht übel zu nehmen, daß er bei Beurteilung der ganzen Frage einfach heimischen Maßstab anlegt und meint, uns würden durch diese Bahn landwirtschaftliche Produkte zugeführt werden können. Das ist für Deutschland ganz richtig, wo eine Bahn oder ein Kanal, bisher von dem großen Verkehr abgeschlossene Produktionsgegenden mit diesem verbindet. Aber Ostafrika ist eben eine solche Produktionsgegend bislang noch nicht und bietet, wie ich wiederholen muß, leider nicht die geringste Aussicht, es in absehbarer Zeit zu werden!

Geradezu erheiternd mußte für den Kenner sodann die Angst des genannten Herren vor der Überflutung des Gebietes durch Ausländer wirken. Leider, darf man schon sagen, gehört gerade Ostafrika nicht zu jenen Kolonien, die besonders anziehend auf Ausländer wirken könnten. Gleich grundlos wiederum war seine Mahnung an die Regierung, dafür zu sorgen, daß die Baugesellschaft sich nicht das beste Terrain längs der Bahn aneigne. Das Richtige wäre im Gegenteil, die Baugesellschaft nur mit Land zu bezahlen, und zwar mit dem sogenannten „Besten“, statt ihr die ganze Anlage staatlich zu garantieren. Aber ich fürchte, es würde sich dann keine Gesellschaft finden. Denn das „beste Land“ in Ostafrika taugt eben immer noch nicht besonders viel. Wenn ich nicht irre, hat auch die selig entschlafene und auf Reichskosten begrabene „Eisenbahngesellschaft für Ostafrika“ auf diese Weise Land erhalten. Wie viel sie damit verdient hat, beweist am ehesten mit der Umstand, daß am 1. Juni 1901 als erste und zugleich Hauptrate der Liquidations-Dividende volle 22½ Prozent des Nominalwertes der Anteile an die Überbringer derselben ausbezahlt werden!

Kennzeichnend übrigens für die Art und Weise, wie nicht nur von Seite unserer Kolonialenthusiasten, sondern leider auch von amtlicher Seite an solche doch immerhin, im Hinblick auf den dem Reiche zur Last fallenden Kostenpunkt, schwerwiegende Fragen herangetreten wird, ist der Umstand, daß bisher noch keinerlei genaue Rechnung aufgestellt wurde. Man sagt einfach, was die Bahn kostet, ob noch mehr als die bisher schätzungsweise angenommenen 24 Millionen*) oder, was allerdings kaum der Fall sein dürfte, weniger, ist ganz nebensächlich — sie muß unbedingt gebaut werden. Wirft aber diese Unsicherheit über den Kostenpunkt nicht zugleich ein etwas sonderbares Licht auch auf die Fähigkeit und Zuverlässigkeit der von Amts wegen stets so sehr herausgestrichenen Sachverständigen und deren Ratschläge und Gutachten?

Diese letzteren wurden denn auch vom Kolonialdirektor Stübel wieder in's Feld geführt, doch möchte ich mir eine Kritik unserer sogenannten kolonialen Autoritäten und über den Wert ihrer Urteile auf eine andere Gelegenheit versparen. Mit seinem offenen Geständnis, daß nicht die Banken zum Kolonialamt in dieser Angelegenheit gekommen seien, sondern er selbst sein Möglichstes gethan habe, damit sich die Banken überhaupt auf Verhandlungen einließen, fällt der Kolonialdirektor jedenfalls unbewußt und wohl wider Willen

*) Der Betrag soll auf Grund neuerlicher Kommissionsberatungen nunmehr um zwei Millionen vermindert sein — v. Schriffel.

ein gänzlich vernichtendes Urteil über die finanzielle Lebensfähigkeit der ganzen Bahn. Nur einigermaßen rentable Bahnen werden von Bankkonfortien gerne freiwillig finanziert und gebaut. Hier ließ man sich erst darauf ein, nachdem das Reich das ganze Risiko allein übernommen hatte! Zudem soll laut jüngsten Berichten die deutsche Bank wieder zurückgetreten sein, womit sie dann sehr weise gehandelt haben dürfte.

Der nationalliberale Abgeordnete Gasse wiederum ist einer von jenen Kolonialschwärmern, die sagen: was die Bahn kostet, ist einerlei, gebaut muß sie werden! Derselbe Herr giebt sich den größten Utopien bezüglich dieser Unternehmung hin, indem auch er meint, wenn die Bahn erst da sei, kämen die Produkte schon von selber. Wie er sich die angeblich rapide Zunahme der Bevölkerung in der Nähe der Bahn vorstellt, ist mir völlig unklar, da hierzu nicht der geringste Grund vorliegt. Der Hinweis auf Deutschland ist für beide Punkte ebenfalls völlig am unrechten Platze, denn das wüste, öde Ostafrika ist mit unserem Mutterlande nun einmal absolut nicht zu vergleichen. Inwieweit in Ostafrika vielleicht große, anbaufähige und ertragsreiche Gebiete vorhanden sind, darüber will ich mit dem Herrn Abgeordneten, der seine Behauptung gewiß nur auf Grund persönlicher Erfahrungen aufstellt, nicht rechten, da ich von Afrika nur die Westküste vom grünen Vorgebirge bis zum Kongo und vom Meere bis zu den Stanleyfällen bereist habe. Aber Eines kann ich dem Herrn Abgeordneten versichern, gutes Land habe ich bis auf kleine Ausnahmen nirgends gefunden! Und doch glaube ich „gutes Land“ beurteilen zu können, da ich länger als ein Jahrzehnt im Paradiese für Tropenkulturen, nämlich auf den Sundainseln, verlebte. Der Herr Abgeordnete kennt auch wohl kaum die inneren Verhältnisse der Kongobahn, sowohl was ihre Finanzlage, als was ihre baulichen Verhältnisse betrifft, sonst würde er diese kaum als ermutigendes Vorbild, sondern höchstens als warnendes Beispiel aufgeführt haben.

Das Unglaublichste aber bietet uns dieser Redner mit der Behauptung, daß die Bauzinsen durch Ersparnisse an der Schutztruppe aufgebracht würden. Ja, kennt denn Herr Gasse das erste und höchste Prinzip unserer Kolonialverwaltung gar nicht, das da lautet: „Unentwegte Vergrößerung der Schutztruppe“? Man sehe doch nur auf Kamerun, wo die Schutztruppe in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr vermehrt wurde, und um dessen willen auch für den Etat von 1902 schon wieder bescheidene Reklame in solchem Sinne gemacht wird! Die Bahn führt vielmehr unbedingt zu einer Vergrößerung der Schutz-

truppe, da von nun ab auch ihre neuen Stationen militärisch beschützt werden müssen, ohne daß sich die Möglichkeit ergeben wird, die Besatzung anderer Punkte aufzugeben.

Wenn der Herr Abgeordnete Sobann noch sagt: „Die 500 Tonnen werden sich bald auf das Zwanzig- und Hundertsache vermehren, wenn die Bahn erst in Betrieb ist“, so ist auch diese Behauptung wieder zwar sehr vielversprechend, aber jeder tatsächliche Hintergrund zu ihrer Aufrechterhaltung fehlt. Was denn soll diese Vermehrung ausmachen, wenn nicht etwa gar das Baumaterial für die große zentralafrikanische Bahn! So charakterisiert sich denn die Rede des genannten Reichsboten als der Typus einer kolonialen Agitationsrede, und vor solchen kann nicht genügend gewarnt werden. Es gehört auch schon eine große Portion Optimismus (um mich keines anderen Ausdrucks zu bedienen) dazu, die oben gebrandmarkten Äußerungen als eigenste Überzeugungen öffentlich bekannt zu geben und auf Grund derselben die deutschen Finanzen in ein Unternehmen hineinziehen zu wollen, dessen schwerwiegende Folgen heute noch gar nicht zu übersehen sind!

Hand in Hand mit Herrn Hasse geht überdies der Abgeordnete Arendt, der gewiß auch aus eigener Erfahrung spricht, wenn er behauptet, auf Sumatra sei es nicht anders gewesen, und so die allerdings gut rentierende Bahn auf der Ostküste dieser Insel als glorreiches Beispiel hier anführen will. Der Herr Abgeordnete vergißt dabei nur, daß diese Bahn erst gebaut wurde, nachdem die Ostküste als Tabak produzierendes Land seit länger als 10 Jahren in vollster Blüte stand und bei der sich immer weiter ausbreitenden Kultur und den großen Erntertragnissen von 100—200 000 Ballen per Jahr eben die vorher benützten Verkehrswege, wie Flüsse und Fahrstraßen, nicht mehr genügten. Die Tabakkultur in Deli hat sich ohne Eisenbahn aufs Schönste entwickelt, einfach weil jene Gegend alle hiezu nötigen Vorbedingungen darbot. Wären diese nicht vorhanden gewesen, so hätte auch die herrlichste und beste Eisenbahn sie nicht ersetzen und die Kultur nicht in die Höhe bringen können. In Ostafrika, das bisher in Bezug auf Plantagenwirtschaft gerade die trauigsten Erfolge aufzuweisen hatte, soll dagegen das Kunststück probiert werden, durch eine Bahn das zu ersetzen, was jenem Lande absolut fehlt: nämlich die natürlichen Vorbedingungen selber für einen erfolgreichen Plantagenbau!

Der Dritte im Bunde mit den Herren Hasse und Arendt ist endlich der deutsch-konservative Abgeordnete Graf Stolberg. Dieser sagt, daß wir in Ostafrika an einem Wendepunkt angelangt seien und uns entscheiden

müßten, ob wir aus unserer Kolonie etwas machen wollten — dazu gerade sei die Bahn nötig. Herr Stolberg nennt auch unverblümt die große Zentralbahn als das Ziel seiner Bestrebungen. Der Herr Graf irrt eben, wenn er meint, daß man eine schlechten Kolonie, deren Untauglichkeit — immer wieder muß es gesagt werden! — hauptsächlich auf Unfruchtbarkeit des Bodens und Mangel an Niederschlägen beruht, also zwei Grundübeln, denen beim besten Willen nicht abzuhelfen ist, durch einen Bahnbau ertragsfähig machen könne. Insbesondere aber irrt Herr Stolberg, wenn er annimmt, wir seien in Ostafrika bereits an einem Wendepunkte angekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Bahn nämlich gebaut und auch noch für manche andere Unternehmung privates Kapital in Ostafrika festgelegt werden; auch die Reichszuschüsse werden in steigender Tendenz noch Jahre lang eine Vergrößerung der Schutztruppe und des Beamtenstabes erlauben. Der wirkliche Wendepunkt kommt erst dann, wenn man in Deutschland, durch teuer erkaufte Erfahrung klug geworden, allgemein einsehen lernt, daß all die vielen, in Ostafrika aufgewandten Millionen so viel als verlorenes, und zwar unwiderbringlich verlorenes Kapital bedeuten. Möchte dieser Wendepunkt mit Rücksicht auf die deutschen Steuerzahler und die unternehmungslustigen Privatkapitalisten wenigstens nicht allzu spät eintreten!



Beim Grafen Tolstoi.

Von Siegfried Hey.

(Sonderhausen.)

Ich hatte die „Auferstehung“ zu Ende gelesen. Ganz Moskau sprach von diesem jüngsten Werke des Grafen. In allen Straßen riefen die Verkäufer: „Boßkreijenje Grasa Tolstowo“ und „Panjedjelni! Grasa Chudowo“. Hierin liegt ein Wortspiel, indem das Erste, „Auferstehung von Graf Tolstoi“, in wörtlicher Übersetzung „Sonntag des dicken Grafen“

heißt, während das andere angepriesene Buch „Montag des dünnen Grafen“ eine alberne, aber viel verkaufte Parodie des Tolstoi'schen Romanes war. In den Salons, auf der Eisenbahn, überall hörte man lebhaft Debatten über ihn. Die Aufnahme war geteilt. Die „Auferstehung“ war Wasser auf die Mühle der Jungrossen, der Konstitutionellen, die man bei uns ebenso oft wie falsch unter dem Namen „Nihilisten“ zusammenfaßt. Die Altrussen verwarfen den Roman selbst in der russischen, stark gekürzten Ausgabe gänzlich. Zwischen diesen beiden Extremen stand eine gemäßigte Partei, die Tolstoi sachliche Irrtümer und Unwahrheiten in juristischer Beziehung vorwarf. — Mich regte der Roman zu einem Besuche bei dem Grafen an.

Als ich das erste Mal meine Karte bei Tolstoi abgab, bedeutete mir der Diener, „daß der Herr Graf von 9 Uhr Abends ab Sprechstunde hätten, tagsüber aber geruhten ungestört zu arbeiten“.

In einem regnerischen Abend im Anfang des Mai fuhr ich zum zweiten Mal vor dem Hause in dem Chomownitschessi Pjereulof in Moskau vor, wo Tolstoi mit seiner Familie im Winter lebt. Ein Bretterzaun schließt das einfache, hölzerne Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude ein, an die ein ausgedehnter Garten mit alten Buchen und hohen Tannen angrenzt. Tolstoi's Grundstück liegt am Rande von Moskau, wo die westeuropäischen Mietkasernen die altrussische Wohnart in einzelnen Holzgehöften noch nicht verdrängt haben. Die bei uns oft gehörte Meinung ist aber falsch, daß das Tolstoi'sche Hauswesen einer „gräflichen Bauernwirtschaft“ gleichkomme.

Ein Diener im Frack und mit weißen Handschuhen öffnete mir die Thüre; ein anderer führte mich zu seinem Herrn. Das Innere des Hauses ist anspruchslos und gemütlich, ohne daß ihm eine gewisse Vornehmheit fehlt. Aus einer Stube hörte man lebhaft Unterhaltung und Lachen; die Familie saß noch beim Diner.

Im ersten Stock wurde ich durch den hohen Musikalon in Weiß, Rot und Gold geführt. In einer Ecke öffnete der Diener eine Tapetenthüre; ich folgte ihm durch einen niedrigen, dunklen Gang. Er trennt das Reich des Grafen und Familienvaters von dem des Künstlers und Philosophen. Durch eine zweite Thüre trete ich in eine kleine Stube, die spärlich durch ein Talglicht erleuchtet ist. Hinter einem breiten Schreibtisch erhebt sich eine hohe Figur — es ist Tolstoi. Er reicht mir freundlich die Hand und fragt nach dem Zwecke meines Besuches. Der war sehr einfach; ich wollte den Mann, von dem die ganze gebildete Welt spricht, persönlich kennen lernen. Wir setzen uns gegenüber in bequeme Lederfauteuils.

Allmählich gewöhnt sich mein Auge an die trübe Beleuchtung des Zimmers. Es ist der stille Winkel eines Denkers und Arbeiters. Die weißen Wände sind ohne Bilderschmuck. Der große Schreibtisch ist bedeckt mit Manuskripten; auf dem Tisch liegt ein Haufen Bücher in wirrem Durcheinander. Ein Stehpult, ein großes Ledersofa und Stühle bilden die übrige Einrichtung. Die vier Fenster sehen in den Garten. In dem eleganten Musiksalon konnte eine „Anna Karjenina“ entstehen; hier ist die Geburtsstätte der „Maslowa“. Auf dem Tisch neben dem Grafen stand die Kerze, so daß sich sein Gesicht und seine Figur deutlich gegen den dämmrigen Hintergrund abhoben. Tolstoi trug das russische Bauernkostüm, einen dunklen Kittel, den eine rote Wollbinde zusammenhielt, weite Beinkleider und plumpe Schuhe, darüber einen schlafrockähnlichen Kasten. Tolstoi hat den typischen Schädel des Großrussen. Er ist aus zahllosen Bildern zu bekannnt, um ihn hier noch einmal zu zeichnen. Sein Porträt von Rjepin in der Tretjakow-Galerie in Moskau ist das beste, das ich kenne. Inzwischen sind aber die langen Haare und der wallende Bart weiß, und die Züge noch ediger und ausgeprägter geworden. Man sieht ihnen die 72 Jahre an; geistig ist aber Ljew Nikolajewitsch von überraschender Klarheit und Lebendigkeit. Gerade seine Freunde, die Bewunderer von „Anna Karjenina“ und „Krieg und Frieden“, halten sich verpflichtet, ihn als geistig alternd hinzustellen und den Schriftsteller Tolstoi von dem Kosmopoliten und Religionsphilosophen zu trennen. Sie erkennen nicht seine konsequente Entwicklung, deren roter Faden von „Anna Karjenina“ bis zur „Kreuzersonate“ zu verfolgen ist.

„Sie waren Offizier?“ leitete der Graf das Gespräch ein, das er bis zum Schluß russisch führte. Er hatte meine Visitenkarte in der Hand. „Der Soldatenstand ist etwas Unmögliches, Unglaubliches, völlig Überlebtes“, fuhr er fort. „Es erregt in mir Abscheu, wenn ich sehe, wie sich die Soldaten im Schießen üben, um Andere zu töten. Es widerspricht dem wahren Christentum. Konnten Sie sich in dem Berufe wohl fühlen?“

Tolstoi sagte das alles mit der Sicherheit eines Menschen, für den der Gegenstand der Diskussion abgethan ist. Als ich ihn fragte: „Sie waren doch auch Offizier, Herr Graf, und haben sogar an Feldzügen teilgenommen“ — da antwortete er: „Damals war ich ein ganz anderer Mensch.“

Ljew Nikolajewitsch hat eine klangvolle, tiefe Stimme; er spricht langsam, klar und ausdrucksvoll. Sein Russisch klingt kraftvoll und dennoch weich.

Nach der militärischen Einleitung kam das Gespräch auf den Patriotismus. Dem Kosmopoliten ist jede Bethätigung nationalen Empfindens enger Lokalpatriotismus. Für ihn giebt es nur eine einzige, große Menschheit, an deren Wohl zu arbeiten die Pflicht jedes Einzelnen ist. Er ist Sozialist im weitesten Sinne des Wortes. Den Sozialistenkongreß, der vor zwei oder drei Jahren in Hamburg tagte, hatte er mit großem Interesse verfolgt. Er war erstaunt, daß Bebel auf den Antrag eines Holländers, daß alle Soldaten bereits im Frieden sich gegen den Waffendienst erheben sollten, erklärte, daß sie in Deutschland die Revanche Frankreichs fürchteten.

„Hält man denn bei Ihnen den Patriotismus für etwas so Heiliges, Überschwängliches? Wird er in den Schulen großgezogen?“

Als ich diese Fragen bejahte, schüttelte Tolstoi erstaunt den Kopf. In lebhafterer Weise als vorher sprach er jetzt über den Patriotismus im Kleinen, wie er die Selbständigkeitsbestrebungen der Finnen, Tschechen, Polen und Balkanslaven nannte. „Das ist Unsinn“, sagte er, „und paßt nicht mehr in unser Jahrhundert.“ Der tschechische Sprachenkampf scheint ihm lächerlich und unserer Zeit unwürdig, eine Vergeudung von Kraft, welche bessere Verwendung zum Wohle der Gesamtheit finden könnte. Die Schuld an diesen Nationalitätskrämpfen legt er den großen Unterdrückern bei, gegen die jene die Reaktion bilden.

Während des Gespräches sind die tiefliegenden grauen Augen unter den buschigen Brauen unverwandt auf den Gegenüberstehenden gerichtet, als wollten sie in seiner Seele lesen. Die scharf gezeichneten Pupillen geben dem Blick etwas Starres, fast Hartes und Unerbittliches. Ohne Furcht und Scheu giebt Pjew Nikolajewitsch mündlich und schriftlich seine freie Meinung in seiner unfreien Heimat von sich. Manche seiner Schriften würde einen Anderen längst nach Sibirien gebracht haben, ihn bewahren sein Name, seine Verbindungen und sein Ansehen bislang vor einem solchen Schicksal. Er könnte nicht wie Turgenejew eine zweite Heimat in Westeuropa finden. Wie in seiner äußeren Erscheinung, so ist er auch innerlich ganz Russe; er liebt Rußland und sein russisches Volk. Rußland ist ein Ackerbaustaat, sagte er. Sein Verderben ist der Schuß und die Begünstigung der Industrie durch den Minister Witte, obwohl nur 2 Prozent der Bevölkerung Industrielle sind. Tolstoi nannte Witte einen unberufenen Marxisten. Die Landwirtschaft liegt darnieder, und gerade im fruchtbarsten Gebiete der Schwarzzerde findet man die ärmsten Bauern, da sie von den Grundbesitzern ausgesaugt werden. Tolstoi erkundigte sich eingehend nach dem Stande der Landwirtschaft in Deutschland. Ein Münchner

Professor der Nationalökonomie hatte ihm erzählt, daß 50 Prozent der bayerischen Bauern verschuldet und ihr Besitz verpfändet sei. Er war überraschend gut über die Tagelöhnerfrage orientiert. Durch den guten Verdienst in der Industrie würden dem Lande die Arbeitskräfte entzogen, die das Proletariat der Städte verstärkten. Für Rußland mit seinem großen Menschenmaterial liegt diese Sorge noch fern, obwohl sie durch das Anwachsen der Industrie in größere Nähe gerückt ist. Wie in Rußland und Deutschland, so ist die Basis jedes gefunden Staatswesens der Ackerbau — das ist Tolstoi's nationalökonomisches Bekenntnis.

Die soziale Frage, d. h. der gerechte Ausgleich der sozialen Verhältnisse bei gleichem Anrecht Aller an das Leben, beschäftigt ihn lebhaft. Im Frühjahr vorigen Jahres schrieb er an einer Arbeit, die diesen Gegenstand behandelt. Auch die Sozialisten wollen eine Arbeitsteilung, behauptet er; indessen faßt er dieselbe von höheren Gesichtspunkten auf. Seinen natürlichen Anlagen soll die Thätigkeit jedes Einzelnen entsprechen. Wörtlich sagte er: „Ein Sklaventum muß sein; es muß Sklaven geben, die den Acker bauen, die Latrinen reinigen und die schwere Arbeit thun; wir ‚mit den weißen Händen‘ arbeiten geistig; die Kapitalisten treiben Industrie.“ Das war mir neu aus dem Munde des Grafen-Bauern, zu dem Pilger aus allen Ständen nach Jasnaja Poljana gezogen waren, um mit ihm hinter dem Pflug ihr Seelenheil zu suchen. Wie bei dieser natürlichen Arbeitsteilung Jeder zu seinem vollen Anrecht an das Leben kommt, ohne daß es Unterdrückte und Unterdrückende giebt, das ist Tolstoi's Geheimnis, das er der Welt bald mitteilen wird. Er war ganz erfüllt von seiner menschheitsbeglückenden Idee. Mit übereinander geschlagenen Beinen saß er in dem hohen Lehnstuhl zurückgesunken; seinen Augen sah man die Gedankenarbeit an. In der rechten Hand hielt er ein Federmesser, mit dem er Bewegungen machte, als wollte er seinen Worten dadurch mehr Nachdruck verleihen.

Zum Schluß lenkte der Graf das Gespräch auf die deutsche Litteratur. „Der Büttnerbauer“ von Polenz lag aufgeschlagen neben ihm auf dem Tisch. Er nannte den Roman das Beste, was er von der neueren deutschen Litteratur kenne, und legte ihm die überschwänglichsten Superlative bei. Die Landschaftsbilderungen seien vorzüglich, und ebenso seien die Menschen gezeichnet. Polenz kenne das Landleben und das Bauernvolk. Tolstoi gab kurz den Inhalt des Romanes wieder und las einige Stellen daraus vor. Am kraftvollsten und charakteristischsten erschienen ihm folgende Worte: „Siehst du den Misthaufen da? Eher möchte ich darauf verrecken, als daß ich das Gut hergäbe!“ Der Dialog im „Büttner-

bauer“ ist zum großen Teil Plattdeutsch, das Tolstoi gut liest und versteht. Er liebt die deutschen Dialekte, weil sie kräftig und rauh sind. Die sympathischsten Deutschen sind ihm die Bayern, obwohl er ihr Land und ihre Hauptstadt aus eigener Anschauung nicht kennt. Wie schon einen Polenz, so stellt er auch Auerbach und — Ganghofer über ihre litterarischen Landsleute. Dieses Urteil ist zweifellos einseitig und läßt sich nur aus seinem Interesse für das Bauerntum erklären, das die drei Genannten mit Wärme und Ernst behandeln, und in dem er nun einmal die Grundslage der Staaten und der Menschheit sieht.

Über unsere „Modernen“ sprach er im Allgemeinen recht abfällig. Tolstoi hält G. Hauptmann für kein starkes, selbständiges Talent, obwohl er „die Weber“ sehr gut nannte.

„Sie sind Hauptmanns beste Schöpfung“, meinte er, „sie haben eine große soziale Tagesfrage zum Gegenstand. Es ist ein glücklicher Gedanke des Dichters, daß er in das Drama keine Liebesangelegenheit verflochten hat, durch die das Interesse des Lesers für die große Handlung geteilt würde.“

„Hannele ist sentimental“, fuhr der Graf in seiner Kritik fort; „alle übrigen Schriften Hauptmanns, Historisches, Dramatisches und Romane haben wenig künstlerischen Wert. Indessen kann man von ihm vielleicht noch etwas erwarten.“

Es ist hier nicht die Stelle, dieses Tolstoi'sche Urteil einer Kritik zu unterziehen. Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis von heute hat Jew Nikolajewitsch in seiner Broschüre „Was ist die Kunst?“ niedergelegt. Günstiger als über Hauptmann urteilte er über Sudermann. Im Gegensatz zu jenem spricht er ihm ein starkes Talent zu. In seinen Romanen zeige er sich als gebildeter und ernster Künstler.

Tolstoi's Antipathie gegen Ibsen war mir bekannt. Dennoch brachte ich das Gespräch auf diesen — oder nein, er nannte den Namen zuerst in folgender Weise: „Da giebt es einen sogenannten Ibsen — Tschepucha!“ Der Berliner würde das russische Wort etwa mit „Quatsch“ übersetzen. Ich versuchte eine gerechtere Würdigung des nordischen Meisters, Tolstoi schnitt aber die weitere Diskussion über ihn damit ab, daß er sagte, er könne ihn nicht verdauen, und Ibsen wisse selbst nicht, was er wolle.

Nun kam die Reihe an die „Jungen“, die Modernsten der Modernen. „Sie wollen eine neue Sprache, eine neue Kunst schaffen nach Art der Franzosen. Darüber vergessen sie aber nur zu oft das Wesen und den Zweck der Kunst. Was ist die Kunst?“ frug er plötzlich mit dem Titel seiner unlängst erschienenen Broschüre. Er beantwortete die Frage selbst:

„Schöne, neue Gedanken in schöner, einfacher Form so verarbeiten, daß sie Allen zugänglich werden.“

Um die Unbegrenztheit der Gedankenwelt zu illustrieren, gab Tolstoi folgendes Bild: „Es ist ein Mittelpunkt, aber unendlich viele und unendlich lange Rabien gehen von ihm aus“ . . .

Fast eine Stunde saß ich in dem dämmerigen Kabinett im Gespräch mit dem Grafen. Die Thüre gieng auf, und die Gräfin erschien, um ihn zum Thee zu holen. Ich verabschiedete mich. Im Salon warteten bereits zahlreiche junge Damen und Herren, die Kinder des Grafen, auf den pater familias.



Fiducit!

Von Karl Heckel.

(Mannheim.)

Mit Absicht mietete ich mich nicht, wie mein Vorgänger, zunächst dem Marktplatz ein. Draußen vor der Stadt das letzte Häuschen gab ein trauliches Junggesellenheim. Mochte man mir, als jungem Arzt, meine Absonderlichkeit verdenken: meine Freiheit mußte ich mir bewahren.

Drei oder vier Tage, nachdem ich mein Porzellanschild „Dr. Koller, praktischer Arzt“ feierlich an die alte Hausthüre angenagelt hatte, brach in dem benachbarten Dorfe eine Epidemie aus.

Um so besser! Nun bekam ich rasch alle Hände voll zu thun. Bald mehr, als mir lieb war. Tag für Tag.

Da eines Abends im Freundeskreise beim Bier . . . war das wirklich nur Übermüdung?!

— Der Sensenmann soll leben! rief Einer.

— Fiducit! rief ich zurück.

Ich mußte mich energisch zusammen nehmen, denn mich schauerte. Zu Hause, beim Auskleiden, kam's zum Ausbruch. Dasselbe Fieber . . . das in den letzten Wochen Hunderte hingerafft hatte.

Da lag ich nun einsam in meinem dunklen Zimmer. Niemand besuchte mich. Meine biedere taubstumme Hauswirthin sorgte für meine Bedürfnisse. Dank! Aber die Zeit wurde mir lang. Die Krankheit scheerte sich nicht um meine Ungebuld. Wie ich die Krisis herbeisehnte! So oder so!

Da, in der sechsten Woche, hörte ich vor dem Fenster einen krächzenden Ton. Es mochte wohl ein Rabe gewesen sein. Ich stützte beide Arme fest auf und richtete mich im Bett in die Höhe. Hoffungsarme Gedanken machten mich den Kopf schütteln. Dann, als unfolgsamer Patient, stand ich auf. Mich fror. Da hüllte ich mich in meinen wollenen Schlafrock. Ich setzte mich in den Lehnstuhl am Fenster und schaute hinaus.

Meine Nachbarn sind Bäume und Sträucher. Sie standen noch im vollen Glanz männlicher Kraft und Schönheit, als ich mich auf's Krankenlager legte. Ich erschrak fast, sie nun so greisenhaft verändert zu sehen.

Die Kastanienbäume waren am ehesten gealtert. Nur noch wenige roßbraune runzelige Blätter, die am letzten Fädchen hiengen, flatterten in der Luft. Das nackte Gels der jungen Pappeln schien vor Frost zu zittern, während die tiefrot leuchtenden Blätter einer Zerr-Eiche schon etwas widerstandsfähiger drein schauten. Aus dem grünen, aber spärlichen Laub des Hollunders äugelten mit schläfrigen Blicken schwarze Trauben heraus.

Weiter drüben auf dem Gottesacker am Bergsang starrten unbeweglich die alten dunklen Cypressen wie ewig unwandelbares Gedächtnis. Die Trauerweiden aber gaben ihre nebelfeuchten langen Zweige erst energielos dem Sturme preis und hiengen dann schlaff, in stummer Ergebenheit, auf die Grabsteine nieder.

Mitten unter diesem Garten und harten Grün flimmerte das helle Gels eines jungen Horns. Der sah aus wie das einsame Märchenbäumlein mit den goldenen Blättern.

— Küttle mich! Schüttle mich!

Und der Wind schüttelte es.

Aber kein Mägdelein stand darunter, um sich ein glänzendes Ballkleid schenken zu lassen. Die dorten schlafen, bedürfen keiner Toilette mehr.

Viel röter als die schimmernde Mauer leuchtete die wilde Rebe an dem morschen Sandstein des Friedhof-Thores, und zwischen den eisernen Stäben des schwarzen Geländers blinkten weiße Früchte, wie große milchige Perlen. Das Volk pflegt sie Toten-Beeren zu nennen.

Auf der Landstraße und in den beiden rotsandigen Gräben zur Rechten und zur Linken lag das dürre Laub, gelb und matt. Die Blätter wirbelten nicht mehr im Rundtanze umher. Der Tanzmeister Sturm ließ sie ausruhen.

Schwarz starteten die knorrigen Stämme und kurzen Äste der Obstbäume zu beiden Seiten der Straße. Rahl und leblos.

Alles war still.

Die Herbstsonne gieng hinunter hinter dem Hügel. Verzehrende Blut löst auf. Vor mir aber lag schon alles in grauem Schatten.

Ich stützte die schweißende Stirn auf die Hand und schaute und horchte hinaus.

Da geschah es.

Ich sah den Tod gegen die Straße heran reiten. Quersfeld an über die Stoppeln. Er saß auf einem kleinen schwarzen Pferd mit langer zottiger Mähne. Der letzte grelle Abendschein beleuchtete ihn. Jetzt war er auf der Straße. Der Novembersturm erhob sich wieder und schnaubte vor ihm her. Er riß die dünnen Äste und Zweige und die letzten Blätter von den winselnden Bäumen und jagte, was umherlag, in wilde sich überkugelnde Flucht. Alles Morische und Zerwitterte, alles Geknickte und Verkümmerte brach kraftlos zusammen und zerfiel.

Trabtrabtrabtrab und jetzt trabtrabtrab, . . . da parierte er.

Er sprang ab.

Sein Köhlein blieb unangebunden regungslos stehen.

Er aber schritt lautlos auf mein Haus zu.

Ich trat in die Stube zurück und krümmte krampfhaft die Finger, um mein Blut in seinem raschen Fieberlaufe zu hemmen. Die Pulse stockten und wurden ruhiger. Unheimlich ruhig. Ich schüttete Öl in meine Lampe — sie hatte die Nacht zuvor gequalmt, und zündete den Docht mit einem Span an.

Horch!

Da klopfte es schon. Geheimnisvoll! Drei dumpfe Schläge! Dazwischen zwei lange atemlose Pausen! „So klopft das Schicksal an die Pforte!“

Ich trat erhobenen Hauptes mit erzwungener Ruhe und Würde an die Thüre und klinkte auf.

Er sah mich an und wunderte sich gar höflich. Dann trat er ein.

Das Licht der Lampe flackerte.

Ich erwiderte seinen stechenden Blick. Dann betrachtete ich mir seine Sense. Das Eisen war schartig geworden,

Wortlos holte ich nebenan von der Fensterbank in der Küche einen Schleiffstein, nahm ihm die Hippe aus der Hand und fieng an, sie zu wezen. Er wendete kein Auge von mir.

Als ich mit meiner Arbeit fertig war und die Schneide vorsichtig geprüft hatte, reichte ich ihm die Sense wieder hin und sagte:

— Nun mag's geschehen.

Er aber schlang den schwarzen Mantel fest um die Schultern und drohte mir leise mit dem Zeigefinger der rechten Hand, daß die einzelnen Gliederchen wackelten. Er grinste, als wolle er sagen:

— Wart' nur, Schelm!

Er sagte aber nichts, sondern betrachtete nochmals gar vergnüglich seine silberblinkende Sense. Plötzlich schaute er sich in der Stube um. Seine Blicke wendeten sich vom grünen Rachelosen nach dem Bücherbrett und zu meinen Instrumenten. Er mochte wohl mein Gewerbe erkennen, denn er schmunzelte:

— Brüderchen! Brüderchen!

— Fiducit! sagte ich mit großer Ruhe.

Er gieng hinaus.

Schweigend sah er auf und ritt seines Weges zurück. Unhörbar wie ein Wollenschatten, unsichtbarer als die Nacht.

Alles war still . . .

Fest und hell stand ein blauer Stern am Himmel.

Fiducit! . . .



Gedichte von M. Reinhold von Stern.

(St. Oswald, Ober-Österr.)

Abend an der Donau.

Still ruht die Luft. Die Donaumühlen rauschen,
Und breit und goldig rinnt der Riesenstrom.
Dem Spiel der Wellen muß ich träumend lauschen,
Der Kirchenstille unter'm Himmelsdom.

Die Angel treibt. — Vom tiefen Blau der Hügel
 Aufblüht ein Schein. Stromüber schwebt und sticht
 In's Äthermeer ein Storch und schlägt die Flügel,
 In flüß'gem Golde rudern, in das Licht.

Und tiefer sinkt der Feuerball, und röter
 färbt sich der Strom im Gold vom Sonnenborn:
 fern zeichnet sich am Horizont im Äther,
 In Duft gemalt, die Brücke von Comorn.*)
 Im Osten sich die Höhenzüge färben
 In immer tief'eres, dunkleres Violett.
 Das senkt sich leise auf das Sonnensterben
 Und drängt zurück das Gold im Donaubett.

Am Ufer schon in dunklen Silhouetten
 Die Weidengruppen und die Pappeln steh'n.
 Da steigt empor aus dunklen Hüggelfetten
 Der bleiche Vollmond und ergreift sein Leh'n.
 Schnell schwebt er auf und glänzt in Silberstrahlen,
 In mattem Gold zuleht, — und küßt das Land,
 Und küßt die Wellen, die sich silbern malen,
 Und fürcht ein Gligern in des Stromes Band.

Die Donaumühlen rauschen leis im Monde
 Und schaufeln Silber aus dem blanken Strom.
 Bald deckt die Erdenqual und Erdenfrohnde
 Mit sanftem Glanz der heil'ge Sternendom.
 Verworr'ne Stimmen stromherüber tönen,
 Die Seele sammelt sich zum Nachtgebet.
 Das alte Lied vom Heil'gen und vom Schönen
 In Schauern leis durch ihre Tiefen geht.

Bison.

Die Seele sinkt in liebliches Ermatten
 Und träumt sich leis in ihrer Sehnsucht Welt. —
 Die Sonne tuscht schon ihre blauen Schatten,
 Da schräg sie auf die Marmorstufen fällt.
 Der Himmel wölbt sich weit und veilchenfarben.
 Ein Schattenstreif ruht schief auf dem Palaß.
 Kech klettert in des Marmors Wetternarben
 In Blütenwolken hin ein Rosenast.

*) Comorn in Ungarn.

Der Blick streift frei durch breite Doppelhallen
 Und weilt beruhigt auf dem blauen Meer.
 Des Springbrunn's helle Silberfunken fallen
 Und nimmer wird die Marmorschale leer.
 Die nackten Götter auf den Gallerieen
 Starr'n lächelnd in ihr heimatliches Licht.
 Das Ufer tönt in ew'gen Melodien,
 Da rhythmisch sich die Brandung an ihm bricht.

Ein Windhauch. Tarte Rosenblätter sinken
 In müden Spielen auf die Stufen hin,
 Zerweht in's Meer, das salz'ge Naß zu trinken
 Der Heimat ihrer süßen Königin,
 Der schaumergeugten, deren Muschelwagen
 Mit dumpfem Klange fern im Meer erschallt,
 Derweil das Echo der Tritonen-Klagen
 Wie Aeolsharfen in der Luft verhallt.

O Kythereia, mögen Abendwinde
 Dir Rosenblätter auf den Nacken weh'n,
 Gefolgt von meiner Sehnsucht, dein Gesinde
 Zu Gast in meinem Traumpalast zu seh'n!
 Dann wird der Marmor von der Wollust tönen,
 Die ihn mit Klang und Rosendüften füllt —
 Ersehntes Urbild du des ewig Schönen,
 Zeig' deine Nacktheit, in kein Wort gehüllt!

Sehnsucht.

Uns Träumen bin ich jäh erwacht:
 O Herz, der Frühling ist da!
 Es zieht ein Spielmann durch die Nacht,
 Hin durch die dunkle Frühlingnacht,
 Und spielt Harmonika.

Da scheint mir rings die Grabesruh'
 Wie Wald im Frühling erhellet. —
 Ich möchte scheiden, o Erde du,
 Ich möchte singen und wandern dazu
 In die Frühlingswelt, in die Frühlingswelt!





„Gockeler, krah!“*)

Eine Holzergeschichte von Leopold Weber.

(München.)

Samstag ist. Feierabend ist droben auf der Alm. Die Hängelampe der niederen Wirtsstube schimmert mit trübbrölichem Licht in einer mächtigen Rauchwolke. Darunter hockt ein Duzend Holzerleut' am langen Tisch zwischen Ofen und Thür vor den Maßkrügen. In groben Kupferjankern, mit offener Brust hocken sie da, die dicken Köpfe vorgebeugt, die Porzellanpfeifen an den langen Weichselröhren grad herab aus dem Maul; die Augen aber haben sie alle stillgrinsend nach einem hellhaarigen Fremden hingedreht; der sitzt in seinem grauen Stadtanzug mitten unter ihnen wie ein Geschöpf von anderswoher und starrt den alten Bartl vor sich mit der hohen Künzelstirn und der großen krummen Nase im rotbraunen Gesicht begierig an.

„Na, Alterchen, sind Sie nun soweit? Haben Sie sich nun auf die Geschichte besonnen?“

Er hat den Bartl um Auskunft gebeten: unten im Markt hat er heut ein kleines Kerlchen von so zehn Jahren auf einem Misthaufen stehen sehn, das hat in eins fort gerufen: „Gockler krah! Gockler krah!“

„No, was is!“ sagt der Balthes, der mit dem weißbärtigen Patriarchenkopf und der tiefen Gurgelstimme neben dem Fremden, ermunternd zum Bartl: „Geh, thu nit so gschami, pack's an, deutsch's an Herrn aus, wann er unsre Sprach doch nit versteht! Verzählst ihm halt, was des für an grausam's Viech is gwest, der ‚Gockeler krah!‘ Wannst eh das alt Sach Alls weißt! Schau, er hat ja s' Bier zahlt auch, der fremd Herr!“

*) Der Dialekt in dieser Geschichte ist, dem Schriftdeutsch hier einigermaßen angepaßt, jenem Gebiet des bayrischen Hochlandes entnommen, wo das Oberbayrische sich mit dem Schwäbischen leise zu mischen beginnt.

Der Bartl hebt den Kopf, zieht die langen, schweren Augendeckel schön stad auf und blickt mit den blauen glänzigen Augen noch einmal felsam prüfend zum Fremden hinüber. Dann nickt er und legt die Pfeife quer auf den Tisch vor sich hin.

„No jo!“ brummelt er: „warum nit? Nur lang thut's halt sein und umständlich zun Sagn! — Paßt's nachher auf, Bubn!“

„Also! des ist schon ganz lang her gwest; zu der alten Zeit halt no, wo d' Geischter und Spenscht haufenweis umgangen sind und sind nit so fremd zu die Leut gwest wie heutig's Tags. Da ist ein Wittweib in Ort gwest, hat sich Hohnleitner g'schrieb'n, aber gsagt hat man dazu Schüßenev; die hat an Mabila ghabt, s' Marandala, leicht d' säuberst in ganzen Bezirk, wo flachete Haar kumpelt hat. Erwohnt hamm's draußt in lehten Häusl an obern Markt, wo jekt den Kupferschmied sein Ladn is. Gut. Einstmaln — Lants*) is gwest und die Berg schon hübsch aper**) — sizen d' zwei Weiberleut auf d' Nacht alleinig in ihrer Stubn. D' Mutter hat ihr an Dfu hinghocht, s' Deandl auf der Bank an Fenster und spinnt bei der Kerzen. Unter eins scheppert's in d' Stuben, daß alle zwei zammfahrn wie gstochnen.

„Jestas na!“ sagts' Marandl: „wie kommt jekt auf amal der Wind aus!“ und meint, der Laden hat than.

Derweil bumpert's in Gang, als thät eins mit Scheit werfn, d' Thür auf, und s' steht eins dort — an Ding nit höher als an Bub von zehn Jahr, hölzig von Kopf bis auf d' Zehn, s' Gesicht aber als an Vogl und d' Füß zwei Wurzn, krump und verdraht.

S' Marandl kasweiß wordn, s' Zittern anfangt, daß schier von der Bank fallt; d' Alt d' Augen aufgriffn so weit!

Aber der hölzig Ding einergumpelt in d' Stubn, an Kopf in d' Höch, an Schnabl auseinand und kleppert:

„Um d' Marann war er kommn, um d' Marann! Von Wald drobnat an Berg! Für sein Weib***) wollt er's d' Marann, d' Marann für sein Weib!“

S' Deandl auf des erst recht nit biegn und rüörn können vor Schreck.

Aber d' Alt! ja mein, wie d' Alten halt sein! Hat schon was läutn ghört von an Wurznvork, und wie, daß dieselbigen Waldmandlan viel Gold und Silber solln habn, heimlich vergrabner unter d' Bäum.

*) Frühling.

**) Schneefrei.

***) Zum Weib.

„No, jetzt nur gscheit!“ hat's ihr denkt: „kann sein, s' is den Mabl ihr Gsüß.“ Und außer aus 'n Sessel und ganz manierlich buckelt vor den schiachn Tropfn:

„Schön Dank sagen thät's ihm halt für d' Ehr, wo er ihnen anthan hätt' und über daselb Sach könnt ma schon redn nachher in aller Freundschaft, warum nit!“

Aber s' Deandl jun Schnäuser kommen und durch! in d' Rammer 'auf, eingriegelt fest und nimmer aufthan, soviel als der Hölzig hinbockelt hat dran und d' Mutter geräsonnert.

Und an nächstn Morgn in aller Herrgottsfruh auf und schnurstracks über d' Gassen jun Franzl; des is der ihre gwest, an Holznecht, hübsch, an großer und fester und gut bei der Schneid.

No, der Franz — er ist in der Tennen hint gstanden mit der Hackn in der Hand — wie s' Marandl herspringt und hangt sich an ihn und fangt an z' larmen, da hat er halt b' Hack'n weggelegt und g'lost*), auf d' lept aber nur so stadlich an Kopf schüttelt und hinglacht ganz hard und ganz stulz.

„Geh, Marann!“ hat er glagt: wanns weiter nig is! hörst nit auf heahnen**)! Zwegn an selln Waldkrüppl no! Die werd i wohl kennen, die Kerln. Hab's umeinanderstec'n sehn bein Mond an Berg nit einmal ganze Häufn! Hab i an langn Lenzn wegg'scheitelt von Fenster, werd i bein Holzbock a no vertreibn! Wird wohl der Mensch von Fleisch und Blut fürnehmer sein als wie s' Holz.“

Und um an zehne auf d' Nacht steht er auch schon hinter der Holzbeig***) vor der Schühenev ihrn Häusl, des größt Scheit in Handen und paßt.

Endlich geht der Mond hell auf, und glei nachher rumpelt's und pumpelt's, und der Holzackl stackelt daher aus der Thür von Häusl, an dummen Grind†) allweg in der Höch, und schaut in' Mond.

„So!“ denkt der Franz für ihm selber: „geh du zu mein Madla!“ Hebt's Trumm mit alle zwei Händ:

„Gfegn's dir der!“ und laßt's den Kerl in's Gnack, daß er meint, s' muß ihn in' Boden reißen.

Frei! — Nig is! — An grausamn Schneller thut's, s' Holz berspittert — und der Ding nit g'nackelt amal! aber herum wie der

*) zugehört.

***) weinen.

****) Holzstoß.

†) Kopf.

Blig: an Franzl bersehn, und eh der ihm bfinnt, schon an ihm auf! Hat ihn packt mit die dürren Arm um an Leib wie mit einer eifrign Zangn und an Bobn hing'schmissn fogleich! na schlägt er ihm sein' hartn Grind in's Gesicht linksam, rechtsam, daß der Franzl von ihm selber kommt. Und na hin und mit 'n Schnabl gstochn und grabn, allweil nach'n Herz, allweil nach'n Herz, und hätt' ihn so aufg'arbeitet völli, wann er nit unter eins mit'n Maul an's Kreuz hing'stöñ war, das der Franzl von seiner Mutter selig tragn. Da hat er ihm an Schnabl verbrennt, daß er auf is mit lautm Gschnadr und dreimal um's Haus mit Schepfern und Kleppern ganz wütig und hinauf in' Wald.

Eine schwache halbe Stund bornach hat s' Marandl ihrn Buhn gfunden, unmächtig hinter der Beign. Und wird wohl an Jammer und Glend gwest sein, bis ihn aufderweckt hat zu ihm selber und bis ihn heimbracht hat mit aller Müß! So berschlag'n hat er ihn ghabt, der! . . .“

Der Bartl verstummt und sieht eine Weile grad vor sich hin; dann hebt er den Porzellankopf schön stad von der Pfeife ab, klopft die Asche an der Tischkante heraus und fängt an zu stopfen.

„Also“, spricht er langsam: „daß ich's weitr verzäh! Dazumal ist in Markt ein steinalts Weib gwest, d' Zedn Urschl hat ma's gheißn, kropfet und mit an grausig großn Kopf und nimmer recht gehn können, aber gscheit aus der Weis. Und viel goltn zweg'n ihrer Gscheitheit bei alle Leut. Nur Kinderlen ham allweil mit Dreck nach ihr g'schmissn in ihrn Unverstand, wenn's vorn Haus gseñ is alleinig.

„Zesh!“ denkt s' Marandl: „d' Zedn Urschl! die hat mir unser Herrgott selber eingebn!“

Und wie's Tag gwest is, und s' Deandl hat fortkönt mit an Schid von daheim, is hinüber. Hat's antroffn auch mutterfeelenalleins in der Stubn, und gleich ist's außer mit ihrn Sach.

„Helft's mir, Frau Bas, um Gottswilln!“ und d' Zacherln*) kug'n ihr s' Gesicht ab.

„Jegerl, Jegerl!“ spricht d' Alt mit einer Stimm ganz fein und ganz hoch: „ja, was is denn? wird wohl soweit no nit fehl'n, Marandla!“

Aber wie's d' Gschicht zu End ghört, hat sie s' Wackeln angfangt, d' Urschl, mit den ihrigen Kopf.

„O mein, o mein Madla!“ hat's wehleidiger gfunz: „des is bees! Dasselb Waldmanbla thu i schon kennen. Des is der Gockeler, Madla, jawohl! und mit'n Gockeler, des is bees, des is bees!“

*) Thranen.

Und rausgruft mit der Sprach.

So und so war's. Duffer Gockeler war halt nit einer allein, sondern dieselbign hölzign Mander hocketen überall umeinand in Wald in der ganzen Christenheit und bei die Türkn und Mohrn. Und unter Tags nit anderschter herschaun als was rechte Stumpfn unter die Bäum. Nach Weiläutn aber lebendig werdn. Und zammhelfn wie d' Roshjuden! So daß da gar nit zun tun war dagegn, es müßt denn einer sein Sach grab vor unsren Himmelvater selber bringn, könnt sein, daß der sich dreinlegn that. Aber, Natur, an Weg nauffind'n zun Himmelvater, lebendiger, des war halt nit wie s' Knödelfressn! Dazu brauchet's eine besondre Wissenschaft und Schneid nachher auch. „Denn sigt, Marandl, des is a so: wo eine Kirchn is, da is ein Wirtshaus auch, und wer in den Himmelvater sein Haus möcht, der muß an dem Teufel seiner Hütt'n vorbei.“

Auf des is d' Marann freilich verblichn. Aber g'schredn lassn umadem nit, durchaus nit.

„In Gotts Namn, Frau Bas, wann's denn nit anderschter sein kann, und s' geht um an Franzl!“

Da hat ihr d' Becken Urtschl glernt aus Verbarmnis, wie daß sie's angehn muß alls, und daß ja vorher zu kein' Menschen nig sagt.

S' Marandl aber ihr Sach berlost, und schier nit derwartn können, bis daß Nacht worden is, und d' Mutter schlafft, daß fort kann. Die Nit s' Schnarcheln ang'fangt kaum und s' Deandl auf aus 'n Bett, ang'legt fürsichtig und sachter über d' Stiegn.

Ein schiachs Wetter gweist draußt. An Himmel ganz Nacht und der Wind nur so piff'n! grab daß nit gregnt hat! D' Marann nichts nicht gespürt. Auf der Straßn grabaus durch d' Wiesn, na rechts an Ziehweg durch's Holz bis unter d' Hundsköpf hint an Wettersteinberg — dort is gwest, hat selber nit gwüßt, wie! gar nit der Zeit ghabl vor lauter schnell, daß ihr fürcht. Nachher linker Hand in' Teugelswald neu, freil, selb is schon stadlicher gangn. Gar so schwarz! und Bäum! Daß gemeint hat, sie gehn ihr zuegn in der Finstren mit Fleiß! Und dazu der Wind than drobn wie an Hund, mit Winseln und Larmn. Nach einer Weil aber werdn d' Bäum weniger und weniger, und s' schaut her als eine Lichtn.*) S' Marandl halt. Scheint der Mond hin ein weng, siehts: na, keine Lichtn is nit, eine Sumpflackn is, alls voll von schwarzzn Wasser und wüßt Gewachs, nig rührn und biegn darin, himmellange Bäum umadum, und an Gestank draus ganz

*) Lichtung.

berfällt. Da kennt sie's ein: des is, wo ihr d' Zedn Urtschl gsgat hat davon. S' Herz fangt ihr zum Pumpern an. Sie thut d' Schuch ab und Strümpf. „Heilige Mutter Gottes, jezt hilf!“ und bloßfußet tritt's hin an des Sumpfs.

Ganz verlassner dagstanden. Is ihr, als hupseten feurigte Funtn um und um, und von hint tappeten Händ nach ihr hin. Völlig an Fieber hat's pakt, und d' Sprach wie verstockt in der Kehln. Madla, hilf dir alls nign, mußt wohl! Zlegt is naus mit ihrn Sprüchl, aber kaum zum Verhörn so schwach:

„Ich bin gegangen wider die Furcht,
Ich hab dich an dissen Moor ausgesucht!
Satan! Satan! geh herfür
Aus deiner höllischen Thür!“

Da springt eine Blasn auf in den totn Gewässr — no eine — no eine! — und schau! zwei schwarze Horn ruckn Trumm bei Trumm auf, und ein Niesengsriß schiebt ihm für aus den Sumpfs, voll Dreck über und über! Steht still über'n Bodn, thut einen Nießer, daß aufspritzt weitum und bleckt d' Zähn als an Roß:

„Was willscht!“ brüllt's, daß der Wind drobn aufheult wie nit gscheit, und dreht d' Augen als an Berreckends.

Den Deandl als müßt's z' Bodn gehn, aber dennerscht berhalten und wieder her mit den ihrign Spruch:

„Ich bin ein armes Mägdelein,
Ich muß über die harten Stein.
Durch denselben Saugang muß ich gehn,
Wo die spizen Teufelsteiner sen.
Daß ich in dem schwarzen Gang auch steh,
Satan, leich mir dein höllisches Licht.“

Da fangt dir des Gsriß zun lachn an, schauderbar, daß von alle Berg wieder hergeht, und ist, als falleten die ganzn Berg durcheinand und über der Marann zusamm mit wilbn Gelachtr. Darnach schließt's trummweis wieder in Bodn und is weg bis auf s' lezt. Und mit eins fährt eine Faust aus den Sumpfs als an Mannskopf so groß, daß der Dreck plantscht in die Lactn! und hebt ein Bund Feurstreichholz hin, nit gring, aktrat für s' Deandl.

D' Marann nit lang gsonnen, soviel als ihr graust hat: zutappt mit alle zwei Händ, ghabt auch, und auf und davon, nimmer umg'shaut, hinaus zu die Baam!

Nit lang, is draußt aus 'n Wald und steht in helln Mondlicht vor einer hochn Reihn.*) Und über der Reihn drobn siecht's die gache Wand mit'n Loch, als wie ihr d' Zeden Urschl ang'sagt!

No, drobn is bald gwest, wann's ihr schon nit gut than hat in Oröll mit die bloßign Füh. Na s' Kreuz g'schlag'n und hinter in's Loch. Grad noch aufrechter hineingangen. Pechfinster. Gut. Dafür hat's d' Feuerholz. Streicht also an unterm Fürtuch . . . Springt ein feurrots Licht auf mit an schweflign Stan! und ringsumadum aus die Wänd Teufelstarven herfür!

E' Deandl nig g'achtel! die ein Hand vor's Licht und hinauf so gschwind als hat können in Gang, allweil höher und höher. Aber der Luft so schwülig gwest, und kein End nit hergangen die längst Zeit, daß d' Marann bald irr worden war und hätt wohl aufgeb'n müssen vor Matt und kein Schnauser, wann nit d' Bangnis vor'n Sockeler ihr weitertrieb'n hatt mit Gewalt. Nur noch ein Feurstreichholz hat's mehr über ghabt, völliig bersezt hat's ihr die bloßign Füh auf die spizn Osteiner, da is auf d' legt eine Helln her, und ein frischer Luft ist ihr zugegn.

Dieselbe Helln aber allweil größer word'n, und ist eine gspäßige Helln gwest, nit wie von der Sonn und nit wie von Mond, gang an blobs**), heimlich's Licht.

Jetzt kimmt's Deandl außer aus'n Gang.

Da is auf einer Wies'n voller Bäum, aber als so hohe und fremde, nit einer wie dabeim. Und vor ihr an Baum steht leibhaftig an Engl, s' ganze Gwand wie von Licht und an Ruß'n zwei Flisch'n, lange und hell.

„Ja, wo kommst denn du her?“ hat der Engl g'sagt und hat an Kopf g'schüttelt vor Wunder: „Ja, wer bist denn jetzt du?“

„D' Marann . . .“ hat s' Deandl wischpirt verzagter und weiter nig fürbracht.

„No, no, brauchst dich nit fürchten, ich thu dir nig!“ hat der Engel g'sprochen: „ist gut für dich nur, daß der Petrus no schlafft. Was willst denn herob'n?“

„Zum Himmelvater möcht i. An Anlieg'n hätt i“, seuffiget s' Deandl.

„Zum Himmelvater möchtst! Na hamma an gleich'n Weg miteinander. Kannst glei mitgeh'n, Marann.“

*) Geröllfeld.

**) blaues.

So is s' Marandl mit'n himmlischn Engl gangen und hat ihre wundn Füß ganz wohlthun über d' Wiesn, die war so kühlig und lind.

„Schau, Marann,“ hat der Engel verzählt: „des, wo mir jetzt sind, des ist der Paradiesgarten, wo's den Adam und d' Ev vertrieben habn draufst. Nur daß jetzt Nacht is, und alls Gethier is verschloffn.“

Darnach is der Paradiesgarten an End, und sie gehn herfür auf an weits Feld, dahinter ein hochs Gebirg. Dasselbige Feld is aber gar kein Feld gwest, sondern lauter Wolken, grau überallhin. Hat aber, wie's drüber hin sind, nit mehr nachgehn als in Moos auch.

Indem, wie's so fürmachten über's Ofeld, geht ein Pumpern her von weiten und wird ärger und ärger, je näher daß kommn an hochn Berg, und jetzt is, wie wann ein Wetter umarbeitu that drin.

„Hörst es, wie's thut!“ sagt der Engel: „weist, was des ist? Jetzt hamma nimmer weit zun Himmelwater sein Haus.“

Da is dem Marandl doch ein rechts Bangsein ankommen.

Und auf amal sieht's an Glanz in Feld, nit zun Sagen wie hell, der fällt aus den Berg für durch eine steinerne Thür als eine Kirchn so hoch, und krachet und bohrt*) aus derselbign Thür.

Rührt der Engel des Madla an Arm und weist hinter.

„Da is, Marann!“ sagt er: „jetzt geh vor dein himmlischn Vater!“

Und s' Marandl fürwärts völlig betäubter.

Der Boden springt unter ihrer. In den Berg is hinein, weiß nit wie. Steht da in lauter Licht und Larm als in einer Schmidten. Hebt d' Händ vor d' Augen: Maria, Mutter Gottes! . . . Is vor ihr an Einglaß in Fels mit an eisrign Gatter; dahinter fährt an Weltsviech um mit'n zottelten Orind als an Büßl, schwarz und nackigt an Leib, Händ und Füß als an Aff, und büßt**), daß krachet, und schlenzt an langmächtign Schweif, der thut als an Blig. Über ihm aber is alls Licht, lauter Licht, und berkennt s' Marandl nit mehr als silbrige Haar umadum. Aus den Haar lugn zwei Augna herfür, schreckbar zun Sehn. Ganz z'oberst aber an der Deckn hangt d' Sonn' in eim Käfsicht verhängter, feurrot und rund wie in Nebel, und zischt.

S' Deandl dastehn und nit wissn, was thun! Endlich kommt's zu ihr selber und kniet ihr hin auf d' Stein.

Hat's der Himmelwater auch schon gespürt.

„Hohnleitner Marann!“ geht seine Stimm durch's Gedöhr mit Gewalt: „was ist dein Begeh?“

*) donnert.

**) stierartig brüllen.

Aber, o mein, vom Deandl ihrem Wischern wohl nig laut wordn vor Larm.

Da stampfet der Herrgott auf, daß der ganz Berg zittert:

„Seib's nit stad, Sacrament!“

Und s' Donnerviech zu hinterst verschloßn, an Grind vorhängt erschrockner, und alls mausstad. Nur d' Sonn drobu no allweil brodln und zischn hinter den Fühhang als an Schmalz in der Pfann.

Spricht der Himmelvater ganz milb aus den Glanz:

„Red jetzt, Marann!“

Da hebt s' Deandl an und zittert, des wief

„O du mein lieber, himmlischer Vatter, wannst du di nit verbarmst über mi, i weiß mir rein nimmer z' helfn. Der Gockeler is aus nach meiner und macht mir mein' Bubn z' Schandn!“

„So!“ spricht der Herrgott, und seine Stimm außer als an gronends Wetter: „der Gockeler! Muß der allweil dabei sein? Braucht der an Herrgott nit scheuchn! Aber sei getroßt, Marandala! Dir soll geholfen werdn!“

Und is auf des dem Marandl gwest, wie wann an Nebel drüber hingehet und hat nit mehr recht g'wußt von ihr selber.

Einsmals is ihr, sie fahrt durch d' Luft und zwei Flitschn tun über ihrer. Na wieder liegt's stad und nig rühn dabei.

Unter eins spricht eine Stimm dazu, weiß nit woher:

„Hohnleitner Marann! Unser Himmelvater schickt dir dissen Schlüssel aus wunderbarn Glas. Der wird dich führn an Freitag auf d' Nacht, als an welch'n Tag der Gockeler nit los kann von sein' Ort, dahin, wo er is. Als dann mußt dir an Herz fassen und zu dissen Ungetüm also sprechen: Gockeler, krah! daß er sein Maul aufthut und dir in Wahrheit verkündt, was du willst wißn, ob's ihn lieb mag sein oder nit!“

Und wieder stad, und s' Deandl schlafft ohne Bsinniß in ein Trumm fort. Und wie's aufwachet und fahrt in d' Höch, is in Bett in der Kammer, und d' Sonn scheint hinein.

„Traamt!“ geht's ihr durch in erstn Schreck.

Aber da schau — auf'n Stuhl neben an Bett ist ihr Sach hing'richtet nit anderscht als sonst, und auf dem Gwand drobn glantz — a Schlüssel aus helllichtn Glas! Und vor den Stuhl stehn ihre Schuh, naß, o mein! und ganz voller Dreck.“ . . .

Der Bartl bricht ab. Er schüttelt kräftig den grauen Kopf, packt den Maßkrug, trinkt, streicht sich mit der Hand den Schnauzer zurecht und fährt fort:

„No, wie's jezt na gangn hat, könnt's euch leicht einbildn. Glei in der nächstn Nacht no — s' is grad von Freitag auf Samstag gwest — sind zwei drobn gstaund an Friederwindbruch*), wo in der Mittn der Grasbuckl aufgeht: s' Marandl und der ihrige Franz! Der hat's nit alleinig lassn, so derschlag'n, als er gwest ist no. In helln Mondgschein aber der Gockeler, starr als an Stumpfn unter die andren Stöck, jedoch kennbar ganz genau, und an Schnabl zuhöchst.

Arg graust hat den Deandl davor, g'meint, jezt, jezt springt er füri und packt's, und fest hindruckt an' Buben. An Franz aber ganz jucht in d' Händ, daß er d' Hack'n fürzieht von Kucksack und probiert's no amal, ob er ihm an Grind nit voneinanderbringt, dem!

Endlich hat's wischperrt, s' Deandl, zun Holzbing, angebn sollt er halt, wie daß ihn wegbrachtn, und darnach:

„Gockeler, fraß!“

Und schau, kaum is heraufst, thut dir das Viech richtig an Schnabl auf, scheppert eine Weil laar**) für ihm hin, und na klappt er's her, daß laut wird weitem:

Wenn du mich willst bring'n vom Leb'n,
Du mußt mich mit Hign vergebn!
Du mußt mich brennen mit höllischm Feur,
Weil ich bin dem Teuffl sein Ungeheur!

Jezt is gut gwest, daß d' Marann s' Feurstreichholz no bei ihr ghabt, wo's derspart hat in selbem Saugang hint d' lezt Nacht. Also gschwind mit'n Franz an Reifig g'richt' um an Lackl, anzundn mit'n Satan sein Licht, und is auch gleich d' Flamm auf mannschhoch, als wann sie's freun that selber. Und der Gockeler, wie ihm s' Höllenfeur erst durch's Holz durch is an's Leb'n, an Schnadern angfangt und Vlabern und bitt' und bettelt, daß sich s' Madl bald derbarmt hätt über ihm, wann der Franzl nit gwest war; und wie nichts nicht gnußt, sich verschwört und dem Teuffel ergeben, daß greulich zun Hörn is gwest, bis auf amal an Kracher than hat, und der Gockeler auseinand in lauter brennate Trümmer weitem! — und nur gut gwest, daß der Wald nit angangn is!

Der Franzl aber und s' Marandl, no, was brauch't's da weiter verzähln! Das könnt's euch denkn a so, wie daß than hab'n in lauterner Freud, und na zsamngheirat und Kinder und alls, wie sich's ghörn thut halt!“

*) Windbruch = ein vom Wind niedergeworfnes Stück Wald.

**) leer.

„Jo“, sagt der Bartl: „a so is gwest.“

„Deszwegn aber“, fährt er nach einer kleinen Weile fort: „sagt ma's no heutztag bei uns herin, bald ma's kennt, daß einer an recht an Hinterfänniger is, ‚Gockeler, froh!‘ sagt man zu demselbign und des bedeut' ihm: ‚Planer*‘), red d' Wahrheit! nit a so lügn!“

Der Fremde sitzt da und starrt noch immer auf einen Fleck am Tisch vor sich hin.

„Merkwürdig!“ murmelt er einmal über's andre und schüttelt den Kopf: „ganz merkwürdig! Hörn Sie, das muß ja eine uralte Geschichte sein, die stammt doch wohl noch zum Teil aus heidnischen Zeiten!“

„Freili“, sagt der Patriarch neben ihm, der Balthes, mit seiner tiefen Gurgelstimme: „freili thut's alt sein, alt scho, ganz alt, des is gwiß!“

Die Holzmenschen haben ihre Pfeifen aus dem Maul gethan! Der eine hat sich hinabgebückt und sucht etwas unter dem Tisch; der andre schaut auf die Bank hinter sich, und der Hirtenbub an der Thür hat gar seinen Hut vom Kopf, wie wenn's Betläuten thät und hält ihn dicht vor's Gesicht, und die Händ zittern ihm leis:

O mein, die sind dir so dumm, die fremd'n Lack'ln! die werden wohl gut zun Anlügen sein!

*) einer, der etwas plant, im Hinterhalt hat.





Einiges von Xanthippus.

(Weimar.)

Auf dem Felsenkeller zu Weimar.

Ähnlich ist es, aber doch ganz anders
Hier, als in Florenz auf dem Viale
Del Colli, denn du siehst die Kuppel
Brunelleschi's nicht und auch nicht Giotto's
Eampanile, nicht der Signoria
Höchst verwegenen Curm, nicht das Bargello,
Santa Eroce nicht, nicht vieles Andre,
Hörst um dich auch nicht die weiche Sprache,
Die sich anlühlt, wie verstohl'ne Küsse,
Und statt Chianti trinkst du — Lagerbier.

Bibere necesse.

Röm'scher Steinmetz sich verhiel,
Der für vixit — dixit schrieb
In der Grabsteinpresse.
Craf's, drum ru! Ich rein und rund
Aus des Herzens tielem Grund:
Bibere necesse!

Denn nun wird es Jedem klar,
Was seit Noah wahr schon war,
Weil es echt studentisch:
Bibere est vivere,
Vivere est bibere,
Das ist ganz identisch.

Vertehrter Beruf.

Die Welt hab' ich durchschritten
Im Dichter-Bettelorden;
Kein Fürst hat mich gelitten,
Sonst wär' ich Hofrat geworden.

Gebet eines modernen Bildhauers.

O Herr, erlös' uns endlich
Aus der ewigen Klassiker Frohn',
Und schenk' uns frei verwendlich
Stets deinen Geist und nassen Chon!



Die Clique.

Von Richard Huldshiner.
(Hamburg.)



Als mein Freund Arthur Rauber noch unbekannt war und deshalb keiner Clique angehörte, oder vielmehr — wie er sich damals auszudrücken pflegte — keiner Clique angehörte und deshalb unbekannt war, da verachtete er die Clique.

„Was ist die Clique?“ sagte er . . . „Eine Räuberbande, zum Glück keine Räuberbande, . . . fast immer eine Vereinigung von Hohlköpfen, die sich gegenseitig zu Geistesheroen stempeln möchten und die vor andern Menschen nur ein höchst entwickeltes Solidaritätsgefühl voraus haben. — Wenn du mit diesen Leuten von einem ihrer Cliquenfreunde sprichst, so werden sie mit gewichtigem Augenaufschlag sagen: Ja, unser K. ist wohl der erste Lyriker der Jetztzeit — bitte zu bemerken ‚Jetztzeit‘ sagen sie —; oder sie meinen: Ein Aufschwung, wie ihn die bildende Kunst unserm J. verdankt, ist vielleicht seit Lionardo da Vinci nicht mehr dagewesen . . .

Dabei macht K. Verse wie Friederike Kempner und J. ist ein strebsamer Stubenmaler. —

Ihr Grundsatz ist: Eine Hand wäscht die andere . . . Sie gründen sich gewissermaßen gegenseitig. — Und was das Tollste ist: zuletzt glauben sie selber an ihre Größe, wie Tartarin von Tarascon, der es in seinem Wahn schließlich zum ersten Löwenjäger der Welt brachte . . .“

Wenn er das mit einer Stimme, die vor sittlicher Entrüstung nur so bebte, vorgetragen hatte, so schwieg er erst eine kleine Weile, trank dann einen Schluck Bier, spuckte mit Nachdruck auf den Boden und sagte schließlich:

„Die Clique ist dumm —, marktschreierisch —, hysterisch —, der Auto-suggestion verfallen; sie ist von Beelzebub erfunden und stinkt darum nach Schwefel; sie ist der Antichrist in Person! Basta!“ — —

. . . Das war vor zwei Jahren, als noch seines Nichts durchbohrendes Gefühl seinen Expectationen Wucht und rhetorischen Glanz verlieh.

Seither hat er den „Rinnenden Herbst“ geschrieben. Und mit einem Schlag wurde vieles anders, d. h. nur innerlich. Äußerlich blieb alles beim Alten. Er verachtete die Clique immer noch, selbstverständlich! Aber es war ein anderer Tonfall, in dem er schimpfte; es war mehr ein jornig-prophetisches

„Nene! Tefel! Upharfin!“ das er in die Diskussion schleuderte, wenn er in seiner Clique über die Clique sprach . . .

Om! nun hab' ich mich verplappert. — Ich wollte es eigentlich noch nicht sagen, daß Rauber, mein großer Freund Rauber, jetzt selber zu einer Clique gehört. — Nun ist's geschehen. Ich kann nichts mehr zurücknehmen . . .

Aber, bitte, verstehn Sie mich nur recht! Mein Freund Arthur Rauber — ich kann es nicht leugnen — gehört jetzt zu einer Clique, hat selber eine Clique gegründet; da jedoch das Typische der Clique, die ständige Autosuggestion, der Tartarinismus ist — das Wort war von ihm selbst geprägt —, so mußte er von nichts, ahnte nichts, sah nichts. Wenn ihm einer gesagt hätte: Du, Rauber, deine Clique ist sehr zahlreich, oder: Deine Clique gefällt mir wohl, oder: Sag' mal, wer ist denn der Dide da in eurer Clique? — so hätte er den Frager erstaunt angesehen und gesagt: Du bist wohl übergeschnappt? . . . Clique? . . . Was meinst du damit? . . .

Nein; Rauber mußte von nichts und sprach des Abends, wenn er mit seiner Clique beim Bier saß, ganz wie früher in schmerzlich-wehem, prophetischem Ton von den Gefahren der Clique. Früher hatte er es — uneingestandenemmaßen natürlich — aus dem Reid der besipflosen Klasse heraus gethan, jetzt aber war es, wie er ehrlich selbst zugab, die reine, ideale Begeisterung des groß, tief und wahr empfindenden Mannes, dessen Seele von Schmerz über die Unvollkommenheit so mancher menschlichen Einrichtung erfüllt ist.

„Wir blutet das Herz“ — pflegte er zu sagen — „wenn ich bedenke, wie viel Talente durch das Cliquenwesen am Emporkommen gehindert werden; denn die Clique ist erbarmungslos; was nicht zu ihr gehört, erstickt sie unter ihren breiten, platten Sohlen mit einem einzigen, wohlgezielten Tritt. Und andererseits ist es empörend, sehen zu müssen, wie die Mittelmäßigkeit unter ihrem Schutze hochkommt, wie sie sich bläht und bläht . . . Aber ich prophezeie ein Ende mit Schrecken. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo dem Cliquenwesen, diesem Untier in Drachengestalt, der Kragen umgedreht werden wird, bis daß es tot ist. Und wißt Ihr, wer der Ritter St. Georg sein wird, der die Welt erlöst?“

Er schaute sich fragend in seiner Clique um. Aber Alle schwiegen und dachten sich nichts. Aus Anstand und Cliquengefühl meinten allerdings schließlich einige, der Ritter St. Georg könne nur er, Rauber, sein, und der Jüngste der Clique sagte sogar: „Wir wissen es. Und um noch mehr zu sagen, wir erwarten es von dir; denn die Welt kann es von dir verlangen.“

Aber Rauber winkte bescheiden mit der Hand ab. „Nein, ihr mißverstehst mich. Ich weiß zwar, was ich bin und was ich leisten kann, und ohne unbescheiden zu sein, darf ich wohl sagen: es ist nicht wenig; aber hier

braucht es mehr als einen einzelnen Mann, mehr als einen, wenn auch noch so bedeutenden Krieger im Streit. Hier thut eine ganze Gruppe Gleichgesinnter Not. Mit Beelzebub muß man den Teufel austreiben. Verstehst ihr mich?"

Ja! ja! sie verstanden ihn.

„Nur so kann die Clique vernichtet werden“, fuhr der begeisterte Seher fort. „Das Enge, Beschränkte, Kleinliche, Lügenhafte der Clique muß vergehen vor dem strahlenden Glanze der freien, freundschaftlichen, auf Gleichheit der Bildung, Gesinnung und Geküttung beruhenden Vereinigung einiger führenden Geister, wie wir es nun einmal sind, einiger Vorurteilsfreier, die sich selbst erkennen. Denn das ist das Wichtigste: die Selbsterkenntnis! — Sie lebe!“

Die führenden Geister tranken auf die Selbsterkenntnis. —

Der führenden Geister waren aber diese:

Zunächst einmal Rauber selbst. Die Andern nannten ihn „notre cher maitre“. Mehr will ich nicht sagen.

Dann kam lange, lange nichts; so meinte wenigstens Rauber. Nicht so Hasselbein. Hasselbein stellte sich in eine Reihe mit dem Autor des „Rinnenden Herbstes“. Aber er sagte es nicht laut. Wozu auch? Hasselbein pflegt von sich zu sagen: „Odi profanum vulgus et arceo.“ Er ist zwar nicht produktiv thätig wie Rauber; mit Verseschmieden und Reimdrehkeln giebt er sich nicht ab; aber er hat's in sich, und das ist die Hauptsache. Er ist sozusagen ein Raphael, der, auch ohne Hände und Füße geboren, dennoch der größte Maler aller Zeiten geworden wäre.

Nach Hasselbein kam wieder sehr lange nichts; allerdings ist Berthold Krazer da, der große Radierer, und die Clique hat dekretiert, daß kein anderer, toter oder lebender Meister jemals so gewaltiges Können mit so gewaltigem Wollen vereint hätte wie er, Berthold Krazer. Jemand einer hatte zwar einmal unvorsichtiger Weise den Namen „Klinger“ genannt. Aber da hatte Rauber sofort zu erkennen gegeben, daß er, für seine Person, auch da nur künstliche Nachahmung, die fatale, wahrheitsvernichtende Miniaturarbeit der Clique sehen könne. „Wer ist Klinger?“ sagte er kühl. „Ein talentvoller Handwerker, gewiß! Aber niemals mehr! Seinen Ruf verdankt er wie so viele Andere nur der Clique; sie hat ihn zum berühmten Mann gemacht. Oder ist es etwa nicht so?“

Krazer bestätigte es, und notre cher maitre fuhr feufzend fort: „Es ist schmerzlich, überall auf die unheilvollen Spuren der Clique stoßen zu müssen. Und darum haben wir, wir, die wir keine Clique bilden, ja den Kampf auf unsere Fahne geschrieben, den unerbittlichen Kampf gegen alles, was Clique heißt. Und ich sage es euch, ich, Rauber, wir werden siegen!!“

Da griff Anna Bürstenstengel, das Malweibchen, in die Unterhaltung ein.

„Ja, wir werden siegen!“ rief sie mit vor Begeisterung bebender Stimme.

„Aber eins nur möchte ich vorher wissen. Wir haben uns noch nie so genau darüber ausgesprochen. Ich meine nämlich: Wie wollen wir es denn machen mit diesem Kampf gegen die Clique?“

„Nun, das ist doch klar“, erwiderte Rauber. „Wir werden einfach in Wort und Schrift . . . ich sagte es doch schon . . . also ungefähr so: man muß zeigen z. B. . . daß wir, die wir keine Clique sind, trotzdem die Bande naher Freundschaft uns umschlingen, auch diejenigen in ihrem wahren Wert zu erkennen und zu schätzen vermögen, die uns nicht persönlich nahe stehen. Und dieses Beispiel, das wir geben, soll durch den mächtigen, überwiegenden Einfluß, den die Bedeutsamkeit jedes Einzelnen aus unserm Kreise nun einmal bedingt, zum Allgemeingut der Gebildeten gemacht werden. Verstehst ihr mich? . . . Man muß die Andern niederkämpfen, die nicht zu uns gehören . . . hm! . . . ich meine natürlich die andern Cliquen . . . d. h. die Cliquen überhaupt . . . nun, ihr versteht mich ja . . . ich habe das Thema schon oft zum Gegenstand meiner Auseinandersetzungen gemacht . . .“

„Jawohl“, sagte Brendling, der Dramatiker. „Rauber hat wie immer auch diesmal Recht. Kampf den Cliquen! Ich habe das schon betont, als damals Hauptmann mit seinen armseligen ‚Webern‘ den unverdienten, nur durch die Unterstützung der Clique erklärlichen Erfolg erzielt hatte. Was wäre Hauptmann ohne seine Clique? Pah!“

Da räusperte sich plötzlich ein Herr, den Rauber an diesem Abend zum ersten Mal in die Gesellschaft eingeführt hatte, und hielt zum Erstaunen Aller ungefähr folgende Rede:

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich, ein Fremder sozusagen, in die Diskussion einzugreifen wage. Aber der Gegenstand, der Sie beschäftigt, scheint in der That der genauesten Prüfung wert zu sein. Wenn die Clique wirklich so schlimm, ja so gemeingefährlich ist, als es hier dargestellt wurde, so ist es geraten, sie totzuschlagen, wo sie das Haupt erhebt. Da Sie, meine verehrten Herrschaften, die Blüte unserer Nation darstellen — (er verbeugte sich leicht), — da Ihr Wort daher schwer in die Waagschale fallen muß, so wird — ich zweifle nicht daran — über kurz oder lang das Cliquenunwesen beseitigt sein. Denn Sie sind stark und zielbewußt! Sie sind einig! Und darum werden Sie siegen, wie schwer auch immer der Kampf entbrennen möge.

Und es mag vermessend von mir sein, wenn ich, ein Unbekannter, ein in der großen Menge spurlos Verschwindender es wage, Ihnen einen unmaßgeblichen Rat zu geben. Aber mag es drum sein! Das Gute kann nicht oft genug gesagt werden.

Mein Rat, — oder soll ich lieber sagen Wunsch? — ist dieser: Wenn Sie mit den Sliquen aufräumen wollen, dann fangen Sie bei sich selber an. Sie haben's, bei Gott! nötig und . . .“

Damit fand die Rede dieses Idealisten ein jähes Ende. Denn er befand sich plötzlich an der frischen Luft und hatte Nasenbluten. Und seine schöne, neue, graublaugestreifte Hose hatte bei der Gelegenheit ihr erstes Loch bekommen. — — —



Ein Retter vom Geist.

Antwort

auf die Schrift des Herrn P. J. Möbius: „Der physiologische Schwachsinns des Weibes“.

Von Martha Asmus.*)

(Berlin-Friedenau.)

Als ich vor Jahren in der „Gesellschaft“ Laura Marholms „Buch der Frauen“ kritisierte, verlieh mich, bei allem Interesse an Einzelheiten des Werkes, nie das peinliche Gefühl, daß ich mich gegen ein unlogisches Werk richtete, weil die Basis, auf der die Ausführungen der Verfasserin ruhten, schief und zerrissen war. Laura Marholm hatte die ausgesprochene Absicht, an fünf Beispielen zu zeigen, wie die Frau an der Abwendung vom Manne zu Grunde geht. Sie stellt uns fünf Frauen vor, aber keine von ihnen geht an der Abwendung vom Manne zu Grunde!

Dieses peinliche Gefühl gegenüber einem unklaren Prinzip ist es, was mich bei der Besprechung der vorliegenden Arbeit „Über den physiologischen Schwachsinns des Weibes“ von P. J. Möbius an meine damalige Kritik erinnert. Das Unlogische hat diese Schrift mit dem „Buch der Frauen“ gemein. Sonst nichts, weder was den Stil, noch was das Interesse betrifft. Herr Möbius bietet einen neuen Beleg dafür, daß das Geschlecht nichts für und nichts wider die Logik kann.

Auf dem Umschlag der Broschüre steht: „Zweite Auflage“. Ich würde die Arbeit danach um fünfzig Jahre zurückdatieren. Denn was Herr Möbius

*) Auch bei diesem Artikel wieder bitten wir unsere geneigten Leser, den Begriff „Diskussions-Organ“ recht wohl im Auge behalten zu wollen. D. Schriftleitung.

als ernst zu nehmende Forschungs-Resultate vorbringt, ist in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bereits widerlegt worden. Aber unter der Trophäe: „Zweite Auflage“ prangt die Ziffer 1901. Wo in aller Welt giebt es denn noch Gestalten, aus denen Herr Möbius sich eine Gemeinde bilden kann? Er ist guten Glaubens, uns nicht anzugreifen, sondern uns zu verteidigen. Er will den Schwachsinigen beistehen und sie davor retten, zu ihrer Qual fälschlich als vollendet entwickelte Geistesmenschen angesehen zu werden. Wir wissen aber seine Güte nicht zu schätzen. So wird sich Herr Möbius nun in der Lage jenes Europäers glauben, der das Indianerweib vor den Schlägen ihres Gatten schützen wollte und ihn deshalb angriff. Ehe er sich's versah, hatte er einen doppelten Feind. Das Weib kämpfte mit seinem Peiniger gegen den Erretter.

Herr Möbius wendet sich gegen die „Feministen, die den Unterschied der Geschlechter aufheben wollen“! Wirklich! — ganz ernsthaft! Herrn Möbius' Feministen machen ihre Operationen an dem Geschlecht im Kopfe der Frauen. Sie geben ihm ein männliches Gehirn. Dann folgt das Übrige von selbst. Es kommen nur wenige oder gar keine Kinder, und die Muttermilch bleibt aus!

Den Schwachsinn der Frau zu beweisen, ist nicht nötig, denkt Herr Möbius. Das ist, nach seiner Meinung, schon geschehen. Er will zeigen, daß dieser Schwachsinn nötig und nützlich ist. Er ist des Weibes Natur. „Die politischen und religiösen Neuerer sehen nicht ein, daß die Menschheit mit zur Natur gehört, und daß die überall wiederkehrenden menschlichen Einrichtungen mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Menschen hervorgehen . . . Sie sehen nicht den wirklichen Menschen, der in der Hauptsache seinen Instinkten folgt —“ (Seite 16 wird diese größere Rolle des Instinktes, als wesentlicher Unterschied vom Manne, dem Weibe zugeschrieben) — „sondern sie haben eine Wachsplatte vor Augen, deren Form beliebig verändert werden kann, und hoffen, mit Geseßen über die Natur zu triumphieren“.

Nicht die politischen und religiösen Neuerer thun dies, sondern die politischen und religiösen Dunkelmänner und Werde-Hinderer. Auch Herr Möbius thut es, der die menschlichen Einrichtungen nur so lange aus dem Wesen des Menschen hervorgehen lassen will, wie sein Verstand folgen kann. Was darüber hinaus will, sieht er als nicht mehr zur Natur gehörig an. Er ist es, der die Natur in eine beliebige Form kneten möchte. „Die Sitte“, sagt er, „ist das Sekundäre, nicht sie hat das Weib an seinen Platz gestellt, sondern die Natur hat dieses dem Manne untergeordnet, und deshalb wurde die Sitte.“ Das gefällt nun Herrn Möbius, und deshalb soll es so bleiben. Sonst gäbe es doch keinen Grund, warum das Werden in der Natur sich nicht weiter vollziehen sollte, warum alles, was in der Frau diese oder jene ihrer Funktionen hindert, „ver-

kehrt und schlecht“ sein sollte und nicht auch zu berücksichtigende Natur, wie das, was sich früher geltend gemacht hat. Das Ausräumen mit den Begriffen: „männlicher und weiblicher Verstand“ vollzieht sich naturgemäß, auch ohne daß Herr Möbius seine Zustimmung dazu giebt. Die Geschlechtsunterschiede haben keinen Einfluß darauf, daß, wenn $a = b$ und $c = b$, $c = a$ ist. Die Lösung ist für Mann und Frau dieselbe. Mein Kohlenmann kann keinen richtigeren Schluß dabei finden als ich.

Vielleicht denkt Herr Möbius bei seinen Behauptungen über unsere Inferiorität daran, daß die männlichen Gelehrten bis jetzt gemeinschaftlich mehr geleistet hätten als ihre weiblichen Kollegen. Aber das wäre doch keine Entdeckung, die auf Wert für die Forschung Anspruch machen könnte, ebensowenig wie die Feststellung, daß die männlichen Postbeamten zusammen mehr Briefe expediert hätten als die weiblichen.

Herr Möbius ist ein humaner Mann. Er erlaubt der Frau, nicht zu verhungern, sondern zu erwerben, wenn sie kein Geld hat. Die Not des Lebens, die an die Frau tritt, drängt ihn, dies Zugeständnis zu machen. Auch dieses Erwerben wäre freilich ein Übel, sagt er, wie die Arznei zur Hebung einer Krankheit ein Gift wäre. Aber er erkennt das Übel als Notwendigkeit und nennt die Emanzipation der Notleidenden eine vernünftige. Nur die willkürliche Emanzipation ist die unberechtigte. Herr Möbius meint nun, die Feministen (diese verbrecherischen Vergewaltiger der weiblichen Natur) hielten ihr Thun auch deshalb für berechtigt, weil sie die vernünftige Emanzipation (die Beschaffung von Erwerb für notleidende Mädchen) mit der unberechtigten Emanzipation (der Vermännlichung des Weibes) zusammenzuwerfen pfliegen. So sagt er! Ich frage: Werden denn die Notleidenden nicht „vermännlicht“, wenn sie einen Erwerb haben? So wären es nicht die „männlichen Berufszweige“, deren Ausübung die Frauen vermännlicht? Aber Herr Möbius spricht in seinen Ausführungen doch nur von erwerbenden Frauen, von Gehirndamen und so weiter. Warum setzt er denn die „Beschaffung von Erwerb für notleidende Frauen“ der „Vermännlichung“ entgegen. Ich erinnere mich bei dieser Ausführung des Herrn Möbius an seinen Vergleich einer vielsprechenden alten Frau mit einer leergehenden Mühle und glaube, ein ähnliches Geklapper deutlich zu vernehmen.

Herr Möbius verwechselt oft die Begriffe: Mann schlechtthin und Gelehrter. Ebenso: Erwerbendes Weib schlechtthin und Gelehrte. Gewiß ist eine erwerbende Frau dem erwerbenden Manne darin ähnlich, daß sie beide erwerben. Das festzustellen, brauchen wir nicht einmal die Autorität eines Herrn Möbius. Aber eine gelehrte Frau wird durch ihre Gelehrsamkeit allein noch nicht einem Handwerker ähnlich.

Mit der Logik, die ihm eigen ist, schließt Herr Möbius, daß, wenn die „Weiber“ sich der männlichen Berufsbranche bemächtigten, im günstigsten Falle das Ergebnis unnütz sein würde. Denn die Weiber würden höchstens, was die Männer schon geleistet haben, noch einmal leisten. Daß kluge Frauen besseres leisten würden als dumme Männer, daß kluge Frauen die Leistungen von klugen Männern ergänzen und fördern könnten, das ist unsrem Herrn Möbius ver sagt, einzusehen. (Und die dummen Frauen, warum sollen die hier gar keine Rolle spielen? D. Schr.) Aber es kann nur Mangel an Ernst seiner Untersuchung sein, wenn er nicht sieht, daß dieser Zurückweisungsgrund, wegen der Unnützlichkeit der Arbeit, ebensowohl für die überflüssigen Männer gelten müßte, die zu den überfüllten Berufsbranchen drängen. Dieses Haltmachen beim weiblichen Geschlecht statt bei der geistigen Unfähigkeit ist in der Untersuchung eine Unehrlichkeit.

Was dann in den Ausführungen des Herrn Möbius folgt, möchte ich mit einem „Hurra!“ begrüßen. Unser Befreier von der Intelligenz bekennt ungeheuer Farbe! Herr Möbius würde es nämlich beklagen, wenn die Mädchen nicht mehr wie sonst aus Instinkt und aus Versorgungstrieb zur Ehe drängten! Also dieses Surrogat für die Liebe, die Nahrungssorge, möchte er nicht missen. Diese Art, der Anziehungskraft des Mannes nachzuhelfen, ist nicht die feinste, aber sie paßt zu dem Übrigen.

Eine schreckliche Perspektive eröffnet uns der Verfasser, wenn seine „Feministen“ ihre Pläne zur Ausführung bringen. Die Kinder, die eine kluge Mutter gebiert, werden minderwertig, die Bevölkerung nimmt ab und unterliegt dem Staate, der keine Feministen-Vergiftung hat. Aber dahin kommt es nicht, tröstet unser Befreier. Die Vernunft wird siegen. Der Kulturmann wird eine gesunde, dumme Frau zur Ehe bevorzugen. Daß die Söhne die Dummheit auch erben würden, darüber blickt das Scherauge hinweg. „Das Beste wäre, die höheren Schulen samt und sonders niederzureißen!“

Mitten in diese rückwärts-kommandierende Abhandlung pläzt ein sonderbarer Satz: „Ungewöhnlich befähigte Mädchen hat es immer gegeben, aber ihrer sind wenige. Ihnen sollte man nichts in den Weg legen, im Gegenteil, man sollte ihnen den Weg möglichst erleichtern und ihnen alle Thüren offen lassen. Jedem Talente freie Bahn . . .!“

Welch eine Vorstellung! Ein entartetes Wesen, eine Mißgeburt, eine Frau ohne Schwachsinn, die, wenn sie zur Zeugung (?) gelangt, die Bevölkerung degeneriert, der soll man Freiheit lassen? Nein! sie müßte als gemeingefährlich isoliert werden, damit sie keine Nachkommen gebären könnte.

Obgleich Herr Möbius, weil er unsren Schwachsinn für anerkannt hält, weniger Gewicht auf seinen Beweis legt als auf die Darstellung der Not-

wendigkeit und Nützlichkeit dieses Schwachsinn, widmet er doch dem Beweise einen verhältnismäßig großen Raum seiner Arbeit. Aus diesem Wust von Fehlern gegen die Logik und sachlicher Unkenntnis, der fast Satz für Satz zu widerlegen wäre, will ich nur das Bezeichnendste herausgreifen.

Zuerst ermüdet uns Herr Möbius mit dem weitläufigen Versuch, den Begriff „Schwachsinn“ gegen das „normale Verhalten“ abzugrenzen. Da wir aber von ihm gehört haben, daß auch der Schwachsinn normal ist, so kann uns die verschobene Frage nicht weiter interessieren.

Unsere Bindungsgruppe (Gehirnteil) ist einfacher und hat weniger Krümmungen als die des Mannes. Ich würde daraus ebensogut folgern: „darum sind die Frauen klüger“, wie das Gegenteil. Ich würde daraus eben gar nichts folgern, seit man mit demartigen Folgerungen aus Gehirnbildungen wissenschaftlich schon längst abgeschlossen hat, da sie sich als trügerlich erwiesen. Herrn Möbius' Forschungssinn genügt die Wahrnehmung aber, um den Frauen den heilsamen Schwachsinn zuzugestehen. Er begründet das damit, daß bei geistig tiefstehenden Männern (z. B. einem Neger) den weiblichen ähnliche Verhältnisse gefunden worden sind. „Die allereinfachsten Verhältnisse fand Rüdiger bei einer bayrischen Frau, er spricht geradezu von tierähnlichem Typus.“ (Sonderbar, daß einen Gelehrten der tierähnliche Typus so erschrecken kann. Mir erscheint er nicht so verwunderlich an uns Tieren.)

Professor Eulenburg sagte — nun auch schon vor vielen Jahren — in einer Besprechung des Buches „Mann und Weib“ von Havelock Ellis: „. . . Aus dieser Auffassung heraus ergeben sich zugleich klarere und gerechtere Einblicke in die natürliche Stellung des Weibes, das keineswegs (wie Spencer und viele Andere uns glauben machen wollen) ein unentwickelter Mann ist — das vielmehr die charakteristischen Zeichen des Menschentums in deutlicherer Gestalt als der Mann trägt, und dessen konservative, zu geringerer Variabilität befähigte Tendenz eben dadurch kompensiert (man möchte fast sagen: gerechtfertigt) wird, daß es dem Typus, dem die menschliche Entwicklung zustrebt, am nächsten steht. Wie übrigens das moderne Weib in seinen körperlichen Merkmalen (Schädel und Beckenform) immer weiblicher wird, so nähert sich auch der moderne Mann, physisch wie geistig, allmählich dem weiblichen, d. h. eben dem menschlichen Typus, wie denn, nach Ellis, schon heute der Gelehrte, sowohl physisch wie geistig, eine Stellung zwischen der des Weibes und der des Durchschnittsmannes einnimmt.“ —

Herr Möbius weiß offenbar von diesen Forschungen nichts. Er hält seine Schrift auf einem etwas zurückgelegenen Standpunkt. Darum kann sie auch unmöglich Schaden unter stimmfähigen Forschern anrichten. Wenn der Verstand der Frau erwiesen ist, wie er es in der That ist, so kann irgend

eine anscheinend nachteilige Formbildung die Thatsache nicht ändern. Das selbe gilt vom Manne. Wir sind nun ja wohl darüber hinweg, diesen nachträglichen Entdeckungen an der Frau mehr Beweiskraft zu geben wie am Manne, und jedes Anderssein der Frau als Geringersein zu bezeichnen.

Herr Möbius geht aber in der veralteten Weise tapfer drauf los. Die Geschicklichkeit ist eine Leistung der Gehirnrinde, darum leistet der Mann mehr, z. B. als Schneider. So müßten denn unsere Gelehrten sich durch Geschicklichkeit (NB. in ihrem Fache! D. Schr.) auszeichnen. Ist das so?

Weil wir mehr aus Instinkt handeln als aus Überlegung, gleichen wir den Tieren, sind unselbständig, sicher und heiter, haben kein eigenes Urteil. Was als wahr und gut gilt, ist es für uns. Wir sind streng konservativ und hassen das Neue. Was jenseits der Familie vorgeht, interessiert uns nicht. Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person, ist uns ein leerer Begriff.

Wenn wir uns nun unter unsern Staatsbeamten umsehen, die es geradezu auf ihre Fahne schreiben, für gut zu halten, was als gut gilt, wenn wir die Größenverhältnisse der konservativen und nicht-konservativen Parteien im Reichstage bedenken, wenn wir die Motive kennen, aus denen Künstlerinnen engagiert oder nicht engagiert werden, kurz, wenn wir dem ganzen marionettenhaften und unsachlichen Gebahren unserer Staatsträger zusehen, so fragen wir uns beim Lesen der naiven Versicherungen des Herrn Möbius: In welcher Welt lebt denn dieser Herr? Sieht und hört er denn nicht, was vorgeht? Das Milieu, in dem er lebt, und über das hinaus seine Interessen nicht zu gehen scheinen, ist unserm Heute ein fremdes.

Auch von den China-Vorgängen scheint er noch nichts vernommen zu haben. Freilich muß er selbst in der alten Weltgeschichte unbewandert sein und z. B. die römischen Cäsaren nicht kennen. Er schreibt: „In den Zeiten politischer Unsicherheit hat man mit Schrecken die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Weiber kennen gelernt, ebenso an den Weibern, die unglücklicherweise zur Herrschaft gekommen sind . . .“

„Das Weib übt ihre Zunge während des ganzen Lebens, um zum Redekampfe gerüstet zu sein.“ Zu welchem Redekampfe? Nach dem „ganzen Leben“ giebt es keinen mehr. Leergehende Mühle, Herr Möbius! Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn der Tadler in seiner Rede denselben Fehler macht, den er rügt.

Dann plötzlich entrüstet sich Herr Möbius darüber, daß wir so wenig lernen; das läge an unserem Willen, nicht an unserem Können. Ich glaubte, die ganze Schrift richtete sich darauf, daß wir zu sehr wollten!

„Das Höchste ist, wenn ein Weib sich derart als guter Schüler beweist, daß sie im Sinne des Lehrers die von ihm erlernte Methode handhabt.“

Zeichnen sich etwa die Schüler dadurch vor den Schülerinnen aus, daß sie eigene Methoden erfinden? Ich habe ein paar Durchschnittsknaben beobachtet, die Rechenaufgaben lösen sollten. Bei der Erklärung, zu der Nachdenken gehörte, machten sie leere Gesichter. Erst als die Worte kamen: „Also man multipliziert diese Zahlen und dividiert mit jenen“, da fuhren die Köpfe begierig herum nach der Tafel hin. Oder waren das etwa Ausnahmeschüler?

Auch den bekannnten alten Vorwurf hören wir: Die Frau leistet in der Kunst nichts Schöpferisches! Herr Möbius hat heute noch nicht einsehen gelernt, daß zur künstlerisch schöpferischen Thätigkeit das Leben gehört. Durfte die Frau denn leben, lieben, genießen, wie der Mann? Wo bleibt der logische Verhältnisvergleich? Leben und Ausbildung muß Herr Möbius sehr gering anschlagen, da er sie beim Vergleich der Geschlechter übergeht. Warum werden denn dem Manne zur Thätigkeit all die Mittel geboten, derentwegen Mutter und Schwestern sich oft des Nötigsten berauben, wenn sie so wertlos sind?

Und bei der Besprechung der weiblichen Eschlaueheit: „Das Weib steht hier dem Manne gegenüber, wie ein geschickter Kaufmann einem Künstler oder Gelehrten.“ Herr Möbius merkt gar nicht, daß er durch dies Gleichnis gegen sich spricht. In ähnlichen Verhältnissen benimmt sich der ungelehrte Mann — hier der Kaufmann — genau wie die ungelehrte Frau.

Herr Möbius weiß nichts von Prostitution, von ungerechter Arbeitsbezahlung der Frau, von Gesetzen zu Gunsten der Männer, sonst könnte er der Frau nicht alle die Fehler beilegen, die männlicherseits bei der Schaffung genannter Zustände begangen worden sind. Selbstsucht, Ungerechtigkeit u. s. w. Wie kommt es, daß ein so schlecht orientierter Mann sich an einen solchen Gegenstand zur öffentlichen Behandlung wagen konnte? Das hätte eine Frau thun sollen! Herr Möbius hätte es sicher als Beurteilungsmoment bei der Untersuchung der geistigen Fähigkeiten des Geschlechts aufgenommen.

Nachdem auf diese Weise von Neuem der Schwachfynn der Frau unständig bewiesen worden ist, folgt die Versicherung, daß damit nichts Nachteiliges über die Frau ausgesagt worden sei. Merkwürdig! Warum dann die Entrüstung und das viele Ach und Weh, Geschrei? Ihre Vorzüge sollen anderswo liegen als die des Mannes! . . . „Betrachtet man aber das Leben des Weibes genauer, so möchte man doch meinen, daß die Natur hart mit ihr verfahren sei.“ Nun erst betrachtet Herr Möbius das Leben des Weibes genauer. Etwas spät! Also: die Nachteile werden doch nicht aufgehoben, wie er eben verkündete.

Die Frau verliert ihre Geisteskräfte früh, konstatiert nun Herr Möbius. Wieder sehr sonderbar! Ich denke, sie hat nie welche gehabt, und das gerade war das Erfreuliche an ihr!

Herr Möbius, der Verteidiger des weiblichen Schwachsinns, entzückt sich jetzt über die geistvolle, sprühende Jungfrau, die so ausgestattet wäre, um den Mann zu erobern. Daß den begehrtesten Reiz bei der Heirat das Geld bildet, weiß Herr Möbius auch nicht — oder ignoriert er wenigstens.

Nur nach der Heirat ist aus dem glänzenden Mädchen eine „schlichte, harmlose Frau“ geworden. Liebt denn Herr Möbius die nicht mehr? Daß die jungen Frauen meistens reizvoller sind als die jungen Mädchen, ist auch so eine Wissenschaft, die Herrn Möbius eine verschlossene ist. In Frankreich zählen die verheirateten Frauen überhaupt erst mit im Kapitel des Liebeslebens.

Also: nun findet Herr Möbius plötzlich, daß eine Frau sich „gut hält“, wenn sie „intelligent“ bleibt, daß sie „schlecht ausgestattet“ ist, wenn ihr „geistiges Leben minimal“ ist, und so fort, gerade als ob er nicht den Satz ausgesprochen hätte: „Schützt das Weib gegen die Intelligenz!“ und nicht in den Wunsch eingestimmt hätte, daß das Weib dumm und gesund sein müßte.

Abermals: leergehende Mühle!

Seiten lang, bis zum Schluß, entlädt Herr Möbius alsdann den Lasterdrang seines Herzens in häßlichen Schmähreden auf unsere alten Frauen. Zu diesem Passus kann ein fein empfindender Mensch nur Psui sagen. Das ist kein wissenschaftliches, sachliches Untersuchen, das ist ein Darauflösweiten, das den ehrwürdigen Gegenstand abföehulich macht.

Es ist nicht wahr, was er sagt! Das Altern ist individuell. Es giebt Männer und Frauen, die ihre Lebenskraft und Geistesfrische früh verlieren. Es giebt auch bei beiden Geschlechtern solche, die sie nie verlieren. Alle ungebildete Frauen schwäzen wohl oft leeres Zeug, mehr als junge ungebildete aber kaum. Und in dem Falle, daß alte ungebildete Männer nicht schwäzen, so schweigen sie meistens nicht aus Tieffinn.

Was das Klimaterium und seine Begleit-Erscheinungen betrifft, so habe ich ganz andere Erfahrungen gesammelt als Herr Möbius. Die Geschlechts-Entwicklung bringt danach nie ein Plus der Verstandeschärfe, nur ein Plus der Schönheit und Reize. Das Aufhören hat ein Minus der Schönheit und Reize zur Folge, aber manchmal sogar Entwicklungen neuer Geisteskräfte.

Es wundert mich nach allen vorherigen Ausführungen nicht, daß Herr Möbius noch ziemlich auf dem Entwicklungsstande der Hegen-Verbrenner steht. Mit dieser Dokumentierung Hand in Hand geht eine andere, die des auswendig gelernten Dogmenglaubens. Hier der Satz, der vieles erklärt:

„Ebenso wie ein verständiger Mann sich zur Pflege seiner kleinen Kinder nicht ein gelehrtes Frauenzimmer aussuchen wird, so stelle die ewige Weisheit nicht neben den Mann noch einen Mann mit einem Uterus, sondern das Weib,

dem sie alles zu seinem edlen Berufe Nötige gab, dem sie aber die männliche Geisteskraft versagte.“

Die ewige Weisheit!

Die Frauenbewegung hat immer noch nicht die richtige Würdigung gefunden. Sie ist nur zum Teil Brotfrage. Gewiß, wir wollen nicht verhungern. Die Vormundschaft des Mannes hat sich als unzureichend erwiesen in der Ernährungsfrage. Er teilte seinen Erwerb nicht redlich mit uns. Ein großer Prozentsatz der Männer nahm das Gehalt, in dem zum Teil die Befoldung einer haushaltenden Frau mit enthalten war, widerrechtlich für sich allein. Ein anderer, ebenfalls großer Prozentsatz ließ sich von reichen Frauen ernähren, oder fügte seinem Gehalts-Uberschuß einen Ertrag ihrer Mitgift hinzu, den er nicht beanspruchen durfte — um, auf Kosten Verbaubter, genußvoller zu leben. Also drängte der Mann die Frau zur Selbsterhaltung.

Aber wenn er in dem Hasen
Glücklich angekommen ist,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt,

sagt Goethe. Gut! So strafen ihn die Götter! Wenigstens Männer vom Schlage des Herrn Möbius fühlen sich gestraft.

Indes die Entwidlung der Frau will noch aus einem tieferen Grunde die Befreiung. Wir fordern unsere Mündigsprechung, weil wir leben wollen. Wir wollen so viel vom freien Lebensgenuß, wie unsere Natur verlangt, nicht wie der uns zufällig bescherte Gatte uns zugesteht. Wir wollen Freude, ganz unberechnend und — im alten Sinne des Wortes — ganz unnüß. Die Frau will nicht nur Mutter sein, sondern auch Geliebte. Das viele Reden über des Weibes Bestimmung zur Mutter beruht auf Mangel an Klarheit und Wahrheit. Die so sprechen, wollen doch selbst nicht auf Liebe verzichten. Auch die Frau will Liebe, unbefoldete und unverkaufte, die sie ohne Neben Zweck giebt, wohl auch gegen allen Sinn und Verstand, wenn es ihr gerade so entspricht. Liebe! So manche Frau kennt sie ja kaum. Bisher war dies Glück fast nur ein gestohlenes, scheu und feig verborgenes. Die Lüge, die uns Herr Möbius so tapfer retten will, als eines unserer heiligsten Güter, wir verschmähen sie. Unser Naturrecht wollen wir uns nicht erheucheln und erbetteln.





(Münchener Schauspiel-Premieren. — Taft-Fragen. —
Ein eigenartiger Konzertabend.)

In unserem „Königl. Residenz-Theater“ hat Ende vorigen Monats ein oom „Akademisch-dramatischer Verein“ ehedem schon auß der Taufe gehobenes Drama von Hans oon Gumppenberg, genannt: „Die Verdammten“ — seine erste öffentliche Ausführung erleben dürfen. Dieser Umstand gereicht mir zu ganz besonderer Freude, erhalte ich hierdurch doch erwünschte Gelegenheit, oon jenem Stücke, dem ich anscheinend wesentlich sympathischer als die Mehrzahl meiner kritischen Herren Kollegen oom Jarstrand gegenüber stehe, an dieser Stelle noch ganz ausdrücklich sprechen zu dürfen. Noch mehr freilich erfüllt es mich mit Befriedigung, das Ganze nicht erst jetzt, sondern oielmehr schon damats, bei der Vereins-Ausführung im „Schauspielhause“, kennen geternt zu haben und so wenigstens nicht jenem schiefen Eindrucke ausgesetzt gewesen zu sein, wie er meines Erachtens für Diejenigen, die es an unserem Hoftheater eben zum ersten Mal kennen lernten, bei dessen leider etwas minderwertiger Aufführung ganz unfehlbar einreten mußte. Dort, im Schauspielhaus, gestaltete sich die Darstellung des Wahrheitsfuchers Rathmar immerhin aufgeregt und war die seines Weibes Marna graß angetegt; hier aber vertief die erstere in nervöser Hast, wie zitternd, und geriet die leptere nur allzu sehr in's Pathetische; dart blieb eine dramatische, hier eine theatrale Wirkung darum auch das Endergebnis. Die feinerzeitige Wiedergabe des Schauspielhauses oom „Akademisch-dramatischen Verein“, als solche in die Öffentlichkeit des „Residenz-Theaters“, oerseht — und die diesmal schon so starke und warme Wirkung hätte eine durchschlagende vallends werden müssen!

Kundweg möchte ich behaupten, daß in diesem Drama etwas oon süddeutscher Phantasiebegabung oorhanden ist, das der nordische Verstand niemals besitzen noch vall begreifen wird. Schon gleich, als es damats mit Oskar Witde's glutoolker „Salomé“ konfrontiert ward, hatte ich die bestimmteste Empfindung, daß man da vor einem, Geist und Gemüt gleich sehr anregenden Werke unseres heimischen Dichters stehe, über das — wie wenig auch so manches daran befriedigen und zumal der Ausgang schon harmonisch berühren konnte — man keineswegs doch leichtlin den Stab zu brechen vermöchte (den ich um mich herum allerdings schon laut knacken hörte). Und dieser mein damaliger Eindruck hat sich nun, bei der Wiederholung, erfreulicher Weise nach bestärken und oertiesen dürfen. In all dem Streit über den ethischen Gehalt, bei all dem liberalen Ärger über die Schlupfpointe, die man stugs in ein reaktionäres: „Dem dummen Volke muß die Religion erhalten bleiben!“ interpretierte, sah man nämlich meines Bedünkens aiel zu wenig auf die ästhetischen Qualitäten der Schöpfung, die höchst bemerkenswert in der Form zwischen Alt und Neu, in der Distanz zwischen Vers und gehabener Prosa, im Temperament endlich zwischen Symbolismus und Kraft, seiner Differenzierung des Gefühles und metaphysischer Größe die Balance halten. Und wäre man Psychologe genug gewesen und, auf diesem Wege weiter gehend, der Künstler-Individualität entsprechend näher

getreten — man hätte vielleicht dann auch mit einigem Spürsinn herausfinden können, wie diese, so recht die Wage haltende Mitte geistig das „In media vita“ zugleich des Menschen Hanns von Gumpenberg vorstellt, eine naturnatwendige derzeitliche Ausstrahlung eben seiner dichterischen Persönlichkeit und individuellen Psyche auf heutiger Stufe ihrer Entwicklung ist, in der an einer „Wende des Lebens“ etwas wie Befinnung auf die Reise des Mannes und die höhere Weisheit des Alters mit anflingt: eine Befinnung, welcher sich der früher so „modern“ gesinnte Autor ganz offenbar heute nicht mehr ganz entziehen kann. Der gereifte Mann beginnt nun „hinter die Cauliffen“ des Daseinsgetriebes zu blicken; er merkt in gesähter Ruhe, daß jene „Alten“ eigentlich ganz dieselben Erlebnisse schon gehabt, aber bereits hinter sich haben, sie aus innerer Läuterung heraus in sich verschlossen, sich selbst daran ergogen und ihre besonderen Lebensideale wieder daraus entwickelt, daran gefestigt haben. Schlussergebnat: Wahrheit tötet und Skepsis freit — Wahns, Irrtum und Illusion gehören natwendig mit zum Leben. (Vgl. Schiller: „Bild zu Sais“, Nietzsche: Schriften, Ibsen: „Wildente“ etc.) Vom kindlichen Glauben an das künftige Ideal und an eine selige (jenseitige) Hartdauer, über den Anblick der Todeserlöschung hinweg zuerst zur Skepsis, dann vollends zur Verneinung des Willens zum Leben — bis zu einer apserwilligen Aufsperrung schließlich der Person für das Leben: das gehört zu den Urfahrungen menschlichen Daseins und Grundthatfachen der geistigen Entwicklung. Sa können selbst „Verdammte“ des Geistes, des Herzens und der Sinne zu „Begnadeten“ des Todes, und auf diesem Wege zuletzt zu „Fürsprechern“ des Lebens werden.

Treten wir nun, mit diesem Blickpunkte, dem Gumpenberg'schen Einakter interesssvoll gegenüber, sa kann uns doch kaum entgehen, daß in den Auseinandersetzungen über Tod und Leben, Glauben und Wissen, Religion und Politik, zwischen Kathmor und seinem Weibe einerseits, Kathmor und seinem Kdn Ksmoth anderseits, etwas Allgemein gültiges von Elementar-Anschauung und reinmenschlicher Empfindung bedeutfam zum Ausstrag kommt, dessen grohartige Dialektik abendrein einen sprachlichen Ausdruck van eindrudsaallster sinnlicher Gewalt und starker poetischer Wildlichkeit just hier gefunden hat. Der empfindliche Fehler liegt also ganz anderswa; er besteht, genau besehen, nur darin, daß dieses echt und tief Psychologische gegen den Ausgang zu sozusagen in's Realpolitische „entgleist“, daß es nicht in dieser philosophischen Innerlichkeit verbleibt und in der eigenen Subjektivität Kathmars selber sich den Erläufungs-Ausweg aus jenem schweren Gefühlskonflikte seiner wirren Seele schafft. Denn man erwartet sich mit gutem Recht eine innere, nicht jene äußere, interessenpolitische und lebenskluge Lösung der einmal angeschlagenen, ungemem fesselnden Grundfrage; es mühte etwa jenes „Traß alledem!“ und „Was liegt an mir?“ — d. h. „lat mundus, perream ego!“ Nietzsche's konsequenter Weise herauskommen, das auf der Grundlage eines ernstesten Pessimismus der Einsicht und Erkenntnis, dennoch zum Optimismus einer freudigen Rechtfertigung des Daseins und kräftig behauptenden Segnung des Lebens sich nach hindurchzuringen vermöchte.

Ich meine auch, des alten Ksmoth heldenhaftes Ausbarren auf seinem Platze und bei seinen Führer-Pflichten sollte jenem im Innersten ausgewählten Kathmor vielmehr lehren: „Konnte er, der Alte, es auf seine Schultern nehmen und sa lange aus-halten, sa werde ich wohl auch nach tapfer genug mich fühlen, um es mit starkem v-arbildlichem Herrenmute — ungeachtet aller geschauten Zerföderung um mich her — so lange es eben herhalten will, zu tragen“. Seines prächtigen Weibes mutige Haltung und zukunftstrafter Kinderglaube aber mühte ihm vollends sagen: „Liebe ist stärker wie der Tod!“ — aber, um es mit der Salomé Worten (van Oskar Wilde) zu sagen: „Das

Geheimnis der Liebe ist größer als das des Todes!" Hier liegt die harmonische Auflösung der eingeführten Dissonanz — das gälte auch für unser Drama; und zwar ohne alle Rücksicht gegenüber der weiteren Außenwelt, für ein sogen. „Volk". Denn, in der That — das „in Schönheit sterben", das lügen unsere Dichter; der Tod mit seinem gräßlichen Verfaulungsprozeß und all seinem Zerfall im Kreislaufe der Natur, er ist und bleibt nun einmal häßlich, und Grabesmoder in Form einer Bestattung statt einer Verbrennung ist schon für Menschen oan uns der Anfang zum zwingenden, schauerlichen *καταστασις* aller Philosophie und Spekulation geworden . . .

Nicht ganz so gefährlich gieng es in der, am selben Premieren-Abende noch mit aufgeführten Neuheit her, einer dramatischen „Dichtung in zwei Bildern", die sich zwar gruselig genug „Der Tod auf Reisen" nennt, aber ihrem Inhalte nach weit treffender den Titel „Der Tod als Lebenskünstler" bei sich führen würde. Wir haben in der dramatischen Litteratur den Tod schon in mancherlei Wandlung und Gestalt erleben können: den Tod als mahnendes Gespenst (Shakespeare), als schwarzen Ritter (Schiller), als weißsagende Altraine (Kleist), als ernststen Engel (Gerhard Hauptmann), als „liegenden Passanten" und „Waltüre" (Wagner), ja selbst als Viakinspieler (bei Richard Bosh) — der „Tod als Causeur" blieb Herrn Willy Köllinghoff in der Weltlitteratur noch vorbehalten. Auch eine Weltanschauung! Im Kam von 1720 hat die Pestilenz ihren düsteren Einzug gehalten und wüthet heftig, Opfer auf Opfer vom Leben fordernd — Herr Köllinghoff plaudert. Man malt und musiziert, jezt, trinkt und erzählt, sich, säßert und stirbt, lebt, lacht und liebt im Hause des berühmten Pflichtmenschen und Heilkünstlers Giovanni Cimaroza, nahe bei jenem Rom; ja, man bricht hier nahezu die Ehe, jedenfalls den Frieden des Hauses und erbricht sogar schon das Hausgatter — Herr Köllinghoff plaudert. Die eigene Mutter des krafttragenden Renaissance-Menschen und Don Juan, Fürsten Jamelli, ercilt fern, zu Hause, alsbald die tödtliche Krankheit; die betagte, offenbar sehr ehrwürdige Dame liegt bereits schwer im Sterben — Herr Köllinghoff plaudert noch immer. Man vernimmt gelegentlich den bedeutsamen Ausruf: „Ein Cimaroza wird sa leicht nicht von der Geschichte vergessen werden!" und denkt dabei unwillkürlich an die Musikgeschichte und ein gewisses „Matrimonio segreto" — Herr Köllinghoff hört nicht auf zu plaudern. Der Vorhang hebt sich zuletzt noch einmal nach dem Abschlusse dieser beiden „lebenden Bilder des Todes" oder „laten Bilder des Lebens" — Herr Köllinghoff plaudert selbst noch an der Hand seiner Darsteller, zur Kampe vortretend, mit diesen, indem er ihnen sein dankbares Herz aus-schüttelt. —

Oftmals hab' ich mich schon in die Empfindungen der Müde hineinzudenken versucht: wie es ihr wohl zu Rute sein müsse, wenn sie, mit dem Willen, dem Licht entgegen- und zur Sonne hinanzufliegen, immer und immer nur an die dünnen Glasscheiben des Fensters schlägt, welche ihr das helle Licht sa schön zeigen und doch wieder so grausam entziehen: heute, nachdem ich Köllinghoff's Todes-Phantasien kennen gelernt, die immer in die Tiefe der philosophischen Symbolik hinabstreben und dabei doch nur auf der Oberfläche leichter Lebenskunst herumtänzeln — heute weiß ich, was jene Fliege empfindet, kenne auch ich diese ermüdenden Gefühle. Und nun denke man sich nach: ein hoch-symbolisches Drama in heiterem Kakato-Kostüm und im galanten Zeit-Rilieu! Ich finde, Köllinghoff's beneidenswerte Adaptierungsfähigkeit hat sich wieder einmal glänzend bewährt, da er sich ganz augenscheinlich doch für verpflichtet hielt, den tiefsten Menschheits-Stoff seines Drama's und dessen aparte poetische Sonder-Idee dem geselligen Kotoko-Rahmen unseres „Königl. Residenz-Theaters" flugs und geschickt anzupassen . . . Doch, ich glaube saft, diesmal habe ich mich ein klein wenig schon „verplaudert".

Zum Schlusse übrigens noch ein leider zeitgemäßes Privatissimum über Takt- und „Intoll“-Fragen! Wir wünschen nämlich nicht, oder vielmehr richtiger: wir werden nicht dulden bezw. nicht aufhören, dagegen zu protestieren, doch nun auch in unserem guten München die schönen Wiener und Berliner Unsitten etwa einreihen lassen. Erst vor Kurzem, anlässlich des skandalösen Bahr-Kraus-Prozesses, ließen doch die Herren Redakteure der „R. N. Nachr.“ einen bekannten Wiener Feuilletonisten über „journalistischen Anstand“ gonz im Allgemeinen und „die Vereinigung oon produzierender und kritisierender Thätigkeit“ im Besonderen in den Spalten ihrer Zeitung des Ausführlicheren sich verbreiten — und nun diese Dramen-Einreichung bei einem Theater, über das seine Feder doch gelegentlich zu schreiben kommen kann, sogar auch von Seiten Eines der Ihrigen! Wie reimt sich das wohl zusammen? Und wo bleibt hier die sonst doch so gerne belihängte „kollegiale“ Fürsorge der Herren gegenüber feuilletonistischen Kollaboranten?

Unserem allseits geschätzten Kollegen der Feder Hons von Gumpenberger mag und darf man es in seinem Falle schon weit eher zu Gute halten, wenn er gegen die Auf-sührung seines Stüdes am „Königl. Residenztheater“ sich nicht geradezu sperren wollte. Als Münchener Korrespondent des „V. Börs. Kur.“ wirkt er ja mehr ollgemein und doch nur sehr in die Ferne — wenn schließlich auch solche Personal-Union und Doppel-stellung oon Dichter und Kritiker stets eine heisse Sache für sich bleiben mag. Über-dies noch war ja sein Drama zuerst rein privatim oam „Akademisch-dramatischem Verein“ hier aufgeführt worden, olso in seiner Wirkung bereits erprobt und oam Hof-theater im Vertrauen auf diese seine gute Eindrucksfähigkeit nunmehr übernommen. Wenn aber Herr Dr. Köllinghoff das Schauspielkritisieren partout schon nicht lassen kann, obwohl er, seinem spezifischen Talente und ganzen Metier noch, offensichtlich als Sport-Reporter oder Varietés-Blauderer weit besser seines Daseins Zwecke erfüllen, seinen eigensten Beruf viel richtiger erfassen würde — nun, so mag er wenigstens genügend Resignation besitzen, nicht gerade hier am Orte selber seine Stüde an den Mann bringen zu wollen. Anderswo gonz nach Belieben durchzusetzen, wird ihm so gewiß niemand verwehren. Keiner aber darf uns doch wohl die Här aufbinden wollen, olso ob sich der Fall etwa folgendermaßen zugetragen haben könnte: Intendant Ernst Ritter von Passart sei nämlich eines Tages in der Equipage, mit Frack, Zylinder und weißen Handschuhen bei der bekannnten Redaktion am Färbergroben aufsehenerregend-feierlich oar-gefahren, habe sich ungelegenlichst noch dem Feuilleton-Redakteur Dr. Willy Köllinghoff bei den Bediensteten durchgefrogt, diesem olsbald mit einer heftigen Urmormung oll ehrlicher Begeisterung sich an die Brust geworfen und nun mit ebensa großen Thränen der Rührung im Auge wie emphotischem Pathos auf den Lippen den „Dichter“ gebeten — ja, was sage ich, beschworen: „Ew. Hochwohlgeboren fallen, wie ich zu meinem Ent-zücken ganz zufällig eben erfahre, in Ihren reichen Rufestunden u. A. auch der ersten dramatischen Muse abliegen — Ew. Hochwohlgeboren werden München hoffentlich die Schmach ersparen und mein Königl. Hof- und Residenz-Theater doch nicht dem schweren Vorwurfe aussetzen, Ew. Hochwohlgeboren als Bühnen-Dichter nicht entbedt zu haben!“ . . .

Sollte aber selbst dieser Wink mit dem Zounpsahl der „öffentlichen Reinigung“ bei Herrn Dr. Köllinghoff noch nicht versangen — nun, so wollen wir der „redaction on double-chef“ wenigstens ein obsolut probates Mittelchen gegen solche Auswüchse, olhne jede Rezept-Gebühr, gerne oerrotten: Man mache es genau so, wie es in Dresden (zur Zeit meiner journalistischen Wirksamkeit dortselbst) als fair galt und zum guten Tone gehörte. Dort schweigt sich nämlich das betreffende Blatt, dessen Redakteur oder Referent schon

die Rücksichtslosigkeit begehen sollte, die armen Schaubühnen des Ortes mit Clabaratens seiner Feder zu bedürftigen — kommt es dabei wirklich einmal zu einer Aufführung, seinerseits vollkommen mit Referaten über diese aus. Das Auserste, was es sich allenfalls noch leistet, ist höchstens dies: daß es noch einigen Tagen aieellecht Auszüge aus den kritischen Referaten der anderen Blätter vom Plafe, und zwar ohne Kommentar abbruckt — dafern ihm die Lust hierzu bis dahin nicht am Ende gründlich oer- gangen.

Über einen eigenartigen Konzertabend wird uns außerdem noch von Paul Ehlers berichtet: Uns scheint, „es nohet gen den Tag“ im Konzertwesen. Der erste Sonnenstrahl bricht aus dem Grauen heraus, und wunderfame Schönheit leuchtet auf; ab der Tag hält, was die Dämmerung verspricht? Wie immer es sei — freuen wir uns des schönen Morgens! Das Münchner „Kostüm-Bureau für Bühnenkünstlerinnen“ gab neulich unter der ausgezeichneten künstlerischen Mitwirkung des Sängerpaares Franz und Ragda oan Dulong, der Berliner Schauspielerin Fräulein Luise Dumant und des Kapellmeisters Herrn Anton Schloffer einen „Intimen Vortragabend“ zum Besten ihrer Kasse. Der Abend zeichnete sich, außer durch die bei einem Wohltätigkeits- feste geradezu merkwürdige Tatsache des freien Buffets, durch das Milieu aus, darin er sich abspielte, und das es wohl verdient, auch an dieser Stelle besonders besprochen zu werden. Der Festsaal des Hotels „Bayerischer Hof“, wo die Sairee stattfand, giebt sich in seinem täglichen Gewande bekanntlich nichts weniger als stimmungsaal; umsomehr mußte die Umwandlung überraschen, die er durch einen Künstler, Herrn Bildhauer Taschner, erfahren hatte. Hinter dem Podium leuchten sonst hohe, präzige Spiegel in den Saal: hier hatte man eine dunkle, mit Bildern behängte Wand daoor errichtet, die sich ununterbrochen nach vorn fortsetzte, und dem Podium durch Empirestühle, zierliche Tischehen, Blumenarrangements, Teppiche und Kerzenlichter ungemein anheimelnd das Aussehen eines Salons gegeben. Die Künstler blieben während der Dauer des Programmes auf der Estrade; z manglos, wie etwa bei einer Gesellschaft, gaben sie ihre Kunst zum Besten. Ob nicht schon die suggestioe Wirkung der ruhigen Umgebung ihren Vorträgen, besonders den musikalischen, das Feingeschwungene, das Farbenharmonische verlieh, das sie so köstlich machte? Die Hörer, aber in diesem Falle auch Zuschauer, waren jedenfalls viel empfänglicher, als in dem schreienden Blonze eines modernen Konzertsaales. Noch etwas Anderes aber trug hierzu bei: Lorbeer, Palmen und Blumen schmückten den Saal; anstatt der steifen Reihen unbequemer Rahrstühle standen Sofa's, Fauteuils und hübsche Sessel in regelloser Anordnung (ohne jede Nummerierung!) umher. Die elektrischen Kranleuchter waren, was besonders wichtig ist, mit dunkel- oialetter, lichtschwächender Gaze umspannt, und während der Vorträge wurden auherdem die kleineren Lichtspender ganz gelöscht, die grohen stark abgedämpft . . . Die Vorträge selbst waren fast durchgehends vollendet; störend und künstlerisch ungerechtfertigt war nur die ununterbrochene Verbindung der einzelnen Lieder durch überleitende Zwischenspiele auf dem Klavier: Lieder sind umgrenzte Kunstwerke, wie gerahmte Bilder, und wollen einzeln für sich betrachtet werden. — Sa war denn dieser „intime Vortragabend“ entschieden eine Thot, selbst wenn man sich manches nach seiner, aornehmer hätte denken können. Gleichwohl dürfte seine blohe Nochäffung nicht die Frage lösen, wie Konzerte im Allgemeinen zu arrangieren seien. Hier wird nur eine gründliche Änderung, bei dem Bau der Konzertsäle anfangend und bei den Programmen endend, heißen können.





Musikwissenschaft im Avancement?

Von den „provisorischen Zuständen“ auf der Königl. Staatsbibliothek zu München war unter'm vergangenen Winter einmal, mehr tragi-komischer Weise, im lokalen Teile der „Mg. Ztg.“ die Rede, als nämlich einem auswärtigen Unioersitätsprofessor bei einem dortigen Besuche, mangels einer zulänglichen Garderobe-Einrichtung damals, sein neuer Hut gestohlen worden war und er hierauf eine öffentliche „Warnung“ ertieß. Dieser Fall war an sich ja gewiß sehr bedauerlich, aber er stand mit den seinerzeitigen baulichen Veränderungen an genanntem Institut doch im engsten Zusammenhang, und man durfte sich also von vornherein damit trösten, daß die geschilderten üblen Zustände mit diesem unermeßlichen Übel zugleich wenigstens vorübergehen würden. Anders aber liegt die Sache, erster wird die Betrachtung für die beteiligten wissenschaftlichen Kreise, wo die Befürchtung sich aufdrängt, daß derartige „provisorische Zustände“ unserer Hof- und Staatsbibliothek zu einem „Definitiuum“ werden möchten.

Gleichfalls in dem genannten Blatte, und zwar in seiner wissenschaftlichen Beilage 1900 Nr. 244, verbreitete sich eben damals eine Kornphöbe der Musikwissenschaft wie Probst Rochus von Lilleneron in einer ebenso interessanten wie eingehenden geschichtlichen Betrachtung über „Denkmäler der Tonkunst“, wobei er u. A. folgende Sätze niederschrieb: „Das Latein der alten Musikschriftsteller bietet aber selbst einem im klassischen Latein wohlgeübten Interpreten recht erhebliche Schwierigkeiten. Die Sache liegt so, daß dem Lateiner ohne spezielte Musikkennntnis das Verständnis ebenso unmöglich ist, wie dem Musiker ohne reife Lateinbildung. Daraus ergab sich für die heranzubildende neue Generation von Jüngern der Musikwissenschaft ein wichtiges Erfordernis. Erfüllt war es gerade an diesem zuerst an das Bedürfnis herantretenden Punkte der Forschung über die Mensuralnote durch Heinr. Vettermann, dessen grundlegendes Werk über „die Mensuralnoten und Taktzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts“ 1858 erschien. Von da war dann der Weg rückwärts bis zu der Reumenchrift hinauf zu verfolgen, ehe man sicher ist, die handschriftlich überlieferten Musiken der früheren Jahrhunderte auch nur richtig zu lesen.“ . . . „Sobald wir über das 18. Jahrhundert zurückgehen, besteht das Meiste und Wichtigste der alten Musiken in oelstimmigen Chor- und Instrumentalwerken. Nun schrieb aber die alte Zeit nicht wie die heutige, Partituren, sondern die Werke liegen nur in den Einzelstimmen da. Ehe man sie also lesen kann, muß eine mühsame und zeitraubende Arbeit vorhergehen, es muß erst aus den Stimmen die Partitur zusammengeschrieben werden. Je weiter man in ältere Zeiten zurückgreift, je weniger ist noch dazu solche Arbeit jedem Musiker möglich, weil sie bestimmte Vorkenntnisse erfordert, die auch unter den Fachmännern nur der musikgeschichtlich Gebildete besitzt.“

Solche Worte scheinen nur leider manchmal völlig in den Wind gesprochen zu sein! Von jeher bildete die berühmte und an derlei Schätzen reichhaltige musikalische Abteilung eine besondere Zierde unserer Königl. Bibliothek, und es war bisher ihr, oder doch der maßgebenden Faktoren, berechtigter Stolz, deren Geschäfte durch eine fachmännisch

geschulte Persönlichkeit von gutem Namen sachkundig wahrgenommen zu sehen. Am 1. August 1900 nun ist der bisherige Konservator und Rukode der betreffenden Abteilung, auf Grund seiner erfreulichen Berufung zur außerordentlichen Musikprofessur an der Universität München, aus dem Dienste genannter Bibliothek ausgeschieden, ohne daß seither auch nur das Geringste von einer Wiederbesetzung des Postens im Sinne der bisherigen Pflege verlautet hätte. Im Gegenteil scheint man, allen Anzeichen nach, auf dem stillen „Verwaltungswege“ das Provisorium einer interimistischen Vertretung dieser Stelle: einfach durch den an der Reife befindlichen Bibliotheksbeamten, der seine Befähigung zu diesem Amte über die von ihm erlernte Juristik hinaus durch eine fachliche Prüfung doch erst nachzuweisen hätte, bequemer Weise (und vielleicht auch aus einem alten bürokratischen Ressentiment gegen diese früher wohl mehr angelegte als eingeordnete Sonderabteilung) vorzuziehen, d. h. eben nach und nach häßlich in einen definitiven Status übergehen lassen zu wollen.

Der betreffenden Fachwissenschaft, die eben erst in der Errichtung der Universitätsprofessur und der Begründung einer „Gesellschaft für bayerische Denkmäler der Tonkunst“ einen großen Schritt vorwärts gethan hat, den wir der Regierung aufrichtig danken, und welche hierdurch künftig eher mehr denn weniger praktische Bedürfnisse als bisher an besagter Stelle zeitigen dürfte, können diese geheimen Manipulationen selbstverständlich nicht gleichgültig sein. Andererseits sollte doch selbst in Bayern und ungeachtet des erst nur kurzen Bestehens einer Lehrkanzel für Musikwissenschaft an berufenen, entsprechend vorgebildeten Kräften kaum ein wirklicher Mangel bestehen — vorausgesetzt allerdings, daß nur auch der gute Wille (wie wir ihn in den höheren Regionen ohne Weiteres annehmen dürfen) für eine angemessene und zeitgemäße Durchbrechung der betriebten „verwaltungsrechtlichen Bedenken“ ernstlich vorhanden wäre. Die Musikwissenschaft als solche, die auf der ganzen Linie in Deutschland-Österreich neuerdings im Voancieren begriffen ist, hat natürlich ein solches Interesse daran, diesen alten Posten eben jetzt nicht etwa durch ein rein bürokratisches „Anciennitäts-Voancement“ dauernd zu verlieren!

Jedenfalls war es der Zweck dieser Zeilen, die zukünftigen Kreise hierdurch eindringlich darauf aufmerksam zu machen, daß die im dunklen Hintergrunde vorgehenden (oder auch nur geplanten) Manöver einer offenbar rückwärtigen Bibliotheksdirektion in der weiteren Öffentlichkeit nicht mehr unbeachtet bleiben. Würden unsere Zeilen also dieselbe wohlthuende Wirkung an Ort und Stelle auszuüben vermögen, wie damals jene unzweideutige „Warnung“ der „Allg. Ztg.“ es zuwege brachte (auf welche hin sofort durch besriedigende Garderobebeziehungen Abhilfe geschafft wurde) — man könnte sich damit wohl zufrieden geben. Oder aber täuschen wir uns? Soll ein Münchner literales Blatt wieder einmal den Satz schreiben dürfen: „Wir beklagen tief, daß die allgemeine Erschlaffung, die in Bayern herrscht und die Alles gehen läßt, wenn nur die Dinge ihren ruhigen Verwaltungslauf nehmen, auch hier wieder etwas zugelassen . . .“? Sdl.

„Glückliches Bayern!“ So ruft die „Lit. Praxis“ aus und schreibt hierzu: Es mutet wie ein Märchen aus guter alter Zeit an, wenn man hört, daß der bayerische Prinzregent trotz seines ausdrücklich ausgesprochenen Wunsches antäglich seines achtzigsten Geburtstages keinen einzigen Journalisten begnadigte, weil . . .

Doch lassen wir Dr. Gg. Sirtz selbst dieses „Weil“ erörtern! Auf dem Festmahle des literarischen Münchens erklärte er nämlich damals: „Die größte Auszeichnung, die der Stand der Journalisten und Schriftsteller, der Soldaten der Feder, seitens des Regenten erfahren konnte, ist der Umstand, daß es

dem Justizministerium beim besten Willen nicht möglich war, die Jubiläumssamnekte auch auf politische Preßunthaten auszubehnen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man keine auf Lager hatte!! Und warum? Nicht etwa bloß wegen unentwegten Wohlverhaltens der Presse aller Schattierungen, sondern vor Allem, weil sich der Geist der Freiheitsachtung, des „Zugutehaltens“ der Freiheit, an der höchsten Stelle wie ein balsamisches Fluidum über alle ausführenden Organe, an den Schwurgerichten gar nicht zu reden, ergossen hat. Es ist im Grunde der Geist der Veröhnung, der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, des Vertrauens in die guten Instinkte des Volkes, es ist, mit einem Wort, der Geist, der oam beschränkten Unterthanenverstand vergangener Zeiten nichts mehr wissen will.“ — In der That soll sich der Prinzregent, als ihm die Amnestieanträge vorgelegt wurden, ganz speziell der Presse erinnert und ausgesprochen haben, er würde hier gerne möglichst weit gehen. Und zuversichtlich wird das auch unter dem Prinzen Ludwig, der bekanntlich so oerständnisvoll den Schriftstellertag 1893 begrüßt hatte, seinerzeit nicht anders werden. Hierin mag sich also das aufgeklärte Berlin u. an dem „klerikalen“ Bayern nur auch ein Muster nehmen!

Mai-feier in Bayern. „Eine für den zweitgrößten deutschen Bundesstaat hochbedeutende Sache hat sich in München abgespielt“ — so schreibt die „Münchn. Post“, und wir schließen uns ihr darin „oall und ganz“ hiermit an, da wir das Gute nehmen, wo wir es gerade finden. „Die Mai-Feierprobe im künigl. Hofbräuhaus hat nämlich stattgefunden. Zu dieser für den Fortbestand des bayerischen Vaterlandes so gut wie entscheidenden Aktion hatten sich eingefunden: die Staatsminister Dr. Freiherr von Kiedel, Freiherr von Feilich, Freiherr von Leonrad und Dr. von Landmann; ferner zahlreiche Beamte, Offiziere, Künstler, Gelehrte und

Schriftsteller. Mit wichtiger Miene wurde dann geprübelt, was der 1. Mai dem Münchener Speisepfeiler bringt, und da die Kiefer den Saft ganz vorzüglich fanden, wird es den Sozialdemokraten (trotz aller Raifeiern-Aufrufe und Proteste!) also auch in diesem Jahre nicht gelingen, die herrliche bajuarische Staats- und Gesellschaftsordnung über den Haufen zu werfen. Doch, sollte der Hofbräuhaas einmal misraten, dann allerdings wäre Gefahr im Verzug.“

Theorie und Praxis. — Allerdings interessante Reuigkeiten bekam man bei Herrn von Possart's Vortrag auf dem Shakespeare-Tag in Weimar zu hören. Darnach wäre z. B. „bei dem in absehbarer Zeit erfolgenden Umbau des großen Hof- und Nationaltheaters zu München auf die Herstellung einer drehbaren Bühne im oollen Umfange des weiten Szenenraums Bedacht genommen“; und erst bei so großen Dimensionen würden „die außerordentlichen Verzüge dieser Erfindung in überraschender Weise zur Geltung kommen.“ „Die räumlich ausgedehntesten Theater werden — sobald die Kosten der Anlage einmal gedeckt sind —, mit der neuen Erfindung verhältnismäßig am billigsten arbeiten. Immerhin bedarf es bei dem Entwurf der Szenerie für die drehbare Bühne sehr sorgsam abgewogener Dispositionen und eines überaus kundigen Maschinisten, der allerdings kaum um einen so winzigen Gehalt zu gewinnen sein dürfte, wie er heutzutage für diesen hochverantwortlichen Patten bei den meisten Bühnen genährt wird. Es wird nötig sein, daß den szenischen Apparat ein Techniker beherrsche, bei dem der Sinn für Perspektive und Farbenwirkung besonders ausgebildet ist. Bei unserm alten Theater-Landsknechten, die sich oom Zimmermann zum Bühnenmeister langsam emporgearbeitet haben, kann man solche Vorbildung nicht beanspruchen, und es ist hohe Zeit, daß die Wissenden ihres Faches, geübene Männer wie Karl Lautenschläger, Fritz Brand

in Berlin, Cranich in Bayreuth, sich einmütig zusammenschließen, um hier ernsthaft Schule zu machen für einen unterrichteten jungen Nachwuchs, damit endlich aus der Bühne die Verwechslung des architektonischen Stils und die brutale Forderbegabung aufhören — der blutrote Sonnenuntergang und der blaue Mondschein —, denen wir auch heute noch selbst bei den vornehmsten Theatern begegnen.“ — Sehr gut und sehr richtig! Aber warum begegnen wir ihm denn noch immer beim Münchener Hof-Theater?

Zu Gunsten der Zither hat sich in Bayern unter dem Präfektorat eines Kämmerers eine Bewegung gebildet, welche „johrelang gehegte Wünsche“ (notürlich der „zitherfreundlichen Kreise“) zur Durchführung bringen soll. Sogar in einer „Denkschrift“ sind bereits die „dringend nötigen Reformen niedergelegt und behufs Realisierung in einem Antrag zusammengefaßt“ worden, der zur Unterschrift — natürlich wieder in Zither-Kreisen — zirkulierte. Da wir die Haupt-Interessenten des schönen Instrumentes oornehmlich wohl in den hohen — Alpen zu suchen haben, hoffen wir nur, daß diese die samase, tieferrnste Denkschrift oollenhalten auch oerfordern und zu deren Schlußantrag nicht am Ende gar den Kopf geschüttelt haben. Dieser „Zitheristen“-Antrag geht nämlich dohln: „Die Unterfertigten stellen auf Grund betliegender Denkschrift die Bitte: an der Königl. Akademie der Tonkunst zu München eine Abteilung für Zither errichten zu wollen, in welcher die Zitherspielkunst gepflegt wird und aus welcher Hochschule geprüfte Musiklehrer für Zither hervorgehen möchten.“ Das Ganze aber „ist zur Zeit dem Kultusminister, bezw. der Königl. Akademie der Tonkunst zur Beratung unterbreitet, und die Königl. Akademie der Tonkunst, deren Hauptaufgabe die Pflege der Musik im Allgemeinen und Speziellen (!) ist, wird also hierüber zu entscheiden haben.“ —

Nun, hoffentlich sind die Beantworter dieser Petition der „Zither-Kreise“ selbst keine „Zither-Kreise“. Wer das aber wohl unserer hohen „Akademie der Tonkunst“ an ihrer Wiege gesungen hätte, als ein Richard Wagner ihr seine bekannte (vgl. Bd. VIII der „Ges. Schr.“) Denkschrift zur Errichtung einer deutschen Musikschule in München widmete!

c. Was sich Herr Diederichs unter Plato vorstellt. In einer Verlagsanzeige des Verlags Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, heißt es von Wilhelm Bötsche's Buch „Das Liebesleben in der Natur“: „Das Werk behandelt naturwissenschaftlich, philosphisch und poetisch ein bisher totgeschwiegenees Thema. Es ist oall gewaltiger Gesichtspunkte und kann man es als einen Überblick über die Resultate der bisherigen Naturwissenschaft bezeichnen und noch der philosophischen Seite hin als eine Ergänzung zu den Dialogen Platon's.“

c. Auch in der Wissenschaft! Bei Lektüre einer Abhandlung im letzten Heft des „Philosophischen Jahrbuch“ stoßen wir auf einen überraschenden Satz; nachdem nämlich der Verfasser oerschiedene einseitige Auffassungen zurückgewiesen hat, fährt er fort: auch in der Wissenschaft sei Zentrum der richtige Standpunkt. Durch Aufnahme eines derartigen Satzes dokumentiert das „Philosophische Jahrbuch“, daß es nicht totalitatisch im Allgemeinen, sondern speziell zentrumsstotalitatisch sein will. Dem bayerischen „Bauernbund“ wird unter diesen Umständen nichts Anderes übrig bleiben, als auch seinerseits ein philosophisches Jahrbuch herauszugeben.

Der Leichenverbrennungsverein in München hat durch Eintragung in das Vereinsregister die Rechte eines eingeschriebenen Vereins erhalten. Freunde der Feuerbestattung sollten die veränderte oermögensrechtliche Stellung des Vereins benutzen, um durch Schenkung und Vermächtnis die Erfüllung seiner Auf-

gaben zu erleichtern. Zweck des Vereins ist bekanntlich nicht nur die Propaganda, sondern hauptsächlich die Übernahme der Feuerbestattung für seine ordentlichen Mitglieder auf Vereinskosten. Wer sich selbst nicht verbrennen lassen, sondern nur die Agitation fördern will, kann außerordentliches Mitglied werden. Dem Verein sind seit Anfang d. J. etwa 60 neue Mitglieder beigetreten. Gegenüber vielfachen Irrtümern wird bemerkt, daß hier noch ein zweiter Verein unter dem Namen „Verein für Feuerbestattung“ besteht, der sich vom „Verein für Leichenaerbrennung“ dadurch unterscheidet, daß er nicht auch, wie der letztere Verein, die Überführung und Verbrennung seiner ordentlichen Mitglieder nach Ablauf einer mäßig bemessenen Wartezeit auf Vereinskosten übernimmt. Die Geschäftsstelle des „Vereins für Leichenaerbrennung“ befindet sich Theatinerstr. 52, L. — Wir fanden diese Notiz gleichlautend in Münchner Blättern und drucken das hier einfach nach, indem wir es unerhört zu finden uns erlauben, daß die Idee der Feuerbestattung in deutschen Landen noch nicht weitere Fortschritte gemacht und nicht z. B. eine Debatte wie die über Massengräber bereits überflüssig und hinsällig gemacht hat. Im Übrigen nehmen wir ohne Weiteres an, daß beide oben genannten Vereine zu den Wiederholungen von H. von Gumppenberg's Schauspiel „Die Verdammten“ am Münchner „Königl. Residenztheater“ in corpore erschienen sind, wie wir anderseits nicht im Geringsten daran zweifeln, daß besagtes Drama diesen Ideen und Bestrebungen auf poetischem Wege auch viele neue Anhänger zuführen wird.

Ein sozialer Versuch. In Jena hat, wie in den „Blättern für Soziale Praxis“ berichtet wird, der Achtstundentag in einem besonderen Falle seine Probe bestanden. Professor Abbe, der Leiter der Firma Carl Zeiß darselbst, hat am 1. April vorigen Jahres ersuchs-

weise den Achtstundentag eingeführt und das Ergebnis nunmehr nach Ablauf des Geschäftsjahres in einem oor der Arbeiterschaft der Firma gehaltenem Vortrage mitgeteilt. Hiernach sind die in dem Jahre gemachten Erfahrungen so günstig, daß der Achtstundentag von der Firma dauernd beibehalten werden wird. Durch beschleunigteres Arbeitstempo und durch ökonomische Ausnützung der Arbeitszeit, sowie durch intensiveren Gebrauch der Arbeitskräfte ist es gelungen, die Gesamtleistung der Fabrik auf derselben Höhe wie vorher bei 9 Stunden Arbeitszeit zu erhalten. Die achtstündige Arbeitszeit verteilte sich im Sommer auf die Tageszeit von 7 bis 12 Uhr und 2 bis 5 Uhr, während im Winter von 8 bis 12 Uhr und 2 bis 6 Uhr gearbeitet wurde. Professor Abbe erklärte bei jener Gelegenheit auch nach der Arbeiterschaft, daß am 1. Mai um 11 Uhr der Fabrikbetrieb geschlossen werden und die Löhnung unverfügt zur Auszahlung gelangen würde. — Die Verhältnisse in der berühmten früher Zeiß'schen Fabrik optischer Instrumente sind in jeder Beziehung einzigartig. Herr Abbe ist ein seltener Gemeinfinn eigen, der sich in dem Verhalten gegenüber seinen Arbeitern, die er sowohl am Gewinn als an der Verwaltung des Unternehmens beteiligte, und in wahrhaft großartigen Geschenken zu idealen Zwecken, so an die Uniaersität Jena, schon öfter geäußert hat. Die Organisation seines Unternehmens ist ein sozialer Versuch, und die Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, sind äußerst dankenswert; natürlich aber muß, um ein endgiltiges Urteil abgeben zu können, die weitere Entwicklung für einen längeren Zeitraum abgewartet werden. Sollen es wäre eine schematische Übertragung der im Abbe'schen Unternehmen gemachten Erfahrungen auf andere Gewerbszweige verfehlt. Denn, wenn dort der Achtstundentag gute Ergebnisse gezeitigt hat, so muß man bedenken, daß es sich um die Arbeit

von Präzisionsinstrumenten, bei denen es auf Sorgfalt und Genauigkeit ankommt, handelt, und nicht um ungelernete Arbeit. Interessant ist, daß den Arbeitern, die, wie gesagt, zugleich Teilhaber und Mitunternehmer sind, der 1. Mai von 11 Uhr an freigegeben war.

Handglossen und gemischte Gefühle.

„...“, auf daß, wenn Sie einst Ihr Haupt zur Ruhe legen, es auch von Ihnen heißen könne: er war ein „rammer und getreuer Knecht“. Auf diese Gesinnung hin, die ich bei Ihnen Allen heraussehe, reibe ich einen kräftigen Salamander auf Se. Excellenz und den S. C. Der Kaiser kammändierte darauf den Salamander. Seine Ansprache fand bei den Studenten begeisterten Widerstand. — Sa die Tagesblätter, und wir finden das etwas unbegreiflich. Hatten wir bisher doch noch immer gemeint, die studentische Jugend singe mit Begeisterung ihr: „Frei ist der Bursch! — frei ist der Bursch!“

Der samase Toleranzantrag des Zentrums im deutschen Reichstag wollte jeden, der das 12. Lebensjahr überschritten hat, für in religiösen Dingen mündig erklärt wissen. Das führt sich natürlich auf die Firmung zurück, ist uns aber eine schöne „Parität“, wenn sie dabei wieder so ganz vergißt, daß doch der Protestant seinerseits erst im 14.—16. Lebensjahre „sanfirmiert“ zu werden pflegt und auch dann noch reichlich unmundig bleibt und unreif genug sich fühlt. Wer uns z. B. seinerzeit gesagt hätte, was für Anfechtungen, Kämpfe und Erfahrungen an da an uns erst recht noch ermartet sollten! Im 12. Lebensjahre in Glaubens- und Bekenntnisachen selbständig? — da schiene uns der Antrag von Bollmars doch weit acceptabler, wonach niemand nach seinem Glaubensbekenntnisse von Staats wegen solle belangt noch von behördlicher Seite befragt werden

können. Denn, weiß man's denn wirklich immer so ganz genau, wohin man geführt? „Religion als Privatfache“ — das wäre wirklich erst das wahre „Toleranz-Edikt“.

Der Briefkasten des „Litt. Echo“ klagt unter „Herrn Dr. Th. in München“: „Die Sendung muß verloren gegangen sein. Die dartige Postverhältnisse scheinen zur Zeit leider sehr unzuverlässig. Es sind uns neuerdings schon öfters Beschwerden darüber bekannt geworden, und wir selbst haben den Verlust mehrerer Sendungen zu beklagen.“ — Ist das alles wahr, so ist schleunige Abhilfe seitens unserer königl. Oberpost-Behörde dringendst geboten. Wäre es aber nicht wahr — was stellt man dann diese Anklage nicht richtig und belangt den Ankläger dafür gerichtlich?

„Die Wache“ ist wegen einer lithauischen Erzählung Ernst Wicherts, darinnen ein Offizier die Braut seines Burschen erschlägt, an mehreren Offiziers-Kasinos des „Garde-Korps“ verboten worden. Ja, das ist nun freilich in diesem Falle sehr schlimm. Denn, wenn anderen Zeitschriften eine Konfiskation oder ein Auslegoverbot insolge der daraus resultierenden Reklame färmlich Wasser auf ihre Räder zu treiben pflegt — was „Regierungen“ und „Poliexidirektionen“ ja leider niemals einsehen wollen, so muß für die „Wache“ allerdings jedes solche Verbot eine Fataleität darstellen. Es ist ihr Lebenselement, überall, allenthalben und in allen Gesellschaftsschichten, aufzuliegen. Die Reklame hat sie nicht mehr, wohl aber die Höhe ihrer Auflagenziffer durchaus nötig. Und zudem würde noch eine Entziehung der höheren Günstel für sie recht mißliche Folgen haben können, da sie ja auf die vornehmen Salons und Interieurs mit ihren Bildern so sehr angewiesen bleibt. Man kann doch nicht immer nur Verbrechertypen bringen!





Weidenkätzchen.

Von Mathien Schwann.

(Soden a. Taunus.)

Nur ein paar Worte möchte ich Ihnen heute schicken, aber ein paar weiche liebe Worte, so wie die Weidenkätzchen, die eben ihr silbernes Mäntelchen zu entfalten beginnen, um dem Fluten des Frühlingswindes ihren Goldstaubregen zu überliefern.

Ein Bächlein hat's mir angethan, ein Bächlein Gedichte. Und das Bächlein selbst wieder eine einzige Stimmungsovale Farbendichtung! Ein Kabinettsüßchen seiner Buchausstattung und Druckkunst. Die Seiten haben zusammengehalten, es herzustellen, wie es nun gar mir liegt. Den Buchschmuck übernahm J. B. Ciffarz, W. Drugulin in Leipzig den Druck und Eugen Diederichs dort den Verlag.

Sie kennen den Mann, mit dem ich einmal sprach über diese Bestrebungen, die Druckerkunst wieder in die Reihe der Künste einzuführen, es ihr mit eigenen Mitteln zu ermöglichen, dem Auge ein reizvolles Bild zu bieten, anstatt diesem Auge ein warn herein den harten, kalten Befehl zu geben: „Nur Diener hast du zu sein dem Verstande! Selbst bist du nichts und hast nichts zu farnern; meine schwarzen Buchstabenreihen sollen durch dich nur dem weisen Rechenkünstler zugeführt werden, der da oben in seiner Schädelkammer hakt, Verstand genannt.“ Der Mann wollte daan nichts wissen, daß man den Worten unsrer zeitgenössischen Dichter ein so leuchtendes Gewand umlege. „Wer aan allen denen aerdient es denn“, sagte er mir, „mit falschen Ewigkeitsketttern gedruckt zu werden? Hat man um Heine etwa, um Goethe gar, sich so bemüht?“

Gewiß, es liegt ein Kern an Wahrheit in solcher Sprache. Und fast möchte es unbeschneiden erscheinen, sehen wir solche Prunkgewänder um heutige Dichtungsschultern gelegt, erinnert man sich daran, mit welchen Geheimrats- und Professorenröcken sich die Goethe und Bürger und Heine und Schiller begnügen mußten. Das aber lag in der Zeit und in der Mode, die uns auch den Frack als demokratisches Staats- und Gala-kleid brachte. Deshalb allein braucht indes der Frack noch lange nicht schön zu sein. Warum aber fallen wir schliehen: weil die frühere Zeit für dichterische Größen ersten Ranges nur ein druckerisches Bettelgewand übrig hatte, haben die Dichter und Schriftsteller aller kommenden Zeiten sich mit diesem Bettelkerleide zu begnügen? Ich mag nicht so schliehen, und warum ich es nicht mag, erzählen Ihnen folgende Verse:

Tau.

Sprach zu einem jungen Dichter
Einst ein hartgeflot'ner Ortelgram:
Sag' mir doch, was du der Menschheit
Wohl für große Dienste lestest
Durch dein wirres Phantasieren,
Bald von Len; und Mädchenliebe,
Bald von Tod und Erdennarb?
Und der Dichter sog den Asten
Mit sich fort in's kleine Örtchen,
Wo oht Espalmweiden blühen
An nornderselben Zwiern.
Doch auf all die grauen Asten
Streuten Tau und Morgensonne
Leuchtend Perlgeschmeide hin.
Schwiegend schüttelte der Dichter

Nun ein schwankes Rosenbüchlein,
Dah die Tropfen ihm zerrannen
Und der fremde Blanz verblühte.
Kraute er darauf den Asten:
Siehst du wohl, wie hier die Asten
Jetzt so grau und traurig liegen?
Niso auch des Menschen Leben
Wärde bang und trübe schelten,
Wenn du davon streifen wollest
Jenen holden Lauberschimmer,
Dem des Dichters herte Lieber
Gottgeschmeide Helmut sind.
Welch du nun, wie ich durch meine
Witze Kunst der Menschheit diene?

Es ist das Größungsgeicht jenes kleinen Wunderbuches, von dem ich eben sprach: Unterstram-Gebichte an Helene Voigt-Diederichs. Ein Büchlein von einer einzigen unersäglichsten Stimmung und Innigkeit getragen, dessen Naturheimat wir auch ohne direkten Hinweis dort unten im Norden suchen würden, wo deutsches Land dem Meere sanft in die Arme sinkt.

Wie warm die Luft! Heute würdest, Liebster, du
Nicht scheitern auf den blühteligen Norden . . .

So heißt es einmal in diesen Versen einer echten landgeborenen Dichterin. Nein, scheitern werden wir nicht auf diesen Norden: er hat seine Weiten, seine Seen und Meere und Halben, er hat seine Tiefen; und spiegeln sich in ihnen auch keine Berge und Höhen, so doch der geheimnisvolle Himmel, die Sterne, die Sonne, die Wellen und Nebel — die „Berne“, die Erweckerin aller Sehnsucht. Und er hat seine Forben, nicht berauschende, glühende, in hundert scharfen Kontrasten ausblühende Farben, wie der Süden, sondern abgedante Farben, Farbenübergänge von einer Zartheit und Feinheit, doch ein südlich aerwöhntes Auge sie kaum mehr bemerkt. Aber wo er hat on unscheinbarem Reichtum, an nicht nach außen prunkender Innigkeit und Stimmungstiefe, in diesen Gebichten der Schleswig-Holsteinerin lebt es und weht es und nimmt uns gefangen.

Nur zwei kleine Proben!

Gewitterahnung.

Die Nacht so schwül und kein Windhauch weht,
Im Himmel die Sterne glitzern.
Und doch . . . durch die Lüfte ein Rauschen geht
Wie von kommenden Ungewittern.

Das Herz so müd', und es blingt nicht mehr
An verlorenem Hoffen und Sehnen.
Und doch . . . durch die Berte weht ahnungschmer
Ein Hauch wie von kommenden Tränen . . .

Zwei Strophen nur! Aber fehlt etwas? Ist die Stimmung nicht vollkommen? Es giebt „Dichter“, die schreiben da einen ganzen Bogen aall. Aber sagt nicht der Bogen schon, daß sie keine „Künstler“ sind?

Und das Andere!

Follendes Loue.

Osthermorgen. Dampfgraw'ner Tan
Erhebt zur Sonne sich in lichten Säulen.
Der Vork liegt traumhaft noch im blaffen Graue.
Dem Stoppelstiebt fliegt Kalksteinheulen.

Beschlofen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Krüden stehn. Von schweren Blügelaläden
Wird in der Linde letzter Luftzug wach.
Kalkhaurend sinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir auf's Haupt. Ich weiß, ich wäre blind
Und könnte mit dir durch die Stille schreiten
Und träumen, daß es deine Hände sind,
Die segnend über meine Haare gielten.

Dazu und darüber kein Wort mehr! Lassen Sie mir und haben Sie mit mir die Freude, daß uns ein rechter Dichter grüßte, und seien Sie versichert, daß ich keineswegs eine besondere Auswahl traf und das Beste herauspückte. Die Dichterin traf die Auswahl selbst, und was sie uns bietet, gleicht jenen Weidenläzchen im silbernen Mantel an einem Zweige. Wer wollte da suchen, welches das Schönste ist!

Nur dem Verleger, der diesmal der Gatte der Dichterin ist, noch ein Wort! Das Buch geht über das bisherige Ziel der Buchausstattung hinaus. „Es begnügt sich nicht, durch eine Umrahmung, durch das Maß der Abstände innerhalb des Rahmens ein geschlossenes Sektensbild zu geben, sondern versucht zum ersten Mal in der deutschen Druck-

kunst, durch zusammenstimmende, gebrochene Farbentöne dem Buch eine ihm eigene Seele zu geben.“ Nun, dieser Versuch ist vollauf geglückt. Dem Auge und Innen, wohin immer der Blick fällt, ist dem Auge eine Freude geboten, und nicht ablenkend wirkt dieser sinnliche Schmuck, sondern erst recht hinweisend auf die Verse selbst, die er umrahmt. Das ist es, was mir bei diesem Gemeinschaftswerke von Dichter, Koler, Drucker, Verleger ganz besonders wohlthuend erscheint. Grund genug wohl, um ein warmes Gekelwort zu rechtfertigen!

Romane und Erzählungen.

Ernst Doubel: „Angélique Mongautier“. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger.

Heemann Bordaeh: „Im Winkel“. Wien, Carl Konegen.

Wir haben gerade in letzter Zeit bei uns in Deutschland Gelegenheit, das traurige Schauspiel der kleinen Söhne großer Väter in nächster Nähe zu befehen. Der Ruhm ihrer Erzeuger scheint nach der Ansicht dieser Herren — leider aber auch nur nach der ihrigen! — ihnen das Privileg eines großen Talentes schon in die Wiege zu legen. Erquicklich ist das nicht anzuschauen, und es wird auch nicht sympathischer, wenn sich die Farsce in Frankreich abspielt.

„Angélique Mongautier“ ist ein Sommel-surium von Ereignissen aus der Hintertreppenlitteratur, und zwar eines der ärgsten Art. Wenn „die große deutsche Dichterin von Gottes Gnaden“, Nathalie Eschstruth oder sonst eine Dame aus dem blauschultrumpfigen Dichtermooch, so was verbrochen hätte, wäre es auch noch zu miserabel. Da fehlt kein Ingredienz der berühmten Kospartagelitteratur für Köchinnen und kleine Bürgermädels: Die fabelhaft tugendhafte Operndiva mit der galdtreuen alten Dienerin; der vereschmähte, aber von Edelmut triefende, Amoroso; das Kloster mit der Maid aus altadeligem Hous, die unter falschem Namen das Stammschloß ihrer Väter betritt; der gesungene Geliebte, welcher die Befreiung zuerst edelmütig

zurückweist, dann aber aus der Mitte seiner — sechs Wochen (sic), die alle eingeschlafen sind, doch entfliehet; dann die Entdeckung, die wiederholte Flucht mit Beteukelmachung und Einschlüferung der Wächter — sie konnten je nicht gut wiederum gleich einschloßen! — Duell, Aufopferung, Verführung u. s. w. mit Grozio in infinitum.

Dieser italienische Solat ist übereschüttet mit einer Sauce von sogenannten historischen Thatfachen, die aber so wenig Sakaltalorit haben, denen so sehr jede einigermaßen zutreffende Milieuerschilderung fehlt, daß sie ebenjagut in Deutschland im Jahre 1848 oder bei einem Sturm im Wasserglase in irgend einem Städtchen hätten passieren können, als in der großen französischen Revolution, in welcher der Kaman spielt. — Zusammengefaßt also: das Buch eines männlichen Blauschultrumpfes schlimmster Sorte! Bordaehs „Im Winkel“ umfaßt nur 27 Seiten, und selbst für diese Seitenzahl ist der thatsächliche Inhalt eigentlich noch zu gering: der Latengräber gräbt ein paar Weäder, streichelt seinen Hund, raucht seine Pfeife, legt sich zur Ruhe und schließlich eebittet er von der Gemeinde seinen Abschied — voilà tout! Aber die 27 Seiten über diesen mageren Vorwurf enthalten doch eine Fülle von pacifischer Schönheit, eine Stimmung von Lebenswahrheit. Wie Erdgeruch weht es aus dem kleinen Idyll, wie Abendfriede liegt es darüber ausgebreitet. Ein starkes lyrisches Talent spricht aus dem Büchlein; man darf gespannt sein auf eine größere Probe desselben Verfassers.

Lilli Krber.

Siebenbürgische Heimats-Literatur.

Vor mir liegt die jüngste Schöpfung der deutschen Volksmuse Siebenbürgens: Hermann Kirchner's „Der Mann der Sonn“, Dichtung aus dem siebenbürgisch-sächsischen Volkslied. (Mediasch, G. A. Reichenberger.) 8°. 2. Aufl. R. 1,—.

Außerlich ein unscheinbares Bändchen, ist sein Inhalt glücklicherweise um so erfreulicher. Eine Dichtung — im besten Sinne des Wortes, und zudem aus dem Volkslieden eines streng national und heimotlich abgeschlossenen Volkes! Das als Operntext bestimmte Werkchen, zu dem eine melodische, einschmeichelnde Musik geschaffen worden ist, erscheint als eine ganz bedeutende Arbeit, die dem glücklichen, vollstämmlichen Genius des Dichters seine Entstehung verdankt. Dieser hat es verstanden, seiner hierlichen Schöpfung den Geist des Volkes einzuhauchen, sie aus dem Volkstum zu beleben und auf eigene feste Füße zu stellen. Obgleich die Arbeit nicht dazu geschaffen worden ist, um einer strengen, an die breiten Massen sich wendenden Kritik unterworfen zu werden, obgleich sie nichts anderes sein will und ist, als eine streng nationale, vorzüglich gelungene Dichtung, so ist sie dennoch solcher Art, daß sie auch höher gespannten Ansprüchen vollkommen gerecht wird.

„Warum das breite deutsche Lesepublikum mit dieser rein heimatlischen Schöpfung eines entfernten Kulturvolkes belästigen?“ wird mancher sich oerdrießlich fragen und über diese „Wauernliteratur“ oerächtlich die Achsel zucken. Nun, die siebenbürgische Literatur ist gar nicht so zu oerachten; ja, was mehr ist, sie besitzt eine derartig bedeutende Anzahl schöner und großzügiger Eigenheiten, daß diese sogar der zerfahrenen Defizienten-Literatur des Mutterlandes Ehre machen könnten.

Nicht um der Deutschtums-Literatur aufzuhelfen, sei hier auf Siebenbürgens deut-

liches Schaffen hingewiesen — oder der zur Zeit so üppig wuchernden, falschen Heimotkunst, der sei just an dieser ergluffion, ursprönglichen, ich möchte sagen: idealen Kunst des Heimotlichen ein treffliches Beispiel geboten. Siebenbürgens litterarische Werkschätze, sie sind bis zum heutigen Tage dem großen Deutschtume nicht nur nicht einmal recht bekannt, geschweige denn oon ihm ausgebetet, und da ließe sich denn aus dieser Fundgrube so manches Kräftige und den Zeiten Trohende herousholen, was den modernen Heimotbestrebungen leider allseitig noch fehlt. Siebenbürgens Litterotur ist nicht Kunstzeug und Flickwerk, Siebenbürgens Schöpfungen sind Natur, Wahrheit und Volkskraft, kräftige, alleinstehende, eiserne Schöpfungen, hochemporragend über das allgemeine Mittelmaß der deutschen Dichtung — leider im deutschen Mutterlande noch nicht gelonnt und daher nicht genügend geschätzt, wenn nicht gor oerkannt. Auf diese Dichtungen eines deutschen Volkes sei daher bei den modernen, gar firtischen Bestrebungen, eine Heimotkunst zu schaffen, auf's Rochdrücklichste gerne hingewiesen.

Solcher Art gehört, wie gesagt, auch Kirchner's Dichtung der Rotur und der Heimot an. So, wie Siebenbürgens Karpathenhöhen, mit ihren sommerlich eisbedeckten Gipfeln, ihren unter der Mittogs-sonne dampfenden Schneefedern auf den höchsten Bergröden, in einen klaren, blauen Äther hineinragen, während zu ihren Füßen die Kinder des Gebirgs, die weißen und schwarzen Lämmchen im grünen Alee grasen und sich ihres Daseins erfreuen, so rogt auch die Arbeit dieses trefflichen Volksdichters weit über das Irdische und Gemeine in die lichten Höhen empor, und erfreut dennoch das Herz seiner Heimotkinder, denn ein Stück Herz aus jedem, ein Atom Seele von jedem ist zum Aufbau dieses Wertes oerwendet worden. Es ist eine echte Volksdichtung, was im „Herr der Hann“ geschaffen worden ist, und es will auch wahrhaftig nicht mehr sein als

ein Stück Seele des Volkes in schöne poetische Form gegossen. Das blauerliche Stück, dessen dramatisch großartig bewegte und doch so alltäglich erscheinende Handlung den Leser, beziehungsweise den Zuschauer bis auf die tiefsten Fasern seines Gemütes berührt und klärend ihn erhebt, es sei allen jenen unaerdorbenen Gemüthern bestens empfohlen, die an einer ehrlichen, getreuen Volksdichtung nach ihre Freude und ihren Genuß finden können.

Marcel Arpad.

Deutsche Dichtung im Auslande.

Bei Gelegenheit, da die deutsche Dramatik und Mimik in der magyarischen Hauptstadt ihre wohlverdienten, glänzenden Triumphe feiert, sei gerne auch einmal auf den Einfluß, den die deutsche Dichtung auf die ungarische Kultur ausübt, hingewiesen.

Obgleich der Ungar aus politischen Gründen auf den Deutschen (bezw. im engeren Sinne: den Österreicher) im Allgemeinen befonntlich nicht gut zu sprechen ist, so weiß er dennoch dessen Geist und dessen Dichtung allauf zu würdigen. Holbe's aielumstrittene „Jugend“ hat viel früher in der Originalsprache auf einer ungarischen Bühne (Stadttheater in Prehburg) das Rampenlicht erbliekt, als es in dem nächsten deutschsprachigen Nachbarlande seiner Heimat, in Österreich, der Fall war. Sudermonns Dromen sind sämtlich in Ungarn äußerst beliebt und geschätzt, und werden auch fleißig zur Aufführung gebracht. Großen Interesse begegnen auch die Werke Hauptmonns als hochstehende geistige Schöpfungen, doch haben bisher leider nur die wenigsten eine dramatische Darstellung erlebt. Schnitzlers Schöpfungen sind gleichfalls in Ungarn nicht unbekannt, desgleichen auch Wilbrandts Meisterwerke und Fuldo's beliebtere dramatische Erscheinungen. Leider haben jedoch auch gewisse fragliche Werke deutscher

Tagesgrößen ihren Eingang in Ungarn gefunden, monch wertloses Zeug, wie Blumenthols Saisonartikel, deren Bekanntheit dem ungarischen Geist am besten erspart geblieben wäre. — Von den modernen Praefaktern sind Hegye, Spielhogen, Soar und Ompteda, vor Allen aber wiederum Sudermann sehr beliebt. Gelesen werden ferner auch Wilbrandts, Wolzagens, V. von Suttners und Konfens Romone, ferner Ebner-Eschenbuchs, Bierbooms, Fortlebens und Eksteins Schriften. Leider sind auch Bay-Ed und Blätthgen, gar überflüssigerweise Gschtruth und Marlitt gekannt. Heacsi's humoristische Schriften erfreuen sich in magyarischer Übersetzung großer Verbreitung.

Von den litterarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands sind sämtliche auch in Ungarn geläufig und geschätzt; daneben liegen auch die größten deutschen Tagesjournalle allseitig auf und begegnet deren Inhalt dem gräßten Interesse, selbst von der Seite des konfervativsten Magyaren.

Marcel Arpad.

Philosophie.

Das Weltprinzip und die transzendentaleragif. Dargelegtoon Anton Ganfer. Leipzig, Friedrich. VII u. 156 S.

„Das nachstehende Werk ortalft das Ziel, jenen Menschen, welche überhaupt zu denken Neigung haben, über die innere Ragif des Daseins einer Welt die möglichen Aufschlüsse zu geben. Daß eine richtige Weltanschauung, richtige Begriffe über Seiendes und Sein, aon denkbar größter Wichtigkeit sind, wird niemand bezweifeln, der nur einigermaßen die Geschichte der Menschheit kennt und insalgedessen auch jene mehrtausendjährigen geistigen Kämpfe zu beurteilen oermog, welche die Menschheit immer bewegten. — Es hieße ‚Gulen nach Athen tragen‘, wollten wir über die Wichtigkeit der Erkenntnis des Weltprinzipes

viele Worte oerlieren, ebenso über die oielen, vielen Versuche, diese Erkenntnis festzustellen. Wir müssen über diese Dinge hinausgehen" zc. (S. 1). Das Buch bildet den Abschluß folgender früher erschienenen philosophischen Schriften des Verfassers: Die Entstehung der Bewegung (1887), Das Ende der Bewegung (1888), Alles reale Sein entsteht als Akt eines intelligenten Willens (1888), Die Wahrheit (1890), Die Freiheit des Willens (1891), Schule und Staat (1892), Der reine Gottesbegriff (1893).

Die oorliegende Schrift will die Frage beantworten: Wie überhaupt muß ein Ding beschaffen sein, welches real, also ein wirkliches Ding sein soll? (S. VII).

Referent bedauert umsomehr, den Verfasser nicht zu oersehen, als dieser auf S. 33 sagt: „Wer uns oersteht — oersteht die Welt.“ Da ich Ganser und die Welt nicht oerstehe, so muß ich mich darauf beschränken, einige der Ergebnisse des Verfassers mit seinen eigenen Worten anzuführen und es dahingestellt sein lassen, ob er verrückt ist oder ich. Mit folgenden Sätzen erlebige er den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus: „er schlichtet sich durch den richtigen Potenzbegriff, welcher darin besteht, daß er jenes unendliche und an sich logische Kontinuum bezeichnet, welches die Eigenschaften der Fallkraft und der Fliehkraft als Mittel zum Zwecke des Seins innehat und innehaben muß, und welches auch die Fähigkeit hat, durch diese Eigenschaften oom Vorstellungspunkte aus durch Selbstbeschränkung Formen zu bilden. ‚Stoff‘ ist Schwerkraft oder Fallkraft in einer x-Form, Fliehkraft oder Ausdehnung ist ihr logischer Gegensatz. — Beide Potenzen wirken ursprünglich einfach, resp. geradlinig und das Urmonon*) ist eigentlich

eine sogenannte ‚Longitudinal-Schwingung‘, deren Mittelpunkt die Vorstellung ist“ zc. (S. 73). — Folgendes sind die Schlußergebnisse der Abhandlung: (S. 104 ff.) „Die Welt ist ein ewig-seiendes, intelligentes und einheitliches Wesen. — Die logischen Attribute desselben sind: a) der Wille zum Sein; b) das Vorstellungs-oormögen; c) das Wahrnehmungsoormögen; d) das Vermögen, in einem Punkte sich selbst wahrnehmbar und oorstellig zu werden (Prinzip der Persönlichkeit).

Das Zusammenwirken der Attribute in einem Vorstellungspunkte bewirkt die Vorstellung „Ich“ oder „Ich bin“. Jedes Ich ist eine reale Erscheinung des Seienden, seine Seele. — Das Weltprinzip (das Seiende) ohne Weltenbildung (ohne Bildung der Vielheit) ist das Einheitlich-Eine, an sich Logische: es könnte überall (an jedem Punkte des Unioerlums oder des Alls) seine eigene Realität bewirken (sich selbst als Weltseele realisieren); es bewirkt aber aus sich ein Kraftsystem, bestehend aus x Monons, und indem es diesen den Entwicklungsgang und die Attribute der Intelligenz in unendlich-kleinen Anfängen (Straden) mitgiebt, Welten der Vielheit, weil es ohne solche ewig einsam blicke“ zc. zc. Den Rest des Buches bildet ein kritischer Anhang, Einiges über Kant und Andere, wobei Ganser davon ausgeht, „daß die mitunter an's Lächerliche stoßende Verehrung Kants mitunter gar nicht am Plage ist“ (S. 110); später kommt er auf Eduard oon Hartmann zu sprechen, „der sich oeranlaßt fand, eine ‚Philosophie des Unbewußten‘ zu oerfassen“ (S. 144), und schließlich auf die Physik; wenn er hier (S. 154) sagt, die Physik lehre, Beschleunigung = Weg und Bewegung = Kraft, so weiß man doch

Vorstellung von sich, indem er sie ersticht und sich in ihr durchdringt, aufrecht erhält, während der Durchdringung aber sich selbst wadentnimmt, zum Individuum geworden sein wird, ein Realstendes, welches wir das Monon oder die reale Einheit nennen können.“

*) Die Definition des Monon war auf S. 63 in folgenden Wörtern gegeben worden: „Der Olfekt wird sein, daß der Wille oermöge seiner Födigkeit, Gegenstände seines Strebens zu bilden, und dann die

wenigstens gleich, wo man dron ist. Falls der Stoff, der Sonst noch oorliegt (S. 154 ff.), auf physikalischem und nicht auf metaphysischem Gebiete liegt, so soll uns die Überfendung seines nächsten Buches willkommen sein. Die Vermutung (S. 155), daß der geneigte, aufmerksame Leser ihn und sein Streben auch ohne weitere Darlegungen längst oerfanden und begriffen habe, ist durchaus unbegründet.

P. N. C.

Ein Jubiläum.

Es sind nun grade zehn Jahre her, daß eine Arbeit erschienen ist, die bei ihrem Erscheinen, soweit wir sehen, durchaus nicht die gebührende Aufmerksamkeit erregt hat, weshalb es erlaubt sein mag, nachträglich auf sie hinzuweisen. Der kurze Hinweis Ludwig Geigers im ersten Band der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“, es sei eine Arbeit, in der ein Naturwissenschaftler durch Berufung auf Goethe seine Lieblingsmeinungen zu stützen suche, läßt nicht erraten, welche Bewandnis es mit den Lieblingsmeinungen hat, die der Naturwissenschaftler Hans oon Basjedaw unter dem Titel „Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die Litteratur und deren Kunstprinzip“ im „Kritischen Jahrbuch“ aeröffenlicht hot. Und doch dürfte beides, Lieblingsmeinungen und Naturwissenschaftler, sogar für eine spätere Zeit oon Interesse sein, als Wahrzeichen dessen, was am Ende des neunzehnten Jahrhundert gedrukt werden faunte. Wir rechnen es uns zum Verdienste an, einen Satz wie salgenden der Vergessenheit zu entreißen: „Die Naturbetrachtung Goethe's war, so tiefgehend sie auch gewesen und so treffliche Früchte sie auch gezeitigt, einseitig und — oberflächlich, wie ja Oberflächlichkeit ein Grundzug des Goethe'schen Charakters wor.“ Wir wären nach diesem Satze in Verlegenheit, ob wir Goethe mit dem Ansouge des Satzes für tiefgehend, oder mit dem Ende für oberflächlich halten

sollen, wenn uns nicht eine andere Stelle für die zweite Annahme entschiede: „Goethe war nur insofern Realist, als dies sich mit seinem Hasschronizentum und seiner Eigenliebe oertrug.“ Wer sich durch solche Rücksichten bestimmen läßt, der muß in seinen Naturstudien notwendiger Weise an der Oberfläche bleiben. Im Gegensatz zu Goethe ist unser Naturwissenschaftler in die Tiefe gegangen und weiß daher aon der Entwicklung der modernen Botanik Folgendes zu erzählen: „Diese Goethe'sche Theorie (die Metamorphasenlehre) wurde neuerdings von Professor Dodel-Part oerwertet und in seinem „Illustrierten Pflanzenleben“ behandelt, wie es überhaupt Dodel-Part ist, der die moderne Botanik auf physiologischer Basis begründete, und so eine neue Theorie gebildet hat, deren sich Werner oon Ratzibau für sein Pflanzenleben bemächtigt.“ Über die Entwicklung des Darwinismus berichtet Basjedaw: „Eine Anschauung wuchs aus der andern heraus — zugespitzt wurde die Darwin'sche Theorie durch Ernst Haeckel und Carl Boigt, philosophisch oearbeitet durch Bächner, und in einzelnen Phasen durch Hortmann, Stirner.“ (Lehrer† 1856, also drei Jahre oor dem Erscheinen oon Darwin's „Entstehung der Arten“. D. Ref.) Nun der Einfluß dieser Naturwissenschaft auf die Litteratur und deren Kunstprinzip: „Ludwig Bächner war es und nächst ihm Schaaßhausen, teilweise auch Ralschott, die theoretisch das aufgestellt hatten, was Darwin praktisch nachweisen sollte: den Evolutionismus. Bächner's „Kraft und Stoff“ gab der Litteratur gleichsam ein neues ABC — da die Litteratur Abbild des Lebens und der Lebensanschauungen, mußte sie notwendig mit diesen Schritt halten.“ Manchmal hat mon jedoch Natur und Kunst durcheinander gemengt; demgegenüber stellt Basjedaw die Grenze beider mit folgenden originellen Versen fest:

Was ist denn Kunst?

Das sei der Weg, Natur in Kunst gestaltet,
 Seit der sich wiederum die Natur entfaltet.

Der glückliche Verfasser fügt hinzu: „Ich glaube, damit das Wesen wahrer Kunst richtig gekennzeichnet zu haben.“ Nicht minder originell ist er auch in seiner Art zu zitieren: nämlich ohne Anführungszeichen und ohne Kennung des zitierten Verfassers und Buches. Das von ihm in dieser Weise ausgiebig zitierte Werk ist Heinrich van Steins, des bereits einige Jahre vor dem Erscheinen des Basjedaw'schen Auffasses jung verstorbenen Philosophen „Ästhetik der deutschen Klassiker“. Nur einmal seht Basjedow, offenbar versehenlich, das Zitat aus dem von ihm nirgendes genannten Heinrich van Stein in Anführungszeichen; aber dabei passiert ihm das weitere Versehen, daß er dieses Zitat für eines aus Schiller ausgiebt.

Paul Mikalaus Cahmann.

Über Welterschöpfung und Weltende hat Prof. Dr. Gust. Leopoldt eine Schrift herausgegeben, in der er sich bemüht, die biblische Schöpfungsgeschichte mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen. Läßt man an einem Tage im Sinne der Bibel Sonne, Mond und Sterne aus dem Nichts heraortreten und behauptet dazu, daß früher schon der Luftkreis, das Festland und einige Meere fertig gemacht worden waren, so weist dies allerdings auf einige Lücken in naturwissenschaftlichen Kenntnissen hin. Prof. Dr. Leopoldt ist so fromm, die ganze Natur auf den Menschen zugeschnitten anzunehmen. Dr. med. Hans Haenel in Dresden widerlegt nun in seiner Broschüre: „Welterschöpfung und Weltende“ (C. Pierfan's Verlag, Dresden und Leipzig) die Kindlich-

keiten des Prof. Leopoldt auf das Zutreffendste. Er sagt es dem bibelbesten Herrn unumwunden, daß Männer der Wissenschaft die Gesetze gemacht haben, nach denen das Weltall regiert wird und daß es nur naive Analogieschlüsse sind, wenn von vorbedachten Weltzielen gesprochen wird. Es sei eine unfruchtbare Mühe, die Behauptungen der Bibel mit naturwissenschaftlichen Ermittlungen in Einklang zu setzen. Die Broschüre Dr. Haenels ist mit großer Sachkenntnis und mit stilistischem Geschick verfaßt.

—0—

Berichtigung.

Zu meiner Kritik der von Herrn Professor Dr. Siegen herausgegebenen neuen Kleist-Ausgabe (Erstes Aprilheft der „Gesellschaft“) möchte ich berichtigend bemerken, daß mir durch Irrtum des Verlegers Herrn Max Hesse in Leipzig eine ältere Ausgabe zugegangen ist. Die neue Ausgabe enthält nicht nur die von mir als fehlend gerügten Aufsätze: Lehrbuch der französischen Journalistik, Katechismus der Deutschen, Neuester Erziehungsplan etc., sondern sogar noch einige bisher unerschienen kleinere Stücke, so daß sie wohl jetzt die vollständigste Kleistausgabe sein dürfte. Auch die von mir bereits als vortrefflich gerühmte Kleistbiographie des Prof. Siegen ist noch um 56 Seiten vermehrt. Ferner ist noch ein zweites Kleistbildnis sowie das Facsimile eines Briefes an Kleist beigegeben. Die neue Ausgabe kann also mit noch größerer Berechtigung allen Freunden Kleists empfohlen werden.

Kurt Holm.



B ü c h e r t i s c h .

(Besprechung vorbehalten.)

Boed, Fritz: Junge Seele. Gedichte (1899 bis 1900). Berlin, Giese & Tetzlaff. 167 S.

Bulle, Gert: In der Grenzschicht. Bena Bleg. Berlin W., Albert Goldschmidt. 119 S. M. 1,50.

Dutmeier, Friedrich: Einer für Alle Eine Tragödie in 5 Akten. München, Stoenmeier'sche Verlagsbuchhandlung (Karl Carl Stoenmeier). 124 S. Engelhardt, Dr. R. von: Unter Herodes' Jahrhundert. Vortrag, gehalten in Riga am 9. März 1898. Riga, Jond & Pellenstejn. 35 S.

Faldenberg, Otto: Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht. München, Verlag der „Deutsch-französischen Rundschau“ 56 S.

Francois, Curt von, Majce a. D., ehrm. Landesoberhauptmann von Deutsch-Südwest-Afrika: Staat oder Gesellschaft in unsern Kolonien? — Soziale Streitfragen, herausgegeben von Adolf Damaßke, Heft X. Berlin, J. Harwitz Nachf. 16 S. M. 0,50.

Rejzer, Max: Moderne Essays. Studien und Essays. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 279 S. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber: Dr. Hans Vandenberg. Heft 4: Richard Strauss von Erik Lehan. 31 S. — Heft 5/6: Hermann Sudermann von Dr. Hans Vandenberg. 57 S. Berlin W., Giese & Tetzlaff.

Wolke Alfred: Künstler und Publikum. Literarische Studie für Wien. Oberwallner-Berlin, Verlag Jung-Deutsche (S. Dofl). 70 S. M. 1,—.

Wöllinger, E. C.: Moderne Denkmäler! Chacostenburg, Bildhauer der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft. 16 S.

Mitteltalle: Fürstenschule. Schauspiel in 5 Aufzügen. Uebersetzung aus dem Holländischen von Ludwig Spode. Minden i. W., J. C. C. Weuns. 134 S. Oct. M. 2,25, geb. M. 3,—.

Musikführer Nr. 222: Gustav Woblers I. Symphonie in D-dur, erläutert von Ludwig Schiedermule. 19 S. — Nr. 227: Gustav Woblers III. Symphonie in C-dur (mit Text), erläutert von Ludw. Schiedermule. Leipzig, Hermann Hermann Nachf. 21 S. Jedes Heft M. 0,20.

Woolcom, J.: Die Föderation Europas. Katalohische Uebersetzung von Alfred G. Fried Berlin und Bern, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (John Coetbrim). 738 S. M. 6,—.

Dreierführer Nr. 62: „Reisbilder“ von Alfred Brämann, erläutert von Ludwig Schiedermule. Leipzig Hermann Hermann Nachf. 28 S. M. 0,50.

Paap, W. H.: Königreich. Drama in 5 Akten. Minden i. Westf., J. C. C. Weuns. 186 S. Oct. M. 2,50, geb. M. 3,—.

Wißner, Heinrich: Die Wehungen der Dogmatik zu Eritische. Ebenda. 150 S. Oct. M. 2,25, geb. M. 2,75.

Wißner, Eisa: Der glückliche König. Essayen und Novellen. Wien und Leipzig, Leopold Weisk. 142 S.

Vot, Edgar Allan. Werke. Band 4: William Wilson. 240 S. — Band 5: Der Geist des Volens. 267 S. — Band 6: Westminster'sche Entwürfe. 224 S. Herausgegeben von Hedd und Arthur Fowler-Brad. Minden i. W., J. C. C. Weuns. Jeder Band M. 2,—.

Wade, Axel: Christus aus der Noebdrift. Erklärung aus dem 18ten Noebdrift. Leipzig, G. Rump. 409 S. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Waher, Ed., i. i. Dierlax: Die Rassen-Kraut. Ueber Uebersetzung und ihre Bedeutung. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Coetbrim). 81 S. M. 1,50.

Schweizerische Rundschau: I. Jahrgang, Heft 1-3. Herausgegeben von Dr. H. Gille. Dr. E. Suler und Hans v. Matt. Stamm, Band o. Matt & Co. 200 S.

Strohs, Arthur: Ruffia und Konacchi in Italien. Ein Waldes an Victor Emanuel III. an Sasonen. Berlin W 35, Dr. John Coetbrim. 85 S. M. 1,—.

Theodor, Josef: Ich und Du. Studien und Essays. Berlin, S. Schottlaender. 232 S.

Tied, Hermann: Eine neue Faust-Erklärung. Berlin, Otto Ullner. 82 S.

Udde, Wilhelm: Sasonaria. Ein Schauspiel in 5 Akten. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 114 S.

Wagnee, Richard: Das Evangelium der Bedeutung Soziale Satze. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 119 S. Oct. M. 2,—.

Wittmann, Walt: Noevlen. In's Deutsche Uebersetzung von Ida Wittlinger. Mit einem Leitwort von Johannes Schial. Minden i. Westf., J. C. C. Weuns. 102 S. Oct. M. 1,50, geb. M. 2,—.

An unsere Leser richten wir die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidt in München, Raulbachstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Uebersetzungen von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unentgeltlich eingelangte Rezensionsexemplare übernimmt die Vertheilung überhaupt keine, für unentgeltlich eingelangte Manuskripte nur dann Besorg, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitungs- und Buchsendungen: wie Buchsendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Uebersetzungen: an den Verlag erbeten. — Preis edelte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierson's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band II. * 1901. * Heft 5.
 *

An den Kaiser

sollte, um eben diese Zeit etwa, ein Immediatgesuch zum Auslauf kommen, das — natürlich ohne Vorwissen des Beurteilten — bei der Krone selbst in aller Ehrerbietung vorstellig werden wollte: in Sachen Maximilian Harden von dem ihr zustehenden Rechte der Begnadigung Gebrauch zu machen. Herr Harden, der auf Festung Weichselmünde inhaftierte Herausgeber der „Zukunft“, hat nun aber, als er von diesem Plane erfuhr, die Veranlasser (Rechtsanwalt Conrad Haushmann, Dr. Th. Suse und Dr. Seidl) gebeten, allen Beteiligten herzlich zu danken, von einer Absendung des Gesuches jedoch Abstand zu nehmen. Es versteht sich ganz von selbst, daß man nun nicht gegen diese seine ausdrückliche Willensmeinung vorgehen wird, schon um ihn nicht etwa in seiner Bewegungsfreiheit zu binden. Schließlich begreift man ja auch sehr gut, daß solch' ein Mann Rechte haben und keine Gnaden empfangen will. Andererseits freilich möchten wir doch auch wieder bezweifeln, ob wir überhaupt noch eine Befugnis haben, diese „Bewegung des Geistes“ unfererseits hintanzuhalten, nachdem nahezu sämtliche Unterzeichner der Adresse ihre Erlaubnis zur Veröffentlichung, auf Einholung, besonders erteilt, ja einige neue Stimmen sich gerade darauf hin erst noch dazu eingefunden haben. Und so glauben wir denn, die Feier der Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmal's an dieser Stelle dadurch begleiten zu sollen, daß wir die Petition nachstehend wenigstens der Öffentlichkeit übergeben.

Jenes geplante Besuch hatte also, nach Weglassung der landesüblichen und hier wohl entbehrlichen Ritualien, den folgenden Wortlaut:

„Ew. Majestät wollen geruhen, die gegen den Schriftsteller Herrn **Maximilian Harden**, Herausgeber der Zeitschrift „Zukunft“ in Berlin, durch Urteil der Strafkammer I des königlichen Landgerichts zu Berlin vom 8. Oktober 1900 erkannte und von dem Genannten bereits angetretene Strafe von 6 Monaten Festungshalt diesem weiterhin zu erlassen.“

Es liegt uns selbstverständlich völlig fern, das verurteilende Erkenntnis irgend einer Kritik zu unterziehen; jedoch gestatten wir uns, in aller Ergebenheit darauf hinzuweisen, dass auch wohl eine andere Auslegung des traglichen Artikels, als die vom Urteil angenommene, möglich ist, und dass, wenn auch vielleicht über die eine oder andere Ausdrucksweise zu rechten wäre, doch der Artikel im Ganzen uns von der febhafsten Absicht erfüllt zu sein scheint, gerade die von Ew. Majestät seinerzeit gehaltene Rede gegenüber den viellachen, zum Teil masslosen Zeitungsangriffen, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, zu rechtfertigen und zumal gewissen Stimmen des Auslandes gegenüber publizistisch zu vertreten. Herr Harden hat diese gewiss nur gut zu heissende Absicht nicht allein dem Gericht erklärt, sondern auch zu belegen versucht. Wenn das Gericht dieser Erklärung keinen Glauben geschenkt hat, so möge es uns gestattet sein, auch hierin einen anderen Standpunkt einzunehmen, da — wie weit man auch sonst Gegner der Auffassungen, Ansichten und Art des Angeklagten sein mag — der Vorwurf mangelnder Rulrichtigkeit oder des mutlosen Zurückweichens ihm wohl jedentalls nicht gemacht werden kann.

Schon die Unerschrockenheit, mit welcher er, trotz einer vor nicht langer Zeit von ihm verbüsstcn sechsmonatigen Festungstrafe, dasjenige sagt, was er für richtig hält und auszusprechen als Publizist sich verpflichtet fühlt, dürfte für die Rulrichtigkeit seiner Angaben unbedingt sprechen. Gerade aber ein Schrittsteller, der wie Herr Harden aus sich selbst heraus ein verbreitetes Organ für die gebildeten Klassen der Gesellschaft geschaffen hat, welches frei von jedem Parteeinfluss ausschliesslich im Interesse des öffentlichen Wohles seine Ansichten kund geben soll, ist naturgemäss leicht der Gefahr ausgesetzt, bei der allgemeinen politischen Aufregung, in welcher er das Wort nahm, sich im Ausdrucke zu vergreifen oder doch — und zumal dann, wenn diese Aufregung sich gelegt hat — missverstanden zu werden.

Wenn ein solcher Fall von der Justiz, gerade im Hinblick auf das verfassungsmässige Recht der freien Meinungsäusserung

und im Hinblick auf die allgemeine publizistische Tendenz und Wahrheitsliebe des Verfassers, öfter unbeachtet bliebe, würde dies der öffentlichen Wohlfahrt, wie wir meinen, noch besser dienen, als eine Verurteilung, die doch immerhin Missverständnissen be gegnen kann und in weiten Kreisen begegnet ist.

Die Gesundheit des Herrn Harden ist durch die sechsmonatige Festungshaft, welche er im Jahre 1899 zu Weichselmünde verbüßt hat, ohnehin schwer gefährdet, und ein erneuter Aufenthalt an diesem Orte, den er soeben wieder bezogen, würde dieselben Gefahren in wesentlich erhöhtem Masse für ihn heraufbeschwören. Eine solche Gefahr liegt aber sicherlich nicht im Sinne der über ihn verhängten Strafe."

Eigenhändig unterzeichnet war dieses Gesuch bis zum 15. Mai laufenden Jahres von den nachstehend aufgeführten Persönlichkeiten:

Dr. **F. C. Andreas** und Frau **Lou Andreas-Salomé**, Schriftstellerin in Berlin.

Komponist **Conrad Ansoerge** in Berlin-
Westend.

Schriftsteller **Ferdinand Avenarius**,
Herausg. des „Kunstwartes“ in Dresden.

Kunstmaler **Hans Bainschke** in Berlin.
Schriftsteller **Leo Berg** in Berlin.

Dr. jur. **Arthur Berthold** in Berlin.
Schriftsteller **Franz Adam Beyerlein**
in Leipzig.

Schriftsteller **Otto Julius Bierbaum**,
Herausg. der „Insel“ in München.

Verlagsbuchhändler **Georg Bondi** in
Berlin.

Schriftsteller **Dr. Walter Bormann** in
München.

Kunstmaler **Martin Brandenburg** in
Berlin.

Schriftsteller **Richard Braungart** in
München.

Prof. Dr. **Enjo Brentano** in München.

Prof. Dr. **Heinrich Bultmann**, Stadt-
bibliothekar in Bremen.

Kunstverleger **Bruno Cassirer** in Berlin.

Kunstverleger **Paul Cassirer** in Berlin.

Privatgelehrter **Th. Comnichau** in
Berlin.

Schriftsteller **Dr. W. G. Conrad** in
München.

Verlagsbuchhändler **Eugen Diederichs**
in Leipzig.

Bildhauer Prof. **Robert Diez** in Dresden.
Schriftstellerin **Hedwig Dohm** in Berlin.

Schriftsteller **Dr. Julius Duboc** in
Dresden.

Louise Dumont, Mitglied des „Deutschen
Theaters“ in Berlin.

Kunstmaler **Edmund Edel** in Charlotten-
burg.

Schriftsteller **Paul Ehlers** in München.
Dr. med. **Eisenberg**, prakt. Arzt in Berlin.

Oberlehrer **Dr. Karl Otto Erdmann**
in Dresden.

Schriftsteller **Otto Ernst** in Hamburg.

Dr. **Josef Ettlinger**, Herausg. der Zeit-
schrift „Das literarische Echo“ in Berlin.

Prof. Dr. **Ad. Eucken** in Jena.

Schriftsteller **Franz Ewers** in Goslar.
Prof. Dr. **Franz Eysenhardt**, Direktor
der Stadtbibliothek in Hamburg.

Schriftsteller **Gustav Falke** in Hamburg.
Dr. **Leo Feib** in Charlottenburg.

Schriftsteller **Dr. Casar Flaischlen** in
Berlin.

Schriftsteller **Johannes Gauske**, Herausg.
des „Magazin für Literatur“ in Berlin.

Geß. Hofrat D. Dr. **H. Geizer**, Prof.
der Philologie und alten Geschichte an
der Universität Jena.

Geß. Kommerzienrat **Goldberger** in Berlin.

- Dr. med. **Carl Graef**, Director des deutschen Krankenhauses in Neapel.
- Kunstmaler **Otto Greiner** in Rom.
- Schriftsteller **Hanns von Gumpenberg** in München.
- Hofrat Prof. Dr. **Cornelius Gurkitt** in Dresden.
- Prof. Dr. **Ernst Haedel** in Jena.
- Schriftsteller Dr. **Max Halbe** in München.
- Schriftsteller Dr. **Richard Hamel**, Feuilleton-Redakteur des „Hann. Courier“ in Hannover.
- Verlags-Gesellschafter „**Harmonie**“ in Berlin W.
- Kunstmaler Prof. **Robert Haug** in Stuttgart.
- Kapellmeister **Siegmund von Hauegger**, Komponist in München.
- Rechtsonwoll **Conrad Haukman**, R. d. Reichstags, in Stuttgart.
- Schriftsteller **Karl Heckel** in Ronnheim.
- Redakteur u. Schriftsteller Dr. **E. Heckscher**, Herausg. des „**Loten**“ in Homburg.
- Schriftsteller **Karl Heuckell** in Zürich.
- Kunstmaler **Eurt Herrmann** in Berlin.
- Schriftsteller **Martin Hilbrandt** in Charlottenburg.
- Schriftsteller Dr. **Georg Hirth**, Herausg. der „**Jugend**“ in München.
- Verlagsbuchhändler **Georg Hirtzel** in Leipzig.
- Redakteur Dr. **Eduard Höber** in Berlin.
- Privatdozent Dr. med. **Rudolf Höber** in Zürich.
- Schriftsteller Dr. **Josef Hofmiller** in Freising.
- Schriftsteller **Helig Hollaender** in Berlin.
- Schriftsteller **Arno Holz** in Berlin-Wilmersdorf.
- Prof. **Engelbert Humperdinck**, Komponist in Berlin-Wonsee.
- Schriftsteller Dr. **Richard Jacobi**, Chef-Redakteur des „Hann. Courier“ in Hannover.
- Schriftstellerin **Maria Jantschke**, Igl. Universitätsprofessorin-Witwe in Berlin.
- Schriftsteller **Carl Jentsch** in Reife.
- Prof. **G. Jgler** in Stuttgart.
- Landschaftsmaler **Julius Jungheim** in Berlin.
- Schriftsteller **Graf Keyserling** in München.
- Komponist Dr. **Wilhelm Kieuzl** in Groy.
- Schriftsteller **Paul A. Kirstein** in Berlin.
- Schriftsteller **Edmund Klapper** in Berlin.
- Bildhauer **Mag Klein** in Berlin.
- Schriftsteller **Rudolf Klein** in Berlin.
- Prof. **Max Klingner**, Kunstmaler und Bildhauer in Leipzig.
- Schriftsteller **Karl Kösting** in Dresden.
- Schriftsteller **Karl Kraus**, Herausg. der „**Fackel**“ in Wien.
- Ed. Krause**, Igl. Konservator in Berlin.
- Kunstmaler **Ernst Kreidolf** in München.
- Schriftsteller **Mag Kreher** in Charlottenburg.
- Bildhauer **Mag Kruse-Liechtenburg** in Berlin-Wilmersdorf.
- Kunstmaler Prof. **Gotthard Kuehl** in Dresden.
- Geß. Hofrat Prof. **Joseph Kürschner** in Eisenach.
- Dr. **Friedrich Kummer**, Schriftsteller und Redakteur in Dresden.
- Kunstmaler **Mag Kutschmann** in Berlin-Schlochtensee.
- Schriftsteller Dr. **Hans Landsberg** in Berlin.
- Kunstmaler **Mag Liebermann**, Prof. und Mitglied der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.
- Dr. **Leonhard Lier**, Schriftsteller und Redakteur in Dresden.
- Schriftsteller Dr. **Hermann Lingg** in München.
- Schriftsteller **Paul Linsemann** in Berlin.
- Dr. **Theodor Lipps**, Prof. der Philosophie an der Universität München.
- Verlagsbuchhändler **Ludwig Löffler** in Berlin.
- Schriftsteller **S. Lublinski** in Charlottenburg.
- Director **Mag Martersteig**, Dramaturg in Berlin.

- Paul Martin**, Direktor der „Szeßions-Bühne“ in Berlin.
- Schriftstellerin **Emilie Mataja** (Emil Marriot) in Wien.
- Adalbert Matkowsky**, kgl. Hofschau- spieler in Berlin.
- Schriftsteller **Friß Mauthner** in Berlin.
- E. Reinhold**.
- Dr. **Paul Michaelis**, Chef-Redakteur der „Neuen Hamburger Ztg.“ in Hamburg.
- Schriftstellerin **Helene Nigerkä** in Wien.
- Redakteur u. Schriftsteller **Carl Müncke- berg**, Herausg. des „Lofen“ in Hamburg.
- Dr. **Albert Noß**, praktischer Arzt und Schriftsteller in Berlin.
- Schriftstellerin **Clara Müller** in Berlin.
- Dr. **Josef Müller** in München.
- Universitätsprofessor Dr. **Franz Munter** in München.
- Verlagsbuchhändler **C. G. Ranmann** in Leipzig.
- Komponist **Jean Louis Ricodé** in Dresden.
- Prof. **Arthur Rikisch**, Kapellmeister in Leipzig.
- Prof. Dr. **Rippold** in Jena.
- Kunstmaler **Hans Olde** in Seecamp bei Friedrichsort.
- Schriftsteller Dr. **Franz Oppenheimer** in Berlin.
- Musikschriststeller **Ferdinand Pfohl** in Hamburg.
- Schriftsteller **Franz Philips**, Herausg. des „Magazin für Litteratur“ in Berlin.
- Prof. Dr. **Friedrich Raßel** in Leipzig.
- Edg. Alfr. Regener**, Chef-Redakteur der „Deutsch-französl. Rundschau“ in Groß- Wilmersdorf.
- Verlagsbuchhändler **Carl Reihner** in Dresden.
- Redakteur **Heinrich Rippler**, Herausg. der „Tägl. Rundschau“ in Berlin.
- Schriftsteller **Peter Rosegger** in Graz.
- Dr. **O. Rosenbach**, Universitätsprof. a. D. in Berlin.
- Kunstschriststeller **Hans Rosenhagen** in Berlin.
- Architekt **Ernst Roffius vom Nohn** in Berlin.
- Schriftsteller **Josef Ruederer** in München.
- Schriftsteller Dr. **Benno Rüttenauer** in Mannheim.
- Kunstmaler **H. von Schennis** in Berlin.
- Komponist **Max Schilling** in München.
- Schriftsteller **Johannes Schlaf** in Berlin.
- Schriftsteller Dr. **Wilhelm von Scholz** in Konstanz i. B.
- Schriftsteller Dr. **Hugo Schramm-Mac- donald** in Dresden.
- Prof. **Ehr. Schrempf** in Stuttgart.
- Dr. **Carl Schüddelkopf**, Assistent am Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.
- Prof. Dr. **Paul Schumann**, Feuilleton- Redakteur des „Dresdn. Anz.“ in Dresden.
- Verlagsbuchhändler **Richard Schuster** in Berlin.
- Seh. Rat Prof. Dr. **E. Schweningcr**, Direktor des Krankenhauses in Berlin- Groß-Lichterfelde.
- Schriftsteller Dr. **Arthur Seidl**, Herausg. der „Gesellschaft“ in München.
- Hofrat und Prof. a. D. **Max Seiling** in München.
- Schriftsteller **Karl Söhle** in Dresden.
- Prof. Dr. **Hans Sommer**, Komponist in Braunschweig.
- General-Direktor **Stöhr** in München.
- kgl. Kapellmeister **Richard Strauß**, Komponist in Berlin.
- Kunstmaler Prof. **Franz Studt** in München.
- Kunstzeichner **Ludwig Stuß** in Berlin.
- Rechtsanwalt Dr. **Theodor Suse** in Hamburg.
- kgl. Prof. **Ludwig Thuille**, Komponist in München.
- Dr. **Ernst Traumann** in Heidelberg.
- Dr. phil. **Paul Trinius**, Chemiker in Berlin.
- Dr. med. **Urban** in Dresden.
- Universitätsprofessor a. D. Dr. **Karl Volk- müller** in Dresden.
- Prof. **Paul Wallot**, Architekt in Dresden.
- Schriftsteller **Resold Weber** in München.
- Dr. **Richard Wedel** in München.

Schriftsteller Franz Wedekind in München.	in	Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Voermann in Dresden.
Schriftsteller Wilhelm Weigand in München.	in	Rechtsanwalt Dr. Albert Wolffson in Hamburg.
Hobo Wibberg , Schriftsteller und Re- dakteur der „D. Wacht“ in Dresden.		Kongertsänger Dr. Ludwig Wöllner in Kön a. Rh.
Dr. Mag Wittenberg , Herausg. der „Berl. Montags-Ztg.“ in Berlin.		Prof. Dr. Wilhelm Wundt in Leipzig.

(Sieben Herren hatten für den Fall einer solchen Veröffentlichung aus persönlichen Gründen gebeten, ihre Unterschriften alsdann zurückzuhalten — sie sind hier also nicht mit verzeichnet worden.)

Alle diese Unterschriften, deren Namen wie Stellung im Lande vielleicht doch einiges Gewicht beigemessen werden darf, sprechen wohl laut genug für ein vorhandenes Aussprache-Bedürfnis innerhalb der deutschen Geisteswelt, wenn wir auch (nach altem Scherzworte) leider noch Viele bemerken müssen, welche nicht da sind, obwohl der Ruf zur Zustimmung und Beteiligung auch an sie ergangen. Wir Alle sind ja gewiß übereinstimmend der Auffassung, daß das Bremer Unglück auf's Schmerzlichste zu beklagen war und mit allem Abscheu, falls es sich als willentlich herbeigeführt erweisen sollte, zu brandmarken bliebe. Aber es besteht zugleich auch die ernste Gefahr, daß künftighin, d. h. eben nach dem Bremer Vorfall, richterliche Schlussfolgerungen Zusammenhänge zwischen Wort und That suchen, herausfinden oder herstellen werden, wo überhaupt gar keine bestehen. So haben wir uns denn auch nicht abhalten lassen dürfen, trotz der durch jenen Zwischenfall, seine Folgen und bestimmte kaiserliche Ansprachen mittlerweile geschaffenen ungünstigen Zeitlage, die lange vordem schon beratene, beschlossene und wohl vorbereitete Kundgebung in Umlauf zu setzen — im Vertrauen auf den guten, freien und unabhängigen Geist in Deutschland, der sich von der auf der ganzen Linie bereits einsetzenden „Reaktion“ nicht beirren lassen wird, noch will. Und wir möchten es darum auch an der nötigen, weiteren Begründung dieses unseres (völlig spontanen) Schrittes zur Sache an dieser Stelle nicht fehlen lassen. Selbst dabei könnten wir ja vielleicht wohl sagen, daß wir „im Sinne“ vieler der Mitunterzeichner sprechen; wir wollen es aber doch gerne ausdrücklich und besonders noch betont haben, daß wir es von hier ab ohne jede Vollmacht dazu, auf eigene Verantwortung und Gefahr, nur thun. —

Ferne nämlich liegt es uns nach wie vor, völlig zu Recht bestehende richterliche Urteile und Entscheidungen hierdurch nachträglich etwa öffentlich kritisieren zu wollen. Nicht einfiel es uns, mit dem Inhalte des in der Nr. 45 vom VIII. Jahrgang der erwähnten Zeitschrift erschienenen inkriminierten Artikels: „Der Kampf um den Drachen“, oder mit der Person seines Verfassers selbst, uns ohne Weiteres und durchaus etwa schon zu identifizieren, indem wir

am Throne selbst für eine wohlwollende Auffassung des Falles Harden vorstellig zu werden, in aller Ehrfurcht und Ehrerbietigung uns die persönliche Freiheit nehmen wollten. Allein, wir konnten uns den nachträglichen Bedenken doch nicht ganz verschließen, daß Majestätsbeleidigungs-Prozesse, wenn in einem Lande wie Bayern schon die einfachen Preßvergehen vor die Volks-Schwurgerichte verwiesen werden, zu mindest nicht bei verschlossenen Thüren verhandelt werden sollten. Wir sind zugleich ganz allgemein der Anschauung, daß die Ausdehnung des groben Unfugs-Paragraphen unserer Gesetze auf Preß-
Erzeugnisse, denen sich ein Jeder nach seinem eigenen Ermessen durch Nicht-Kauf oder Nicht-Abonnement bequem doch entziehen kann — wie unseres Wissens sogar ein Juristentag durch Resolution ausdrücklich bekundet hat: für die Gesundheit unserer Rechtspflege direkt vom Übel sei. Wir hielten dafür, daß — so wenig der Richter in Ansehung der Person seinen Spruch fällt, so sehr es auch uns alsdann einmal gestattet sein möchte, ganz ohne solche Rücksicht auf die Person Gardens und deren für Viele zweifellos unbequeme, wonicht anstößige, Eigenarten rein formaliter eine gnädige Beurteilung des Reates in diesem Falle warm zu befürworten. Und wiederum bekennen wir gerne, daß der Schaden an Gesundheit, je nach der Individualität des Verurtheilten, ein sehr verschiedener sein und daß es gar Manche auch wohl geben kann, denen an der Erhaltung von Gardens schriftstellerischer Kraft trotz Alledem eben sehr viel gelegen ist. Wir glauben zudem, daß da, wo Seiner Majestät erfreulicher Weise so impulsives, thatkräftig-anregendes Wesen, zwar nicht als Privatmann, aber doch als rein-menschliche „Persönlichkeit“ und freie, bedeutende Individualität zum Volke gesprochen, durch eine in den Grenzen des anständigen Tones und des guten Geschmacks sich haltende Kritik und selbst Satire, weder des Kaisers unverfälschte Majestät noch auch die Grundlage konstitutioneller Verfassung irgendwie verletzt oder getrübt werden könne — es müßten denn direkte üble Folgen, thatsächlich nachweisbar, sich bereits ergeben haben. Wir unsererseits zumal wollten nicht, daß ein dramatischer Schriftsteller unserer Tage (Dr. Max Dreyer) auch nur einen Schein von Recht behalten solle, wenn er am Schlusse seiner viel aufgeführten und beklatschten Komödie „Der Probe-Kandidat“ den § der preussischen Staatsverfassung heute bereits ironisieren zu dürfen glaubt, wonach jeder unbescholtene Mann und steuerpflichtige Bürger des Staates „das verbrieftte Recht besitzen soll, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern“. Und endlich: wir folgten der Auffassung, und gaben dieser Auffassung hiermit freimütigen Ausdruck, daß Hrn. Maximilian Harden, dessen vornehmes Organ schon viel zur Klärung brennender Zeit-Fragen in streng wissenschaftlichem Geiste beigetragen hat, eine Erwägung unter allen Umständen wohl zur Seite stehen darf: daß er nämlich offenbar aus einer inneren Nothwendigkeit und einem

mutuellen publizistischen Drange der offenen Meinungsäußerung, zur Wahrung berechtigter allgemeiner, öffentlicher Interessen, und nicht aus rein privater Sensationslust, zur Feder gegriffen haben muß, wenn er den bewußten Artikel ungeachtet einer vor über Jahresfrist bereits einmal über ihn ergangenen Freiheitsentziehung niederzuschreiben und zu veröffentlichen sich nicht abhalten ließ.

Und wäre es auch nur gewesen, daß Seine Majestät durch Anordnung einer Abänderung des Ortes der abzubühenden Freiheitsstrafe (aus Weichselmünde etwa in Magdeburg) der durch jene Festung schon von früher her stark angegriffenen Gesundheit des Verurteilten eine Erleichterung zu gewähren sich bemogen gefunden hätte — es würde dadurch allein schon die in weiten Kreisen unseres Volkes bestehende, ernste und herzliche Besorgnis wie mit einem Male haben zerstreut werden können, als ob die in neueren Majestätsbeleidigungs-Prozessen ganz unerkennbar hervorgetretene „schärfere Tonart“ der Urteilsprechung durch vorhandene Stimmungen und Gesinnungen an höchster und allerhöchster Stelle irgendwelche Ermütigung finden könnte.

Kein vernünftiger Mensch also braucht bei solcher getreuen Vorstelligerwerbung zum Zwecke einer weisen Abstellung offenkundig vorhandener, das Gemeinwohl ernstlich gefährdender Schäden, eine Untergrabung der Autorität durch die Kritik irgend zu argwöhnen, noch an eine dunkle Gegnerschaft gegenüber der Monarchie selbst zu denken. Man kann vielmehr geradezu der Meinung sein, daß dem unverdorbenen Gemüte und Herzensbedürfnisse des deutschen Volkes die Regierungsform der Monarchie mit angestammtem Fürstenhause just die durchaus naturgemäße sei, um auf seine Façon sich selig zu fühlen. Ja, man kann sogar finden, daß nachgerade schon ebenso viel Mut dazu gehört, den Kaiser gegenüber thörichtem Vorurteilen, irrigem Voraussetzungen und übelwollenden Kritiken zu verteidigen, als seine Worte und Handlungen offenerzig zu besprechen. Aber wir sind allerdings einstweilen der schlechtthin radikalsten Anschauung, daß — wenn kaiserliche Monarchen kourtoisievoll mit bürgerlichen Präsidenten zu verkehren vermögen, und wenn der Selbstherrscher aller Neussen sich sogar nicht für zu gut erachtet, mit einer Republik in engere Allianz einzutreten, dann auch zum Begriffe einer „Kultur“ derjenige der Monarchie nicht gerade unbedingt von Nöten sein muß. Wir sind vor Allem des bestimmten Glaubens, daß eine Monarchie für stark gelten darf wohl nur dann, wenn sie an sich (als Begriff) etwas Diskutables bleibt und auf Grund oder unbeschadet dieser über sie und ihren relativen Wert eröffneten, lebhaften und allgemeinen Diskussion fest auf eigenen Füßen steht, bezw. ohne Polizei-Hilfe stark in sich selbst beruht. Und endlich bildet es unsere unerschütterliche persönliche Überzeugung, daß auch dem aufgeklärten Volke der Dichter und Denker schließlich wohl recht sein könnte,

was in dem von unserem Reichsoberhaupte doch so überaus geschätzten Old-England der politischen Auffassung und moralischen Sitte billig erscheint, wo die höhere Autorität bekanntlich ohne den geringsten Majestätsbeleidigungs-Paragrafen sich zurecht findet und sogar die höchste Stelle mit dem einfachen „Sire“ angedredet zu werden, sich wohl gefallen läßt. Laut „Manchester Guardian“ gab jüngst König Eduard seiner Regierung sogar zu verstehen, „er wüßte, daß von Beleidigungen seiner Person in der Presse oder sonst keine Notiz genommen werde. Er setze sein Vertrauen auf's Publikum, von dem er überzeugt sei, es werde ihn gerecht und billig beurteilen.“ — Das direkte Gegenbild und andere Extrem hierzu haben wir dann freilich in unserem lieben Bruder- und Nachbarlande Oesterreich vor Augen, wo denn nicht nur ein Verfehlen gegen den bewußten § zum Kapital-Verbrechen gestempelt und mit schwerem Kerker von ein bis zu fünf Jahren bestraft wird, sondern auch noch ein verantwortlicher Staatsminister kürzlich in öffentlicher Kammerverhandlung dessen Wortlaut dreist und gottesfürchtig dahin interpretieren konnte: „die unantastbare Majestät des Thrones erstrecke in diesem Punkte ihre Wirkung über den erhabenen Träger der Krone hinaus auch auf die Mitglieder des Kaiserhauses — ja selbst noch auf alle verstorbenen Glieder der Dynastie.“

Im Übrigen besteht auch, wie männiglich bekannt, noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen schuldiger Ehrfurcht, persönlicher Verehrung — und höfischem Byzantinismus, der in unseren Tagen ganz bedenklich schon in's Kraut geschossen ist. So kann man sich z. B. mit Dr. Georg Hirth rein menschlich von ganzem Herzen der rüstigen Frische unseres Prinzregenten erfreuen und in dieser Lebenskunst einer straffen Erhaltung kraftvoller Vitalität in der That ein schönes Vorbild für das ganze Bayer-Land sehr wohl erblicken; man kann auch dem jüngsten Familieneignis im Hause der Wittelsbacher, je nach Standpunkt, seine vollen Sympathien entgegenbringen und aufrichtige Anteilnahme zuwenden. Andererseits wird man einem ausgezeichneten, altbewährten Blatte wie der „M. Allg. Ztg.“ auch sein Vergnügen an dem neuen Hause gewiß gerne gönnen und ihm die lebhafteste Freude an dem Besuche des Staatsoberhauptes in diesen seinen Räumen ohne Weiteres nachempfinden können. Dennoch wird man einen Satz, wie den aus diesem Anlaß in seinen Spalten erschienenen: „Mit gewohnter Huld nahm der Regent ein vor seinen Augen gedrucktes Blatt entgegen, das ehrfurchtsvoll den ältesten und den jüngsten Wittelsbacher Namens der Zeitung begrüßte“ . . . als direkt grotesk bezeichnen dürfen, bezw. als eine bedauerliche Abirrung von den Pflichten und Aufgaben einer „unabhängigen“ Journalistik schmerzlich registrieren müssen. Und auch auf einen anderen heiklen Punkt sei in diesem Zusammenhange noch rasch mit hingewiesen. Der Artikel Maximilian Gardens feinerzeit über den geisteskranken König Otto von Bayern blieb in unseren

Augen nicht frei von mancherlei Geschmacklosigkeit; er soll von uns nicht vertheidigt werden, und er hat jenem die erste Freiheitsentziehung als halbjährige Festungshaft dazumol eingetogen. Allein, wenn man zum Geburtstag eben dieses unglücklichen Königs in unseren Zeitläuften statt einer Trauer-Verhängung die bunten National-Flaggen der Freude wehen läßt und offizielle Gottesdienste mit feierlichem *Te deum laudamus* abhält, statt einem inbrünstigem *Te deum oramus* obzuliegen — nun, so meinen wir allerdings unmaßgeblichst, daß dergleichen die Kritik geradezu herausfordern müsse . . .

Wie nun also auch Seine Majestät der Kaiser den konkreten Fall an sich beurteilt hätte und sich hierüber wohl entschieden haben würde — auf alle Fälle mag für uns das erhebende Bewußtsein verbleiben: die heutige verschrobene Situation nicht widerspruchlos hingenommen, und die moralische Genugthuung: angeichts ihrer wenigstens unsere Pflicht erfüllt zu haben.

Die Schriftleitung.



Wie die Deutschen Chinesisch lernen.

Von Matthieu Schwann.

(Soden am Taunus.)

Was kümmert es mich eigentlich, ob Deutsche, deutsch Geborene, aber nicht deutsch Gewordene, nach Peking oder Sien reisen? Ich weiß genau, daß ich diese Reisen nicht mitmachen werde, daß ich daheim bleibe und nichts suche als meine Heimat, das Heim des Menschen in Deutschland. Also — was kümmert es mich eigentlich, was die Andern machen? So redet der Verstand mit kluger Besonnenheit, und doch wirbelt das Herz dagegen seine Wellen an. Was will denn so ein einfältiges Herz? Ach, was will das Herz anderes, als ein wenig Freude, als ein wenig Glück. Und freut sich das Herz, so möchte es einen Spiegel haben, das Auge anderer Menschen — Menschen, die uns nahe stehen; aus ihren Augen soll unsere Freude widerstrahlen, und in ihr Herz soll ein Strahl unseres Glückes gedrungen sein. Allein sich freuen, allein glücklich sein wollen — es geht nicht, es geht nur bis zu einem gewissen Grade, wie ein Lied weniger klingt, wird es unisono gesungen und fehlt ihm die Begleitung ergänzender Harmonien.

Nun aber versuche es einmal Einer, heute in Deutschland ein ernstes, tüchtiges, deutsches Wort zu sagen. An dem Gemurmel oder stummen Olozen kann er erkennen, daß er nicht verstanden wurde. Das sind lauter Chinesen um ihn herum, die kein Deutsch verstehen, und fremder wohl ist kein Mensch auf der ganzen Erde, als es einer, der deutsch spricht, in Deutschland ist.

Wohlan denn, versuchen wir es einmal mit fremden Sprachen! Le bonheur n'est pas chose aisée: il est très-difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs — das heißt in der deutschen Sprache, die Keiner mehr versteht: Glück ist keine leichte Sache: sehr schwer ist es, es in uns zu finden, und unmöglich, es anderswo zu finden. Chamfort sagte das, und er war ein Mann, der viele schöne Dinge wußte. Das fährt da nach China und rennt sonst in der Welt herum, und doch hatte schon Aristoteles den Jungen gepredigt, die da die deutschen Schulbänke drückten: ἡ ευδαιμονία των ἀνθρώπων ἐστιν, „das Glück gehört denen, die sich selbst genügen“. Aber vielleicht kam den Jungen die Weisheit zu früh, denn Schopenhauer meint, die frühe, erzwungene Anstrengung zur Erlernung der alten Sprachen möge Schuld haben an der nachmaligen Lahmheit und Urteilslosigkeit so vieler gelehrter Köpfe. Da lernten sie denn wohl Latein und Griechisch dem Wortlaute nach, aber die alte Weisheit war noch zu schwer für ihre jungen Köpfe, und während sie Latein und Griechisch dem Wortlaute nach lernten, vergaßen sie es deutsch zu lernen. Manche lernten es denn niemals, wie man an ihren laugen, gewundenen Wortschlangen ersehen kann, und die Anderen lernten auch Deutsch nur noch dem Wortlaute nach. Was sie sich griechisch, lateinisch, französisch vielleicht noch zu sagen getrauen, es deutsch zu sagen, wagen sie nicht. Sie schämen sich ihrer Muttersprache — sie sei zu grob, sagen sie. Und doch ist sie nur ehrlich. Und so erfanden sie sich alle möglichen Mundarten: die „Sprache der Gebildeten“, die immer lügt und nie die Dinge bei ihrem Namen nennt, so daß man wohl von einem Cul de Paris mit allem gebildeten Behagen spricht, aber das deutsche gute Wort „Pariser Arsch“ wie die Pest scheut. Und die „Sprache der Diplomaten“ erfanden sie sich, die immer das Gegenteil von dem sagt, was der Redende meint; und eine „parlamentarische Sprache“ erfanden sich die gelehrten Deutschen, die verbietet zu sagen: „Es ist nicht wahr“, oder „Was du da redest, ist reines Blech“, oder „Du bist ein Dohs“, was doch Jeder verstehen würde; nein, so besteht diese parlamentarische Sprache, du mußt statt dessen sagen: „Es scheint, daß Sie sich irren, mein Herr“, oder „Sie scheinen mir nicht wohl informiert zu sein, Herr

Kollege“, oder „Wie Sie sich geben, mit einem parlamentarischen Ausdruck zu benennen, ist mir ganz unmöglich“. Also eine Sprache, die keine ist, der es für gewisse, sehr wichtige Dinge an Ausdrücken und Worten fehlt. Köstlich! Und da soll es ein Wunder sein, daß die Deutschen wieder einmal so begierig sind, eine fremde Sprache zu lernen? Im Gegenteil, gerade die fremdeste Sprache, die Keiner mehr versteht, ist für eine solche Gemütsverfassung die passendste, gerade Chinesisch wäre da der allerbeste Ausweg. Wenn ich z. B. das Gefühl hätte, ein deutscher Fürst oder Minister wäre ein Erzgauner, und ich wollte diesem Gefühle Ausdruck geben, indem ich sagte: „Ein zweiter Li-hung-tschang!“, so müßte es schon ein sehr gewiegter Staatsanwalt sein, der mir daraus eine Majestäts- oder Ministerbeleidigung herausinterpretieren könnte. Deutsche Staatsanwälte sind ja sehr schlau, aber es ist die Eigenart des Chinesischen, daß es darauf ankommt, wie ein Wort geschrieben wird, nicht wie es gesprochen wird, da es da so viele gleichlautende Worte giebt, daß man nie recht weiß, was der Betreffende meinte oder sagen wollte. Also alles kann man in China sagen, nur hüten muß man sich davor, es zu schreiben. Und so verstehe ich das Bedürfnis vieler Deutschen, Chinesisch zu lernen.

Denn mit der Erfindung der „Hofsprache“, die auch Militärsprache wurde, will's auch nicht recht. Nicht Jedem ist es gegeben, gleich zu „ersterben“ und „allerunterthänigster Diener“ zu sein, und an der Anrede in der dritten Person Pluralis „Euere Majestät haben allergnädigst geruht“ oder „Der Herr Lieutenant befehlen“ stößt sich gar manche deutsche Zunge, diejenige am meisten, der der Wohlklang der Muttersprache, die Schönheit der deutschen Sprache ein unantastbares Heiligtum ist. Und mit einer solchen Sprache den Stolz des „civis Romanus sum“ in Deutschland großziehen wollen, das ist genau die gleiche Sache, wie mit Majestätsbeleidigungsprozessen die Hoheit der Majestät beweisen wollen.

„Servus“ — das hat sich in Deutschland eingeführt, und es paßt auch besser zu den Leuten, die sich mit den würdigsten Mienen und mit „echt deutschem Handschlag“ eine „gesegnete Mahlzeit“ wünschen, wenn sie sich wieder einmal randvoll gegessen haben. Dem Servus kann man mit Majestätsbeleidigungsprozessen vielleicht etwas beweisen, nämlich, daß er unter allen Umständen das Maul zu halten hat; aber als Deutscher sage ich: Entweder giebt's eine Majestät, eine Hoheit und Erhabenheit des Menschen; dann steht sie auch erhaben über jedem beleidigenden Anwurf. Oder es giebt keine Majestät, keine Hoheit und Erhabenheit, dann ist es ein unnützes Manöver, sie mit Prozessen darthun zu wollen. Ich

kann keine Majestät beleidigen, die nicht vorhanden ist, und ist sie vorhanden, so kann ich sie erst recht nicht beleidigen. Aber das alles ist wieder deutsch gesprochen, und damit — unverständlich.

Denn daß die Deutschen ihre Sprache nicht mehr verstehen, ist so klar wie etwas. Alles fährt da auseinander. Sprach heute Einer ein herrliches Wort, morgen kommt ein Anderer und reißt ihn herunter, spielt sich selbst oder wieder einen Andern gegen Jenen aus. Da bleibt nichts mehr, da haftet nichts mehr. Was deutsche Geistesarbeit schuf, lagert in Bibliotheken, die Kunstwerke wandern in Museen, kein wirklich lebendiger Schatz der Kultur ward da im Volksleben selbst angelegt, sondern alles wurde „reserviert“, zurückgestellt, beiseitegestellt, aufgehoben für — Andere. Seht doch nur einmal hinein in die Zeitungen, ob sie euch wirklich mitteilen, was da und dort geschieht, was da und dort an ernstest Bestrebungen zum Leben und zur Verwirklichung drängt! Daß ein Tolstoi ein russischer Graf ist und nun so eine Art Moralprediger wurde, das erfährt man wohl noch. Aber das Wesentliche seines Lehrens und Wirkens, das Große und Erhabene seiner Weltanschauung, die Treue, mit der er zu leben versucht, was er erkannte, darüber schweigen sich diese guten Zeitungen recht hübsch aus, schwächen es ab, verheimlichen, kurz, eine „interessante Persönlichkeit“ wird aus Menschen gemacht, die ihr Alles setzten an die Auswirkung ihrer Überzeugung. Überall der gleiche Mangel an Kraft und Stärke, an der Kraft, ein ernstes Wort ernst zu sagen, ernst zu nehmen, eine ernste That in ihrer Bedeutung zu schätzen. Verlästerung, Verunklung — damit geht's rasend schnell, aber Anerkennung — der Deutsche wagt sie leise erst dann zu zollen, wenn schon eine halbe Welt ihm mit gutem Beispiel vorangiehe. Aus eigener Initiative wagt er es nicht.

Und gar nur ein Satz, der an eine deutsche Erbärmlichkeit rührt — ausgemerzt wird er, verschwiegen. „Das dürfen wir unsern Lesern nicht bieten.“ Hundertmal bekommt's der Deutsche zu hören und zu fühlen, der deutsch reden möchte. Deutsch reden — in Deutschland — das ist wohl das Unnatürlichste, was sich so ein Philistergehirn zu denken vermag. Und das soll Stärke, das soll Kraft sein? Eine Trauer ist es, eine Schmach und Schande, nur jener Erbärmlichkeit entsprechend, die dem Leben nicht mehr in's Auge zu sehen wagt und gerade und offen entgegentritt mit der einfachen Frage: Was ist deine Notwendigkeit? Was willst du von mir? Zu welcher Tüchtigkeit hast du mich berufen? Und sagt es uns unsere eigene Einsicht nicht, es giebt Deutsche, die es uns sagen könnten. Aber diese Deutschen, solche Deutschen kennt der gute Deutsche nicht. Er schimpft über die Amerikaner, er wütet gegen die Engländer.

Aber fällt es dortigen Narren ein, nach Cuba und zu den Philippinen zu fahren, und giebt es hier Räubergefellen, die nach Afrika hunderttausende Sklaven hinübertransportieren, einem freien Volke Gut und Leben und Freiheit zu rauben, so duldet's den guten Deutschen nicht mehr daheim. Er fährt auch einmal hinaus, noch ein bißchen weiter womöglich, und so kommt er nach China, sich ein wenig neuen Kriegsruhm zu holen. Er feiert Feste und ladet sich viele, viele Gäste in Feierkleidern ein, und doch sagte schon ein Deutscher vor fünfzig Jahren: „Wo viele Gäste sind, ist viel Paß, — und hätten sie auch sämtlich Sterne auf der Brust“. Und eben derselbe Deutsche meinte schon vor fünfzig Jahren: „Die allermeisten Herrlichkeiten sind bloßer Schein, wie die Theaterdekorationen, und das Wesen der Sache fehlt. Z. B. bewimpelte und bekränzte Schiffe, Kanonenschüsse, Pauken und Trompeten, Zauchzen und Schreien u. s. w., dies alles ist das Aushängeschild, die Andeutung, die Hieroglyphe der Freude: aber die Freude ist daselbst meistens nicht zu finden: sie allein hat beim Feste abge sagt.“ — Arthur Schopenhauer hieß der Deutsche, der Solches sagte. Ahnte er wohl, wie es noch kommen würde bei uns? Denn jene „Herrlichkeiten“ haben wir heute in Hülle und Fülle, wo aber blieb die Freude? Fragt doch im Volke herum nach ihr; vielleicht findet ihr sie noch, in ganz stillen, abgelegenen Gegenden, in denen das Sein seine Heimat fand, der Wille zur Tüchtigkeit, und wohin der Wille zum Schein und zu rein äußerlicher Thuererei noch nicht kam.

„Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser“. Die Narren haben sich dieses Wortes, dieses zufälligen, aus momentaner Begeisterung entsprungenen Wortes bemächtigt, und so ward ein Verlehrspruch aus diesem Wort. Ich meine — die Zukunft Deutschlands lag und liegt und wird immer liegen im Herzen des Deutschen, in seinem Willen zur Tüchtigkeit, in seinem eisernen Willen und Streben zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit, und mit Alledem haben Rachezüge so wenig zu thun, wie Wassertheorien. Nur in chinesische, stinkende, pestilenzialische Sumpfe gerät der, der vermeint, irgend eine Zukunft, eine eines Deutschen oder anderen Menschen würdige Zukunft läge anderswo und könne anderswo liegen, als in der eigenen Tüchtigkeit. Und fühlt sich Einer als Deutscher, wohl an, dann auch heraus mit der Sprache, wenn er etwas auf dem Herzen hat! Aber daß Einer etwas auf dem Herzen hat, scheint schon in Deutschland nicht mehr der Fall zu sein. Keiner redet da mehr gerabeaus, als der eine einzige Kaiser. Man notiert seine Worte und kolportiert sie, als wären es lauter Orakel. Und Byzantiner und Alexandriner kommen und interpretieren sie obendrein mit kniefälliger Gelehrsamkeit.

Ich aber meine, es wäre besser, Jeder lerne von ihm, was er da lernen kann: Heraus mit der Sprache, wenn ihm etwas auf dem Herzen liegt! Vielleicht bringen wir es so dazu, daß die „Chinesen“ Deutsch lernen, anstatt daß wir nach China fahren, uns im Chinesischen zu vervollkommen. Denn immer noch in der Geschichte lernte der barbarische Eroberer die Sprache des in der Kultur höher stehenden Besiegten. Und lernen wir Chinesisch, so heißt das nichts Anderes, als: die Chinesen sind ein kulturell höher stehendes Volk als wir, und wir sind die Barbaren! So klipp und klar vor Augen gestellt, mag das vielleicht doch mancher Deutsche noch nicht. Wollen wir es aber nicht, dann heim, heim so schnell als möglich! Zur Arbeit an unserer Kultur, bis sie so leuchtend wird, daß alle Völker kommen und sagen: Bitte, lehrt uns das auch! Heim — zu deutscher Tüchtigkeit und dem festen Willen, der menschlichen Gerechtigkeit in Deutschland selber einen leuchtenden Thron zu schaffen! Heim mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß unser Glück nicht anderswo zu finden ist, daß wir es in uns suchen müssen, so schwer das auch sein mag!



Über Björnsons Kraft.

Von Dr. J. Hofmiller.

(Freisinn.)

Björnsterne Björnsons Doppel drama „Über unsere Kraft“ hat den stärksten dramatischen Erfolg dieses Winters zu verzeichnen. Es scheint daher am Platze, über dieses Werk das Eine oder Andere zu sagen.

Björnson ist lange als Dramatiker in Deutschland unberücksichtigt geblieben. Wenn seine Werke jetzt mehr gelesen werden, so ist das in erster Linie darauf zurückzuführen, daß sein Verleger Langen zugleich sein Schwiegersohn ist. Wenn sie mehr aufgeführt werden, so ist der Grund der, daß die deutschen Bühnenleiter gegenwärtig in einer Verlegenheit um Novitäten sind, wie noch nie. Man war seit Jahren gewohnt, daß jeder der konfessionierten Dramatiker deutscher Nation im Oktober pünktlich sein

dramatisches Ei legte, ein naturalistisches, gemäßig-realistisches, mythisch-symbolistisches Ei, je nachdem der Wind wehte. In der letzten Zeit klappte nichts mehr. Hauptmann entwickelte eine Fülle von Gedankenarmut, die die kühnsten Befürchtungen seiner Gegner hinter sich ließ, Sudermanns „Johannesfeuer“ wurde durch keinen noch so lückenlos organisierten Reklameapparat als wohlgeratenes Werk gerettet, Halbe blieb immer mehr in einer durchaus äußerlichen Zustandmalerei stecken. Otto Erich Hartleben aber ist mit fliegenden Fahnen in's alte Lager der spannenden Intriguen und der biedereren Tugendfimentalitäten zurückgekehrt und der Baron Wolzogen mimt anspruchslosen Börsenphilistern nach dem Souper um ein paar Mark sein Überbrettl vor, das vermutlich deswegen so genannt ist, weil ihm jedes bessere Brettl „über“ ist. Kurz, der Gesamtaspekt der deutschen Dramennovitäten ist höchst betrübend. Es gelingt nichts mehr. Der Naturalismus hat mit erfreulicher Promptheit abgewirtschaftet, und die weisen Clowns der psychischen Linienkunst und erklusiven Talentlosigkeit nehmen sich kaum selber noch ernst.

Paul Lindau, der als Theaterleiter bemerkenswert mehr Energie und Spürsinn entwickelt, als die geistig mehr und mehr zum Embonpoint neigenden Kollegen Brahm und Schlenther, geriet auf den klugen Einsfall, Björnsons längstes Drama aufzuführen. Es ist ungewöhnlich schwer zu inszenieren, ein Grund mehr, es um jeden Preis zu versuchen. Es bringt Probleme auf die Bühne, die auf den Brettern wenigstens neu sind: das lockt. Es löst diese Probleme nicht, sondern läßt sie liegen: das ist gute moderne deutsche Dramengepflogenheit. Es ist bis zur Verzweiflung klar und verständlich: das ist gut, denn nichts haßt der Theaterbesucher so ingrimmig, wie das Denken. Es ist vollgepfropft mit tüchtigen, bröhnenden, schreienden, heftig gestikulierenden Gedanken: das ist zeitgemäß; denn nur die laute fröhliche Allerweltsweisheit, die mit festen Fäusten auf den Tisch schlägt, imponiert heute. Wie sehr Paul Lindau Recht hatte, zeigt der Erfolg.

Der erste Teil des Werkes ist 1883, der zweite 1896 herausgekommen. Als Björnson auf das Titelblatt schrieb „Ein erster Teil“, geschah es vermutlich nur, weil ihm selbst nur allzudeutlich bewußt war, daß er Fragen aufgeworfen, aber nicht beantwortet, Probleme hingestellt, aber nicht energisch angepackt habe. Er wollte sich den Rücken decken. Mehr um eine alte Schuld abzutragen, als aus innerer Not, fügte er den zweiten Teil an. Wohl laufen Fäden vom einen zum andern, aber sie sind dünn und recht mühselig geknüpft; und nicht wird das Problem des ersten Teiles gelöst, sondern nur ein neues hingestellt und liegen ge-

lassen. Darin sind erster und zweiter Teil gleichen Ranges, daß beiden die bohrende Energie und Kraft des Geistes fehlt, beide jenen höheren Mut vermissen lassen, der mit der Spähing ringt, bis er sie oder sie ihn in den Abgrund stürzt; beide sind undramatisch, episch-pathetisch, im Technischen unbeholfen. Aber ihr ästhetischer Wert ist sehr verschieden, und zwar ist der erste Teil wesentlich besser.

Aus dem öden und starren Schweigen des armen nordischen Thales, wo Björnson in einem rauhen Vaterhause eine Knabenzeit voll großer Gefühle und innerlicher Ereignisse lebte, ist dieser erste Teil entstanden. Die leidenschaftliche und gedämpfte Schwermut des nordischen Himmels ruht über ihm, die zackigen, scharfen Grate des Gebirges blicken drohend herein, eine schneidend kalte Luft weht und wenig Sonne scheint. Die Menschen sind verschlossener, mit sich selbst beschäftigter, gläubiger, unbedingter als wir. Die Lebensverhältnisse sind viel einfacher, schlichter. Apostolische Seelen sind dort eher möglich, als bei uns; man lebt abgeschlossener, man fühlt nervöser im Lande der Mitternachtssonne, man läßt seine Gedanken mehr im Kreise gehen. Weit weg ist Europa, eine andere, leichtere, hellere, buntere Welt; hier sind die Menschen äußerlich ruhiger, innerlich erleben sie viel mehr. Hart wird ihnen das Ringen um das tägliche Brot des Leibes, hart lassen sie sich den Kampf um die Nahrung des Geistes werden. Die Kirche ist der einzige Ort, der Pfarrer die einzige Person, die Österdalen mit der Kultur zusammenknüpfen. Aus dieser Umgebung heraus ist die geistige Entwicklung Björnsons zu verstehen. Ihr verdankt er sein Größtes und Bestes: die sichere Kraft, die epische Gelassenheit, den feierlichen Horizont seiner Novellen, die keusche Innigkeit seiner Psychologie, da wo er wirklich Psychologe ist, die Frische und Unverbrauchtheit seiner poetischen Anschauung in seinen älteren Werken. Er ist Pastor durch Abstammung und Erziehung, er ist Bauer durch seine ganze jugendliche Entwicklung, durch seine Umgebung, seine ersten, stärksten, bestimmendsten Eindrücke. Mit solcher Abstammung, Umgebung, Erziehung, mit einem solchen Temperament wird man nicht Künstler, am wenigsten in einem Lande wie Norwegen. Man wird Politiker, Agitator, Volksredner. Man haßt und liebt leidenschaftlich und inbrünstig, aber immer im Angesichte der Menge. Man ist Politiker, soweit man religiös, Dichter, soweit man Redner ist. Die Poesie wird Mittel anstatt Zweck. Man will feiern, aufröhren, geißeln, höhnen, begeistern. Die Kunst ist gut, die Zeitung ist besser; denn sie wirkt direkter, rascher, auf weitere Kreise. Am besten aber ist die Rede an das Volk, unter freiem Himmel, ungekünstelt, laut, kräftig, leidenschaftlich dahinstürmend, sie, die tosenden

Weifall weckt und ingrimmige Feindschaft; dem Redenden ist beides köstlich und unentbehrlich. Nicht als Kunstwerke sind Björnsons Dichtungen aufzufassen, sondern als nur aus Not gedruckte Äußerungen und Entladungen einer an allen öffentlichen Dingen persönlich auf's stärkste interessierten, wesentlich politischen Natur.

Der erste Teil legt die Art an die Wurzel des Christentums: an den Glauben, an das Wunder und an den Einfluß übernatürlicher Mächte überhaupt. Aber das Problem wird zwei Akte lang in unendlichen Reden und Gegenreden hin und her gewendet, und am Ende wird es an der entscheidenden Stelle umgebogen: das Wunder geschieht, die Kranke schläft, sie hört nicht einmal den Lawinensturz, dann sieht sie, die Jahre lang gelähmt war, genesen auf und sinkt entseelt dem wunderbaren Gatten, dem Wunderpfarrer in die Arme; und „er stirbt daran“. Hat sie die Freude getötet? Oder ein Herzschlag? Oder trifft sie die Nemesis für ihre Überhebung? Faßt der Dichter das Wunder als etwas Reales, von Außen Kommendes auf? Oder ist es für ihn nur eine Projektion des auf's Höchste angespannten Wunderbedürfnisses? Hält er den Wunderpfarrer für einen mit hypnotischer Heilkraft begabten Mann? Man erfährt es nicht; der Dichter weiß es vermutlich selbst nicht. Er hat keine feste Stellung zu seinem Problem; und darüber helfen alle schönen Reden, hilft die zarteste Psychologie, die energischste Charakteristik nicht hinweg. In der Art, wie Björnson das Problem des kirchlichen Wunderglaubens anpackt, oder vielmehr nicht aupaßt, verrät sich ein Zurückweichen vor den letzten Konsequenzen, eine für den Dramatiker unverzeihliche und verhängnisvolle Neigung, die Sache unentschieden zu lassen. Er sitzt mit gebundenen Händen, er kritisiert auf den Knien, er verteidigt unter dem Scheine der Kritik, aber wenn es schon eine schlecht durchdachte Kritik ist, so ist es eine noch viel lahmere Verteidigung. Der Dramatiker muß Farbe bekennen. Gewiß enthält dieser erste Teil wirkungsvolle Schönheiten; die Zeichnung der Pastoreuerversammlung ist vortrefflich; man kennt vielleicht von den Ausstellungen des Anfangs der neunziger Jahre her die Massenporträts, in denen damals die Skandinaven geradezu hervorragendes leisteten. Björnsons erster Teil ist vielleicht die stärkste und imposanteste Leistung auf diesem Gebiete: die Art, wie hier die Typen geschaut, einander entgegengesetzt, individualisiert sind, wie sie sich gegenseitig beleuchten und hervortreten lassen, ist großartig und einzig. Den Höhepunkt erreicht die Szene bei den leisen und ergreifenden Worten des greisen Bischofs: „Ach, wenn doch das Wunder käme, so daß ich alter Mann es schauen dürfte!“ Der zweite Akt des ersten Teiles ist das Beste, das der

Dramatiker Björnson geschrieben hat; der erste Akt ist feinste, aber undramatische Schilderung des seltsamen Zustandes einer Frau, zweier Kinder und eines merkwürdigen Priesters, ihrer gegenseitigen Beziehungen; alles ist auf's Feinste abgewogen und abgetönt. Wie mächtig wirkt darauf erst der zweite Akt!

Aber dieser erste Teil mußte nach der ganzen geistigen Veranlagung Björnsons Fragment bleiben, wenn er nicht verflacht werden sollte. In der That ist der zweite Teil durchaus äußerlich an ihn angeknüpft. Des Wunderparrers Kinder suchen der gesellschaftlichen Noth, jedes auf seine Weise, abzuhehlen: Elias, indem er die auf Solgers Burg versammelten Fabrikanten des Landes in die Luft sprengt, Nahel, indem sie ganz werthätiger Liebe sich weihet, und Nette und Nichte des harten Fabrikanten nach ihres Bruders Tode im Geiste versöhnender Milde und Güte erzieht. Man erkennt auf den ersten Blick, daß hier ein dramatisches Problem nicht vorliegt. Die große Fabrikanterversammlung des dritten Actes ist vollständig isoliert und ein Stück für sich. Wie jedes Gegenstück, ist sie routinierter, aber innerlich fühler, weniger stark und weniger fein als ihr großes Vorbild des ersten Theiles. Die beiden Grundelemente der poetischen Veranlagung Björnsons treten im zweiten Theile so deutlich unterschieden hervor, daß das ganze Werk auseinanderfällt. Auf der einen Seite ein breites, bröhnendes, beinahe polterndes Pathos, auf der andern viel zärtliche, rücksichtsvolle Psychologie mit feinen und gütigen Wendungen. Aber dem Pathos fehlt die dramatische Wucht, und der Psychologie die forschende Tiefe. Björnson ist ein unverbesserlicher Optimist; seine Menschen reden und handeln wie große Kinder; sie entwickeln eine überlebensgroße Naivetät. Die Führung des Dialogs ist undramatisch; auch hier kennt Björnson nur Extreme: entweder haben seine Gespräche zu viel Resonanz, alles hallt durcheinander, wie lautes Schreien in einer leeren Kirche; oder sie haben zu wenig Akustik, die Worte werden gesprochen und fallen trocken und leise zu Boden; es klingt nichts nach. Die Personen reden an einander hin, und es kommt nichts dabei heraus.

Die Führung der Handlung ist recht ungeschickt. Ich greife auf's Geratewohl den ersten Akt heraus: Die Einleitung ist gut, man erfährt, wie es bei den Arbeitern steht; die milde Rede Falks wird wirkungsvoll von der aufreizenden Bratts verdrängt: „Da oben, wo ich stand, hörte ich, daß mein Vorgänger hier auf diesem Platze seine Rede mit den Worten schloß, daß der Herr seine Sonne geduldig auf die Guten wie auf die Bösen herabscheinen läßt. Ich will meine Rede damit beginnen, daß die Sonne hier unten niemals scheint.“ Das ist sowohl politisch wie

dramatisch wirkungsvoll; aber von da an fällt die Szene merklich ab; Bratt hält eine Rede, sonst nichts; es folgt nichts daraus, es geschieht nichts; die ganze Rede ist dramatisch überflüssig; noch überflüssiger ist die Szene zwischen Falk und Bratt; sie ist ein langes Gespräch, in dem sich die Beiden selbst gegenseitig erläutern. Der ganze Akt stellt keine steigende, sondern eine fallende Linie dar. Der Raum gestattet mir nicht, das ganze Werk in dieser Weise zu zerlegen; das Resultat wäre übrigens vollkommen dasselbe. Ein Wort aber noch zum letzten Akt. Auch er ist, dramatisch betrachtet, überflüssig; eine ergreifende Totenklage der Schwester, symbolistische Kindlichkeiten von Credo und Spera, die triviale, aber echt Björnson'sche Weisheit: „einer muß den Anfang machen mit dem Vergeben“, — alles ganz gut und schön, aber alles am verkehrten Platze. Die Charaktere gehen nicht aus der Handlung hervor, sie gehen nur durch die Handlung hindurch, um mit Otto Ludwig ein untrügliches Zeichen des epischen Dichters, im Gegensatz zum Dramatischen, zu nennen.

Die Ansicht, daß Björnson überhaupt kein Dramatiker ist, wird mir durch sein neuestes Werk „*Laboremus*“ nur bestätigt. Er hat darin den unfruchtbaren politischen Boden verlassen und ist zur Darstellung rein menschlicher und individueller Beziehungen zurückgekehrt. Wenn man das Werk zum ersten Male durchliest, glaubt man, einen schlechten Ibsen vor sich zu haben. Oder vielmehr einen unglücklichen und undramatischen Versuch in der Art des letzten Ibsen. Die Fabel ist im allerhöchsten Grade schrullenhaft und innerlich unmöglich: Wisby's erste Frau ist krank gewesen; man hat eine berühmte Pianistin gerufen, sie durch die Macht ihres Spieles zu heilen; die Hellsung hat auch schon begonnen, da plötzlich faßt das Mädchen Liebe zu Wisby und wendet die Kraft ihrer Musik gegen die Kranke, so daß diese zu Grunde gehen muß. Zene heiratet Wisby; seine erste Frau erscheint ihm in der Hochzeitsnacht und sagt ihm: „Die, von der du jetzt kommst, die hat mir das Leben genommen.“ Lydia liebt den Komponisten Langfred, der durch Wisby's Tochter die Sache von der verhängnisvollen Macht ihres Spieles erfährt. Langfred und Lydia führen unendliche und verstiegene Gespräche über Undine als Heldin einer großen Choroper; sie interpretieren ihr eigenes Geschick, ihre intimsten Beziehungen und alles Mögliche hinein. Da erscheint an der Thüre Wisby's Tochter, die ihrer durch die Musik getöteten Mutter auffällig ähnlich ist, tritt ein mit den Worten: „Ich bin die Tochter meiner Mutter“, Lydia schreit herzzerreißend auf und verschwindet. Ich habe diese thörichte und barocke Fabel ausführlich erzählt, um zu zeigen, wie arm und matt Björnson als Dramatiker geworden ist. Das Werk enthält sehr zarte

und innige Details, als Drama ist es unglaublich verfehlt. Ich könnte mir vorstellen, daß Ibsen diesen mehr als bizarren Stoff durch seinen enormen Kunstverstand, seine gleichmäßig energische Durchbringung einer Fabel bis in die feinsten Poren, seine gewaltig zusammenpressende Technik, seinen mit Anspielungen, Untergründen, Beziehungen, Symbolen durchtränkten Dialog, künstlerisch bewältigte; aber bei Björnson fehlt das alles. Ihm fehlt vor Allem der Geist, — so hart es klingt, es muß gesagt werden. Nicht als ob er geistlos wäre, aber es ist l'esprit de monsieur tout le monde. Er hat die Fähigkeit einer eindringlichen und festen Charakterzeichnung vollständig verloren. Lediglich die Unbehilflichkeit des Dichters, seines Stoffes Herr zu werden, bringt den Eindruck des Weihevoll-Geheimnisvoll-Tiefen hervor. Prüft man diese Welt von Personen und Gedanken näher, ach, wie uninteressant, schemenhaft, unlebendig sind die Personen, wie allerveltsmäßig, moralistisch-krank, wie flach und schal die Gedanken!

Und diesen Dichter will man uns jetzt als Dramatiker aufschwätzen! Man vergleicht ihn mit Ibsen! Man stellt ihn über Ibsen! Wenn es wirklich sonst nirgends gesagt werden soll, daß das Drama über Björnsons Kraft geht, daß er überhaupt kein Dramatiker ist — gut, so ist es wenigstens heute und hier gesagt worden.



Einladung.*)

Von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

Meine Schwestern, meine Brüder, wollt ihr
Mit mir gehn in meinen großen Garten?
Kommt! Ich lad' euch ein. Weit steht er offen.
Freude nenn' ich's, wenn ich Gäste habe,
Und mir kann nichts Besseres geschehen,
Als ein bißchen Dank aus euren Herzen.

*) Dieses Gedicht leitet die umfassende Sammlung von Gedichten ein, die binnan Karjem im „Insel“-Verlage (Schäffer & Köpfler) unter dem Titel: „Zergarten der Liebe“; verlebte, launenhafte und moralische Lieber, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900 — erscheinen wird.

Glaubt, ich weiß: Es giebt viel schön're Gärten,
 Alte, von den Meistern angelegt,
 Die in bess'ern Zeiten freier bauten,
 Könige der Kunst und große Herren.
 Diese Gärten werden immer schöner,
 Denn es liegt der Glanz der großen Zeiten
 Über ihnen, und in ihrem Erdreich
 Ist die Kraft lebendig ersten Samens.
 Heiligtümer sind es unsrer Freude,
 Wo schon unsre Väter heiter giengen,
 Unsre Mütter, eh' sie uns geboren,
 Sich den Blumen lächelnd niederneigten,
 Die noch heute ihren Duft uns schenken.

Und ich lad' euch, meine lieben Schwestern,
 Lieben Brüder, dennoch ein, zu kommen
 Und in meinem Garten froh zu wandeln.
 Meine Einsamkeit sehnt sich nach Gästen,
 Meine Blumen wollen sich verschenken,
 Meine vielgewundenen Wege wollen
 Nicht bloß mich in Busch und Schatten führen,
 Mich, der diesem Garten fremd geworden.

Denn es ist der Garten meiner Jugend.

Ich bin selber nicht mehr hier zu Hause;
 Nur ein Gast noch, und ein seltner, bin ich
 Diesen Gängen, diesen Wiesen, Beeten
 Und Gebüschen, und Verwundern faßt mich
 Immer, wenn ich durch den Garten schreite.

Manchmal wohl auch Nührung, manchmal Ärger;
 Diese Blume seh' ich lächelnd an und jene
 Möcht' ich lieber aus dem Erdreich heben;
 Hier ein Weg, den ich mit Lust verfolge,
 Dort ein Pfad, verloren in Gestrüppen,
 Den ich gern verschüttete. Doch immer
 Wehr' ich ab den Wünschen: Mag es bleiben,
 Wie es, unbewußt halb, einß geworden.

Wollt' ich diesen Garten neu bebauen,
 Keine Zeit fänd' ich für meinen neuen, —
 Ach, vielleicht auch keine Lust. Er bleibe,
 Wie er ist. Und, schenkt er meinen Gästen
 Nur ein Hundertteil der Freude, die er
 Mir geschenkt, als ich ihn einstens baute,
 Ist er doch ein rechter Freundergarten.

Denn ich habe ihn mit Lust und Schmerzen,
 Die der Freuden allertiefste waren,
 Angebant auf meinem eignen Kande,
 Auf dem Mutterboden meines Lebens;
 Habe ihn gespeist mit meinem Blute,
 Habe ihn gehegt mit meinem Herzen,
 Und die Sonne, die ihm schien, war meine
 Liebe.

Zähl' ich ab die Summe meines Glückes:
 Hier stehn seine Blüten. Was ich fühlte,
 Schaute, griff, umfaßte, — hierher trug ich's,
 Hier versenkt' ich's in die heilige Erde
 Meiner Kraft, die mir befahl zu bilden,
 Was ich lebte. — Keiner, der die Blumen
 Dieses Gartens ansieht, mag es ahnen,
 Wieviel höchste Wonnen ich empfunden,
 Als zum ersten Mal ich sie entfaltet
 Vor mir sah. Und wenn er drüber lächelt, —
 Lächl' ich mit. Die jungen Mütter werden
 Anders lächeln. Junge Mütter wissen
 Um die höchsten Wonnen. Außer ihnen
 Wissen's nur die jungen Dichter. — Lächelt,
 Liebe Brüder! lächelt, Schwestern — — Jungfran'n!
 Euch, ihr holden, wünsch' ich Allen jenen
 Wonnerreichsten Anblick. — Ach, noch immer
 Dreht um euch sich meines Lebens Spindel.

Darum weiß ich meinem Garten lieb're
 Gäste nicht, als euch, geliebte Schwestern,
 Wenn den bunten Blumen meiner Beete
 Nur die grauen Mägde jener Vettel
 Ferner bleiben, deren dürre Hände
 Über alles Leben schwarze Lafen
 Grämlich breiten. — Liebe Schwestern, wißt ihr,
 Wie sie heißt, die alte böse Vettel?
 Sitte nennt sie sich und Tugend, aber
 Lüge ist ihr eigentlicher Name,
 Kranke Scham, des Lebens größte Feindin.

Scham ist Hürde. Keine hold're Farbe
 Weiß ich, als das schamhafte Erröten
 Einer Keinen, die das Süß-Geheime
 Heilig hält; es ist ein vornehm' Zeichen
 Guter, wohlgeschaffener Art und adlig;
 Aber niederträchtig und gemeiner Seelen
 Schmachmal ist das scheue Blickerröten;

Schlechte Säfte kündet es und Triebe,
Die im Keim schon faul sind. Möge Keine
Mit dem Moderatem dieser Krankheit
Meine Blumenbeete mir verpesten!

Mögen sie am Zaune stehn und schmäh'n,
Während ihr den Atem eurer frische
Mit den Däften meiner Blumen lieblich
Mischt und lachend über meine Wiesen
Wandelt, oh ihr reizendsten der Blumen!

Was ist tröstlicher, als euer Lachen?
Was ist fröhlicher, als euer Schreiten?
Was ist inniger, als euer Lächeln?

Ah, ich werde hinter meinen Bäumen
Stehn und euch belauschen, liebe Schwestern,
Und ich will nicht weiter trauern, daß ich
Einsam bin, wenn ich euch lachen höre.

Werd' ich aber Eine sehen, die sich
Hellen Augs mit innig frohen Mienen
Über meine Blumen beugt und lächelt,
Oh, dann werden alle meine Wunden
Sich schließen, und ich werde heiter
Meiner Jugend wilden Garten preisen,
Weil die schönste Blume in ihm aufgieng:
Inniges Verstehen und Gemießen.





Gustav Mahler.

Von Baronesse Falke.

(Wien.)

Es giebt Berge, an die man herankommt mit der bestimmten Absicht, sie nicht zu besteigen. Man sieht sie lange ganz vergnügt von unten an, sagt sich vor, daß es sehr mühevoll, wahrscheinlich nicht ungefährlich, vielleicht sehr undankbar ist, hinaufzukommen, und während man so räsonniert, spürt man in sich fortwährend ein Locken und Ziehen, man kann einfach nicht anders — eines schönen Tages findet man sich doch dabei, hinaufzuklettern. So giebt es auch Persönlichkeiten, die eine litterarische Seele nicht in Ruhe lassen, sondern immerfort reizen und „alterieren“, bis sie sich in das halbsbrecherische Unternehmen hineinjagen läßt, essayistisch ihrer Erscheinung Gipfel zu erklimmen. Die anerkannt Großen, die Vollkommenen, die man kommentarlos bewundert, ohne sich mehr Gedanken darüber zu machen, sind es gewöhnlich nicht; sondern die Unbestimmten, die Wandlungsfähigen, welche die Einen in den Himmel heben, die Anderen in die Hölle verdammen. Da steht man dann dazwischen, fragt sich, wer Recht hat, und weiß nicht, von wo man die Streitfrage anpacken soll, um in's Reine zu kommen. Der Moment ergreift dann die Feder, um sich unser zu bemächtigen, und wir müssen mit, von ihr geleitet, durch die Irrgänge des Labyrinth zu wandern, um uns zu orientieren. Gelingt es nicht, so war der Gang, in frühlichem Anspannen unseres Spürsinn und dem aufmerksamen Hin- und Herlauschen nach allen versteckten Höhlen und Felsenbildungen einer besonderen Individualität, schon allein ein Genuß, der Zeit und Mühe lohnt.

Solch eine Persönlichkeit, die rücksichtslos zum geistigen Bergsteigen oder Höhlenforschen zwingt und reizt, ist für mich Gustav Mahler. Es kann jemandem, der der Musik nur intensiv genießend gegenübersteht, nicht einfallen, den Musiker zergliedern zu wollen — der Mensch ist mir gänzlich unbekannt und hat hiermit auch nichts zu thun. Es ist die „Erscheinung“

Gustav Mahler, die Psychologie einer eigenartigen dominierenden Persönlichkeit, wie sie sich dem Publikum offenbart, die in dem Direktor der Hof-Oper zur litterarischen Behandlung treibt. Seit vier Jahren ist Mahler Direktor der Wiener Oper, und man darf wohl kühnlich behaupten, daß er dormalen die Wiener Musik überhaupt dirigiert. In diesen vier Jahren hat der zarte, schwächliche Herr, der so viel von einem Mephisto an sich hat, mehr Argernis erregt und bewegungsfeindliche Philisterseelen in Entrüstungsparoxysmen gejagt, als seine sämtlichen Vorgänger zusammen — und das ist schon ein Ruhmestitel für sich allein. Es hat etwas köstlich Erfrischendes, wie ein Gewitter, wenn irgendwo ein starkes Temperament Front macht gegen das Hergebrachte und rücksichtslos sich seinen Weg gegen den Strom bahnt. Gewöhnlich läuft's ja nur auf eine Springschut hinaus, die mit unendlichem Getöse und Aufruhr heranbraust und sich nach kurzer Zeit fein zahm dem gebräuchlichen Wellengang anschließt. Hier aber merkt man nichts von langamer Annäherung an bequemes Kompromißlerium, das Fünf gerade sein läßt; nein, um den neuen Mann ist immer noch die elektrische Spannung in der Luft, die andauernd die angenehme Erwartung eines demnächst losbrechenden Wetters festhält — eine Erwartung, die denn auch selten enttäuscht wird.

Schon, wie er gekommen ist! Gegen alle Regel und Gewohnheit, nicht erst mit Monate langen Notizen von Unterhandlungen, die hundertmal dementiert werden, so daß das Publikum, gehörig präpariert und müde gemacht, die neue Heimfuchung widerstandslos über sich ergehen läßt. Nein, ohne Vorbereitung — nach echter Mephistoart, war er auf einmal da-gestanden und hatte die Zügel angezogen, daß ein Ruck durch's ganze Haus gieng, diesseits ebenso wie jenseits der Rampe. Man hatte vom Engagement eines neuen Kapellmeisters gehört, dessen Namen man ganz gut kannte. Er kam sehr plötzlich, man sprach nichts ahnend über seine bedeutenden Antrittsleistungen — und auf einmal war Herr Gustav Mahler Direktor der Oper, ehe man noch so recht aufgefaßt hatte, daß er überhaupt da sei und Zahn sich wirklich zurückziehen wolle.

Aber, daß er da sei, war bald gründlich zu bemerken, und in erstaunlich kurzer Zeit hatte der neue Direktor sich ein Quantum von Haß und Empörung zugezogen, wie es durchschnittlich nur großen, starken Naturen mit unbeugsamem Zielbewußtsein zu Teil wird.

Es soll angenehmere Menschen geben — das kann man unbesehen glauben. Die mit den großen Zielen sind gewöhnlich nicht gewinnend, im Gegenteil schändlich unbequem für die lieben kleinen Mitmenschen, und Gustav Mahler gehört zu den Bülow-Naturen, zu den Propheten mit dem

flammenden Born, der ihnen immer gleich bis zum Dach hinausbrennt, und welche keinerlei — aber auch nicht das allermindeste Zartgefühl für Philisterempfindlichkeit haben. Diese Kampfnaturen können vor Allem den Frieden nicht vertragen, und wenn sie sehen, daß jemand nach ihrer Meinung sich auf einem Irrwege befindet, so wollen sie ihn sofort mit Donnerwettern und Keulenschlägen zur Erkenntnis zwingen. Solche Naturen werden von der Mitwelt immer fanatisch gehaßt, und es giebt nichts, was schlecht genug wäre, um es ihnen nicht nachzusagen, denn sie legen die Hand an das Heiligste aller Güter — an die Deufaulheit! Da kommen dann die riesigen „Entrüstungen“ zu Tage, die Berge von „Bietät“, die jeder in sich aufgehäuft hat und die darin bestehen, an irgend einem Punkt festzuhalten — nicht vorwärts und nicht rückwärts zu schauen, und mit Händen und Füßen auszuschlagen, wenn jemand den Versuch macht, Einen auch nur zum Umschauen zu veranlassen.

So ist der große, reine, selbstlose Apostel der neuen Musik Hans von Bülow zerrissen und verlegt worden, ward er als größenwahnsinniger Streber unverfälschter Effekthascherei beschuldigt, sein ganzes Leben zu einem blutigen Martyrium gestaltet, von dem seine wundervollen Briefe nun zu spät herzerreißendes Zeugnis ablegen. Zu dieser Bülow-Art, zu den streitbaren „Rufern in der Wüste“, für welche die Handschuhe nur erfunden scheinen, um sie jemandem in's Gesicht zu schleudern, und die es in diesem Artikel dabei zu einem bedeutenden Konsum brächten — gehört eben auch Gustav Mahler, der mit jeder Neuerung einen Sturm der Entrüstung erregt, aber sich durch diese Entrüstung nie abhalten ließ, das Beschlossene durchzuführen und dazu schon das Nächste wieder im Auge zu haben.

Eine interessantere und eigenartigere Erscheinung wird nicht leicht in der Öffentlichkeit zu finden sein, als dieser kleine, eigentlich häßliche, faszinierende Mann. Er präsentiert sich als der Mephisto, wie er im Buch steht, mit dem schmalen, blassen, rasierten Gesicht, dem unbeschreiblich verachtungsvoll-ironischen Zug um den Mund und den glatten, halbblangen schwarzen Haaren, die den geistvoll-unheimlichen Kopf mit den scharfen Augen umrahmen. Die Gestalt klein, schwächlig, ganz in Geist aufgegangen, zieht sogar den einen Fuß etwas nach. Auf der Straße sieht er nur unansehnlich und beinahe unsympathisch aus — und wenn er dann im Frack auf das Podium tritt, fragt man sich, ob das derselbe ist und sein kann. Hier auf einmal eine schlanke, graziose, elegante Figur, von einer temperamentvollen Amut in der Bewegung, die den fürchterlichen Frack zu einem kleidbaren Gewande macht; ein durchgeistigter, eigenartiger, ernster Kopf, der förmlich durchleuchtet wird von dem Feuer eines sieghaften inneren

Lebens; ein Kopf von einer zwingenden Anziehungskraft, die man als die geheimnisvolle Tyrannei einer dunklen außerweltlichen Zaubermacht empfindet.

So erscheint Gustav Mahler dem impressionsfähigen Zuhörer, der ihn am Dirigentenpulte sieht und, wie er den Stab erhebt, ganz deutlich einen elektrischen Schlag durch's ganze Orchester gehen fühlt, dessen Fühlfäden dort an der Spitze seines dünnen Stäbchens zusammenlaufen, von dem wieder ein Strom von Feuer und einheitlicher Bewegung durch die ganze Schar zuckt. Auch hier muß man lebhaft an Bülow denken, der als Dirigent seine höchste Höhe erreicht haben soll, hierin von keinem seiner ihm sonst, produktiv und virtuos überlegenen Zeitgenossen übertroffen. Und wie Hans von Bülow trägt vielleicht Gustav Mahler in tiefster Seele die Riesenverachtung der Herde, die nur dem zjubelt, der sie brutalisiert. Während aber Bülow sein Herrengefühl gegenüber der böswilligen, stumpfsinnigen Menge fortwährend durch oratorische Herausforderungen zum Ausdruck brachte, ist Mahler unerbittlich kühl gegen sein Publikum. Eine ganze Persönlichkeit sprach sich einmal in seinen Zügen aus, als er, in Erwiderung pöbelhafter Angriffe, die vorhergegangen, bei einem großen Konzert mit demonstrativem Beifallssturm empfangen wurde und, nachdem er sich grüßend verneigt hatte, mit dem Rücken gegen den Saal vor dem Pulte stehen blieb, um regungslos nun den Minuten langen Sturm hinter sich austoben zu lassen. Ein ironisches, schmerzliches Mitleid, gepaart mit einem eisernen Willen — etwas, was in Worten etwa sagen würde: „Glaubt Ihr denn, daß das Gefläß einer kunstverlassenen Minderheit mich berührt? Oder glaubt Ihr, daß es dieser Lärm ist, was ich von Euch verlange? Andacht ist es und Ehrfurcht vor der Kunst, was ich verkünde und wozu ich Euch zu zwingen gesonnen bin, ob Ihr nun wollt oder nicht. Alles andere ist mir belanglose Kinderei!“

Von diesem unbeirrbarern Missionsgefühl ganz durchdrungen, ist Gustav Mahler ungestüm auf sein Ziel losgegangen, wie ein Sturmwind alle weichen Blätter bequem gewordener Elemente und zu Mißbräuchen ausgearteter Herkommen hinwegsegend. Daß es dabei nicht abgieng ohne mancherlei Irrtum — manches Unrecht sogar wohl, ist nicht zu leugnen; der Sturmwind reißt immer auch einiges Gesunde und Nützliche mit sich, und wer nicht ein oder das andere Mal über's Ziel schießt, wird immer unter demselben bleiben.

Was der neue Direktor für die Oper geworden ist, weiß jeder in Wien, der mit ehrlichem Kunstgefühl den Lauf der Dinge beobachtet. Er hat das glorreiche Institut erbarmungslos aus der Sumpflust dufeligen

Hindämmerns herausgepeitscht, hat es mit neuem Leben erfüllt, ihm neue Säfte und Kräfte zugeführt, hat es zu dem jugkräftigsten Theater Wiens gemacht, ohne dem Geschmack des Publikums Rechnung zu tragen, wie die schöne Phrase lautet, unter der andere Direktoren das Monopol sündhaftester Geschmacksverirrung hochhalten.

Die neue Fahrt aber, in welche damit die Oper geriet, schlägt weitere und größere Wellen, geht durch das ganze musikalische Wien, in dem sich's wieder an allen Ecken zu regen beginnt wie von neuem Keimen, als sollten jene schönen Zeiten wiederkehren, da die alte Kaiserstadt, von Melodien und Harmonien durchflutet, die „Musikstadt“ war vor allen andern. Wenn die musikalische Seele Wiens wieder zu neuem fruchtbarem Leben erwacht, dann hat einen Hauptanteil daran der schlanke Mephisto am Direktorstuhl der Oper, der unstreitig die stärkste, interessanteste musikalische Persönlichkeit in dem Wien an der Jahrhundertwende ist; der so rücksichtslos reizt, wirkt und schafft und nebenher auch zwingt, sich essayistisch über ihn klar zu werden.



On i Ona.

(Er und Sie.)

Von Alexander Swietochowski.

„Die Wahrheit ist die Unsitlichkeit unserer Zeit.“
E. Feuerbach.

I.

„Sie irren, gnädige Frau, es giebt auf Erden keinen Menschen, der sählig wäre, die Wahrheit seiner Gedanken zu enthüllen oder diese ungeschminkt, ohne jede Bemäntelung preiszugeben. Ich behaupte sogar, keine Mutter würde den Mut besitzen, einem solchen Menschen das Leben zu geben.“

„Ich hätte wohl diesen Mut besessen, mein Herr.“

„Ja, ungefähr so wie ich das Vermögen Rothschilbs gern unter die Armen verteilen möchte. Es ist gar leicht, gnädige Frau, das Kind, das

man nicht besitzt und das einem nicht ans Herz gewachsen sein kann, zu opfern. Man hält sich sehr schnell einer hochherzigen Regung für fähig, wenn man selbst nicht dabei im Spiele ist.“

„Sie übertreiben.“

„Keineswegs. Es wäre Ihnen gewiß nicht gleichgiltig, Ihren Sohn ruhmbedeckt auf dem Schlachtfelde seine Seele aushauchen oder ihn auf dem Schafotte enden zu sehen . . . Nehmen wir an, Sie hätten ein Kind. Dieses fragt inmitten einer großen Gesellschaft einen Ihrer Gäste ganz ungeniert, wie er denn eigentlich seine Perücke befestigt; einen anderen macht es auf seine offene Weste aufmerksam; wieder einem anderen berichtet es, Sie, seine Mutter, hätten sich mit seiner Tante über die Ungeschicklichkeit dieses oder jenes Gastes mokiert. Zweifellos würden Sie das Kind schelten, es aus dem Salon gehen heißen und ihm verbieten, je wieder derartige Reden zu führen. Nehmen wir weiter an, dieses Kind sagt später, wenn es Industrieller, Kaufmann, Litterat, Beamter, Generalissimus oder Minister geworden ist, jedem, sei er sein Vorgesetzter, sei er sein Untergebener, unumwunden die Wahrheit. Wohin bringt er es? Als Kaufmann verliert er seine Kunden, als Beamter seine Stellung, ja selbst seine Freiheit. Er ist ein ruiniertes Mann, noch bevor seine Haare bleichen . . . Ich schwöre es Ihnen, wäre ich Agent einer Lebensversicherung, das Leben dieses Mannes wollte ich nicht versichern. Ein derartiger Mensch wäre ja wie der Wolf auf dem freien Felde. Jedem steht es frei, ihn zu töten, wo und zu welcher Stunde er ihn auch antrifft, und ein Jeder hat obendrein noch das Recht, eine Belohnung zu fordern.“

„Zugegeben; doch nur, wenn dieser Mensch alle Welt beleidigte.“

„Was soll das heißen ‚alle Welt beleidigen‘? Seine Lippen würden sich nur öffnen, um die Wahrheit zu sprechen; selbst wenn er sich täuschte, könnte man es ihm doch nicht als Verbrechen anrechnen, daß er eine falsche Ansicht hat. Aber er verlöre darum nicht minder seiner aufrichtigen Worte wegen Ehre, Vermögen, sein Leben. Gnädige Frau, Sie legen sich keine Rechenschaft ab von der Wichtigkeit der Lüge für die öffentliche Sicherheit. Feuerbach hat dafür die moderne Formel gefunden: Wer heutzutage die Wahrheit sagt, ist unverschämt und ohne Grundsätze; wer keine Grundsätze hat, ist unsittlich; die Wahrheit ist also die Unsittlichkeit unserer Zeit. ‚Hätte ich die Hand voll Wahrheiten‘, ruft Feuerbach aus, ‚ich fürchtete mich, sie aufzumachen!‘ Dies ist kein Paradox, gnädige Frau.“

„Wie, wenn man aber dennoch eines Tages anfieng, sich gegenseitig die Wahrheit zu sagen?“

„Wissen Sie, was sich daraus ergäbe? Eine allgemeine Umwälzung. Ein großer Krieg bräche aus innerhalb der Familien, unter Freunden, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Wenn es dazu käme, würde ich Ihnen raten, gnädige Frau, so weit als möglich zu fliehen und das Ende des Aufruhrs abzuwarten.“

„Sie haben mehr Geist als gesunden Menschenverstand.“

„Keineswegs. Ich versichere Ihnen, ich könnte die Wahrheit über mich nicht eine Stunde lang friedlich mit anhören.“

„Ich könnte es sehr gut. Sagen Sie, bitte, ruhig die volle Wahrheit über mich.“

„Nein, beginnen Sie, da Sie gar so kühn sind.“

„Gut, aber Sie müssen geduldig sein.“

„Meinetwegen, ich werde versuchen mich zu beherrschen.“

II.

„Als ich Sie zum ersten Male sah, mein Herr, machten Sie einen erbärmlichen Eindruck auf mich. Sie kamen mir vor, wie ein dürftiges Reis, das man in's Feuer werfen müßte, um sich zu überzeugen, ob es wirklich fähig sei mit dem bißchen Harz, das an ihm klebt, auch nur die geringste Hitze abzugeben. . . . Hätte ich Sie nicht durch Vermittelung Ihrer Freunde schätzen gelernt, so wäre ich höchlichst erstaunt darüber gewesen, wie Ihre Frau ihre Wahl auf ein lebensfähiges Präparat von so armseligem Außeren hatte lenken können. Der erste Blick öffnet oder verschließt die Pforte unserer Herzen, und der Eintritt in dieselben kann nur ein erzwungener sein, wenn die Augen dem Feuer unserer Seele Einhalt thun. . . . Sie kamen mir damals sehr häßlich vor. Weniger sinnlich als der Mann, ist die Frau weit eher momentanen Eindrücken zugänglich als er. Ein simples Schaf wird so gut wie eine intelligente, emancipierte Frau auf den ersten Blick stets dem schönsten und kräftigsten Schafbock den Vorzug geben. Es wird vielleicht ein flüchtiger Eindruck, aber dennoch ein sehr lebhafter sein. Sie sind mager, haben eine gelbe Gesichtsfarbe, wenig Haare und zu rote Hände, um den Frauen von vornherein zu gefallen.“

„Da wir den Versuch anstellen, welche Folgen die Aufrichtigkeit nach sich ziehen kann, muß ich Ihnen bereits die Mitteilung machen, daß ich mich, wenn ich mich auch betreffs meiner physischen Eigenschaften nie Illusionen hingeeben habe, durch Ihre Worte dennoch höchlichst verletzt fühle.“

„Schon? Schämen Sie sich!“

„Fahren Sie immerhin fort, bitte.“

„Eines Tages, als Sie zu einem Ihrer Freunde von mir sprachen, waren Sie so unklug, mich die Worte hören zu lassen: ‚Wenn sie verlost würde, nähme ich sofort ein Los und wäre glücklich, falls ich sie gewänne . . .‘

. . . Die Frau gewinnt, wie das Eichlächgen, auch der härtesten Frucht der Schmeichelei Geschmack ab. Sie wirft die Schale fort und verschlingt den süßen Kern. Daher nahm auch ich von Ihrer, wenngleich brutalen Bemerkung mit Vergnügen Notiz und wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen. Nach dem Souper kamen Sie zu mir und setzten sich neben mich. Da bemerkte ich, daß ein kleines Fragment einer Karotte auf Ihrem Barte hängen geblieben war. Dieses Souper-Überbleibsel versetzte mich in die größte Heiterkeit. Alles, was Sie von nun an zu mir sprachen, erschien mir grotesk, und nachdem ich Sie verlassen hatte, fragte ich die Herrin des Hauses: ‚Hatte er denn keine Serviette?‘ ‚Wohl hatte er eine‘, gab mir diese zurück, ‚aber . . . er ist eben ein Philosoph!‘ Ein Karotten-Philosoph! Ha, ha, zu komisch!“

„Allerbings . . .“

„Diese Reminiszenz mißfällt Ihnen auch, wie ich sehe, aber ich versprach, freimütig zu sein, und um nichts zu verschweigen, will ich noch nebenbei konstatieren, welch klägliche Physiognomie Ihnen Ihr momentaner Kampf zwischen Ärger und erzwungener Heiterkeit giebt . . .

. . . Einige Wochen später trafen wir uns auf dem Lande bei meiner Schwester. Erinnern Sie sich noch unserer Promenade im Walde inmitten einer zahlreichen Gesellschaft? Überall sah man dichte Bienenschwärme. Man sprach davon, wie gefährlich es sei, diese Tiere zu reizen; Sie wollten beweisen, daß diese Gefahr nicht existiere, und schüttelten kräftig einen Baum. Unmittelbar darauf waren Sie mit einer Unzahl von Bienen bedeckt. Beim Anblick Ihrer merkwürdigen Bewegungen und Ihrer von herzerreißendem Kreischen begleiteten Sprünge vergoß ich mehr Thränen vor Lachen, als ich je vor Kummer geweint hatte. Ganz geschwollen liefen Sie einem Hause zu. Ein Schäferhund rannte Ihnen bei Ihrer sinnlosen Flucht über die Felder in den Weg und verbiß sich in Ihre Beinkleider. Es entstand ein erneuter komischer Kampf. Der Hund gieng aus demselben als Sieger hervor und trug als Trophäe ein Stück von Ihrem Rocke im Maul davon, während Sie Ihren Lauf fortsetzten und noch von Weitem an dem weißen Fleck erkenntlich waren, der auf Ihrer traurigen Bekleidung die Stelle des herausgerissenen Stückes bezeichnete. Mein Gott! Wie ich damals lachte! Wären Sie ein Mann gewesen, der in allen fünf Erdteilen ein Staudbild verdient hätte, ich würde mir nicht anders geholfen haben können — ich hätte Sie tüchtig

ausgelacht! . . . Nichtsdestoweniger heuchelte ich Ihnen gegenüber am Abend großes Mitleid . . .“

„Auf diese Weise ist Ihnen also aus unserem ganzen Verkehr nichts weiter im Gedächtnis zurückgeblieben, als die Karotte auf meinem Bart und mein Kampf mit Hund und Bienen?“

„Nein . . ., aber ich gebe Ihnen zuerst die Eindrücke wieder, die die Höflichkeit zu verschweigen gebietet. Ich gestehe, daß ich auch andere Eindrücke gehabt . . .“

. . . Nach diesem denkwürdigen Tage waren wir eine Zeit lang nicht mehr zusammengekommen. Endlich sah ich Sie einmal in einem Konzerte wieder. Sie saßen dicht vor mir an der Seite einer sehr hübschen Dame, mit der Sie eifrig plauderten. Ich vermochte einige Sätze aufzufangen, die mir zu denken gaben. ‚Ich hätte gerne spanisch gelernt‘, sagten Sie zu Ihrer Nachbarin, ‚wenn ich in dieser Sprache eine ganz hervorragende, anderen Völkern noch völlig unbekannt Dichtung mit Sicherheit hätte lesen können. Ebenso gern würde ich die Liebe erlernt haben, wenn ich durch sie mit auserlesenen Genüssen vertraut gemacht worden wäre, die andere Leidenschaften zu bieten nicht im Stande sind.‘ In der That, entgegnete die Dame, ‚können gewisse Empfindungsfeinheiten, wie gewisse poetische Schönheiten nur am Original geschätzt werden.‘ Darauf Sie: ‚Ja, aber verlohnt es sich wirklich der Mühe, eine Sprache um eines einzigen Buches willen und die Liebe um einer einzigen Frau willen kennen zu lernen?‘ ‚Gewiß‘, entgegnete man Ihnen. — ‚Viel leicht . . . aber dann nur in Bezug auf Bücher; denn diese wenigstens wählen sich nicht ihre Verehrer und gehören gleichmäßig Allen an, während die Frauen . . . Sehen wir den Fall, ich nähme mir vor, Sie von heute ab zu lieben. Was käme mir dabei heraus? Die Tändeleien und vergeblichen Seufzer verlocken mich nicht mehr . . . ich hätte übrigens nicht auf Gegenliebe zu hoffen . . . Sie haben ohne Zweifel bereits über Ihr Herz verfügt . . .‘ Die Dame erhob sich und reichte einem ziemlich bejahrten Herrn, der gerade hinzugekommen war, ihren Arm. ‚Leben Sie wohl‘, verabschiedete sie sich von Ihnen mit einem feinen Lächeln, ‚Sie möchten jetzt gar zu gern ein Buch analysieren, von dem Sie bisher nur den Einband kannten‘, und rauschte davon. ‚Wer ist diese Dame‘, fragte ich Sie, als Sie an uns herantraten. Sie antworteten mit gedämpfter Stimme: ‚Eine Geschiedene, aber noch nicht von Neuem Verlobte‘, und auf meinen Einwurf: ‚Within immer noch gefährlich — selbst verheirateten Männern!‘ fuhren Sie fort: ‚Ach, meine Frau liebt nur die Heiligen im Himmel und die Priester auf Erden; ich

gehöre nicht in den Kreis ihrer Verehrung und stehe infolge dessen außerhalb der Grenzen, 'die sie selbst gesteckt und die ich achte.' Diese unvorsichtige, grillenhafte Erwiderung ließ mich erkennen, wie sehr Ihnen durch die Nähe jener schönen Unbekannten die nötige Mäßigung abhanden gekommen war. Ihre Augen flammten auf, Ihre Stirn wurde nachdenklich, über Ihre Lippen huschte ein Lächeln, wie im Traum . . . Ich fühlte, daß ich eifersüchtig war . . ."

"Auf wen?"

"Nur gemacht, mein Herr!"

"Weichen Sie meiner Frage nicht aus, gnädige Frau."

"Ich werde ihr keineswegs ausweichen . . . Nach und nach gelang es mir, Sie zu zerstreuen und zu interessieren. 'Wer auf die Musik lauscht, während er mit einer hübschen Frau plaudert', sagten Sie heiter, 'beleidigt die Kunst; es ist, als ob er in einem Salon eine Lampe auf eine Statue von Michel Angelo stellte' . . ."

'Beleidigen Sie lieber die Frau in ihrer Gegenwart, als die Kunst von Weitem, wie Sie es soeben gethan?' fragte ich. 'Das geschieht nicht immer, glauben Sie mir.' 'Dann ist es recht', entgegnete ich. 'Aber sagen Sie mir, was bin ich in Ihren Augen, eine häßliche und dumme Frau oder . . . eine Lampe?' Sie erwiderten: 'Die Frauen meiner Freunde bilden eine Kategorie von Wesen für sich. Sie besitzen weder große Fehler, noch anziehende Eigenschaften. Ich liebe sie stets aus Pflicht, selbst wenn ich sie auch nicht aus Überzeugung liebe oder . . . wenn es das pure Gegenteil von Liebe ist.'"

III.

"Glücklicherweise war mein Mann damals ganz und gar in die Symphonie vertieft und damit beschäftigt, den Takt zu schlagen, sonst hätte er die ungewöhnliche Erregung bemerken müssen, in die mich unsere Konversation versetzt hatte. Die intelligenten und geistreichen Männer können ungraziös in ihren Bewegungen und reizlos sein, wenn sie Stillschweigen beobachten; aber sobald sie sich zu uns setzen und mit uns plaudern, werden sie gefährlich. Es giebt Männer — und zu diesen gehören Sie — die uns immer und ohne jeden Zweck hypnotisieren: ihren Worten entströmt ein berauscherndes, belebendes, für die Frauen unwiderstehlicher Parfüm . . . Wir Beide hatten gewiß nicht wie verliebte Tauben gegirrt . . ., doch wenn Sie beim Nachhausebegleiten von mir verlangt hätten, ich solle vergessen, daß ich einen Gatten besitze — ich weiß nicht, ob ich den Mut gehabt hätte, Ihnen zu verstehen zu geben, daß Sie soeben

gelogen hatten, als Sie sich für einen Freund meines Mannes erklärten.“

„Und wie haben Sie sich geheilt?“

„Ich brachte die ganze Nacht mit Nachdenken zu und kam endlich zu dem Schluß, daß die Gesellschaft, wenn sie all ihre Glieder und deren Einfluß auf einander kennen würde, unfehlbar jene Wesen ausscheiden müßte, die Ihnen ähnlich sind. Ein Fuchs, vor dem man sich hütet, ist weniger schädlich als Moshus, dessen Duft unsere Nerven irritiert. Ich sagte mir, daß Sie sich die Zeit damit vertrieben, die Frauen zu bestriden, ohne sie zu lieben und zu begehren, ganz einfach nur, um mit ihnen Ihr Spiel zu treiben und sich an ihrer Thorheit zu weiden, wie ein Dämon an der menschlichen Sünde . . . Dessen ungeachtet wünschte ich, mit Ihnen ungesäumt wieder zusammenzutreffen. Ich sah Sie auch wieder, und zwar in Gesellschaft der schönen Fremden aus dem Konzerte. Als Sie mich bemerkten, verabschiedeten Sie sich von ihr. Ich war entzückt darüber und noch mehr, als Sie zu mir sagten: „Gnädige Frau, Sie fragten mich neulich, wer diese schöne Dame wäre. Sie ist das reine Lexikon sämtlicher geistreicher Bemerkungen aus französischen Romanen. Sie erinnern sich, daß ich damals beim Konzerte, nachdem sie sich von mir verabschiedet, an Sie herantrat. Heute erklärte sie mir nicht ohne Absicht: Ein Mann, der sich nach der Dame, die er soeben gegrüßt, nicht noch einmal umdreht, zeigt, daß er sich für sie nur aus Höflichkeit interessiert. Ist das nicht echte, Pariserische Philosophie?“

„Wie genau Sie sich doch noch an jedes meiner Worte erinnern!“

„Weil ich auf jene Frau Ihrewegen eifersüchtig war.“

„Meinetwegen? Danke.“

„Es ist das erste Mal, daß Sie mir die Hand küssen . . . Küsse sind algebräusche Zeichen, die man durch bestimmte Worte ersetzen muß. Was bedeutete . . . ?“

„Aber wo wollen Sie hinaus, gnädige Frau?“

„Wo ich hinaus will? Ei denn, wenn ich Ihr verführerisches Lächeln, Ihre feurigen Augen sehe . . . wenn ich in mir eine ungeahnte Schwäche verspüre . . .“

„Was weiter?“

„Rein, ich will nicht die ganze Wahrheit sagen, ich will mich lieber nach der Formel richten. Ich habe verloren . . . Man läutet. Es wird mein Mann sein. Wie er doch zu rechter Zeit kommt!“

IV.

„Es ist nicht Ihr Herr Gemahl; die Zeitung ist gebracht worden.“

„So? . . . Schade!“

„Fürchten Sie sich denn?“

„Nein, ich schäme mich.“

„Weshalb? Nicht die volle Wahrheit gesagt zu haben?“

„Ich schäme mich, schon zu viel gesagt zu haben.“

„Beruhigen Sie sich; ich werde noch mehr sagen.“

„Nein, nein, ich beschwöre Sie!“

„Halten Sie mich nicht davon zurück; denn sonst würde unsere Zwiesprache bald die Wendung eines alltäglichen Romanes nehmen, anstatt ein lehrreiches Experiment zu sein.“

„Ich habe keinen Mut.“

„Es ist nun an mir die Reihe, Mut zu besitzen . . . Übrigens, fürchten Sie nichts, es wird ein ganz unschuldiges Johannisfeuer werden, um welches wir tanzen, ohne uns zu verbrennen. Ich werde Ihnen schon behilflich sein.“

„Sie werden mir behilflich sein?“

„Das setzt Sie in Erstaunen? Sie glaubten also, ich würde mich vor Ihnen auf die Knie werfen, Ihnen meine Liebe gestehen und die Ihre ersehen? O, weit gefehlt! Sie sind in meinen Augen ebenso wenig eine Göttin als eine Sünderin. Sie sind nur eine Frau, die in der Lüge aufgezogen und durch den Erfolg kühn gemacht worden war, die geglaubt, das ganze Alphabet der Wahrheit ohne Fehler hersagen zu können, die aber schon beim Buchstabieren der ersten Worte zu stottern beginnt. Ihre halben Geständnisse würden einem Verführer genügen, mir aber nicht . . . Liegt in meinen Augen auch ein gewisser Ausdruck von Leidenschaft, so weiß ich in erster Reihe diese doch zu zügeln; dann aber kann diese sichtbare Leidenschaft wohl ein Triumph sein für die Frau im Allgemeinen, für die Frau eines Freundes indes bildet sie durchaus keine Gefahr. Obgleich Sie versicherten, daß meine Worte wie erregender Moschus duften, habe ich Ihnen gegenüber nie irgend welche Künste angewendet; nur liebe ich nicht die Naivetät.“

„Sie sind sonderbar!“

„Aber sehr logisch. Die meisten Frauen sündigen, üben Verrat an der ehelichen Treue aus bloßer Naivetät. Dank ihnen ist jede verbotene Frucht reizlos oder bitter. Gewöhnlich spielt sich der Roman in folgender Weise ab: Der Mann attackiert, die Frau nimmt den Kampf auf. Nach jedem Ansturm verfällt sie in Trübsal, nach der endgiltigen Eroberung

packt sie die Verzweiflung. Voller Kühnheit fordert sie beim Zweikampfe ihren Gegner heraus, aber wenn dieser sie verwundet, beginnt sie zu weinen und ruft aus: „Ach, ich wußte nicht, daß die Pistole geladen war! . . .“ Sagen Sie mir, gnädige Frau, verlohnt es sich der Mühe, mit einem Knaben Schützenspiele aufzuführen, der der Meinung ist, in dem gegen ihn gerichteten Flintenlauf stecke nur ein Brotkugelnchen? Verlohnt es sich der Mühe, in eine Frau verliebt zu sein, die da glaubt, die Liebe fange mit Seufzern vor Zeugen an und endige mit Seufzern beim Tête-à-Tête? . . . Auf den Schlachtfeldern des Lebens sind es gewöhnlich die Wachteln, die den Habichten zum Opfer fallen; diese stürzen mit um so größerer Sicherheit auf ihre Beute hernieder, als sich dieselbe der Gefahr, der sie sich aussetzt, nicht bewußt ist . . . Es giebt geduldete Unschuldsräuber; ihnen geraten Pensionärinnen, emanzipierte Damen, Frauen alter Männer in die Hände und zwar meist nur aus dem Grunde, weil sie nicht wissen, daß der Kuß in der That ein Verlangen und nicht die Befriedigung dieses Verlangens ist, daß der Mann sich selten damit begnügt, die verschiedenen Weine zu versuchen; er ist ein Trunkenbold, der die Becher mit dem berausenden Inhalt in einem Zuge leert . . .“

„In welchem Zusammenhang steht dies alles zu mir, zu meiner Person?“

„In einem ganz unmittelbaren. Wie leicht könnte ich Ihnen Ihr Herz entwenden, aber ich will es nicht. Sehe ich, daß eine Frau unter dem Einfluß einiger warmer Worte bereits schwankend wird und eines Opfers fähig ist, über das sie später erröten und Gewissensbisse empfinden würde, so ziehe ich mich zurück. Nur ein Minderjähriger stellt, wenn er hundert Rubel braucht, einem Wucherer eine Quittung über tausend Rubel aus. Die Frauen, die ihre Männer im Waggon oder auf dem Schiffe verraten, sind oft die treuesten und können für Alltagsmenschen Reiz haben. Ich für meinen Teil würde nur die Frau lieben und auf dem Pfade der Liebe bis an's Ende begleiten, die sich sehr wohl dessen bewußt wäre, wo sie geht, und nicht mit Neue auf den einmal eingeschlagenen Weg zurückblickte . . . Sie gerade sind keine von jenen Frauen.“

„Es sind nun schon ein paar Jährchen, daß mich Mutter Natur so gebildet; Sie können mich schwerlich umbilden!“

„Sie haben sich in der That selten anders betrachtet als durch einen Spiegel, gnädige Frau. Wenn Sie das Stückchen Karotte auf meinem Barte interessierte, so gab ich meinerseits auf jedes Ihrer Worte Acht, beobachtete Ihr Lächeln, die Veränderungen in Ihrem Gesichtsausdruck. Ließen Sie sich nicht während jenes Ausflugs, auf dem ich

mich so lächerlich gemacht, von Ihrem Vetter hofieren? Dieser junge Mann log wie ein Höfling. In seinem Uberschwang verglich er Sie mit der Zmichowska*), obgleich in Ihrem Charakter ebenso wenig Poesie liegt wie in den Versen, die Sie damals für das Album Ihrer Cousine dichteten. Sie aber waren ihm für das Kompliment herzlich dankbar, denn Sie küßten Ihren Gemahl, der während dieser Schmeicheleien hinzugekommen war, mit gar zu stürmischer Leidenschaft. Da sah ich wieder so recht, wie viel honigsüße, parfümierte Worte eine intelligente Frau vertragen kann und wie gern sie sich Weihrauch, selbst minderer Qualität, streuen läßt . . . Nach der Art, wie Sie die Schmeicheleien quittierten, und den zärtlichen Blicken besagten jungen Mannes schien es, als ob seine Belohnung nicht allzu lange werde auf sich warten lassen und er nur eine günstige Gelegenheit abzupassen brauche. Als er Sie am Abend bat, doch etwas länger mit ihm auf der Terrasse zu bleiben, antworteten Sie ihm: „Ich habe vor dem Priester eheliche Treue geschworen, ich will nun nicht vor dem Monde Liebe versprechen.“

„Sie hatten uns gehört?“

„Ja, vom Balkon aus . . . Ganz enttäuscht kam bald darauf Ihr Vetter zu mir auf das Zimmer, das wir gemeinsam bewohnten, und murmelte in wahrhafter Verzückung: ‚Welch göttliches Weib!‘ Ich aber widersprach ihm. ‚Sie ist gar nicht göttlich,‘ sagte ich, ‚im Gegenteil, nur allzumenschlich; denn sie knüpft das Netz der Liebe in so lockeren Maschen, daß sich diese beim bloßen Berühren sofort lösen.“

„Was hätte ich nach Ihrer Meinung sonst thun sollen?“

„Sie hätten ihm offen in's Gesicht sagen sollen: ‚Sie heben mich wahrscheinlich deshalb so sehr in den Himmel, damit ich beim Herabgleiten von dieser Höhe um so leichter das Gleichgewicht auf Erden verliere. Das reicht wohl für Ihr loses Gewissen hin, mir aber bietet es nicht genügend Sicherheit,‘ oder ihm ganz nüchtern, ohne jegliche Scham, einfach gestehen: ‚Ich liebe dich!‘“

„Aber ich liebte ihn ja gar nicht.“

„Sie liebten ihn so wenig wie jenen Künstler, dessen Zaubergeige Ihre Sinne berauschte, noch jenen Schriftsteller, welcher Ihnen bei jedem Schritte einen Teppich unter die Füße breitete, der aus farbenprächtigen, Slowachi**) und Mustet entlehnten Epitheta gewebt war. Sie liebten Keinen, weder diese, noch andere Anbeter, noch . . . mich. Sie wurden nur durch all diese Verehrer in einen angenehmen Halbtraum versenkt, der der er-

*) Polnische Schriftstellerin, berühmt durch ihre Romane und schmungvollen Poesien.

**) Polnischer Dichter, Zeitgenosse Mickiewicz'.

regten Einbildungskraft alles gestattet und nichts bestraft. Die Welt verlangt von euch Frauen Rechenschaft über euren Körper, über eure Seele läßt Sie euch freie Verfügung. Auf den ersten giebt sie ein Recht dem Gatten, die zweite gestattet sie den Freunden in ihren Mannkreis zu ziehen. Eure Herzen sind nichts als öffentliche Wiesen, auf denen der edle Weidmann Beute finden, aber auch das simple Kind sich vom Grafe nähren kann.“

„Mein Herz ist eine solche Wiese?“

„Sie erbleichen vor Entrüstung darüber, daß ich es wage, Sie dergestalt zu beurteilen. Nein, ich behaupte keineswegs, daß es eine solche sei. Aber, nebenbei bemerkt, bin ich glücklich, auch meinerseits Schatten auf die Stirn einer Frau heraufbeschworen zu haben, die sich noch vor ein paar Minuten rühmte, das grellste Licht vermöchte nicht ihre Augen zum Schließen zu bringen. . . . Wissen Sie, gnädige Frau, weshalb Sie die Wahrheit aus meinem Munde so sehr wünschten? Weil Sie hofften, daß ich Ihnen ein in aller Demut gewundenes Bouquet von Schmeicheleien zu Füßen legen würde, um dafür ein berückendes Lächeln einzuhemsen. Bisher waren Sie gewöhnt, zwischen Kolonnen von Bewunderern hindurchzuschreiten, deren serviles Geflüster Ihre Schritte begleitete, und nun sind Sie ungehalten darüber, daß der Letzte Einer Ihren Siegesmantel mit Dornen ritzt. Das wußte ich. . . . Nein, sagen Sie, was Sie wollen, die junge und schöne Frau eines alten, gebrechlichen Mannes, die nicht infolge ihrer Tugend, sondern lediglich infolge der Schwäche der auf sie gezielten Angriffe der Gefahr entrinnt, ist nicht fähig, der Wahrheit Geschmack abzugewinnen!“

„Genug, mein Herr, das ist eine Beleidigung!“

„Sie geben also vor, Ihre Festigkeit und nicht die meine, hat Sie soeben von einem gefährlichen Schritte abgehalten? Weshalb ersehnten Sie dann so sehr die Ankunft Ihres Gatten? Nein, gnädige Frau, ich war es, der Kraft gezeigt; denn ich hatte nicht nur Ihrer eigenen Versuchung, sondern auch meinem ungestümen Verlangen zu widerstehen.“

„Die Temperatur Ihres Verlangens hat wohl nicht nötig, erst noch abgekühlt zu werden.“

„Sie irren, gnädige Frau. Wenn ich Sie anblicke, so läßt ein Fieberschauer meine Nerven vibrieren.“

„Vor Abneigung?“

„Nein, vor Leidenschaft.“

„Trotz Allem, was Sie mir vorhin gesagt?“

„Haben meine grotesken Sprünge während meines Kampfes mit Hund und Bienen Sie davon abgehalten, Ihre Blicke auf mich zu lenken? . . .

Übrigens behauptete ich keineswegs, daß Sie unfähig wären, auf die Sinne zu wirken."

"O, dafür giebt es Berufsdamen, mit denen ich nichts gemein habe, mit Ihrer gütigen Erlaubnis!"

"Ich verstehe diesen Einwurf, wie ich die anderen verstanden habe. Derjenige, welcher die Wahrheit sagt, führt gewissermaßen durch das Ohr des Zuhörers eine Distel. Aber ereifern Sie sich nicht, gnädige Frau; ich will durchaus keine beleidigenden Vergleiche ziehen. Allein, da ich glaube, daß der Mann die Frau mit den Sinnen liebt . . ."

"Eine jede Frau? Gleichviel welche?"

"Gleichviel! Ich bestreite wohl nicht, daß er Geist, Vornehmheit oder jede andere Eigenschaft bei einer Frau schätzen mag; aber dies ist dann nichts weiter, als die Achtung des menschlichen Wesens vor dem menschlichen Wesen, nie jedoch die Liebe des Mannes zu der Frau . . . Können Sie sich vorstellen, daß der Mann eine Frau liebt, von der er überzeugt ist, daß sie wohl klug und ehrenwert, aber außergewöhnlich häßlich ist? Das ist ebenso unnatürlich, wie wenn jemand für eine elende Barockschwärmi, weil sie eine Bibliothek und eine Gallerie enthält."

"Weshalb werden alsdann die intelligenten und ehrbaren Frauen mehr geliebt?"

"Aus dem einfachen Grunde, weil ein prächtiges Gebäude größeren Wert hat, sobald es eine Bibliothek oder ein Museum birgt! Aber der architektonische Wert, der bei den Frauen sehr maßgebend ist, hängt nicht von diesen Nebensächlichkeiten ab."

"Dieser Wert gefällt Ihnen also an mir?"

"Ja. Übrigens weiß ich die subtilsten Elemente Ihres Wesens zu würdigen, nur bewundere ich sie alle mit meinen Sinnen."

"Ach, immer und immer wieder die Sinne!"

"Warum sollte ich es leugnen? Ich habe diese Impulse nicht von der Natur verlangt, ich empfang sie von ihr so wie sie allen Männern zu Teil wurde. Nach dem Beispiele der Anderen hätte ich Ihnen sagen können: Ihr Geist, Ihr Gemüt, Ihr Taktgefühl und so weiter rößen mir besondere Achtung ein. Dies wäre eine Lüge gewesen . . . Wissen Sie, wann Amerika entdeckt wurde? Helfen Sie den Armen? Kennen Sie Milton? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß Ihre Augen leuchten, daß Ihre Nasenflügel vor Erregung beben, daß Ihre Lippen anziehen, und daß Ihre ganze Erscheinung von Reiz und Grazie umflossen ist. Man müßte direkt unempfindlich sein . . ."

„Weshalb lieben Sie mich dann nicht . . . wenn auch auf Ihre Weise?“

„Ich liebe Sie ja auf meine Weise.“

„Und Sie verlangen kein Opfer?“

„Nein. Weil Sie dieses Opfer unbewußt brächten und es dann bitterlich beweinen möchten.“

„Ich will nicht mehr, daß Sie mich mit einem Kinde vergleichen.“

„Nun, so sagen Sie mir, wie würden Sie dies mit Ihren Pflichten als Gattin in Einklang bringen?“

„Mit meinen Pflichten? Ich liebe meinen Mann nicht.“

„O, gnädige Frau, Gleichgiltigkeit dem Gatten gegenüber ist in den meisten Fällen bei den Frauen das Resultat und nicht die Ursache des Treubruchs. Mehr als Eine würde empört sein, wenn sie im Moment, da sie sich auf den Ball begiebt, sagen hörte, daß sie ihren Mann nicht liebe, aber schon bei der Rückkehr wird sie einer Freundin beichten, daß sie ihn niemals geliebt. Eine derartige Umwandlung kann bei der Frau durch einen mit einem liebenswürdigen jungen Mann getanzten Walzer oder eine Mazurka hervorgerufen werden.“

„Warum gehen Sie in Ihrer Grammatik über das weibliche Herz nicht logischer Weise bis an's Äußerste? Warum sagen Sie ‚in den meisten Fällen‘, ‚mehr als Eine‘? Setzen Sie dreist dafür: ‚Zimmer‘, ‚Jede‘. Die Regel wird dadurch absoluter, ohne darum nicht weniger absurd zu sein.“

„Sie wäre dann nur absurd; denn ich kenne Ausnahmen, und diese will ich nicht unterdrücken.“

„Woher haben Sie all Ihre Erfahrungen geschöpft? Vielleicht aus . . . der Tiefe?“

„Im Gegenteil. Ich sammelte sie auf den Höhen. Ich begegnete vielen Ehen, die der Form nach dauerhaft, materiell gesprochen aber sehr locker waren. Ich sah Ehepaare, die Büchern glichen, welche, obgleich verschiedenen Inhalts, nur von einem einzigen Buchbinder: dem Priester ‚gebunden‘ werden können. Sie scheinen zusammenzugehören und tragen in goldenen Lettern den Gesamttitel: ‚Ehe‘. Wenn sie aber ein aufmerksamer Geist näher prüft, so wird er bald dahinterkommen, daß diese Bücher dem Sinne nach nicht übereinstimmen, daß sie ganz gut getrennt und in neue Kombinationen gebracht werden könnten. Glücklicherweise existiert aber die Lüge . . . Sie sagen, Sie lieben Ihren Gatten nicht, aber bis heute sind Sie in den Augen der Welt eine treue Gattin geblieben, Sie werden es weiter bleiben, wenn niemand Ihre Weichte hört oder sie in die Öffentlichkeit bringt. Wovon ist somit der Bestand Ihrer

Ehe abhängig? Von der Lüge. Enthüllen Sie heute Ihrem Gatten ohne Umschweife Ihre tiefsten Gedanken, so hat er Sie morgen bereits verlassen. Die sorgsamten Mütter wissen gar wohl, was sie thun, wenn sie ihre Töchter an eine regelrechte Verstellungskunst gewöhnen.“

„Wie Sie meine paar unklugen Worte ausbeuten!“

„Ich beute Ihre Worte aus? Wozu? Ist mir Ihre üble Laune etwa angenehm oder von Nutzen? Nicht ich bin grausam: die Wahrheit ist es, die Sie so sehnlich von mir zu hören wünschten . . . Aber trösten Sie sich, indem Sie das Rezept, das allen Frauen die gleichen Rechte giebt, ebenfalls anwenden. Wann lügen die Frauen nicht? Die Naivetät, die Liebe, die Mutterschaft, alles bereit zur Lüge! Nach so viel Jahrhunderten ununterbrochener Vererbung bringen Sie diesen Gang wie einen Instinkt mit auf die Welt. Sehr oft ist es keine wohlbedachte Heuchelei mehr, sondern eine unbewusste Gewohnheit. Ein gewiegter Verführer versicherte mir, daß seine verheiratete Freundin einen Nervenanschlag bekam — nach einem hundertsten Rendezvous — als sie erfuhr, daß ihre Schwester nicht erst die Hochzeit abgewartet hatte, um ihrem Bräutigam ihre Liebe zu beweisen. Eine hüßende Magdalena allein würde sich nicht für würdig halten, den Stein auf die anderen Sünderinnen zu werfen.“

„Sie sehen es lieber, daß sich das Laster in seiner ganzen Nacktheit Allen offenbart?“

„Ich verlange von ihm höchstens, daß es sich nicht für eine Tugend halte, daß es nicht schamlos und dumm sei. Das einzig Tadelnswerte bei einer Frau, welche sündigt, ist meiner Ansicht nach die Lüge!“

„Sie können nun einmal nicht korrigieren, ohne Peitschenhiebe zu versetzen . . . Im Verlaufe einer kaum halbstündigen Konversation haben Sie wahre Höllenschlünde um mich aufgethan; nun lassen Sie mich schwankend auf dem Gipfel eines Felsens, von welchem ich keinen Abstieg auf sicheres Terrain finden kann, zurück, und machen sich über einen Fehler lustig, um dessentwillen ich geglaubt, daß Sie mir Ihre Arme öffnen werden. Hätte ich mich nicht durch jene paar Worte verraten, so könnte ich wohl jetzt über jene Fuchtel voller Sophismen lachen, die eigens zum Gebrauch für die Frauen präpariert worden ist . . . Nach Alledem ist es kein gar zu großer Triumph, mir die Sinne verwirrt zu haben; ein Glas edlen, schweren Weines hätte dieselbe Wirkung erzielt. Ich werde meiner Sinne schon wieder Herr werden.“

„Ich hätte gewünscht, Sie wären ihrer sofort ‚Herr‘ geworden. Jetzt werde ich Sie verlassen müssen, ohne Sie davon überzeugt zu haben, daß ich Sie liebe.“

„Auf Ihre Weise, nicht wahr?“

„Befentlich auf meine Weise.“

„Mein lieber Freund, Sie denken da wie ein Känguruh, das seinen Schwanz, auf den es sich setzt, nicht für einen Schwanz, sondern für einen Flintenkolben hielte . . . Nennen Sie Ihre sentimentale Anwandlung alles Andre, nur nicht Liebe; denn dann müßte ich Sie nur herzlich auslachen. Nehmen wir an, sie sei die Laune eines, an alle gymnastischen Übungen gewöhnten Geistes — aber sicherlich ist sie nicht der begeisterte Aufschwung eines Herzens oder eines edlen Temperamentes!“

„Dennoch ist sie die wirkliche Liebe; denn sie basiert auf den Sinnen.“

„Mein werter Herr, die Sinne sind blind, und Ihre Liebe schließt — selbst wenn sie schlummert — nicht die Augen.“

„Was würden Sie, gnädige Frau, von einem Manne halten, der die Florentinische Madonna einfach, weil sie ihn begeistert, aus der Gallerie Pitti stähle und sie in sein Schlafgemach hienge. Sie würden sagen, daß bei ihm der Dieb den Aesthetiker besiegt habe. Ganz so handelt der Mann, der in die Frau eines Freundes verliebt ist und sie verführt. Passen Sie auf, gnädige Frau: Eva ist gleich Adam in erster Linie ein menschliches Wesen, das heißt, sie kann die dem menschlichen Geschlecht eigentümlichen Eigenschaften besitzen, sie kann gelehrt, wohlthätig, sitzsam zc. sein; aber dann ist sie Weib, wie Adam Mann ist, das heißt fähig, auf das andere Geschlecht einen materiellen Reiz auszuüben. Die häßliche Frau oder vielmehr diejenige, die mir nicht gefällt, ist für mich ein menschliches Wesen; die schöne Frau oder die, die mir gefällt, ist das Weib. Und der Mann, ich wiederhole es, liebt das Weib mit den Sinnen. Wer etwas Anderes behauptet, lügt — bewusst oder unbewußt. Sie selbst können als überzeugendes Beispiel dienen. Sie sind von einer Menge von Anbetern umschwärmt. Übertragen wir einmal Ihre moralischen und intellektuellen Eigenschaften auf eine Matroue oder einen Mann. Werden dann Alle, die heute Ihre Geistes- und Herzensvorzüge preisen, bei Ihnen ausharren? In meinen Augen wären Sie dann, ich gestehe es, nur ein Durchschnittsmensch, während ich Sie als Frau ungemein hochhalte. Allein ich bin im Stande, ein schönes Gemälde, ein Meisterwerk der Kunst oder Natur rein zu bewundern, ohne den Hintergedanken zu haben, es seinem Besitzer zu rauben. Ich hätte wohl Lust, es ausschließlich zu besitzen wie jene florentinische Madonna, von der ich soeben sprach, aber kann ich nicht gegen dieses Verlangen ankämpfen? Einer Million von ästhetischen Genüssen an die Seite gestellt, ist ein Augenblick rohen Vergnügens so wenig, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, ein hinterlistiger Dieb zu sein, eine

Frau unglücklich zu machen, ihrem Gatten das Leben zu vergällen, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, eine ganze Familie zerstört zu haben.“

„O, welch ideale Auffassung!“

„Nein, nur eine vernünftige. Seien wir logisch. Während der Dauer meines Lebens können mir ungefähr dreißig Frauen gefallen — soll ich darum dreißig Ehemänner hintergehen? Wenn ich so ideal wäre, so würde ich auf jedes Gefühl außerhalb der Ehe verzichten, oder ich müßte lügen, sagen, daß ich nur meine Frau bewundere, während ich im Geheimen mit jeder flirtete. Dies wäre eine ehrenvolle Heuchelei, deren ich mich nicht für fähig halte. Ich bin nicht unempfindlich, ich lasse es auf menschliche Weise sehen und glaube nichts Böses zu thun, wenn ich nicht ganz und gar in meiner Frau aufgehe. Ich finde an der Gesellschaft anderer Frauen großes Vergnügen. Manchmal wallt mein Blut wohl auch leidenschaftlich auf; aber wozu dient denn die Vernunft, wenn nicht dazu, Unfälle zu verhüten?“

„Nichtsbestoweniger behaupteten Sie vorhin, Sie würden eine Frau, die sich ihrer Handlungsweise bewußt wäre, auf dem Pfade der Liebe bis an's Ende begleiten . . .“

„Ja, ich meinte, wenn sie unabhängig ist, oder wenn sie — verheiratet — den Mut besäße, alles ihrem Gatten zu gestehen.“

„O, du mein lieber Gott! Sie wären im Stande, die Welt umzustürzen mit der Art, wie Sie die Wahrheit auffassen! Das ist schon Fanatismus, der nicht mit den wirklichen Lebenslagen rechnet. Sie wollen, daß eine Frau, Mutter vielleicht von Kindern, an denen ihr ganzes Herz hängt, ihrem Manne ihre Liebe zu einem anderen gesteht, daß sie ohne zwingende Notwendigkeit zwei Familien auseinanderbringt, durch ihre Offenheit tötet, was dank ihrer Verschwiegenheit in Frieden hätte leben können? Nein, das ist eine Verordnung für Wahnsinnige! Andererseits werden Sie wohl nicht in Abrede stellen, daß zwei Wesen einander lieben, zu einander hinstreben können, daß sie ein gemeinsames Leben wünschen, und wenn sie nicht frei sind — geheime Zusammenkünfte ersehnen dürfen.“

„Das ist wieder etwas Anderes: Die Liebe zwischen einem verheirateten Manne und einer verheirateten Frau, die sich durch die Vernunft nicht bezwingen läßt, und deren Rundgebung dennoch die Pflicht verbietet, ist eine Art Mißgeschick — und jedes Mißgeschick hat seinen besonderen Kodex, nämlich den der Verzweiflung.“

„Darüber reden wir ein anderes Mal.“

„Nein, ich danke.“

Autorisierte Übertragung von Laura Feil.





Das Erzieherische der Studie.

(Ein Nachklang von der Frühjahrs-Ausstellung der Münchener „Sezession“.)

Von Alfred Georg Hartmann.

(München.)

Der Wert der Studie, der flüchtigen Niederschrift einer schöpferischen Begeistigung, wie man sie auch schon treffend genannt hat, ist erst in unseren Tagen in seiner ganzen Tragweite erkannt worden. Man hat sie früher nicht in dem Maße als Selbstzweck genommen wie heute (lediglich um einem inneren Drängen zu genügen), sondern mehr als ein schwer zu umgehendes Hilfsmittel, als eine Art Vorstufe zu einer größeren, weiter und klarer herauszuarbeitenden künstlerischen Aufgabe. Darin liegt der große Unterschied. Während man in anderen Zeiten, wenn eine Studie gemalt oder gezeichnet wurde, fast immer einer Bild-Idee zu Liebe thätig war, sieht man heute die Studie als etwas vom eigentlichen Bild völlig Getrenntes, als eine Kunst-That für sich an. Der Zweck der Studie weist heute nicht mehr über ihre Grenzen hinaus, das ist es. Wenn sich heutigentags Einer vor die Natur setzt, um irgend etwas — sei es nun einen Landschafts-Komplex oder auch nur einen einzelnen Baum — mit raschem Strich auf seiner Leinwand festzuhalten, so handelt es sich dabei gar nicht um die Frage einer balderen oder späteren Verwendbarkeit des Motives, sondern lediglich darum, der Begeistigung, der augenblicklichen Freude am geschauten Natur-Objekte den kunstentsprechenden Ausdruck zu geben. Diese ideale Zwecklosigkeit der Studie, wenn man so sagen will, die ihr allein schon — in vielen Fällen wenigstens — ein weit künstlerischeres Gepräge giebt wie dem fertigen Bildwerk, betonte im 19. Jahrhundert als Erster in Deutschland Menzel, dem, wo er immer war und was für Gegenständen er sich immer gegenüber sah, nichts Anderes am Herzen lag, wie seine überschwängliche Maler-Sehnsucht nach dem Individuell-Eigentümlichen in der Natur in nachschaffenden Formen zu befruchtigen. „Kunst die Übersetzung der göttlichen Schöpfungskraft in's Menschliche“ . . .

Wie weit das Interesse für die Studie heute mit dem erwachenden Sinn für deren litterarischen Bruder, für den Aphorismus, im Zusammenhange steht, kommt für uns hier nicht in Betracht. Wichtig ist nur, hier auf die formale Übereinstimmung beider Kunst-Gattungen hinzuweisen. Die Studie der Aphorismus der Malerei. Der Aphorismus die Studie der Dichtkunst. Man kann das Eine statt des Andern setzen. Daß mit dem Verständnis für die in ihrem Grunde ganz aphoristische Kunstwelt Nietzsche's dem Allgemein-Empfinden auch der eigentümliche Reiz der malerischen Studie erschlossen wurde — und umgekehrt, scheint mir aber außer Frage zu sein. —

Es liegt über der prima heruntergearbeiteten Studie ein eigentümlicher Hauch warmpulsierenden Lebens und frei sich auslebender Schaffensseligkeit. Das Andeutende, Zusammenfassende ihres Wesens stellt sie naturgemäß in direkten Gegensatz zum fertigen Kunstwerk. Wo die Studie eine Form nur in der allerprimitivsten Weise breit und derb, gleichsam nur mit der Fläche, anlegt, finden wir dort eine mehr oder minder ausgeglichene Sauberkeit, in der nicht selten auch der letzte urwüchsige Rest, der sich von der Konzeption her erhalten hat, vollends versinkt. Hier nur, vor der frischen, mit einer gewissen Gefühls-Naivität niedergeschriebenen Studien-Handschrift erhalten wir einen Einblick in die Schaffensart des Künstlers. Hier nur wird uns das Reich aufgethan, das uns so lange als ein so schwer zu lösendes Geheimnis gegolten. Wir lernen sehen und verstehen. Wie der Künstler das draußen kompliziert sich ihm Darbietende klar und einfach zu formulieren strebt, — wie ihn hier eine Bewegung oder zwei harmonisch, vielleicht auch direkt unverträglich sich gegenüberstehende Farbensfede, dort ein Lichtspiel, ein Meszger im Wasser, oder eine fern sich verlierende Tiefenräumlichkeit begeistern, den Pinsel zur Hand zu nehmen, das ist alles so ungemein interessant und anregend zu verfolgen, daß es für den aufmerksamen Schauer kaum einen größeren Genuß geben kann.

Mit der größeren Einfachheit, die der Studie Gebiet enger grenzt, geht eine größere Selbstverständlichkeit Hand in Hand. Wir finden in ihr nichts Erklügeltes, nichts Erklügeltes, nichts Raffiniertes oder Widerlich-Abstoßendes, sondern immer nur das ehliche Streben, die Natur — und immer wieder nur sie — in kondensierte, vereinfachte Farbenformen zu bannen. Unbefangen wie ein Kind steht der rechte Künstler immer der Natur gegenüber. Am kleinsten, unbedeutendsten Objekt, das für den gewöhnlichen Sterblichen gar nichts Absonderliches an sich hat, entdeckt er eine Welt von malerischen Feinheiten und künstlerischen Ruhepunkten. Er nimmt sie in sich auf, um sie, dem ihm innewohnenden Spieltrieb folgend, in künstlerischer Gestalt wiederzugeben, und hat keine höhere Sehnsucht, als die, sich ganz der Seele der Natur zu verschwiftern. Für ihn hat jedes Ding seine eigene Schönheit.

Darin — in der verdichteten und vereinfachten Wiebergabe der Wesensmerkmale eines Gegenstandes einerseits und in der begeisterten, in ihrem reinsten, unmittelbarsten Ausdruck auftretenden Natur- und Formenfreude andererseits — beruht die große erzieherische Bedeutung der Studie. Wir lernen darin nicht nur die Anschauung des Künstlers kennen, mit welchen Mitteln und wo er sich mit Vorliebe der Natur zu nähern pflegt, sondern es wird uns davor auch — und das will mir hier fast das Wichtigste dünken — auf dem denkbar einfachsten Weg eine Welt erschlossen, in der wir erst zum richtigen vollen Kunstgenuß heranreifen können: nämlich die Freude am malerischen Objekt, und mit der Freude am malerischen Objekt das Verständnis der künstlerischen Nuance in Farbe und Linie. Erst wenn unser Auge am einfachen Beispiel (in unserem Fall also an der Studie) herauszusehen vermag, wie dieser Ton in Harmonie gesetzt ist mit einem andern, wie hier ein Kopf, eine Gruppe, dort eine Stimmung, ein Licht, oder das Explosive einer starken Erregung vom Maler behandelt und in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt ist, erst dann werden wir, vor größere, reifere Kunst-Aufgaben gestellt, auch hier des Glückes der richtigen, verständnisinnigen Würdigung teilhaftig werden können.

Wenn wir nur erst einmal so weit sind, daß jeder davon überzeugt ist, daß es beim Kunst- wie beim Naturgenuß nicht auf die Ausdehnung, sondern immer nur auf die Befeehlung, auf die Vergeistigung der sich vor uns ausbreitenden Fläche ankommt, so haben wir schon einen großen Schritt zu einer verfeinerten künstlerischen Lebensauffassung vorwärts gemacht.

Noch einmal: wir müssen aus der Studie vor Allem die große, schaffensfrohe Natur-Liebe herauslesen, die den Künstler zur Gestaltung getrieben, und dann fortschreitend den Einzelheiten, wie der Behandlung eines Kopfes, eines Armes zc. nachgehen. Dann erst wird uns alles gegeben werden, was ein Kunstwerk zu verschenken hat. Es wird uns Schönheit um Schönheit und damit, auch am scheinbar Unbedeutendsten, eine wahre Überfülle von Kunstwert erschlossen werden, eine Überfülle von Kunstwert, die wir früher vielleicht im besten Falle nur ahnten. Und so wird schließlich unser Verharren, unser liebevolles, seelenoffenes Eindringen in diese eigenartige, spröde und eben darum so reizvolle Kunstwelt noch mit dem höchsten und schönsten Lohn gekrönt werden, der jeder ernstern Arbeit an der eigenen Innen-Kultur beigegeben ist: es wird, indem wir uns so eng mit der Kunst verbinden, ein Strahl ihres Lichts auch in unser eigenes Dasein fallen.



Aphorismen.

Von Franz Bruch.

(Berlin.)

Majestätsbeleidigungen werden selten öffentlich ausgestossen; schon deshalb sollten Fürsten das freie Wort lieben.

Kein Opfer, das man bringen muss, ist so schmerzlich wie ein Opfer des Intellektes.

„Wer nie sein Brot mit Thränen ass“, der kennt nicht die — sozialen Mächte.

Es giebt leider auch eine Geschäftswohlthätigkeit.

Nichts leih man sich so häufig unbewusst von Anderen, als deren Brille.

Auch im Kampfe um's Dasein wirft sich mancher platt hin, um der Hungerkugel zu entgehen.

Den Glauben an einen Gott dekretieren zu wollen, ist unvernünftig; deshalb war es auch ein Hohn, die „Göttin“ der Vernunft zu proklamieren.

Der Feinfühlige gilt oft merkwürdiger Weise für teilnahmslos und der Caktlose für teilnehmend.

Auf den Höhen der Macht weht der eisigste Wind.

Jeder Wahrheitforscher empfindet eine Zeit lang Cantalus-Quafen.

Der Schwatzhafte gleicht einem modernen Warenhause.

Jede Verleumdung ist schliesslich unlauterer Wettbewerb.

Die Gelzigen sind in einer Beziehung zu beneiden: In ihrem unerschütterlichen Glauben an das eigene lange Leben.

Auch Züge des Herzens können entzweien.

Die geistige Entmannung ist oft die Endstation der Lebensfahrt.

•

Wer den Idealismus nicht kennt, ist ein armseliger Cagelöhner.

•

Mancher liebt an seiner Überzeugung wie ein Minister an seinem Portefeuille.

•

Wer der Menschheit nützt, schadet den Machhabern.

•

Nicht jeder Dulder nützt der Menschheit; das wissen die Machthaber sehr gut, die den Nazarener als Vorbild hinstellen.

•

Dass es immer Menschen giebt, die dem Menschentum in's Gesicht schlagen, darin liegt die ganze Tragik des Menschengeschlechts.

•

Die Meisten sträuben sich gegen den Kulturfortschritt aus — Egoismus.

•

Einen Charakter ändern zu wollen, ist die grösste Sisyphus-Arbeit.

•

Es giebt Maler, die mit dem Pinsel, und Schriftsteller, die mit der Feder stottern.

•

Blasiertheit ist die Armut der Satten.

•

Der Witz ist der Cummelplatz des Geistes.

•

Der Omnivore ist eigentlich das grösste Raubtier.

•

Auch in manchen Strömungen des Geistes kann man untergehen.

•

Die lügenhafte Reklame im grossen Stille wird von der heutigen Gesellschaft geduldet; man lässt eben auch die grossen Betrüger laufen.

•

Die heutige Gesellschaftsordnung gleicht auch darin manchem Krüppel, dass sie ein zu langes Leben hat.

•

Nur wer kraft eigenen Verdienstes auf den Höhen der Menschheit wandelt, darf auf die Andern stolz herabschauen.

•

Gegen die Kammerdiener sollten öfters die Kammerjäger gerufen werden.

•

Liest man von einer „raschen Justiz“, so empfindet man ein Grauen; es giebt keinen Fall, wo die Rechtssprechung nicht so langsam wie möglich stattzufinden hätte.

•

An der Machtfrage zerschellt das Glück ungezählter Menschen.

Es giebt noch andere Motive für den Dichter als immer und immer wieder die Liebe.

Der Streber verliert leicht die Balance des Charakters.

Schmeichelei ist der Egoismus des Charakterlosen.

Eitelkeit ist der Egoismus des Choren.

Man sollte öfters in die Kirchen gehen, um die Menschenseele zu studieren.

Nicht der Glaube, sondern die Hoffnung, macht die meisten Menschen selig.

Auch der Mensch in seiner Aufwallung wirft Blasen wie das kochende Wasser.

Es fragt sich, ob die Frömmigkeit häufiger Selbstbetrug, oder Betrug gegen Andere ist.

Die Religionskriege sind der grausamste Witz der Weltgeschichte.

Auch die Inventur seines geistigen Lagers sollte man von Zeit zu Zeit aufnehmen.

Da das Leben der einzelnen Menschen, unbeschadet aller sonstigen Gleichberechtigung, doch einen verschiedenen Wert besitzt, so ist der Schluss, dass der, welcher einem Anderen das Leben nimmt, allein deswegen auch sein eigenes verwirkt habe, ein ungeheurer Denkfehler.

Mit der Beseitigung des Egoismus wäre die soziale Frage gelöst.





(Ausstellungen. — Feste. — Bauten.)

Aufrichtig hat die literarische und künstlerische Welt den Tod Conrad Telmans noch heute zu beklagen — und zwar direkter wie indirekter Weise. Seiner Witwe ist er nämlich so sehr zu Herzen gegangen, daß die Angestammte nun uns auf die Knieen geht. Der bekannten Molerin Hermine von Preuschen ist er sozusagen zum Verhängnis geworden, daß sie denn auch kürzlich mehr oder weniger verhängt und verschleiert, mit vollendeten und auch „unvollendeten“ Bildwerken im Kunstverein und (barnach) im kleinen Raim-Saale hier ausgestellt hat. Zum Verhängnis! Denn, was schon bisher leider nur immer Mors der Imperator all ihrer „lebenden Bilder“, so stellen ihre Werke heute nun vollends das in diesem Zeichen wild gewordene „Stillleben“ dar. Sie muß wirklich eine furchtbare Frau sein, diese tragische Hermione — nach dem wenigstens zu urteilen, wie sie malt und was sie nebenher auch noch dazu dichtet. Etwas völlig Unkultiviertes liegt ganz offenbar in der unheimlich dramatischen Behemung ihrer reanotierten Psyche, und es ist schwierig, in einer solchen Ausstellung, inmitten all der ernstgläubigen Gesichter und einer andachtsvollen Gemeinde vertrauender Laien-Gemüter seinen soliden bürgerlichen Ernst sich zu bewahren. Je länger wir in dieser Prostration (wie wir „Ausstellung“ hier zur Abwechslung einmal übersehen möchten) aermelten, desto heiterer wurden wir: „die bescheidene und anspruchslasse Künstlerin“ mit ihrer „Lebenssp hing“, und ein ganz klein wenig auch die 5 bis 12 000 — Schweinchen ihrer „Kirke“ hatten es uns angethan. —

Auch sonst war an „Ausstellungen“ in den letzten Wochen kein Mangel und gerade mit bildender Kunst wohlrich nicht eden gefarkt, hier in München. Und natürlich stand lunge im Mittelpunkt des Interesses die Frühjahrsausstellung unserer Königl. bayerischen „Sejessian“, die ihren „vor sacrum“ wieder am Königsplaze ausgeschriebem hatte. Anlässlich ihrer hat an anderer Stelle schon unser Mitarbeiter Herr Mr. Gg. Hertmann über das „Erzieherische der Studie“ sich eingehender verbreitet. Nur freilich will uns zugleich bedünken, daß neuerdings und nachgerade schon mehr die Frage ernstlich mit aufzuwersen wäre: wohin uns all dieses Skizzenwesen, das als Durchgangsmoment gewiß von nicht zu unterschätzender Bedeutung bleibt, wohl noch führen solle, und ob es nicht doch endlich an der Zeit wäre, auch wieder einmal von der Studie auf die geschlossene Bildwirkung sich zu besinnen und zu reiferer Weltanschauung aus all dem Flirt einer Schau-Geschicklichkeit sich energisch zu sammeln. Keinen Augenblick wollen wir den Vorzug dieser Frühjahrsveranstaltungen der „Sejessian“ irgend verkennen, der ganz zweifellos darin besteht, daß wir hier zur Abwechslung das junge Volk statt aufmarschieren sehen und wenigstens ein mal im Jahre auch den frischen Nachwuchsvor unseren kritischen Augen Reue passieren lassen können. Und man muß — nach dem, was sich uns an Eindrücken diesmal unwillkürlich aufdrängte — sogar noch sagen: Sie können heutzutage ganz unheimlich viel, eben diese Jungen, und zwar schon in dem, was sie nur Skizze und Studie nennen! Aber fragen wir uns: Was soll nun aus all dieser Kunst werden, wo will es mit dieser hochentwickelten Kunstfertigkeit und Gewond-

heit (oft in allen Kunstarten, Genre's und Formen) schließlich wohl hinaus? — dann ist das Latein leider gar bald zu Ende. Ja, selbst bei den älteren „Reisern“ sind schwermüthige Betrachtungen — ungeachtet aller Jubelhymnen und Lobespfeilern über die Einzel-Werte und -Resultate — nachgerade nicht mehr von der Hand zu weisen, beginnen sich doch Führer und Vorbeter der Gemeinde, wie Franz Stud, Fr. van Ude, Albert von Keller, neuerdings bedenklich genug schon im Kreise zu drehen. Wirklich ist auch der Stillstand — trotz Jügel-Schulen und Neulands-Eroberungen eines Schramm-Zittau wie Anderer — auf der ganzen Linie ein auffälliger und völlig unverkennbarer. Wir dürfen das schon einmal aussprechen — wir, die wir die Jahre 1893—1898 seinerzeit mitkämpfend erlebt und genossen haben. Und da nußt es auch rein gar nichts, jede neue Veranstaltung immer wieder als die beste aller bisher dagewesenen localpatriotisch zu begrüßen: hier heißt es „Heraus mit dem Fleberwisch!“ und muß wohl aber übel auch einmal Farbe bekannt werden. Nun, wir werden ja sehen, wie wir in diesem Sommer mit unseren Münchnern hier, wie andernorts, abschneiden werden. —

Aus den letzten Waghenausstellungen unseres reformierten Kunst-Vereins gälte es, unter den Namen Hoff, West, Eberstein, Liehmann, Alf. Bachmann, Kempter, von Kumm, Roester, Kocicz, Bissenroth, Belanyi, den Namen Beyrer jun. hier besonders herauszuheben, je seltener man dort leider schon bildhauerische Arbeiten, zumal als Sonder-Kollektion, zu sehen bekommt. Der Eindruck der diesmal ausgestellten Werke blieb vor Allem der einer strengen Geschlossenheit, einer ganz eigenen persöhnlichen Formensprache und straff zusammengefaßter, vielfach spezifisch-architektonischer Grundstimmung. Gerade aber die anderen Denkmals-Entwürfe von Beyrer's talentreicher Hand: das Bonner Monument, der Neuburger Sieges-Brunnen, der Tafelschmuck für das Offizier-Korps, die Brunnenperme und das Grabrelief, zeigen unseres Dafürhaltens mehr innere Freiheit und glücklicheren Feinsinn als der berühmte Entwurf zum Straßburger Goethe-Wettbewerb, dessen Hauptstatue allerdings durch jugendliche Frische, vornehme Größe und geistige Bedeutung in der Auffassung der elastisch-schlanken Figur, inmitten all der Stilisirer-Neigungen des Künstlers angenehm auffällt, und dessen beide Spingie im Übrigen den Beschauer gar nicht weiter zu stören brauchten. Denn, wem Goethe noch keine Rätsel ausgegeben hat, der wird eben nicht allzumeit in der Goethe-Berehrung und Goethe-Erkenntnis schon vorgebrungen sein; gerade der Schauer des *Въздѣланъ* einer unaerbrauchten Jugend liegt sehr überzeugend mit darin — jener Jugend, der das ganze künftige Dasein vorerst noch ein unausgeschlossenes Geheimnis mit sieben Siegeln geblieben ist. . . Warum nur aber gerade ein Brunnen den „jungen Goethe“ würdig verewigen sollte, ist uns doch nicht recht erfindlich geworden. Man könnte ja noch annehmen, daß der Künstler hier an Jungbrunnen und Quichborn gedacht habe, wenn Beyrer nicht mit solch ganz besonderer Vorliebe schon in Brunnen sich ausdrückte und dabei ein ganz klein wenig auch bereits Manier verriete. — Wir dürfen nun wohl darauf gespannt sein, welche Ergebnisse der neue Auslosungs- und Wahlmodus in unserem reformierten „Kunst-Vereine“ alsbald zeitigen wird. Der erste Anteilsschein ließ hierin ja noch nicht allzu viel Gutes erwarten, war die Wahl doch glücklich wieder auf den öbsten Real-Durchschnitt gefallen. Auch die Neu-Einrichtung eines Leso-Tisches mit Kunstzeitschriften gehört übrigens mit zu den erfreulichen „Reformen“ unseres Vereins, nachdem glücklich alle auswärtigen in diesen Dingen schon längst vorangegangen waren.

Eine bis Mitte Mai geöffnete Frühjahrsausstellung der Gallerie Heinemann (an der Prinzregentenstraße) hielt sich zwar auf einem recht respektablen Gesamtniveau, trotzdem diesmal die „Luitpold-Gruppe“ aus Gründen einer Kräftesammlung

für die diesjährige „Internationale“ sich nicht wie sanft dazu eingefunden hatte. Kein künstlerisch hat sie jedoch, mit Ausnahme einiger seiner Corot, Dupré, Diaz, Pier, Schleich, Leibl, Thama, einem arg böcklinisierenden Stück und einem ganz ausgezeichneten Löffl, für den Feinschmecker doch nur wenig wirkliche Kusbeute. Vielmehr erwies sie, daß auch in München der Wiener sagen. „Ritz“ noch immer die mit Recht so beliebte Rolle spielt und gelegentlich sogar einen sehr breiten Raum hier einnehmen kann. Das schließt natürlich nicht aus, daß der typische Lenbach, Nag, Desregger, Grünher, Kraus, Bantier, Wenzel, Nehenbach, F. A. und H. Kaulbach, Kowalski, Wenglein, Papperitz, Eßler — und wie sie alle heißen mögen, diese gangbaren „Stiletten“ für den Kunsthandel, so gut wie vollständig vertreten waren. Ja, ein Nonnenbruch berührte beinahe schon wie der leidhaftige Siegel, der merkwürdiger Weise durch Abwesenheit hier glänzte, ohne daß wir ihn deswegen etwa schmerzlich vermisst hätten.

Einige Schritte weiter sodann, an derselben Prinzregentenstraße im neuen Königl. National-Museum, war um dieselbe Zeit schon wieder einmal eine „Retrospektive“: „München im 18. Jahrhundert“ veranstaltet. Es mußte darin natürlich stark — und ist ja auch die reine Verheerung schon, hier in unserem guten München, mit diesen „Retro-Spektiven und -Perspektiven“! Immerhin darf man willig zugeben, daß eine solche Ausstellung, wenn irgendwas, so in unserem schönen Museum noch am ehesten am Plage ist; sowie, daß die von G. van Seidl und K. von Seiß mit bekanntem Geschmac, seltenem Geschic und bewährter Stil- wie Sachkunde in die Hand genommenen Arrangements ebenso interessant wie amüsant, so gebiegen als lehrreich, dabei reichhaltig und stimmungsvooll genug zusammengestellt waren, um gern und mit mancherlei Nutzen eine längere Weile kurzweilig unter all diesen Chosen zu verweilen und sich als Münchner Biedermeier (mit weichem ei) unter ihnen wohl zu fühlen. Eine ausführliche Beschreibung wird der Leser an dieser Stelle ahnedies nicht erwarten.

Andere Ausstellungen derselben Zeit: wie der Kaiser-Wettbewerb von künstlerischen Plaisand-Entwürfen im „Kunstgewerbe-Hause“, die Auslegung Max Klingner'scher Radierungen im Kunst-Salon Kaeser an der Gabelsberger-Strasse, der Umzug der permanenten Genossenschafts-Ausstellung in die verlassenen Räume des alten „National-Museums“ an der Maximilianstraße — seien hier nur kurz gestreift, aber zur Vervollständigung des Bildes neuerlicher heimischer Regsamkeit auf diesem Gebiete wenigstens gerne mit erwähnt. Die erstgenannte dieser Ausstellungen hat überrascht, die zweite lebhaft interessiert, die dritte — wie üblich — ziemlich gelangweilt. In der äußerlichen Jurisdiction der Säle hat das Ganze ja entschieden gewonnen; allein — timoo Danaos et dona ferentes konnte auch die „Genossenschaft“ wohl von sich sagen: das Licht in diesen Gewölben läßt zu wünschen. — Für demnächst steht nun dort (im alten Nationalmuseum) auch der Aufmarsch des Münchner modernen Kunstgewerbes zu erwarten, das sich aus dem Königl. Glaspalast verdrängt sieht und selbst von der „Sezession“ sich schände an die Luft gesetzt findet — worauf wir denn demnächst einläßlicher zurückzukommen hoffen. Ob es nebenbei gelingen wird, unseren „Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk“ in der Schwesterstadt Stuttgart von Staats wegen angenehmere Bedingungen als hier zu schaffen, steht ja dahin und ist immerhin nach eine Frage rein für sich. Im Werke, wie jedenfalls stark beachtigt, ist dort in der That etwas Derartiges schon seit länger. Aber bei solch tief einschneidender und schwer ausliegender „Konkurrenz“ allüberall um uns herum heißt es für Münchens Kunst eben früh aufstehen, wenn sie ihren Vorpung nicht alsbald 'grausam einbüßen will. Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Dresden,

Berlin, Venedig, Rom, Paris, Budapest gelegentlich auch Hamburg, Düsseldorf u. A. — noch ein Abspenstigmacher mehr, und Münchens Kunstleben mag sich begraben lassen! Das hat wirklich schon den Ruckel geritten — und zwar trah aller buntbewegten und biederreichen Frühhschappen in unserm „Künstler-Haus“, bei welchem bekanntlich der Bod gerne geritten wird.

Dieses „feudale“ Künstlerheim freilich, es hat sich anlässlich jener wohlgefügten Raibaum-Feier mit seiner angenehm-lustigen Terrassen-Anlage, frühlingsfröhlichen Hoffschmückung, übersichtlich-karen Raumoerteilung und lebendig-malerischem Gesamtgruppierung sehr glücklich wieder einmal bewährt und als überaus praktikabel jedenfalls erwiesen — ganz ja, wie Dreher zum Lobe seiner Schöpfer beklammerte:

„Der Franz, der Rudolf und der Gobi
Sah doch net gar so miserabl! —
Das sich das Haus verwenden läßt,
Seigt sich det jedem Künstlerfest“;

was ja übrigens auch ohne Weiteres zu erwarten stand, wenn nur erst einmal die innere Einsicht mit hinzukam. Nur Eines hätten wir, als die professionierten Rörgler, die wir nun einmal sind, an diesen unseren Künstlerfesten ganz allgemein noch auszuweisen: an Stelle der hier, wenn irgendwa, erwarteten Faune und Satyrn finden wir immer wieder Freund Wiedermeier und unsern Bauern var; statt allem Aufregend-Diagnostischen umsängt uns höchst beruhigender Weise zuletzt doch nur das Phyliströfe — und warum man als Göttertrank gerade den Raibaak statt der edleren Raibaule wählte? Gewiß, es ist das alles spezifisch-Münchnerisch, aber doch eben zugleich auch sehr bedenklich. Das fürwahr ist genau jene Stelle, wo wir Münchner sterblich sind und an der gerade andere, weniger retra- und mehr pro-spektive Kunstzentren ihren Vorteil sehr wohl nützen können. Hierzulande waltet darin allerdings eine gute Tradition — draußen aber herrscht gar ast frisch-ausstrebende Kultur, und etwas weniger altertümlicher Coullissen-Stil und herkömmlicher Theater-Zauber in Linien, Formen, wie selbst Farben, könnte unserer süddeutschen Kunst-Metropole in der That nicht schaden. Das „Dekorom“ bleibt ja zuversichtlich auch ja gewahrt — allein, als Ersatz für jene kostümelle „Dekoration“ wünschten wir nun doch etwas mehr moderne „Dekorative“, wenn wir auf die Dauer so recht bestehen sollen: also auch mehr Böklin als Bod, wenn ich bitten darf! In der Böklin-Feier var einigen Monaten war ein sehr schöner Ansah dazu vorhanden, und es läuft eben schließlich ganz nur darauf hinaus, wie wir die „Freude“ verstehen und ausgestalten wollen: ob als gekläuerte Feier des Lebens und Festesverklärung, aber aber blaß als Biergemütlichkeit und inoffizielle Fidelitytas — wobei wir ganz offen noch zugeben können, daß beides zu seiner Zeit sehr wohl an seinem Plage ist.

Moderne Dekorative und ihre konsequente Durchbildung! Eduard Engels hat erst jüngst, anlässlich seiner Reisebriefe in der „M. Ztg.“, uns Münchnern erzählt, welchen überraschenden Hochstand der Plakatkunst er in dem kleinen Karlsruhe haben angetroffen. Auch Dresden war darin ja schon var einem Lustrum weit vorausgegangen. München, gerade München — das doch sonst mit „Jugend“ und „Simplizissimus“ nicht faul zu sein pfllegt, hat seit Jahr und Tag außer einem guten Kenn- und einem ariginalen Scharfrichter-Anschlag nicht allzu viel dergleichen im künstlerisch-befriedigenden Sinne auszuweisen. Und was vallends unser heimisches Ausstellungsweesen nach seiner dekorativen Seite hin betrifft, sa mag hier dreist auch das noch ausgesprochen sein: wenn unser löblicher „Kunst-Verein“ trah aller Debatten und Satzungs-Änderungen schon nicht zur Initiatiae gebracht werden kann und nach wie var seine bedauernswerten Opfer beinahe wie Kraut und Rüben durcheinander hängt — je nun, sa ist es eben an unseren Kunst-Salons, darin einmal kräftig varzugehen, mutig endlich einen neuen Aus-

stellungsgestalt der Vertiefung einzuführen und einen modernen Ausstellungs-Geschmack der Einseitigkeit hierorts zu begründen. Doch sie das in der Hand haben und gegebenen Falles sehr gut können, haben gleichfalls wieder die Dresdner vor Jahren gezeigt. Es muß einfach auf diesem Felde, und zwar recht bald schon, anders werden: und namentlich die Firmen Litzauer, Heinemann und Koeser seien hier in diesem Sinne angelegentlich dazu aufgerufen — an den übrigen ist ja ohnedies schon Hopfen und Malz verloren. So jedenfalls, wie zuletzt, kann in München, das doch auch seine nicht zu umgehenden Verpflichtungen hat, unmöglich mehr weitergewirtschaftet werden! —

Am meisten dürfen wir uns im Augenblick noch auf unsere heimische Architektur zu Gute thun, wenngleich es bei ihr neuerdings, aber etwas unmotiviert, wie uns bedünken will, in's Osmanisch-Mourische obklingen zu wollen beginnt. Viel beachtet und besprochen wurde da z. B. kürzlich der Neubau der „Allgemeinen Zeitung“ an der Bayerstraße. Allein gar nicht angemerkt hat man dabei leider die Thatsache, daß der alte Namensschild vorne mit seinen soliden, konservativ oligarchischen Lettern zur freien Phantastik des Martin Dülfer'schen Boues mit dem mächtigen Drachennouel, wie die Faust auf's Auge, wie germanische Kultur zu exotischem Süden passen will. Es ist gewiß sehr schön, nicht zu vergessen, unter welchem Zeichen die Siege erfochten wurden, und in dankbarer Erinnerung des damit errungenen Besitzes an jenem als einer Art von höherem Symbol und hl. Donner pietätvoll festzuhalten. Aber ein zum Petrosikt erstarrter Firmenschild in einer Umgebung, wo sich „alles, alles ändert“, muß als ein leidhaftiger Anachronismus selber aus solch' reformiertem Rahmen herausragen und berührt beinahe wie jene alten Stiftungen eigenfinniger Erblasser, deren Kapitalien schließlich, aus lauter Ehrfurcht und Gewissenhaftigkeit des Buchstaben ihrer Verfassung, zur Unfruchtbarkeit erdammt brock liegen. Hier aber ward doch im vorigen Herbst, mit dem künstlerisch modernisierten Löwen-Signum der „Allgemeinen Zeitung“ als Plakat, ein sehr gongborer Weg beschritten, den man füglich dort weiter verfolgen sollte.

Viel bewundert, aber unscheinend noch nicht genügend beachtet, wird auch der hochrogende und massive Bau des von Hochheber ausgeführten Müller'schen Volkshodes. Uns nur will Eines daran, je höher wir ihn als Kunst- und Kulturwerk einschätzen möchten, so ganz und gar wieder nicht behagen. Es ist immer das alte Lied: — nicht das „Volk“ wird gehoben und veredelt durch solche Kunst, sondern es zieht höchstens diese zu sich herab. Ich für mein Teil möchte mir wenigstens nicht ausmalen, wie dieses appetitlich hersehauende, in seiner inneren Ausstattung zumal so einladende und bildreichere Gebäude nach zehn Jahren öffentlicher Benutzung zuverlässlich heruntergekommen sein wird und bis dahin schon aussehen mag. Kann man diesen naturnotwendigen Entwertungs-Prozess doch an einigen, früher besonders fashionablen Straßen Münchens sehr instruktiv verfolgen — wie viel mehr wird man ihn nicht an diesem Orte dann studieren können. Und doch handelt es sich hier um eine der solidest angelegten, prächtigsten Anstalten dieser Art, die wir überhaupt kennen, deren gesunder, durchgebildeter Geschmack von gut bojuorisch-kraftvollem Charakter, noch weit mehr als z. B. der rein persönliche Niemerschmieds im neuen Schauspielhaus, „moderne“ Anschauung in die weitesten Kreise unseres Volkes tragen und diese wieder zur lebendigen Anteilnahme an jener aufrufen muß. Wer hilft uns nun wohl, als willkommener Retter in der Not, aus diesem fatalen Circulus vitiosus? Ist unser München so künstlerisch organisiert, weil es im Grunde seines Wesens demokratisch oronolagt ist — oder aber ist es umgekehrt so demokratisch gerichtet, weil die Kunst hier ganz natürlich, bis ins Volkleben hinein, lebendig blüht? „Publikum und Popularität“ — wer e uch auskennte!

Sdl.





Liguori und Kompagnie.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Ein alter Anhänger der „Gesellschaft“ hat mir seine Verwunderung über unser Schweigen in der Graßmann-Liguori-Frage ausgedrückt und dabei den Seufzer ausgestoßen: „Ach, selbst die bewährten Kämpen der Geistesfreiheit in der ‚Gesellschaft‘, deren helle Stimme uns in früheren Jahren so oft erquidte, scheinen müde und schlaff geworden zu sein aber über der Freude an den artistischen Spielen und Spielereien der modernen Jugend das Interesse an den ernstesten Fragen der Geisteswissenschaft verlieren zu haben! Fast scheint es, als kenne unsere heutige Litteratenwelt Liguori und Kompagnie so wenig, daß sie gar nicht zu ermessen vermag, welche Gefahren von dieser Seite den künstlerischen und ethischen Idealen der germanischen Kulturwelt drohen!“

Ich ersuche unseren alten Freund, sich nicht über Gebühr aufzuregen und auch das Schwarze nicht allzu schwarz zu sehen. Die geschichtliche Futurwelle, die den Ultramontanismus und mit ihm den Einfluß der Parteigänger der gebenedeiten Herrschaften Liguori und Genossen hochgetragen, wird mit innerer Notwendigkeit wieder stürzen und verebben, ohne daß wir uns gar Angst zu verzehren brauchen. Sie wird den Idealen der modernen Welt so wenig gefährlich werden, als die mittelalterliche Romantik der unter dem jetzigen Kaiser so eifrig gepflegten Gläubigkeit an die Macht des Vergangenen, von der freien Bildung überwundenen. Die internationalen militärischen und wirtschaftspolitischen Spiele der sogenannten Graßmächte zeigen jedem, der zu sehen vermag, wie wenig all diese äußerlichen Macht-Herrlichkeiten bedeuten, wie wenig ernsthafte Gewalt sie der Entwicklung der neuen Geistes- und Kulturwerte aus dem Barne des ewig schöpferischen Lebens entgegenzustellen vermögen. Im Einzelnen und Kleinen sehen alle diese reaktionären Dinge freilich recht furchterregend aus; aber im Ganzen und Großen gesehen und bewertet, ist es doch nur noch ein letztes Brinsen und Gesichterschneiden der aus innerer Erschöpfung dem endlichen Verfall geweihten Mittelalterlichkeit. In dem großen Kampfe um die Macht in der Kulturwelt der neuen Zeit werden die gattseitigen Herren Liguori und Genossen ganz gewiß nicht die Sieger sein. Sie werden einige Teil-Erfolge haben, zweifellos, die sie gar den Gläubigen als große Triumphe ihrer ewigen Sache inszenieren werden, um mit diesem nie auf sagenden lamöbiantischen Kniff aus dem Hause der Einsältigen neue Parteilichen herauszuschlagen. Aber in der großen weltgeschichtlichen Entwicklungs-Rechnung spielen alle diese Dinge keine entscheidende Rolle. Ein Dauer-Erfolg, den, um in der frommen Sprache der Mittelalterlichkeit zu reden, selbst die „Psarten der Hölle“ nicht zu überwältigen vermöchten, ist ihnen nicht beschieden. Da kann unser werter Freund vollkommen beruhigt sein.

Eben diese innere Sicherheit, die uns der Entwicklungsgang des Kulturgeistes verleiht, hat uns still gemacht in dem großen Lärm, den die Schrift des greisen Herrn Robert Graßmann (bald ein Neunziger!) gegen die Koralltheologie des heiligen Alphonsus

Morio de Liguori in der Tagespresse oerurfochte. Nachdem die Blätter so brov ihre Schuldbigkeit gethon und der Großmonn'schen Schrist zu einer beispiellosen Verbreitung verholffen hatten, konnten wir uns wirklich die Soche oon der gemüthlichen Seite betrockten und uns dozu noch on oll den Spahhstigkeiten toeben, die oon ollen Seiten dabei zu Tage troten. Das Benehmen der weltlichen und geistlichen Richter, der hohen Götin mit der Augenbinde und der Wage, der ehrwürdigen Erzbi'schöfe und Bi'schöfe, der oom heiligen Geiste direkt erleuchteten klerikalen Presse und oll derrer, die in den ewigen Weisen unerfchütterlicher Frömmigkeit und Gläubigkeit auf dem oerbriesten und besiegelten Heilswwege einhertraben — auf der anderen Seite ober auch der „Vollen und Sonjen“, der liberal Ergrimmten und Ereiferten mit dem Feuer der Alltags-Berechsamkeit und dem Schwerte der Normal-Morol: wohrhostig, hier gab's eine Fülle lustiger, herzerquidender Beobachtungen! Sollen wir dofür undankbar sein?

Kritische Spiele und Spiekereien — Nogt unser ollter Freund. Sollen wir unseren leichteren und beweglicheren Sinnen grollen, doß wir wie ous den Thorheiten und Korrenstreichen der Menschen so auch ous den schweren Zeittkämpfen eine reiche Ernte ästhetischer Genüsse zu ziehen oermögen? Sollen wir uns etwo „Gewissensbisse“ darous mochen, daß wir seit Anno Niehste in der stilloergnüglichen Umwertung aller Werte Fortschritte gemacht und unser Lachen herzlich geübt hoben?

Nein! Was wir einmol übermunden hoben, das ist für uns so gründlich und so schön obgethon, doß uns kein Gram ous den Gräbern wächst. Und was wir an neuen Einsichten zugelernt und on Fähigkeiten, das Leben richtig zu nehmen, frisch erworben hoben, das hat uns eine so reine und reiche Umwelt geschaffen, einen Bezirk so voll erhabener Weiße und Stimmung, daß nichts Profanes mehr einzubringen oermag. Und giebt es Profaneres als den alten Pant und Stank der, och, so moralisch Unmoralischen, der so heilig Unheilgen und so selig Unseligen ous dem ollerchristlichsten Glaubensstoll, worinnen der Einen ouserwählten Herde oon dem Einen unsehloren Hirten gepredigt, mit dem Himmel gelodt und mit der Hölle gedroht wird? Nein, es giebt nichts Profaneres für uns, die wir uns endgiltig jenseits oon diesem Gut und diesem Böß der Vielzuoielen ongesiedelt hoben. Unsere Heiligkeit hat oll dieses Ewig-Profane und Ewig-Bulgäre oon uns abgethon — unsere Heiligkeit, die nun einmal unsere höhere Rohur geworden.

Liguori und Genossen! — Ob wir sie kennen!

Köpe unserem alten Freunde und Kampfgenossen ous der Kaienzeit der „Gesellschaft“ gesunder Gleichmut der Seele ollzeit treuer Begleiter sein!

Der Deutsche Kronprinz und der Bierkomment. — Unter dieser Spizmarke wird der „N. Nlg. Ztg.“ aus Berlin geschrieben: „Ein hiesiges Blatt läßt sich heute aus Bonn berichten, daß der Kronprinz seinen Wagen erst ollmählich an die Anforderungen gewöhnen müsse, welche die Kneipe bei offiziellen und offiziellen Gelegenheiten an den Corpsangehörigen stellt. Auf die Befohr hin, ols Philister ongesehen zu werden, geben wir dem Wunsch

Ausdruck, doß der Kronprinz oon den Vorrechten seines Konges dem Bierkomment gegenüber den weitestgehenden Gebrauch machen möge. Der mit diesem Komment oerknüpfte Trintzwang ist on sich der blutigste Hojn auf die otademische Freiheit. Da ober eben dieser Komment nicht bloß für die otademische Jugend, sondern auch für die breite Masse des Volkes insofern von großem Einfluß ist, ols er doß Trinken, die Trunkenheit und die Trunksucht be-

fördert, dürfte man mit Recht von einer sozialen That sprechen, wenn der Kronprinz des Deutschen Reiches und aan Preußen es grundfänglich ablehnte, sich dem Bierkament zu unterwerfen. Das Beispiel, das er in dieser Beziehung gäbe, könnte nur von den heilsamsten Folgen für die Gesamtheit begleitet sein." — Fürwahr, das klingt ja beinahe schon so, wie das bekannte Bild des „Simplizissimus“: „Erprinz auf Mensur“ seinerzeit ausfaß. Unseres Erachtens freilich wäre die einzig richtige Konsequenz aielmehr die, daß der Kronprinz sich beherzt von den Anschauungen einer älteren Generation überhaupt emanzipierte und lieber gleich kräftig damit den Anfang machte, das überlebte Corps-Wesen als solches durch seine persönliche Teilnahme nicht mehr weiterhin zu glorifizieren. Denn Corps und Bierkament — die beiden gehören doch nun einmal ganz unzertrennlich zusammen!

Im Zeichen des Verkehrs.

„Angesichts der in der württembergischen Zweiten Kammer kundgegebenen Wünsche nach Einführung einheitlicher deutscher Postwertzeichen und der deswegen zwischen Stuttgart und Berlin stattfindenden Verhandlungen ist aielmehr die Frage aufgeworfen worden, ob nicht auch von bayerischer Seite ein gleiches Vorgehen beabsichtigt oder zu gewärtigen sei. Nach unsern Informationen ist dies nicht der Fall. Die bayerische Staatsregierung hat die Initiatie zu einer derartigen Anregung nicht ergriffen, und gedenkt sie auch nicht zu ergreifen. Von Berlin aus ist seit dem mißlungenen Versuch des Herrn o. Podbielski gleichfalls kein Schritt zur Änderung der bestehenden Verhältnisse gethan worden. Sollte er erfolgen, so würde Bayerns Antwort aermutlich wiederum ablehnend ausfallen, und zwar schon deshalb, weil die Staatsregierung überzeugt ist, daß im Landtage ein Verzicht auf die eigenen bayerischen Postwertzeichen der entschiedensten Opposition begegnen würden. Ohne die

Zustimmung des Landtages aber würde die Einführung einer gesamtdeutschen Marke, von deren Notwendigkeit oder Dringlichkeit die hiesigen leitenden Kreise sich bisher nicht zu überzeugen vermochten, in Bayern so wenig stattfinden können, wie in Württemberg. Die Frage, was die bayerische Regierung thun würde, wenn in den Anschauungen der Kammer in Sachen der Postwertzeichen ein Umschlag eintreten sollte, ähnlich dem, der neuerdings im württembergischen Landtag, und zwar speziell in den Reihen der Volkspartei, sich vollzogen hat, darf man einstweilen wohl unerörtert lassen, denn für absehbare Zeit ist ein solcher Umschlag bei unseren Landbaten sicherlich nicht zu gewärtigen; sie wollen die Selbständigkeit Bayerns auf postalem Gebiet, die durch die Einführung gleicher Marken für das gesamte Reichsgebiet natürlich nicht angetastet zu werden brauchte, und die auch aan keiner Seite angetastet werden soll, durch die Existenz eigener bayerischer Briefmarken oor aller Welt zum Ausdruck gebracht wissen." — Dieses aermutlich hochaffizide Entresillet brüt und serviert schon die geschmackloseste „Extrawurst“, die uns aus der partikularistischen Gartüche überhaupt je oorgekommen ist. In allem Andern, in unserer Gerichtsbarkeit, in der Uniformierung unseres Heeres u. s. w. u. s. w. — überall könnten wir, ganz unbeschadet der höheren Reichseinheit, unsere süddeutsche Selbständigkeit sehr wohl wahren: nur im „Welt-Verkehr und seinen Mitteln“ hört denn doch, unseres Erachtens, der kindliche Spaß auf; im Eisenbahn- und Postwesen gälte es doch wahrlich, endlich einmal auch die „Mainlinie zu überschreiten“ und alte Zollschranken endgiltig niederzureißen. Hier den Bockbeinigen aus purem Widerspruchsgeist gegen Stimmen und Interessen einer ganzen Welt noch länger zu spielen, hieße in unseren Augen geradezu Selbstmord begehen und wäre gerade so, als ob wir nach auf einem eigenen Münz- und Maßsystem im

Deutschen Reiche thörichtester Weise bestehen oder am Ende gar Sonderzölle mit Sander-Bisitationen wieder einführen wollten. Denn bekanntlich werden mit Postmarken heutzutage gar mancherlei Zahlungen geleistet — wir beanspruchen also nach eine eigene Geldsorte und haben eine in Preußen und Baden, oder Württemberg schon nicht mehr einlösbare Sondermünze, ja lange wir auf diesem lächerlichen „Reservatrechte“ beharren. Jedenfalls ist klar, daß dieses auf solchen reinen Auserlichkeiten nicht beruhen kann; aber, daß es bereits keines mehr ist, wenn es in solchen allein nur bestehen soll. Eher schon ließe sich die Frage berechtigter Weise aufwerfen: ob nicht der künstlerische Sünden das Bild der reichsdeutschen Einheitsmarke — an Stelle der lebernen (und nach abendrein un deutschen) „Germania“ — lieber entwerfen sollte. Das, in der That, wäre ein gutes bayerisches „Reservatrecht“ an kulturellem Wert, und ein Ziel auf's Innigste zu wünschen.

Ein Kästfel. — Mit dem 1. Mai hat Hermann Zumppe an der Münchener Königl. Oper sein Amt als Hofkapellmeister angetreten — laut und lebhaft begrüßt auf der ganzen Linie aan der begeisterungsfreudigen Lokalpresse. Auch wir begrüßen ihn mit heißen Erwartungen — doch können wir uns gewisser ernster Bedenken und skeptischer Betrachtungen nicht ganz so leicht dabei entschlagen. Und wir stehen nicht allein mit solchen Gedanken. Wie uns berichtet ward, hat ein zur Zeit fern aan München weilender, bekannter Künstler an seinen hiesigen Freundeskreis aus eben jenem Anlaß eine Postkarte geschickt: rechts der eifrig taktierende Zumppe — links Intendant a. Possart als „Napoleon I.“ (natürlich Beide in Karrikaturen), und darunter als Text die vielsagende Frage: „Wer dirigiert?“ Nun, diese „Impression“ scheint uns aan dem Meister des Stiffs sehr sein empfunden; ja, in ihrer Trefflichkeit ist sie sogar ja überaus frappant, daß wir

uns unwillkürlich fragen: Hat der Zeichner am Ende gar einen gewissen Brief auch zu Gesicht bekommen, in welchem wenige Monate aar H. Zumppe's Engagement hierher Herr Ernst aan Possart, eigenhändig unterzeichnet, seinen künftigen ersten Kapellmeister und Operndirektor noch einen Theater-Intendanten der schlimmsten Sorte nennt, mit dem nicht einmal der seelensgute Intendant a. Possart in Stuttgart habe zu recht kommen können? Wie sollen sich damit aber dann wieder die mancherlei Festschriften der Münchner Lokalpresse zu unferes Herrn Intendanten 60. Geburtstag wohl zusammenreimen lassen, bei welchem man u. A. zu lesen bekam: „Die Berufung Zumppe's kann und soll den Beginn einer neuen Blüte unserer Oper bedeuten: das ist auch der Wunsch des Intendanten“? ... Einmal mußte Herr aan Possart hier doch offenbar passiert haben. Aber wa diese Pose nun liegt: früher oder später, damals oder jetzt? — that is the question. Jedenfalls Anlaß genug, nicht allzu vertrauensfelig schon in die Zukunft zu blicken!

Handglossen und gemischte Gefühle.

Bei dem Eröffnungsbanket der Berliner Sezeffion hielt a. Ballmar eine Ansprache: „Redner betante (nach den „R. N. N.“), daß die Kunst nicht ohne Kampf gedeihen könne, und wünschte, daß die Sezeffion noch immer weiter zu kämpfen habe, denn Kampf im Leben stärke die Kraft des Mannes. Die Herren möchten ihre Selbständigkeit und ihren Künstlerstolz bewahren. Es sei etwas Angenehmes und mache sich gut, wenn einer mit Titel, Orden und Amt versehen ist; aber dann sei es einem im Bett zu gut, da stehe man nicht gerne auf, weil man sich zu wohl darin fühle. Vollmar wünschte, daß der Sezeffion ein solcher Zustand erspart bleiben möge.“ Ach ja, er hat ja so Recht, dieser oerst! ... igte Herr a. Ballmar — sogar in Kunstdingen.

So hätte denn unser temperamentovoller „Vaterland“-Sigi doch in's Schwarze getroffen, wenn er des Serben-Königs erlauchte Gemahlin Frau Draga Raschin von Anbeginn „Alexanders Leib-Raschine“ genannt hat. Da sie nicht zur hohen Zufriedenheit funktionierte, soll sie nach Meinung der Eiserner abgedankt und zum alten Eisen geworfen werden. Aber „eine Frau ist doch eigentlich keine Raschmaschine sozusagen“ — hat einmal ein weiser Mann ausgesprochen. Sanderbar, fürwahr, höchst sanderbar, daß in jenem Lande tief drunten in der Walachei selbst nach dem Ableben des lustigen Operetten-Königs Milan das thörichte Operetten-Spiel nach immer nicht aufhören will.

Ein unaustrittbar Axiom ist es für uns, nach allen bisherigen Erfahrungen: unsere Nachrichtenpresse lebt am Klatsch und der Skandalisucht; Zeitungen hören darin stets nur läuten, niemals aber zusammenzuschlagen. War da unlängst wieder ein großes „Wai geschrien!“ durch unseren ganzen deutschen Zeitungswald hindurch über einen angeblich vandalischen Barbarismus, der zu Weimar, im Lande der hehren Musen und Gefänge, — und zwar nach dazu am jungen Großherzog — mit Goethe's Gartenhaus sollte getrieben und wodurch das geweihte Andenken des Dichters sollte geschändet worden sein. Natürlich kannte dieser Unfug alsbald von dort aus zurückgewiesen und berichtigt werden — aber geschrien muß nun einmal bei uns sein (s. auch Liguori!), selbst wenn man sich durch ein paar Briefzeilen nach Weimar rasch die zuverlässigeren Infarmationen hätte erhalten können, die sich denn endlich die „N. N. Nachr.“ und der „Tag“ mit Hilfe des dort ansässigen Dr. Wade dankenswerter Weise geleistet haben. Unsere Herren Chef- und Feuilletonredakteure, die nur immer hinter ihrem Schreibtisch sitzen, haben ja bis heute nach gar nicht einmal gemerkt, daß an Ort und Stelle dort ein längst zum Ausscheben reifes Nest interessierter und gehässiger Korrespondenten sitzt, die es seit Jahr und

Tag systematisch darauf angelegt zu haben scheinen, Weimar beim leichtgläubigen Publikum ansehend zu verhehen.

„Im Staate Minnesota, Nordamerika, ist die Verbringung eines Gesundheits-attestes bei der Eheschließung für beide Teile bereits Gesetz geworden. Für die Vereinigten Staaten überhaupt wird der Antrag auf Einführung der gleichen Bestimmung demüthlich dem Kongreß zu gehen.“ So Helene Bonfart gelegentlich einer Erwiderung in der wissenschaftlichen Beilage der „N. Allg. Zig.“ Wir wissen, daß Friedrich Nietzsche gleich radikalen Anschauungen über diesen vitalen Punkt der Züchtung des Übermenschen gehuldigt hat und teilen sie auch unsererseits durchaus. Wir sind sogar der Meinung, daß — wären die Frauen zum Wahlrecht zugelassen — diese natwändige Bestimmung zur Befundung der künftigen Menschheit wahrscheinlich schon längst auch unseren Gesetzen einverleibt wäre.

Frieda Freiin von Bülow,

als — wie die gesch. Dame uns gegenüber betont — „einzige Freiin von Bülow am bekanntem litterarischem Namen“, ersucht uns, ihr öffentlich zu bestätigen, daß sie mit der in unserem Aufsatz „Wiedermeier in Decadence?“ (L. Rai-Heft, S. 147) genannten Überbrettl'-Deklamatrice „aan Bülow“ nicht identisch ist. Für Variete-Seitensprünge ihrer Namensverwandten können natürlich nicht wir verantwortlich gemacht werden. Auf diesen Wunsch stellen wir aber gerne nach ausdrückl. fest: daß „Frieda Freiin aan Bülow auf Bärenfels bei Kipisdorf“ nicht „Marie aan Bülow zu München“ (vergl. erstes ProgrammBuch der „Elf Scharfrichter“ S. 7) sein kann. Wir hoffen und wünschen nur, daß darnach nun nicht wieder Frau „Marie aan Bülow“ (die Witwe des berühmten Hans van B.) zu Hamburg, als eine „Marie aan Bülow“ mit nicht eben unbekanntem litterarischem Namen, sich betreffen fühlen wird.





Aus der Gottsched-Bewegung.

Wenn die Welt unterginge und nur einige Vororte von Berlin übrig blieben, wären die Spitzen der Kultur gerettet; die literarischen Zeitschriften würden nie an Stoffmangel leiden und jeden Abend könnte ein Vortrag stattfinden. Es leben nämlich dorten einige Herren, die sich in die Weltkenntnis in der Weise geteilt haben, daß Jeder jedem Andern seine Damäne läßt; sie nehmen sich gegenseitig ernst, und daaan leben sie.

Wilhelm Bälzke	Naturwissenschaft	(Spezialität Haedel)
Rudolf Steiner	Philasophie	(Spezialität Riechse)
Brüder Hart	Keines Menschentum	(Keine Spezialität)
Bruna Wille	Gott und die Welt	(Keine Spezialität)
Eugen Reichel	—	(Spezialität Gottsched)

Auch Musik, Bildende Kunst, überhaupt Alles, ist in guten Händen.

Der genannte Gottschedling versteht die in Betracht kommenden Zeitschriften mit Mitteilungen „Zur Gottsched-Bewegung“, hat einen „Gottsched-Verlag“ in's Leben gerufen, eine „Gottsched-Gesellschaft“ ist im Entstehen begriffen, von einer „Gottsched-Gemeinde“ längst die Rede. Eine der neuesten Veröffentlichungen Eugen Reichels ist unter dem Titel „Gottsched-Nachkänge im Faust“ in der Gegenwart vom 20. April erschienen. Folgendes ihr Inhalt. Der Faust in Goethe's Faust ist ein Abbild Gottscheds. Beweis: Faust ist Rektor; nur als solcher hat er ein Recht, den Schöler zu fragen:

Was möht ihr für eine Futurität?

Gottsched war Rektor. Aber auch eine ganze Reihe Einzelzüge weisen darauf hin, daß Faust Gottsched ist. So nennt Faust bei Aufzählung der Fakultäten die philasophische zuerst; das kann er nur von Gottsched haben, der gleichfalls die Philosophie an die Spitze der Wissenschaften gestellt hat. Überhaupt muhet der ganze Anfang des ersten Monologs „Eugen Reichel“ wie ein Geständnis Gottscheds an. Daß Faust die Bibel in sein geliebtes Deutsch übertragen will, ist „eine sinnige Huldbigung“, welche Goethe Gottsched, dem Barkämpfer des Deutschen, bereitet.

Gottsched war bis in's Alter hinein ein zärtlicher Frauenfreund; auch diese Seite von Gottscheds Natur hat Goethe im Faust sehr schön zur Darstellung gebracht. Sehr glücklich hat er das Anklämpfen der jungen Generation gegen Gottsched in der Szene zwischen dem Baccalaureus und Rephiltaphes gezeichnet. Die praktische Tendenz im zweiten Teile des Faust ist durchaus gottschedisch.

Kun noch einige Kleinigkeiten. Was Faust im ersten Gespräch mit Wagner sagt, „ist nichts als ein sehr knapper, in seiner Knappheit aber doch wesentlich erschöpfender Auszug alles dessen, was Gottsched über die Kunst des Vortrages und zumal über Kanzelbereitsamkeit geschrieben und gesprochen hat.“ Die Worte

Schelmenhauf am letzten Tag,
 läßt sich Natur des Schelmers nicht berauben,
 Und was sie demem Geist nicht offensbaren mag,
 Das zwingt du ihr nick ab mit Fedeln und mit Schrauben

sind deutlich ein Echo aus Gottscheds Gedankenwelt; „wir verstehen sie erst, wenn wir uns Goethe als Leser des ‚Biedermonds‘ denken“.

Nach was Mephistopheles sagt, steht größtenteils in Beziehung zu Tendenzen und Äußerungen Gottscheds, wie dies an manchen Einzelheiten nachgewiesen wird. Wolte „Eugen Reichel“ Alles sagen, was er über Gottschedische Einflüsse in Goethes ‚Faust‘ vorzubringen hätte, so müßte er ein Buch schreiben. Daß indessen Goethe Gottsched in der Weise bestohlen habe wie Bacon Shakespeare, daß er etwa im Breitkopfischen Haus zu Leipzig einen Faust von Gottsched vorgefunden und ihn überarbeitet und dann als eigenes Werk ausgegeben habe, das hat „Eugen Reichel“ zwar im ersten Rausch der Gottsched-Begeisterung geglaubt; jetzt aber glaubt er es nicht mehr; vielmehr liegt die Angelegenheit einfach so: Als Goethe davon gieng, den Faust zu dichten, drängte sich ihm ganz von selbst die Gestalt Gottscheds als Vorbild auf; Keiner von Goethes Freunden und Bekannten konnte so gut zum Faust Modell sitzen wie Gottsched, der die Gemüter seiner Zeitgenossen mindestens ebenso beschäftigt hat wie Bismarck die Gemüter unsrer Zeit; der Riesenarbeiten bewältigt hat, welche übernatürliche Hilfe zur Voraussetzung zu haben schienen. Bei wem sonst hätte Goethe ein Modell für den Faust finden können?

Freunden eines gefunden Humors ist „Eugen Reichel“ ganz besonders zu empfehlen; wir stellen seine Sachen teilweise auf eine Höhe mit dem von uns so sehr geschätzten Briefkasten des Klodderodtsch. c.

Dramen.

In dem dramatischen Gedicht: „Merlin“ von Rog Kirchstein (Dresden und Leipzig, G. Pieson) findet man viele alte Bekannte wieder, so den Faust, den Konrad, den Hockengießer Heinrich und nicht zuletzt den Immermann'schen Merlin. In demnach wenig selbständiger Weise behandelt der Verfasser das alte Problem vom Toll und von der Erlösung des Menschen. Die Sprache läßt einzelne Schönheiten nicht oermiffen, klingt aber auch zuweilen stark an klaffische Vorbilder an.

Einen höheren Gedankenflug nimmt Otto Falkenberg in seinem Drama „Der Sieger.“ (Verlag der „Deutsch-französischen Rundschau.“) Nicht durch Gnade von Oben, wie Merlin, wird sein Held gerettet, sondern er erlöst sich selbst, durch eigene Kraft. Dem oenetianischen Fürsten, der nach einem siegreichen Zug gegen die Piraten zurückgekehrt ist, tritt in der Einsamkeit seines Palastes und seiner Gedanken ein Weib entgegen, das ihm die Verkörperung aller hoffnungslosen Ideale

zu sein scheint, denen er bisher nachgejagt. „die tiefste Wahrheit alles Scheins, der der letzte Schein all des, was er besaßen.“ Zwar zwingt ihn der Zouber der Nacht in die Arme eines weiblichen Dämon, aber beim hereintretenden Tag fällt der Schleier vor seinen Augen, er tötet das Weib. So hat er sich befreit, hat gesiegt: „aus Nacht und Not ward Sonne.“ (Übrigens eine neue, jedenfalls die bequemste Art von „Sieg“, und einer „Überwindung des Weibes“! D. Schr.) Das Werk ist in klärender, bilderreicher Sprache geschrieben, aber gerade daraus entspringt sein Mangel. Denn oft überwuchert die Pracht der Worte den Gedanken, und manchmal scheint es, als habe der Dichter absichtlich, um mit Nietzsche zu sprechen, „sein Wasser getrübt, daß es tief schein“.

Als eine starke Talentprobe stellt sich ein Dreiakt „Abgott Mann“ von Rogi Sontoneff (Verlag von G. Pieson, Dresden-Leipzig) dar. Dem flatterhaften Manne, „der den Weibern Herz und Hirn wirblücht macht gleich Champagner“, aber

„eine grabe Natur ist, mit plumpem Seelenleben“, wird die starke, treue und sieghafte Liebe des Weibes entgegengesetzt. Dabei hält sich die Verfasserin in sehr lobenswerter Weise fern von jenen Übertreibungen in der Beurteilung der Männer, welche einem großen Teil der modernen Frauenbelletristik zu der aerbienten Väterlichkeit oerhoffen haben. Einzelne Mängel des Drama's, so der zu wenig straffe Aufbau der Handlung, werden weit gemacht durch die Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit des Dialogs und durch eine Fülle von psychologisch köstlichen Einzelheiten.

„Hermann Rardermann“ nimmt sich Hermann Sudermann an und geht mit ihm bö's in's Zeug in einer Parodie auf des letzteren „Johannisfeuer“: „Fastnachtssfreuden oder die Stiefzwillinge.“ (Verlag E. Pierjon.) Die Schwächen des Sudermann'schen Stückes werden in oft sehr treffender Weise oerspottet, doch schiebt der Verfasser hie und da über's Ziel hinaus, so besonders schon in der etwas bedeutlichen Pointe des Ganzen, der gleichzeitigen Entbindung Marriskens und Trude's, deren Kinder beide denselben Vater (Georg von Hartwig) haben, in Vogelreuters Haus.

Mehr für die Lektüre, als für eine Auführung scheint mir ein historisches Drama: „Königsrecht“ von W. A. Paap (Verlag J. C. C. Bruns, Minden) bestimmt zu sein. Der Verfasser behandelt mit peinlich historischer Treue den berühmten Rechtsfall des Müllers Arnold in Pommerzig, in welchem sich Friedrich der Große als ein gewissenhafter Beschützer des Rechts zeigte. In die Anschauungsweise der Juristen dieser Zeit gewährt das sehr patriotisch gehaltene Drama einen interessanten Einblick.

Adolf Dannegger.

„Saonarola.“ Ein Schauspiel in fünf Akten von Wilhelm Uhde. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Im Kellame-Anhang sind sehr günstige Preßstimmen über ein anderes Werk des Verfassers („Am Grabe der Medicer“,

„Florentiner Briefe“) mitgeteilt, worin namentlich die schöne Schreibweise betont wird. Auch in diesem Drama hat der Verfasser einen „schönen“, gewandten Stil, der aber nichts als ein traumartiges Nachbilden reichlich genossener Vorbilder (Shakespeare's) ist. Die Grundausfassung Savonarola's, als eines Fanatikers lediglich aus weltlichem Ehrgeiz, ist zwar etwas wohlfeil, ließe sich aber annehmen, wenn der Verfasser es verstanden hätte, diese Einseitigkeit wenigstens in grafsartigem Sinne auszugestalten. Leider mangelt ihm dazu die Hauptsache, eigenes Erleben und eigene, innere Fälle. So bleibt das Drama, bei manchem interessanten, Talent veratenden Ansatze, eine akademische Arbeit.

Hermann Häjter.

Lyrik.

Rein Land. Gedichte von Margarete Susmann. Berlin, Schuster & Löffler. Das Wesen der Moderne äußert sich u. A. hauptsächlich auch in der konsequenten Wechselwirkung zweier Künste: der Poesie, insbesondere der Lyrik, und der Malerei. Die moderne Malerei ist zum großen Teil lyrisch, — die moderne Lyrik malt gerne in Worten mit tiefen, satten, oder mit zarten, schimmernden Farben der Sprache. Daher oft der wunderfame, neue Eindruck der jungen Kunst —: die Bilder oermitteln lyrische Emanationen des Gemütes, Träume und Ahnungen, tiefe, seelische Ergriffenheiten; die Dichtungen rufen Eindrücke heroor, die weit über die rein begriffliche Auffassung hinausgreifen, sie lösen sinnliche Vorstellungen aus — Farben, Formen und Däse — und erregen die Seele wieder bis zu dem Zustand eigener Produktiät —: der Stimmung, die allein erst klare Verstandesvorstellungen zu lösen oermag.

Viel wird auch gesündigt unter dieser Flagge der „Moderne“. Aber die Wirkung spricht für die Echtheit, und das aerlogene Gefasel oder das talentlose Gekleckse, das oft sich für moderne Kunst ausgiebt, bleibt

zuletzt eindrucklos oder fordert selbst berechtigten Hohn heraus. Desto erfreulicher ist es, einmal einem jungen Talent zu begnügen, das das Beste der Moderne sich zu eigen gemacht hat und in seinen künstlerischen Äußerungen ebenso wahr als einfach geblieben ist. Die Gedichte von Margarete Susmann sind von ergreifender Wirkung, weil aus ihnen mehr spricht als ein liebliches Formtalent: — eine Seele redet zu uns, die den Erlebnissen nicht nachjagt (wie so viele „moderne“ Stimmungshäuser), sondern von reichen Eindrücken überflutet wird.

„Stumme Stürme in tiefer Nacht —
Sie tosen nicht und sie rauschen nicht;
Sie blickten dir schweigend das Angesicht,
Ehe der Tag erwacht.“

Stumme Stürme — kein menschlich Ohr
Hört ihren leisen verlorenen Schritt,
Wälder und Wälder reihen sie mit —
Aber sie tragen es empor.“

Die rhythmisch und onomatopoeisch unsere Dichterin plastische Eindrücke in poetische Darstellung umzusetzen weiß, mag folgende Stelle aus einem längeren Gedicht „Karmorbilder“ illustrieren:

„In Stein ward selbst der Tanz gelöster Glieder,
Karmorne Ruhe atmet die Bewegung,
Und aus dem starren Stein quillt doch die Regung
Schelmischen Menschenwillens zu uns nieder.“

In Stein ward alles Lebende gebunden,
Schwagte Ruh — gefrorne Lebensflammen,
Schmelzes, Wertendes strömt tief zusammen,
Und alles Lebende hat überwunden.“

Nach diesem Band Gedichte ist von Margarete Susmann gewiß noch manch Schönes zu erwarten.

Grete Reifel-Hef.

Sozialwissenschaft.

Handel und Wandel. Jahresberichte, herausgegeben von Richard Calwer. Jahrgang 1900. Berlin-Vern, Akadem. Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim).

Ed. Sacher: Die Massenarmut, ihre Ursache und Beseitigung. Ebenda.

Paul Hirsch: Die soziale Gesetzgebung im 19. Jahrhundert. („Am Anfange des Jahrhunderts“, 3. Heft.) Berlin, Verlag „Aufklärung“.

Arthur Dix: Die Wohnungsfrage. (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. I, Heft 6.) Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Der „akademische Verlag für soziale Wissenschaften“ hat seit der kurzen Zeit seines Bestehens bereits eine wahre Fülle von Büchern und Broschüren auf dem deutschen Büchermarkt geschüttelt. Nicht alle entsprachen einem vorhandenen Bedürfnisse. Aber mit einem Werke hat er sich ein großes Verdienst erworben, und da dieses alle Jahre wiederkehren soll, so hat er damit eine dauernde Bereicherung unserer Wirtschaftslitteratur geschaffen. Der Reichstagsabgeordnete H. Calwer ist sein Herausgeber. Mit seinem „Jahresberichte“ hat er eine Übersicht aller wichtigen wirtschaftlichen Ereignisse des Jahres 1900 bieten wollen, das Politikern und Wissenschaftlern, den Männern der wirtschaftenden Praxis und den Vertretern der Arbeiterorganisationen ein Hand- und Nachschlagebuch sein sollte. Und in der That ist der erste Versuch wohl gelungen. Der Vorzug dieses neuen Wirtschaftswörteres liegt in seiner Vielseitigkeit, in seiner Berücksichtigung fast aller Wirtschaftskreise und in seiner unparteiischen Sachlichkeit. Eine kurze Inhaltsanalyse giebt schon davon Zeugnis. Zunächst wird in großen Zügen der allgemeine wirtschaftliche Charakter des verflassenen Jahres bestimmt und in dem beginnenden Umschwung von der Hochkonjunktur zur Krise hin gefunden. Die Ursache der Erscheinung wird nicht nach berühmten Wörternberichts-mustern in irgend einem Wörternereignis, und sei es noch so wichtig, sondern in den tiefer liegenden Produktions- und Konsumtionsverhältnissen gesucht. Mit Recht sieht Calwer in dem gesteigerten Wachstum unserer Produktionskräfte, dem keine gleiche Zunahme der Konsumfähigkeit der großen Masse entsprach und die auch durch den

Export keinen genügenden Absatz fanden, den Ursprung der anstehenden Krise. Das dunkle Gebiet der Produktionsstatistik betritt er, um seine These zu beweisen. Die Entwicklung der Produktion, das Kartellwesen und die Rentabilität der Großindustrie wird in knapper und doch alles Wichtige berührender Weise verfolgt. Besonders dankenswert erscheint die Berücksichtigung des Arbeitsmarktes, in dessen Gestaltung ein zuverlässiger Spiegel der wirtschaftlichen Gesamtlage erkannt wird.

Die einzelnen Produktionszweige werden hierauf für sich einer kritischen Berichterstattung gewürdigt. Bank- und Börsenwesen, auswärtiger Handel und Verkehr folgen. Reiche Tabellen beleuchten den Text und geben brauchbares Daten- und Zahlenmaterial. Besonders herausstechende Fragen, wie Kohlenfrage, Wohnungsnot, finden in dem zugehörigen Rahmen eingehendere Betrachtung. Zum Schluß wird unter Heranziehung der Einkommensstatistik und der Warenpreise der Konsum abgeklärt. Dabei ergibt sich, daß alle Lebensbedingungen der letzten Jahre durch die gesteigerten Lebensmittel- und Wohnungskosten erschlagen ist — und daß unsere nationale Wirtschaft an Überkaufum leidet. Eine Übersicht der wirtschaftspolitischen Reichsgesetze und eine kurze Chronik des Jahres 1900 bilden eine brauchbare Zugabe. — Seine weitere Inhaltsbereicherung wird sich im folgenden Jahre von selbst ergeben; wünschen würde ich eine Berücksichtigung der ausländischen Arbeiterorganisationen, des ausländischen, besonders englischen Arbeitsmarktes, eine Auswanderungsstatistik und vorzüglich auch einen statistischen Bericht über die Genossenschaftsbewegung. Vielleicht wäre auch aus der Reichsstatistik noch einiges zu übernehmen. Im Interesse der Arbeiterklasse aber, die allen Grund hat, die wirtschaftliche Lage genau zu kennen — da, wie der Verfasser bemerkt, „durch Organisation und Politik sich nur durchführen läßt, was wirtschaftlich möglich

ist“ —, wäre eine Preisminderung des dankenswerten Wertes anzustreben.

Die Ursachen der Massenarmut, die der k. k. Direktor Ed. Sacher untersucht, will er auf seine eigene Weise erklären. Er findet sie in dem aus dem Zinsbezug stammenden, arbeitslosen Einkommen. Bei diesem Anlaß entwickelt er im Anschluß an ein früheres, größeres Werk eine ganze Theorie des Wirtschaftslebens und seiner Kreisläufe und sucht im Einzelnen die Verstärkungen und Wirkungen des Zinses nachzuweisen. Die Beseitigung der Massenarmut erwartet er an Wirtschaftsgenossenschaften, die für ihre Mitglieder den Handel organisieren und dann ihre Bedürfnisse selbst produzieren und schließlich durch Ausschaltung des Zinses den Arbeiter wieder in Verbindung mit seinen Arbeitsmitteln setzen fallen. Ein eingehender Satzungsentwurf und die Mittelung der Adresse des Verfassers veranlassen die Utopie, an der alles Gute nicht eben neu ist.

Die von Paul Hirsch angefertigte kurze Darstellung der deutschen sozialen Gesetzgebung im 19. Jahrhundert bildet eine Nummer einer Sammlung, die in billigen Heften das Fazit des abgelaufenen Jahrhunderts dem Arbeiterpublikum vorzuführen will. Sie gibt eine Übersicht des Materials, der Vergleiche mit dem Auslande und eine zusammenfassende Betrachtung von einem höheren Gesichtspunkte aus hinzuzufügen wären.

Das jetzt allfach erörterte Problem der Wohnungsfrage hat in Arthur Dig seinen jüngsten Bearbeiter gefunden. Neues konnte und wollte er nicht sagen. In die Kreise, für die das Schriftchen bestimmt ist, mag es immerhin Anregung und Belehrung tragen. Die Ursachen, Formen und Folgen der Wohnungsnot und die Abhilfsmittel sind in kurzer Übersicht behandelt. Im Einzelnen wäre größere Bestimmtheit und Schärfe nötig gewesen. Daß eine Wohnungsfürsorge der Unternehmer nur dann wünschenswert ist, wenn dadurch in keiner

Weise die Abhängigkeit des Arbeiters vermehrt wird, muß z. B. auf's Hochdrückliche betont werden. Auch wäre bei den Bougenoffenschoften hervorzuheben, daß sie nur dann Unterstützung aus öffentlichen Mitteln verdienen, wenn sie faktisch Überfüllung und Ausbeutung durch Schloßgänger z. ausschließen. Das Ziel einer unseren wirtschaftlichen Zuständen entsprechenden Wohnungspolitik kann überhaupt nicht sein, jeder Familie ein eigenes Haus zu verschaffen, sondern ihr eine billige, gesunde Wohnung zur Verfügung zu stellen. Der Träger dieser Bestrebung muß aber im Allgemeinen die Gemeinde sein. Hervorzuheben ist an der Schrift ihr vormer Reformeifer und die grundsätzliche Abweisung jeder reaktionären Beeinträchtigung der Freizügigkeit. Bemerkenswert ist der Hinweis auf die auch für die Wohnungs-

frage nützlichen Folgen einer Verlegung der Industrie auf's Land, die in der Regel nur von den Sozialisten betont werden.

H. S. Döschner.

Ein Nachtrag.

Wir erhielten folgendes Schreiben: „Im 2. Januar-Dest der ‚Gesellschaft‘ finde ich Verse von Metro Rario, welche ich unter diesen meinen Vornamen vor ca. 3 Jahren an Ludwig Jacobowsky gefandt hatte. Will die Verfasserin nicht ihren Namen nennen?“ fragt L. J. dort. Ich konnte nur mit Thränen antworten.“ — Es freut uns, auch für den verbliebenen Herausgeber, von ganzem Herzen, unseren gesch. Lesern heute mitteilen zu dürfen, daß sich die Schreiberin dieses Briefes Metro Rario Fräulein unterzeichnet und in Schödeland bei Zorrentin in Mecklenburg wohnt.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Kip, Oduard: Geschieden aus Sachsen-Zieden-Indien. Des Wollenludusbetimer Detamrone zweiter Teil. Berlin W., H. Fontane & Co. 197 S. 6102, G. R.: Der Kulturkampf in Südafrika. Ein Versuch zur Erklärung der Krüger'schen Kulturpolitik. Leipzig, Rudolf Hölz. 89 S.

Trugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. — VI.: Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph und Rätorer der Geistesfreiheit von Dr. theol. G. Schiler. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). 64 S.

Grayer Kunst, herausgegeben vom „Geiger Künstlerbund“. Graz, Hans Wagner. 47 S. 4^o. M. 7.—

Gumpenberg, Hanns von: „Das Deutsche Dichtertod“, in allen Ganganen vorgeritten.

München, Verlag der „Deutsch-französischen Rundschau.“ 109 S.

Derseibe: Die Verdammten. Schauspiel in 1 Aufzug. 40 S. — Münchhausen's Antwort Romold in 1 Aufzug. 64 S. Berlin, G. G. Dietz. Jedes Heft M. 1.—

Geomet, Alfred Walter: Der Tod des Kariffus. Ein dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Berlin u. Leipzig, Verlag der „Insel“ (Schuster & Köhler). 50 S.

Rumowski, Gotthard von: Durch Kunst zum Leben. Band VI.: Geig. Freiben und Dittlicher des Künstlerjahren Schaffens. Leipzig, Eugen Diederichs. 220 S. Preis M. 4.—, orb. M. 5.—

Klingen, Thelma: Die Schönen Frauen Peter u. Leipzig, Schuster & Köhler. :49 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt, Irrgarten der Liebe von Juitus Bierbaum, aus dem „Insel“-Verlag (Schuster & Köhler in Berlin) bei.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Koulbochstraße 87, II.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt — Für unentgeltlich eingehende Rezensionen-Gempele übernimmt die Schriftleitung überaus gerne, für unentgeltlich eingehende Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilgt. — Briefe und Manuskripte, Zeitchriften wie Übersetzungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anfragen oder Begehungen. an den Verlag erdten — Probehefte auf Verlangen unverot unentgeltlich durch die Verlagsgesellschaft zu besteden.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Vierhou's Verlag (H. Linde) in Dresden



Band II. * 1901. * Heft 6.
*

Der Kampf um die Getreidezölle.

Von K. H. Döschner.

(München.)

Am 31. Dezember 1903 laufen die Handelsverträge ab, die das Deutsche Reich in der Ara Caprivi abgeschlossen hat, und schon wird seit Jahr und Tag um die neuen Handelsverträge gekämpft mit einer Leidenschaft, die in solcher Stärke stets nur im Gefolge materieller Interessen aufzutreten scheint. Agrarische und industrielle Schutzöllner sind an der Arbeit, um für sich möglichst hohe Zolltarife herauszuschlagen. Auf der andern Seite hat die Arbeiterschaft und, in dem bei uns üblichen Abstand, das liberale Bürgertum eine machtvolle Agitation gegen den „Kornwucher“ und für Handelsverträge eröffnet. Die Parteiblätter, die an der Spitze des Kampfes stehen, „Deutsche Tageszeitung“ und „Vorwärts“, bieten ihren Lesern von Tag zu Tag Artikel für und gegen die Notwendigkeit der Schutzzölle mit ausführlichen statistischen Nachweisen. Flugblätter werden zu Hunderttausenden verbreitet. Broschüren überschwemmen den Buchmarkt. Ministerkonferenzen sind an der Tagesordnung. Vor und hinter den Kulissen wird ver- und gehandelt. Ja, wäre es nach der Reklame des Professors Ruhland gegangen, so hätten wir ein „wissenschaftliches“ Duell zwischen ihm und Professor Brentano hier in München erleben können. Alle die großen landwirtschaftlichen und industriellen Interessenvertretungen haben ihre Forderungen formuliert. Besondere Vereine der Interessenten haben sich gebildet für und gegen die Handelsverträge. Der kleinste landwirtschaftliche Verein und der letzte Vorortklub hat bald Stellung genommen. Um die Sachlage zu klären, ist von Reichs-

wegen eine Produktionsstatistik veranstaltet worden. Der Verein für Sozialpolitik läßt in eingehender Weise alle in Betracht kommenden Fragen in einer Reihe von Bänden untersuchen. Und bei allen staatswissenschaftlichen Seminarien ist eine Hausse in Doktorarbeiten, in denen Themen dieser Art abgehandelt und variiert werden.

Und in der That: in all diesen Kämpfen handelt es sich um mehr als um irgend eine Kauferei und Feilscherei um Tarifpositionen, die alle Handelsverträge begleitet; der Kampfpriest sind die Handelsverträge selbst. Damit aber steht und fällt die Zukunft unserer hochbedeutenden Exportindustrie, ja unserer industriellen Entwicklung selbst, unsere Stellung auf dem Weltmarkt, die aufwärtssteigende Weiterentwicklung unserer Arbeiterschaft. Und nicht zuletzt wird durch den schließlichen Ausgang dieser innern Klassenkämpfe zwischen Agrarierthum und Industrialismus der weitere freiheitliche Ausbau unseres innern politischen Lebens, insbesondere auch die Arbeiterpolitik, bedingt. So ist denn der Streit um die Getreidezölle im höchsten Ausmaße eine Volks-, eine Kulturfrage geworden. Schon heute wird unser ganzes innerpolitisches Leben durch sie beherrscht — Kanalarvorlage, Ministerab- und -zugänge — und unsere künftige äußere Politik, nicht bloß die Handelspolitik, wird durch sie beeinflusst.

Die Agrarzölle, und in noch engerem Rahmen die Getreidezölle, bilden den Ausgangspunkt, das Fundament, die tragende Säule der Schutzollbestrebungen. Ohne Getreidezölle keine Aussicht auf andere Agrarzölle, ohne sie keine Industrieschutzölle. Sie sind der Mittelpunkt des Systems, an den sich die anderen Schutzollinteressen aufkristallisieren. Sie allein verfügen über die politische Macht und den sozialen Einfluß, der ihrer und ihrer Verbündeten Sache Bedeutung und die Möglichkeit der Verwirklichung verschafft. Die Getreide-Schutzollbestrebungen geben den Schlüssel zu der ganzen Frage. Ihnen haben wir daher vorzugsweise unser Interesse zuzuwenden.

In den Caprivi'schen Handelsverträgen beträgt der Brotgetreide (Weizen und Roggen)-Zoll 3,50 Mark pro 100 Kilogramm. Statt seiner wird heute neben Erhöhung und Neueinführung anderer Agrarzölle, z. B. auf Gerste, Fleisch, Butter, Eier, Pferde, Obst, Geflügel, ein weit höherer Schutzoll verlangt und zwar in der Form eines Doppeltarifes, eines Maximal- und Minimalzollens. So forderte das preussische Landesökonomiekollegium für 100 Kilo Roggen oder Weizen im Generaltarif 9 Mark und im Minimaltarif 7,50 Mark, für Fleisch beispielweise 50 resp. 40 Mark statt der bisherigen Sätze von 20, resp. 15—17 Mark, für Eier 40 resp. 20 Mark statt 3 resp. 2 Mark. Andere fordern mehr, andere weniger.

Dade, der Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrates, begnügt sich mit 6 Mark für den Doppelzentner Weizen und 5 Mark für Roggen. Nehmen wir nun an, daß auf Grundlage dieser geforderten Minimalsätze, unter die nach dem Willen der Agrarschutzzöllner unsere Unterhändler beim Abschluß der neuen Handelsverträge unter keinen Umständen hinabgehen dürfen, überhaupt Handelsverträge mit Minimaltarifen zu Stande kommen, so werden folgende Wirkungen zu erwarten sein.

Wir beginnen mit dem Konsumenteninteresse, weil es das all-gemeinste, wenn auch nicht das in letzter Instanz ausschlaggebende, ist. Es ist zunächst keinem Zweifel unterworfen, daß durch die Erhöhung der Zölle die entsprechenden Produkte, wie Mehl, Brot, entsprechend teurer werden. Hätte der Zoll diese Folge nicht, so wäre er ja für die Zwecke, denen er dienen soll, nutzlos. Das wird heute allgemein zugegeben, auch von Freunden der Agrarzölle, wie Wagner und Dade. Ein Vergleich der Getreidepreise des Weltmarktes und der deutschen durch den Zoll gesteigerten, läßt ersehen, daß seit Aufhebung des Identitätsnachweises (1894) der deutsche Preis um den Weltmarktpreis höher war. Daß aber das Ausland diese Differenz aus seiner Tasche bezahlt habe, dafür ist kein Beweis erbracht worden, auch nicht von Dr. Ruhlmann. Und sich dabei auf Bismarcks Autorität berufen, heißt wissenschaftliche Argumente durch diplomatische ersetzen. Getreide- und andere Agrarzölle gehören nun zu den indirekten Verbrauchssteuern, die den Massenkonsum, und zwar mit Progression nach unten, belasten. Also jedermann in Deutschland, der nicht sein Getreide selbst baut, würde in Zukunft seine notwendigsten Nahrungsmittel, wie Brot, Mehl, Fleisch, Eier höher bezahlen, zu Gunsten der Reichskasse und aller jener, die von diesen Zöllen den Nutzen haben würden. Für den Reichen wird das nicht allzuviel ausmachen, da die Quote, die er für diese Nahrungsmittel ausgiebt, und damit die Mehrbelastung durch die Preiserhöhung, nur einen geringen Teil seiner Einnahmen in Anspruch nimmt. Ganz anders bei der großen Masse des Volkes. In Preußen machten die Haushaltungsvorstände samt Angehörigen und die Einzelsteuernden, deren Einkommen 900 Mark nicht überstieg, im Jahre 1899 64,28 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. $\frac{9}{10}$ der preußischen Bevölkerung, die in ihren Einkommensverhältnissen etwa typisch ist für die gesamte deutsche Bevölkerung, hatte unter 3000 Mark Jahreseinkommen. Da durchschnittlich pro Kopf der Bevölkerung 200 Kilo Weizen und Roggen zu menschlicher Ernährung verbraucht werden, bedeutet der bisherige Zoll von 3,50 Mark pro Kopf eine Verteuerung der notwendigen Lebensmittel um 7 Mark, für eine fünf-

köpfige Familie aber von 35 Mark. Bei den in Aussicht genommenen Erhöhungen auf 6, 7, 8 Mark beträgt die Belastung pro Kopf 12, 14, 16 Mark und pro fünfköpfige Familie 60, 70 und 80 Mark. Das wäre für $\frac{2}{3}$ der Familien eine Belastung ihres Einkommens mit 7,4 bis 10 Prozent. Und auf die Ärmsten, die weniger verdienen als 900 Mark und doch auch Brot essen müssen, würde der Druck noch um so schwerer lasten.

Da die Müller und Bäcker diese Erhöhung der Getreidepreise nicht selbst zahlen, so wenig wie bisher, vielmehr die Brotpreise in einer gewissen Zeit immer den Mehls- und diese den Getreidepreisen folgen, wie dies von Hirschberg für Berlin und von Conrad für Halle nachgewiesen ist, so wird die Belastung der Konsumenten voll zur Geltung kommen. Dazu würde dann eine weitere Verteuerung der übrigen Lebensmittel treten, sodas jeder Haushalt, auch der ärmste, durchschnittlich im Jahre 100 Mark aus seiner Wirtschaft an einen Teil der Landwirtschaft und in die Reichskasse abzuliefern hätte. Nun wird aber heute bereits von fast allen Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft, und nicht bloß von denen der Arbeiterschaft, auf die Gefahren und Schädlichkeiten — von der Ungerechtigkeit gar nicht zu reden — der bisherigen Belastung der unteren Klassen durch Verbrauchssteuern und Zölle hingewiesen. Und die Wirkungen der erhöhten Zölle werden auch nicht auf die in erster Linie davon betroffenen Konsumenten beschränkt bleiben. Verteuerung der notwendigen Lebensmittel bedeutet Zunahme des Alkoholismus, der im Gefolge von Unterernährung ständig erscheint; sodann Zunahme der Tuberkulose, die vor Allem durch billige und reichliche Ernährung der Proletarierschichten zu bekämpfen wäre, und endlich Zunahme der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum. Andererseits wird die Konsumfähigkeit der breitesten Schichten, da die Beschaffung des notwendigen Brotes einen größeren Teil ihres Einkommens verzehrt, für alle andern Konsumartikel landwirtschaftlicher und industrieller Herkunft eingeschränkt, da ihr Budget so schon mit Mühe in der Balance gehalten wird und sicherlich hierfür keinen Reserfonds erübrigen kann. Welche Folgen das hat, werden wir später sehen. Der beliebte Einwand, die Preissteigerung der agrarischen Produkte würde auch eine Lohnerhöhung für die Arbeiterschaft zc. zur Folge haben, besagt nichts. Denn solche Lohnerhöhung würde nur unter vielen Kämpfen und Opfern zu erringen sein und zwar nur für die oberen Schichten der Arbeiterschaft — und dann wäre ihre Lage bestenfalls so gut wie früher, zugleich aber die Lage der Industrie dadurch beschwert. Für gar viele Schichten würde die Lohnerhöhung nicht durchzusetzen sein, und ihr Anteil wäre mehr Hunger und Elend.

Das Konsumenteninteresse ist indes nicht der Faktor, der in diesen Fragen das letzte Wort zu reden hat. Sehen wir zu, was vom Standpunkte des Produzenten, und zwar zunächst des industriellen, dazu zu sagen ist — immer unter der Voraussetzung, daß die Handelsverträge, deren unsere Industrie bedarf, durch die agrarischen Schutzzölle nicht von vornherein unmöglich werden. Die Kaufkraft der großen Masse wäre geschwächt und dadurch der Absatz von industriellen Massenprodukten im Inlande gefährdet. Wie wenig kaufkräftig unsere Arbeiterschaft für industrielle Produkte leider heute bereits ist, ergibt jede Analyse eines Arbeitsbudgets. Und für Stiefel, Textilwaren, Hausgeräte, geschweige denn für alle Bedürfnisse höherer Lebensart, würde wenig mehr übrig bleiben, nachdem die Ernährungs- und Behausungskosten nebst der nötigen, durch das Kohlen-syndikat „angemessen“ verteuerten Feuerung den größten Teil des Jahresverdienstes verschlungen. Verminderter Absatz aber bedeutet Lohnherabsetzung, oder Arbeiterentlassung — oder beides. Der Arbeiterschaft wiederum, die für den Export arbeitet, müßten entweder die Löhne erhöht werden, damit sie sich in gleicher Weise nähren kann wie bisher und damit ihre Leistungsfähigkeit erhalten bleibt, oder aber ihre Ernährung, besonders die heute schon so dürftige Fleischnahrung und damit ihre Leistungsfähigkeit, gehen zurück. In jedem Falle wird damit unserer Exportindustrie die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte erschwert. Nun ist aber die deutsche Exportindustrie heute schon durch die Lebensmittelpreise belastet, die höher sind als in irgend einem ihrer Konkurrenzländer. Alle Nahrungsmittel sind heute in Deutschland teurer als in Rußland, England, Amerika. Wir haben die höchsten Getreidepreise, besonders in Süddeutschland. Im Jahre 1899 kostete durchschnittlich die Tonne Weizen resp. Roggen in Berlin 155,3 resp. 146 Mark, in Mannheim 179,3 resp. 160,8 Mark, in München 178,8 resp. 161,9 Mark, in Paris 162,2 resp. 112,9 Mark, in London 145,5 Mark und New-York 117,6 Mark. Weiter aber würde die Industrie geschädigt durch die gleichfalls beabsichtigten erhöhten oder neuen Zölle auf wichtige Rohstoffe, wie Holz, Hopfen, Gerste, Tabak.

Unsere bisherige Unterstellung, daß die agrarischen Schutzollforderungen das Zustandekommen gleich günstiger Handelsverträge nicht verhindern würden, ist nun aber vollends unhaltbar. Man kann von keinem Staate erwarten, daß er uns günstige Einfuhrbedingungen für unsere Industrieprodukte gewähre, wenn wir ihm die Einfuhr seiner überschüssigen Agrarprodukte derart erschweren wollten. Also statt langfristiger Tarifverträge, die eine ruhige, stetige Entwicklung unserer Exportindustrie ermöglichten, hätten wir erhöhte wechselnde Tarife, ja Zollkriege zu erwarten. Dadurch

könnte aber unsere ganze industrielle Zukunft verschert werden, unsere Konkurrenten würden unsere Stelle einnehmen, und die Schutzollmauern, die zu errichten wir unsere bisherigen Märkte zwingen würden, könnten die Entwicklung nationaler Industrien in Amerika, Rußland zc. nur beschleunigen. Absatzstodungen, Arbeitslosigkeit wäre die nächste Folge. Womit aber wollten wir die verdienstlosen Arbeiter nähren und wodurch das unbeschäftigte Kapital rentabel machen? Die weiteren Folgen sind unabsehbar. Denn daß die Landwirtschaft die brotlosen Arbeiter unterbringen oder den verlorenen Milliardenabsatz durch eigene gesteigerte Konsumfähigkeit ersetzen könnte, ist eine Utopie sonder Gleichen.

Endlich, wie würden die erhöhten Getreidezölle auf die Landwirtschaft selbst einwirken? Gefordert werden sie im Interesse der gesamten Nation und nicht minder im Interesse der gesamten Landwirtschaft. Wie steht es aber mit der letzteren Behauptung? Ist die landwirtschaftliche Interessensolidarität so groß, daß allen Landwirten mit den höheren Zöllen gedient ist? Ist ferner die Notlage der gesamten Landwirtschaft so bedrohlich, daß man der nationalen Volkswirtschaft solche Opfer zumuten kann? Die Notlage der landwirtschaftstreibenden Bevölkerung wird mit den schwärzesten Tönen geschildert. Unterscheiden wir! Die Getreide bauende Landwirtschaft, soweit sie zugleich erheblich Getreide verkauft, hat zweifellos unter der Konkurrenz des Weltmarktes gelitten. Bis zu welchem Grade, darüber ist statistisch nichts auszumachen. Jedenfalls aber nicht in dem Maße, daß sie die Produktion einstellen müßte. Auch unter den so sehr geschmähten Handelsverträgen Caprivi's ist die mit Getreide bestellte Fläche weiter gewachsen, und der Ertrag pro Hektar hat weiter zugenommen, soweit wir überhaupt Zuverlässiges darüber wissen können. Bieweit die Produktionskosten des Getreides gewachsen sind, läßt sich nicht feststellen. Sie sind jedenfalls nicht höher als in Amerika und anderen Getreideexportländern. Weder die Maschinen noch die Arbeitslöhne (im Verhältnis zur Produktivität der Arbeit), noch der Zinsfuß. Höher ist allein der Preis des Bodens, der die durch die Zölle verstärkte Tendenz hat, sich in der Höhe seines ehemaligen Wertes zu den Zeiten der höchsten Getreidepreise zu behaupten. Daher die Verschuldung und die nicht mehr im früheren Maße vorhandene Rentabilität. Nun ist aber das Getreide weder die einzige noch die bedeutendste Einnahmequelle der deutschen Landwirtschaft. Nach einer Erhebung des Reichsamtes des Innern entfielen aus dem Verkauf selbsterzeugter Produkte auf Getreide 26,4 Prozent, andere Ackerfrüchte 16,3 Prozent, Vieh und Viehprodukte 40,6 Prozent, technische Nebengewerbe 8,9 Prozent. Die Interessen der nicht Getreide

verlaufenden Landwirtschaft sind direkt denen der Getreide zum Verkauf produzierenden in der Zollfrage entgegengesetzt. Träger der Viehzucht, der Eier-, Milch-, Butter-, Geflügelproduktion ist nun überwiegend das nicht Getreide verkaufende Bauerntum. Wird durch die erhöhten Getreidezölle das Budget der Massen in stärkerer Weise durch den Ankauf des unentbehrlichen Mehl- und Brotquantums in Anspruch genommen, so bleibt weniger für Fleisch, Gemüse, Milch zc. übrig. Also Absatzminderung für die nicht Getreide bauende Landwirtschaft, die zu heben gerade das Ziel jeder Agrarpolitik sein müßte, wenn die Getreideproduktion nicht mehr wie früher rentabel ist. Denn ihr Markt ist gegen die auswärtige Konkurrenz viel gesicherter. Ihre Interessen sind also identisch mit denen der Konsumenten, der Arbeiterschaft, die bei steigenden Löhnen ein immer besserer Kunde für sie wird, der Industrie — und der nationalen Produktivität. Sie profitieren von billigen Getreidepreisen aber auch noch in einer andern Weise. Der Vieh produzierende Bauer muß vielfach Getreide zukaufen zu Futterzwecken; das gilt für ganze Gegenden, z. B. einige bayrische Distrikte, wie Oberbayern und Schwaben, aber auch für die Marschviehzüchter und viele andere. Diese landwirtschaftlichen Produzenten sind also in zweifacher Weise das Opfer höherer Getreidezölle.

Wer aber hat den Nutzen von diesen hohen Getreidezöllen? Nach der Statistik von 1895 gab es in Deutschland 3 325 169 Betriebe bis zu 2 Hektar; diese kommen für den Getreideverkauf nicht in Frage. Betriebe von 2 bis 5 Hektar gab es 1 016 239; von ihnen mögen einige mehr Getreide produzieren, als sie für Ernährungs- und Futterzwecke bedürfen, die meisten decken ihren Bedarf, kaufen zu, oder tauschen das Getreide — direkt oder indirekt — gegen Mehl und Brot um. Die Betriebe unter 5 Hektar machen aber 77 Prozent aller Betriebe aus; demnach haben 77 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe kein Interesse an Getreidezöllen, ja zum Teil Schaden davon. Je größer die Betriebe, um so mehr wird Getreide zum Verkauf produziert, um so größer ist der Nutzen, der infolge der Getreidezölle ihnen aus den Taschen der übrigen Bevölkerung zufließt. Im allergünstigsten Falle haben alle Betriebe über 5 Hektar, deren Inhaber mit ihren Angehörigen 5 bis 6 Millionen repräsentieren, also $\frac{1}{3}$ der im Hauptberuf Landwirtschaft treibenden Bevölkerung, oder $\frac{1}{10}$ der Gesamtbevölkerung Deutschlands, Nutzen davon. Diese Zahlen sind indes, da viele bäuerliche Betriebe über 5 Hektar mehr Viehzucht betreiben, oder Handelsgewächse zc. bauen, viel zu hoch gegriffen. Eine vorsichtige Schätzung ergibt $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{7}$ der Betriebe und $\frac{1}{17}$ der Bevölkerung.

Den meisten Vorteil haben die großbäuerlichen Betriebe und dann vor Allem die 25 057 hauptsächlich Getreide produzierenden Großbetriebe über 100 Hektar, die zumeist in den Händen des ostelbischen Adels konzentriert sind. Schon bei dem 3,50 Mark-Zoll hat nach einer Berechnung Fr. Raumanns die Familie der Puttkamer in Pommern 150 000 Mark jährlichen Gewinn von den Getreidezöllen. Bei der Erhöhung um 3 Mark pro 100 Kilo würden manche Fideikommißbesitzer ca. 75 000 Mark gewinnen im Jahr. Endlich wissen wir also, wem zu Liebe der Tribut von 700 Millionen Mark jährlich — bei einem Zoll von 7 Mark — vom deutschen Volke aufgebracht werden soll. Wenn wir nur auch wüßten, inwiefern dieser Tribut der deutschen Landwirtschaft nützen und ihre Produktivität steigern würde. Denn das kann wohl niemand uns zumuten, daß wir solche Opfer bringen, nur um einen Bruchteil der Bevölkerung im Besitz zu erhalten. Auf diese Frage: Welchen Zwecken sollen diese Opfer dienen? — geben die Befürworter der Zölle die mannigfachsten Antworten. Dade will den Zoll nur vorübergehend, bis die Landwirtschaft sich den veränderten Absatz- und Produktionsbedingungen anpasse und inzwischen ihre Produktivität steigern, bis sie wieder konkurrenzfähig werde. Demnach ein „Erziehungszoll“ im Sinne List's. Nur dauert die Erziehung schon etwas lange, — seit 1879. Rußland will den Getreideproduzenten den Durchschnittspreis der letzten 30 Jahre garantieren, damit sie den heimischen Markt behaupten und sich inzwischen zu einem nationalen Verkaufssyndikat organisieren, das zusammen mit ähnlichen Syndikaten im Auslande den Weltmarktpreis regeln, die Getreideproduktion von der Börse und ihrer ewigen Vaissetendenz befreien soll. Nach diesem Recepte soll der Zoll, der in der höchst gefährlichen Form der „gleitenden Skala“ gedacht ist, nicht lange erforderlich sein, da heute alle Welt unter den Produktionskosten Getreide baue und ein Steigen der Getreidepreise in Aussicht stehe. Wagner endlich und in noch höherem Maße Didenberg wollen die deutsche Getreideproduktion, als die Grundlage der deutschen Landwirtschaft, leistungsfähig erhalten, damit Deutschland nicht zum Industrielande wie England mit all seinen Schattenseiten degeneriere, als da sind: immenser Pauperismus, Verwandelung des Ackerbodens in Weidengründe und Jagdreviere, völlige Abhängigkeit in der Getreideversorgung vom Auslande, wachsende Schwierigkeiten des Exportes, Sinken des Lohnes. Die Erhaltung der Landwirtschaft soll dagegen Kapitalverluste der heutigen Besitzer verhüten und im nationalen Interesse die gegenwärtigen Besitzer anstatt ihrer eventuellen Nachfolger, der Börsenbarone, auf der Scholle belassen. Auch soll durch die Getreidezölle der Reservefonds, aus dem die

Nation immer wieder Nerven- und Muskelkraft schöpft, und damit die Grundlage der nationalen Wehrkraft, bewahrt bleiben. Dabei sieht Wagner voraus, daß infolge dessen die industrielle Entwicklung verlangsamt und die Bevölkerungszunahme — eventuell durch Not — vermindert werde. Oldenberg endlich sieht den Krach des kapitalistischen Industriesystems herandrücken; um Deutschland davor zu bewahren, will er es durch landwirtschaftliche Schutzzölle zur wirtschaftlichen Autarkie, zur Unabhängigkeit vom Auslande erziehen.

Was auf diese weitausschauenden Pläne zu antworten ist, hat Diegel („Weltwirtschaft und Volkswirtschaft“) vortrefflich ausgeführt. Das Interesse der Nation liegt in der Steigerung der nationalen Produktivität, und diese garantiert uns die Industrie, die zu fortgesetzter internationaler Arbeitsteilung, Verknüpfung aller Völker in die Weltwirtschaft und zu wachsendem Reichtum aller Völker führt. Bis dahin geht die sozialistische Anschauung mit, da bekanntlich nach Marx die günstigste Bedingung für die Arbeiter das Anwachsen des Kapitals ist. Ob das aber in alle Ewigkeit so weiter geht, oder ob bei Industrialisierung aller Völker jedes schließlich zur eigenen Agrarproduktion zurückkehren wird, wie Kautsky meint („Handelspolitik und Sozialdemokratie“), bleibt eine offene Frage. Jedenfalls hat Deutschland alles Interesse daran, seine Industrie — unter energischer Weiterführung der Sozialreform — weiter zu entwickeln, da sie für dieses die höchste Nuzzbarmachung seiner Arbeitskräfte und steigenden Reichtum bedeutet, und da ein plötzliches und daher von Katastrophen begleitetes Versiegen des Exportes wie gleichzeitiges Aufhören des Agrarimportes vor der Hand als die reinste Utopie erscheint, aus der niemals die Notwendigkeit agrarischer Schutzzölle abgeleitet werden kann. Damit ist auch das Meiste gegen Wagner schon gesagt.

Kehren wir nun zu der uns näher beschäftigenden Frage zurück, welche Folgen die Getreidezölle für die jetzigen Inhaber der davon begünstigten Betriebe haben würde. So lange sie Besitzer bleiben: offenbar einen angenehmen Zuschuß aus der Wirtschaft der übrigen Reichsbürger. Sobald sie aber ihren Besitz veräußern, wird ihnen der Nachfolger ein Kapital zahlen, das der durch die Zölle erhöhten, kapitalisierten Rente entspricht; kurzum, sie erhalten von der Nation eine Kapitalschenkung. Da nun der Preis des landwirtschaftlichen Bodens sich nach der kapitalisierten Rente bemißt und gerade unsere ganze Kalamität in der zu hohen Grundrente besteht, die nur durch Preisfall des landwirtschaftlichen Bodens gemindert werden kann, verewigen wir das Übel: die Bodenpreise steigen weiter oder behalten wenigstens den alten Spekulationswert. Daß dadurch

aber zugleich eine Steigerung des technischen Fortschrittes und der landwirtschaftlichen Produktivität, an der allein unsere Volkswirtschaft Interesse hat, hervorgerufen wird, ist in den meisten Fällen ausgeschlossen. Sind aber solche Schutzzölle einmal eingeführt, so werden wir sie nicht wieder los, und die landwirtschaftliche Notlage besteht im bisherigen Grade weiter. Auch wird der wünschenswerte Übergang vom Getreidebau zu rentableren und konkurrenzfähigeren Agrarproduktionen, durch künstliche Hochhaltung der Getreidepreise hintangehalten. Endlich aber wird — bei hohen Getreidepreisen — der Getreide bauende Großgrundbesitz befähigt, sich zu erhalten und die Bauernwirtschaften aufzulaufen. Wenn wir so von der Landwirtschaft überhaupt die Getreide bauende Landwirtschaft unterscheiden und unter dieser wieder die Schichten aussondern, die von Getreideschutzzöllen Nutzen haben, und weiter auseinanderhalten das Interesse der Nation an der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität und das an der Erhaltung der heute im Besitz befindlichen Großbauern und vor Allem der junkerlichen Großgrundbesitzer, so kommen wir zu dem Resultat, daß nur ein kleiner Teil der Landwirtschaft, und zwar nur der Getreide bauenden, an den Zöllen interessiert ist. Daß die übrige Nation nichts dabei gewinnt, aber sehr viel verliert, wenn sie diese Besitzer je nachdem beschenken, bereichern oder erhalten wollte, ist das Gesamtsazit des Konsumenten-, Industrie- und des überwiegenden Teiles des landwirtschaftlichen Interesses.

Alle Begründungsversuche sind den an hohen Getreidezöllen Interessierten genehm, sie lassen sich willig als die Landwirte schlechtthin hinstellen und gleichzeitig als die Träger einer gesunden Reaktion gegen die industrielle Gefahr; sie lassen sich feiern als die Stützen der Nation in Heer und Verwaltung; sie verbrämen ihre Ansprüche mit dem Phrasenfitterstaat von nationalem Arbeiterschutz und sozialer Schutzollpolitik. Aber daß sie die Arbeiterschaft einzufangen gedenken mit der Versprechung einer Witwen- und Waisenversicherung, zu der das Reich die Einnahmen aus den Getreidezöllen hergeben sollte, das ist die größte Farce, die je auf dem Gebiete der Demagogie gespielt worden ist. Dieses Danaergeschenk wollte dieselbe Klasse machen, die jeden politischen und sozialen Fortschritt bei uns hemmt und stets koalitionsklüßtern ist nach der industriellen Herrenkaste, um mit ihr zusammen die Arbeiterschaft durch Zuchthausvorlagen, Koalitionsverbote zc. zu knebeln — dieselbe Arbeiterschaft, von deren Ärmsten sich jährlich subventionieren zu lassen, die Landlords keine Bedenken tragen.

Die industriellen Schutzzölle, die mit den agrarischen stehen und fallen, sind für uns in diesem Zusammenhange ohne weiteres Interesse.

Mögen sie sich Eisen-, Soda-, Papier- oder Baumwollgarnzölle nennen, mögen sie erhöht oder neu eingeführt werden: das Eine haben sie gemeinsam, daß sie kein Anrecht auf Existenz haben, da sie weder eine aufkommende Industrie zu erziehen noch eine von Krisen heimgesuchte zu erhalten haben. Sie repräsentieren eine neue Art Schutzzölle, die keinen andern Sinn und Zweck haben, als den inländischen Markt nach allen Kräften auszubeuten, um gleichzeitig auf dem Weltmarkte alle nicht derartig geschützten fremden Industrien unterbieten zu können. Die hier in Frage kommenden Gruppen sind fast alle straff kartelliert und repräsentieren höchst entwickelte Formen der Industrie und der Kapitalzusammenfassung. Sie geben uns einen Vorgeschmack von amerikanischen Trusts. Inländische Konkurrenz haben sie nicht zu fürchten und ausländische halten sie sich künstlich fern. Der bekannte „Centralverein deutscher Industrieller“, der die Eiseninteressen vertritt und im Nebenamte die Ministerposten zu überwachen oder gar zu besetzen hat, ist der Typus dieser Schutzzollindustrie, die sich nicht national genug gebärden kann, während sie dem Auslande Kriegsmittel billiger verkauft als dem eigenen Lande.

Die agrarischen und industriellen Schutzzöllner werden außer durch die gleiche Schutzzolliebe zusammengeführt durch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die deutsche Arbeiterschaft, die in ihrem gesunden Emanzipationsbestreben niederzuhalten, sie beide wetteifern. Und hier sind die Folgen der Schutzzollpolitik, die, ob agrarisch oder industriell, in wirtschaftlicher Hinsicht für die Konsumenten-, wie Industrie-, wie allgemeinen nationalen Interessen, die landwirtschaftlichen inbegriffen, die gleichen Gefahren bieten, nach der politischen Seite hin nicht minder bedenklich. Sehen wir alle reaktionären Gesetzesentwürfe der letzten 20 Jahre durch, überall finden wir als ihre Befürworter die gleichen agrarischen und industriellen Schutzzöllner. Müßten wir aus wirtschaftlichen Gründen für den Schutzzoll sein, es wäre fraglich, ob wir nicht rein aus politischen Erwägungen dagegen sein müßten. Da sich aber politische wie wirtschaftliche Motive vereinigen, welches Interesse hat die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes, sich weiter eine Aristokratie zu ihrer Knechtung zu züchten, oder die Scharfmachergeleüste von Industriefeudalen zu unterstützen? Und doch sind die Schutzzollbestrebungen auf dem besten Wege zum Siege, die Mehrheit des Reichstages für sie scheint längst und immer noch vorhanden. Die straffe Organisation der Landlords, ihre vor nichts zurückschreckende Agitation, die auch die Bauern durch alle möglichen Versprechungen eingefangen hat, die Unentschlossenheit der Regierung, mit ihren alten Freunden, den Junkern und Gewaltherrschern der Fabrik, zu brechen, das alte Doppelspiel des

Zentrums und die heillose Zerfahrenheit und Zwiespältigkeit des Bürgertums, das aus Furcht vor der Sozialdemokratie lieber mit den ihnen feindlichen Mächten weiter kolettiert und sich wirtschaftlich schröpfen läßt: sie erklären diese seltsame Erscheinung. Wo ist da der Ausweg? Wird von dem Sturmwinde der erregten öffentlichen Meinung, der imponierenden Agitation der Arbeiterschaft die Reichsregierung doch noch zum Widerstande getrieben werden, den sie bereits aufgegeben hatte? Oder werden durch eine Ironie der Geschichte die Russen oder Amerikaner unsere Interessen wahren, indem sie die Schutzzölle durch die Drohung mit Zollkriegen zu Fall bringen? Oder können wir mit psychologischen Ereignissen rechnen, die den Kaiser bestimmen, dieses oder jenes zu thun? All' dieses ist gleich ungewiß. Aber mag unsere nächste Entwicklung durch die Getreidezölle mit ihrem Gefolge verbarrikadiert werden, mögen die Früchte verloren gehen, die die letzten Handelsverträge Deutschland reifen ließen — alles das wird ein Intermezzo bleiben, dessen Kosten freilich unberechenbar und dessen Folgen unabsehbar sind. Dann aber wird Deutschland seine industrielle Laufbahn weiterschreiten, naturnotwendig und zu seinem Segen.



Betrachtungen zum Thema „Kunst und Staat“.

Von Hans Thoma.

(Karlsruhe.)

Alles hat seine Zeit! Ein Spruch, dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesem nach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andre zu sprechen, und zu Letztem entschließt sich diesmal der Dichter. Denn wenn dem frühern Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem spätern Betrachtung und Mitteilung.“ — Diese Goetheworte schreibe ich hieher gleichsam als Schutz, unter dem ich mir zu reden erlaube; denn schon einmal hat ein Kunstschriftsteller mit dem

leicht zu fassenden, aus seinem Zusammenhang gerissenen Goethewort: „Bilde Künstler, rede nicht!“ nach mir gehauen.

Zum Reden veranlaßt mich der Aufsatz des Herrn E. Klog: „Kunst und Staat“ (im ersten Maiheft), worin gesagt ist, daß es von höchst kultureller Bedeutung wäre, zu dem irreführenden Gemeinplatz: „Das Genie bricht sich Bahn“, unter andern auch meine besonderen Erfahrungen bis in die intimern Details überblicken zu können. — Von Böcklin erfahren wir hierüber nichts mehr — sein Schaffen lebt und sagt uns genug von einer schaffensfreudigen Künstlerseele — tot sind all die Widerwärtigkeiten, Zufälligkeiten und — nennen wir sie getrost, dem Schaffen gegenüber: Kleinlichkeiten, wie sie in jedem Menschenleben — ich möchte wohl sagen bedingt sind; ich füge hier bei, daß mir Böcklin im Anfang der 70er Jahre, als ich mit ihm in München zusammen war, einmal sagte, daß es ihm am allerwohlsten sei, wenn er das Gefühl habe, daß er den ganzen Tag ungestört in seinem Atelier arbeiten könne. Dies Aufgehen des Künstlers in seiner Arbeit ist eben sein Glück — ob Staatshilfe oder Kollektivhilfe kommt, darauf wartet er nicht.

Wenn ich nun mir gestatte, über diese Fragen und wie ich darüber denke zu sprechen, wenn ich versuche, einige Aufschlüsse zu geben über die Erfahrungen, die ich damit gemacht habe, so thue ich es, weil ich in den Jahren der Betrachtung und Mittheilung angelangt bin, und zugleich thue ich es, um einige falsche Meinungen, die sich aus der Betrachtung der Oberfläche des Lebens über mich gebildet haben und oft genug ausgesprochen werden, wenn es möglich ist, zu berichtigen.

Wenn nun mancher anders denkt als ich, so möge er sich damit trösten, daß alles seine Zeit hat und daß ich jetzt zurückblicke auf Vergangenes — manchen Zusammenhang erkenne, der für Gegenwart und Zukunft dunkel war, manches, was Zufall schien, wie ein notwendiges Glied ansehe, aus dem das Leben sich zusammenkettet. So sind manche Dinge und Begebenheiten des Lebens, die mir sehr schlimm und Andern wohl noch schlimmer schienen, jetzt so vor mir oder vielmehr hinter mir, daß ich sie mir gar nicht anders denken, gar nicht wegwünschen könnte. — Ein Reuhold war ich übrigens nie. „Gott hilft denen, die sich selber helfen“, auf geistigem, künstlerischem Gebiete angewendet, hat dies Sprüchwort nichts von dem Trivolen, was ihm wohl in Bezug auf das Materielle anhaften könnte. Staatshilfe, Vereinshilfe kann dem Künstler nicht viel geben, seine Entwicklung ist ein innerlicher Vorgang, und es giebt Zeiten, wo ein äußerliches Bestimmen ihm recht schädlich sein könnte — schädlich seinem eigentlich persönlichen Wesen. — Mit dem Bilderkaufen und Auf-

traggeben ist gar nicht viel für die Kunstentwicklung gethan, da können nur Persönlichkeiten helfen — wie nur Persönlichkeiten Kunst schaffen können; wenn sich Persönlichkeiten vereinigen, so hört diese Vereinigung eben auf, Persönlichkeit zu sein.

In dem Artikel „Kunst und Staat“ steht schon: „Behörden und Gesellschaft bevorzugen mit Vorliebe die leichtern, angenehmen, sich anschießenden Talente.“

Wenn in der Zeit, als ich von den Kunstzünftigen geächtet war, als das Sonntagvormittags-Kunstvereinspublikum in mehreren Kunststädten, wo ich ausstellte — „mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe“, über meine Bilder schimpfte und spottete, sich eine Vereinigung gebildet hätte, welche die besten Kunstabsichten vertreten hätte, wie sie Herr Klotz etwa ausspricht, so wäre sie sicher nicht darauf gekommen, mir irgend eine Arbeit zuzuwenden — jetzt würde sie es vielleicht thun, sie würde wohl Böcklin die schönsten Wände zur Verfügung stellen — aber sie würde wohl auch kaum irgend einen jungen Künstler, der ganz im Stillen für sich, also wieder einmal anders sich entwickelt, ihre Beachtung zuwenden; ja, ich habe sogar gefunden, daß solche Vereinigungen mit edlen Programmen mir am allerfeindlichsten waren. Die Vielzahl weiß immer so genau, was sie als Kunst anzusehen hat, und will ein Einzelner seiner Wesenseigenheit gemäß anders, so wird er als Feind betrachtet, wenn er stark ist, oder als Narr, wenn er ihr schwach erscheint. Es gab damals eine Zeit, wo ich mir gegen das Schimpfen des Kunstpublikums nicht anders zu helfen wußte, als daß ich sagte: Diese Leinwand gehört mein, folglich kann ich sie bemalen, wie ich will! Es war ein fröhlicher und kein verbitterter Trost, durch den ich durch manche Jahre der Vereinsamung hindurch kam. — Ich kam zur Einsicht, daß ich gar nichts zu wollen, zu verlangen habe von dem Haufen der Kunstfreunde; ich richtete mich den Umständen nach ein, ich malte Jahre lang in einem engen Zimmer statt in einem Atelier, ich malte kleinere Bilder, wie sie mir Freude machten, dafür verkaufte ich sie auch zu niedrigen Preisen; ich fühlte mich dadurch von der Verpflichtung frei, bedeutende Werke schaffen zu müssen, es kam ein frohes Unabhängigkeitsgefühl über mich, so daß ich mich gar nicht arg kränkte, wenn Künstlergenossenschaft und Kunstvereine meine Bilder refüsirten. Es giebt Zeiten, wo die Kunst an ihrer „Größe“ zu Grunde geht, wenn nicht im Stillen und unbemerkt von den Spaziergängern im Kunstgarten ein Pflänzlein ganz anspruchslos und nur sich selbst genügend wieder aufwächst. Ob es einem solchen Pflänzlein lieb ist oder nicht, gut ist es ihm doch als Entwicklung zu einem in sich harmonischen Wesen,

wenn man nicht zu früh und zu viel Wesens aus ihm macht — es nicht da und dort hinzerrt und ganz etwas Anderes aus ihm gestalten will, als was es werden kann. Im Rückblick auf diese Zeit bin ich vollständig zufrieden, daß es mit mir so war, wie es war; daß ich es damals wohl manchmal anders gewünscht hätte und gerne von außen mehr gefördert worden wäre, das ist natürlich — damals sah ich vorwärts, jetzt sehe ich zurück.

Die Erfahrung habe ich gemacht, daß Vereinigungen, seien sie staatlicher oder privater Art, mich nie gefördert oder beachtet haben — aber es waren von Anfang an Persönlichkeiten, die mir halfen und mich stützten; denn das Persönlichste, was es giebt, die echte Kunst, kann nur von Persönlichkeiten gestützt und gefördert werden. — Persönlichkeit findet Persönlichkeit: dieser Glaube ist mir geworden und bleibt mir, und ich spreche es aus, daß die Kunst von Vereinigungen, von sogenannten öffentlicher Meinung nie Gutes zu erwarten hat. Sie wird von oben gesetzt von der Persönlichkeit, deren Ausdruck sie ist. Sie kann nicht von einer Allgemeinheit ausgehen — eine Seele, ein Kopf kann sie nur schaffen. — Daß die Allgemeinheit nachempfindet, was die Persönlichkeit ihr gegeben, daß sie es gleichsam als ihr Werk empfindet, das ist ihr Glück; daß sie hintennachkommt, ist aber natürlich, ja es ist wohl nicht anders möglich — die Persönlichkeit giebt dem Volksempfinden Ausdruck, dem Unbestimmten, das da wogt und ringt und zur Klarheit, zur Aussprache oder zur Anschauung kommen will.

Der Ausspruch: „Das Genie bricht sich Bahn“ drückt es doch schon aus, daß ihm etwas im Wege steht, was es mit Gewalt überwinden, brechen muß. — Das ist sein Wesen, daß es gestaltend aus dem Chaos des Allgemeinempfindens hervorbricht — dem dunklen, unklaren Triebe Form und Ordnung schaffend. Der alte Schöpfungspruch: „Es werde Licht!“ hat immer noch für daselbe Giltigkeit. Auch das Licht bricht aus der Finsternis hervor. Das Genie, das „Vorzugsindividuum“, ist freilich recht schwer zu erkennen, und wohl erst am Schlusse der Laufbahn oder wohl noch später erkennt es die Menschheit, daß es eines war — sollte es nicht auch schon Genie's gegeben haben, von denen die Welt nie etwas erfahren hat? — die Natur ist verschwenderisch!

Das Echte in der Kunst! — der, der es erkennen will, muß selber echt sein, und sehr oft meint Einer zu prüfen und er wird geprüft. Es wird wohl kaum einen jungen Künstler geben, der nicht überzeugt ist, daß er ganz von echtem Kunstdrange erfüllt sei, es wird wohl kaum Einer Künstler, wenn er nicht glaubt, daß er hervorragendes Talent dazu hat.

jeder darf sich selbst für ein „Vorzugsindividuum“ halten, darin kann ihn keine Vereinigung hindern — aber auch keine kann ihn dazu erheben, wenn er es doch nicht sein sollte. Vorzugsmensch sein will aber was heißen und es will bewiesen sein, deshalb sagt man auch „das Genie bricht sich Bahn“. Verunglückt durch irgend etwas ein geborener Vorzugsmensch oder ruft der Tod ihn ab, ehe er seiner Natur nach ausgestaltet wurde, dann weiß es wohl nur Gott im Himmel. — Auf der Stirn steht es doch nicht so ganz deutlich geschrieben, daß Einer Vorzugsindividuum ist — und die Täuschung ist hierin groß und der Blick der Sterblichen ist schwach. „In's Innere der Natur bringt kein erschaffner Geist.“

Es giebt wohl einzelne Menschen, denen eine große Gabe hier zu erkennen gegeben ist, aber wie sollte eine Vereinigung da erkennen? Wer in solcher Vereinigung soll entscheiden? — jeder ist doch gleichberechtigt, d. h. jeder, der gleichhohen Beitrag zahlt. — Soll Stimmenmehrheit auch noch über das Individuellste, was es giebt, über die Kunst entscheiden? — hat der 50 Markmann ebenso viel zu sagen, wie der 1000 Markmann?

Kunstvereine giebt es übrigens schon lange, sie sind gewiß in redlichster Absicht gegründet worden; sie sind wohl auch so gut, als sie es nur sein können, und sie haben gewiß zur Entwicklung der Kunst manches beigetragen und haben in einer der Kunst nicht günstigen Zeit Raum geschaffen, daß sie überhaupt zu Worte kommen konnte; sie haben Interesse für die Kunst in einen weiten Kreis getragen, und wenn auch die Philistrität natürlich an der Pflege der lieben Mittelmäßigkeit hängen blieb, so dürfen die Künstler diesen Vereinen doch dankbar sein. — Könnten nun nicht diese Kunstvereine ein wenig auf's Neue sich ihrer Aufgabe befennen, angeregt durch die Worte des Herrn Klop? Könnten dieselben nicht sich befennen, daß sie noch etwas Anderes thun könnten als bloß Bilder unter ihre Mitglieder zu verlosen? ob sie nicht bei veränderten Zeitverhältnissen ihre Thätigkeit zum Wohle der Kunst ersprißlicher gestalten könnten? Wie dies zu machen wäre, darüber nachzudenken, ist mehr Sache des Kunstliebhabers als des Künstlers. Ein wenig mehr Idealität in den Kunstvereinen könnte gut sein; die Mitglieder würden dann nicht nur daran denken, daß sie einen Gewinn für sich machen könnten durch ein ihnen zufallendes Los, sondern sie würden auch ein Opfer bringen, um die Kunst als wichtiges Kulturelement zu fördern.

Durch all das, was ich hier sage, möchte ich, daß die Meinung zu Tage tritt, daß der Künstler von Gott und Rechts wegen alle Bedingungen in sich trägt zum Bestehen und Ausreifen seines Wesens, daß vor dem Schaffensernste äußere Verhältnisse unbedeutend werden müssen und daß

das sogenannte Kunstmartyrertum nur da Platz findet, wo unklares Wollen vorherrscht mit Ehrgeiz gemischt.

Ein wirklicher Künstler kann gar kein Kunstmartyrer sein — wenn auch die Lebensmisere, die er ja mit allen Sterblichen gemeinsam zu tragen hat, ihn verfolgt; gerade in seinem Schaffen ist ihm etwas gegeben, was ihn aus dem Zufall der Geschehnisse erhebt. Dadurch, daß ein Gott ihm gegeben „zu sagen, was er leidet“, aber auch zu sagen, wie er sich freut, zu offenbaren, was er schaut und hört, hat er schon seinen Lohn. — Durch die Gaben, die Gott oder die Natur ihm gegeben, wird er selber zum Gebenden.

Freilich ist es ein großes Glück, das nicht jederzeit beschieden ist, wenn Nehmende vorhanden sind, die vom Künstler sagen können, das, was er uns giebt, ist unser Eigenes — wenn aber solche Zeiten eintreten, so sind es Zeiten hoher Kunstblüte, wir haben dann eine Volkskunst.

Zum Trost für solche, die nach großer Kunst dürsten und sich in ihrem Drange nach großem Wirken beengt fühlen durch äußere Verhältnisse, möchte ich ein Wort Dürers beifügen:

„— — daraus kommt, dass Manicher etwas mit der Federn in ein Tag auf ein halben Bogen Papier reisst oder mit seim Eiselein in ein klein Hölzlin versticht, das wird künstlicher und besser denn elns Andern gross Werk, daran derselb ein ganz Jahr mit höchstem Fleiss macht. Und diese Gab ist wunderbar — denn Gott giebt oft Einem zu lernen und Verstand, etwas Gutes zu machen, dergleichen ihm zu seiner Zeit Keiner gleich erfunden wirdet und etwan lang Keiner vor ihm gewesst und nach ihm nicht bald einer kummt . . .“

Wie schwer es ist, über derartige Kunstfragen etwas zu sagen, daß es nicht allzu trivial klingt oder daß man sich nicht in Widersprüche verirrt — ebenso gut das Gegenteil von dem sagen könnte, was man gesagt hat, ja um seine Meinung ganz auszudrücken, wohl auch das Gegenteil sagen muß: das sehe ich nun beim Weiterschreiben.

Wenn wir bei der jetzt viel erörterten Volkskunst sagen — dieses ist eine Kunst, die vom Willen eines Volkes getragen ist, die der Ausdruck seines Fühlens und Empfindens ist, so ist dies wohl richtig — aber man könnte gerade so gut sagen und hätte auch die Erfahrung einigermaßen auf seiner Seite, wenn man sagte: Volkskunst schafft nur Einer, der sich gar nicht darum kümmert, was das Volk sagt und will, der es aber versteht, die Regungen seiner eignen Seele in eine Kunstform zu bringen, — ja, man könnte auch etwas paradox aber nicht ganz unrichtig sagen: Volkskunst schafft nur der, der etwas ganz Anderes macht, als was das Volk verlangt.

Freilich ist der Volksgeist eine so große und so undefinierbare Sache, die man ja nie mit den als Partei auftretenden Strömungen verwechseln soll. Bilbet sich nun eine Vereinigung zu dem edlen Zwecke, das Gute in der Kunst zu fördern, so ist die Gefahr vorhanden, daß in derselben nicht der Volksgeist zur Herrschaft kommt, sondern ein aus persönlichen Meinungen, wohl auch aus Theorien zusammengesetzter Parteigeist — ein Geist, der als öffentliche Meinung wohl zeitweise obenauf schwimmt, der aber von den Tiefen des Volksgeistes immer wieder verschlungen wird — erlöst wird. Der oft gehörte Ausdruck, daß die Kunst aristokratisch ist, ist gewiß richtig — kann aber sehr wohl zu falschen Dingen führen, wie fast alle Ausprüche der Art es können; wenn der Künstler darüber in einen Geisteshochmut hineingerät und sein „Ölfarbten auf die Leinwand streichen“ für gar zu kulturbedeutend hält — so — nun, so ist er eben nicht mehr aristokratisch.

Thun und Wirken als Ausdruck eines ruhigen, in sich gegründeten Seins, ohne vorgefaßte Absicht, damit die Welt beglücken, belehren zu wollen — ein frohes Spiel der in ihm liegenden Kraft — ohne immer an dem Bewußtsein einer Endabsicht, eines Zweckes dieses Schaffens anzustoßen, das ist das Wesen eines Künstlers.

All den Zwecken und Absichten, die das Tagesleben der Menschheit bewegen, ist die Kunst das Entgegengesetzte — in solchem Sinne ist sie das Nutzlose, und wer nicht tiefer eingeweiht ist in die Notwendigkeit, aus der doch gerade die Kunst entspringt, mag sie auch so nennen.

Vereinigungen können auf den Gang der Kunst keinen Einfluß haben, und sie sollen es auch nicht; echte Kunst läßt sich niemals gängeln, und wenn solche Vereinigungen sagen, hier ist sie, so ist sie oft doch wo ganz anders. Vereinigungen können aber die vorhandene Kunst verbreiten, sie können sie zu einem geistigen Genußmittel machen, das möglichst Viele haben können, und das wird voraussichtlich was Gutes sein.

Volkskunst! Jede tiefgegründete, aus echter Empfindung entspringende Kunst ist Volkskunst — sie sollte eigentlich nur als Gegensatz zur Parteikunst, zur Modenkunst so genannt werden — aristokratische Geister, ich meine unabhängige, in sich gegründete Persönlichkeiten, werden sie auch immer als solche empfinden und erkennen. Man soll nicht sagen, sie wird siegen — sie ist die Siegerin.

Kunstsinrige Italiensfahrer bringen sehr oft, wenn sie in all den Herrlichkeiten einer Kunstblüte geschwelgt haben, wenn sie den Zusammenklang, der in diesem glücklichen Lande zwischen Natur und Kunst für sie besteht, empfunden haben, eine große Mißachtung gegen deutsches Wesen

und deutsche Art mit sich — und es ist mir auch nicht viel besser gegangen, als ich vor Jahren im Frühling von dort zurückkehrte; ach, diese langgestreckten Flächen, diese einförmig dunkeln Tannenberge, die Lüfte, in denen ein wässriges Grau stets vorherrscht, sogar die im Maienschmuck sich ausbreitenden Wiesen wollten mir gar keinen Eindruck mehr machen, als ich den ersten Ausflug von Frankfurt in ein benachbartes Dörflein machte. Im einsamen Wirtshaus lehrten wir ein, uninteressant gekleidete Männer saßen am ferneren Tische im Wirtsgarten unter den Mirabellen- und Zwetschgenbäumchen. Apfelwein statt Chianti — ich war noch ganz abwesend im Lande meiner Sehnsucht . . . Da mit einmal erhoben die städtisch gekleideten Männer ihre Stimmen und sangen vierstimmig das alte Lied: „Es waren zwei Königsfinder zc.“ — Und diese Töne, dieser herrlich geordnete Gesang sagten mir auf einmal, was Deutschland ist — ja sogar, was deutsche Kunst ist, was sie sein kann. Die Sänger waren vier Lehrer, die ihren freien Nachmittag da zubrachten. Sie sangen noch mehrere herrliche Lieder, so ganz nur für sich. Ich wagte auch gar nicht, ihnen zu danken, sie haben ja nicht meinetwegen gesungen. Dankbar still gieng ich von dannen, ein froh Zufriedener, daß er die Gemeinschaft mit der deutschen Volksseele wieder gefunden hatte.

Freilich handelt es sich hier um die bildende Kunst, und da ist manches anders als in der Musik und Dichtung — sie muß aus schwererem Material schaffen; aus diesem muß sie Formen bilden, und da braucht sie wohl einer kräftigeren Hilfe, einer größeren Teilnahme, als ihr bisher zu Teil geworden, sie bedarf vor Allem eines intimeren Verständnisses für ihr ganzes Wesen — ein allgemeineres Erkennen dessen, was sie eigentlich kann und will — sie setzt eine Augen- und Sinnesfreudigkeit voraus, von der wir doch noch ziemlich weit entfernt sind. So fällt sie vom Naturalismus in den Symbolismus zc. und vergißt so leicht darüber, daß sie eigentlich dazu berufen sein könnte, dem Menschen eine Augenweide zu sein.

Was die Musik dem Ohr, das ist die Malerei dem Auge. —

Wenn ich mit diesen Erörterungen viel Selbstverständliches, was man am Ende Triviales nennen könnte, gesagt habe, so — schäme ich mich dessen gar nicht; wenn ein Künstler sich zum Sprechen entschließt, so wird er oft in den Fall kommen, das Selbstverständliche, das Naheliegende zu betonen, welches bei allgemeinen Kunstbetrachtungen leicht außer Acht gelassen wird über fernliegenden Möglichkeiten.

Die Vorstellung von dem, was die Kunst als Schöpferkraft leisten könnte oder sollte, ist wohl größer als das, was sie in Wirklichkeit leisten

kann. Diese Vorstellung hat etwas Bedingungsloses, man darf es vielleicht deshalb auch Unklares nennen, ohne daß dies Wort einen Tadel ausdrücken soll. Der Ursprung der Kunst ist etwas, das im Geheimnisvollen — im Göttlichen — wurzelt, aber die Ausübung ist an die Realität der Dinge gebunden, an unser Sein in Raum und Zeit, und da die Kunst eine Materialisierung des Geistigen bedeutet, so stößt sie an an den „Grenzen der Menschheit“. Ich denke hier an Goethe's Gedicht, das diesen Titel führt und das aber auch wie alle Kunst weit über diese Grenzen, indem es sie bezeichnet, hinüber weisen kann.

Kann nun der Künstler die Gesetze, in denen unser irdisches Dasein unabänderlich gebunden ist, recht klar begreifen und dadurch dieselben sich gewissermaßen unterthan machen, dann erst könnte er frei schaffen. Doch das gehört in ein anderes Kapitel und ich endige meine Betrachtung und Mitteilung, da ich so schon recht vieles gesagt habe, was eigentlich nicht zur Sache, die diese Zeilen hervorgerufen haben, gehört.



Versuchung.

Zukunftsvision von Heinrich von Schullern.

(Salzburg.)

In der Chiesa di sant' Afra zu Brescia. —

Bädeker müde sinke ich in einen Betstuhl.

Die kunstsatten Augen ruhen im Dämmerlicht. — Eine kühle Stille rings umher.

Wieder Cintoretto, Paolo Veronese — Cizian.

Über mir Cizians „Adultera“.

Ein müder Blick.

Zurück den grauen Vorhang — auf Stunden zurück!

Cizians Adultera! —

Vergebungstroh beugt sich der Heiland zur Ehebrecherin herab.

In den Betstuhl vor mir flüchtet ein Weib, hastig, wie ein gebetztes Reh.

Die Augen irren unstät.

Dann bleiben sie an dem Bilde über uns hatten.

O diese vornehmen Augen in dem lilienhaften Frauen Angesicht! Ungetrübter Seelenadel thront darin, gesetzfrei, ohne Wahn der Erziehung, aus sich selbst geboren.

Diese Augen suchen den Heiland, den Lehrer des Seelenedels und fliehen die alltägliche, erbärmliche Sünde, die in ihrer ganzen — Süsse nach ihr lechzt. Das Sehnen, das aus dem Dunkel des Schiffes dort herüberlangt und nichts erhaschen kann, als die frei entgegenwallenden, die wunschgesättigten Gedanken.

Die bebenden Lippen angstverschönt.

Flehendstürmische Fragen fluten zu des Göttlichen mitleidbäsem Antlitz empor. Unruhe, Kampf zuckt in dem Lenzkörper vor mir.

Als ob eine Stunde der Entscheidung . . .

Und Der dort oben beugt sich vergebungstroh zur Ehebrecherin herab. —

Aus allen Ecken des Schiffes, von den Höhen herab, schleichen traurig-scheue Gestalten.

Schmähende Worte von tugendstolzen Lippen. Spott und Verachtung.

Codsehnd an den düstern Wänden hin kriechen die Geächteten. Aber unter ihnen, den Tugendglanzberaubten, den Verstorbenen, den Hinausgedrängten, schreitet Er, Er selbst mit seinem wolkenerhabenen Antlitz, Er der mitleidreiche Freund der Einsamen mit seinem sonnigmilden Blick. Er labt mit Reuebalsam und küsst bemakelte Stirnen.

„Wer sich frei weiss von jeder Schuld . . .“

Ein Flüstern, ein Zischeln, ein Rufen und Schreien ob des Heilandes Thun.

Die Besten des Volkes beschämt.

Man eilt auseinander. Platz den Verkannten!

Heraus aus dem Dunkel der Schmach!

Kränze prangen auf befleckten Stirnen.

In Ehre und Lorbeer wandelt die Sünde, in grell leuchtender, lüstern-nadter Schöne. Stolz und Immer stolzer die Entehrten.

Staunen, Verehrung vor der Schuld glänzt aus den Augen der Menge.

„Die, seht, die da haben die Kraft gehabt — die haben gewagt, die Fesseln zu sprengen — die, o die allein.“ — — —

Sie sind gross geworden durch ihre Schuld.

Die Tugendtrotzigen, die Adelligen der Seele — unbeachtet, verdrängt. Einsame graue Gestalten lichen verkannt, verlassen. Sie räumen das Feld der leuchtenden Sünde. — — —

Horch! Hastige Schritte ganz nahe an der Bank vor mir. Sengende Blicke verzehren die Liliengestalt,

Die Seele da vor mir in dem sehnsuchtheissen Körper jubelt.

Ja, ja, ja — Ich will, Geliebter, zur Seligkeit!

Die Ketten entzwei. Auch mir den Lorbeer der schuldigen Grösse . . .!

Einen Augenblick — halt — nur einen Augenblick halt ein!

Dort, dort — siehe den Mann in dem härenen Gewande! —

Wehmutesenkt des — Unverstandenen heiliger Blick. Heisse Thränen auf seinen Wangen.

Er wendet sich ab. Und siehe, wieder wandelt er mit den Einsamen. Das schwere Kreuz des Märtyrers wälzt er auf seine Schulter. Die Verhöhnerten aber thun, wie Er gethan. Sie ziehen Ihm nach, schwere Kreuze schleppend, den steilen, schmerzvollen, kummerreichen Weg nach — Golgatha.

Die lilienschöne Frau? —

Dort schreitet sie, auf der zarten Schulter ein drückendes Kreuz, als Letzte des Zuges. Goldig leuchtet es um ihr liebliches Haupt, strahlend hell davon der weite Raum. Und der Mann verdrängt, vertrieben, der Mann mit dem sengenden Blick. — — — Das ist der Heiligenschein der — Entsagung.

Der graue Schleier längst wieder über dem Bilde — die Kirche leer. Allein sitze ich in meinem Betstuhl. Und — wie im Gebet denke ich liebevoll in die Ferne.

Über mir Cizians Adultera.

In der Chiesa di sant' Afra. — — —



Fechner als Mensch.*)

Von Willy Pastor.

(Berlin.)

Eine Erde, die im Menschen, durch den Menschen denkt, die der Kreislauf der Wasser durchströmt wie unseren eigenen Körper das kreisende Blut, an der Flut und Ebbe pochen wie der Pulsschlag eines Herzens — das sind Gedanken, die man von einem Jules Verne sich gefallen ließe und von einem Dichter gern hören würde: von einem ernstem Gelehrten ernst ausgesprochen, schienen sie unleidlich. Sie paßten zu schlecht in alles Überkommene hinein, man mußte ihrethalben zu viel ändern, wenn es wirklich eine Autorität war, die hinter ihnen stand. Und daß das bei Fechner der Fall war, das war das Unbequeme an der Sache. An der „Wissenschaftlichkeit“ dieses Mannes ließ sich nicht zweifeln. Der Verfasser des „Zend-Avesta“ war auch der Verfasser der „Elemente der Psychophysik“ (eines Vierbänders, einschließlich der Nachträge). Und die „Elemente“

*) Wir begehen im laufenden Jahre bekanntlich die Säkularfeier Gustav Theodor Fechners, des feinsinnigen Leipziger Philosophen (geboren 19. April 1801). Durch obigen, dem Lesenswerten Buche: „Im Geiste Fechners“ (Berlin, bei G. S. Meyer) entnommenen Gedankenlauffay möchten wir unsere geschätzten Leser gleichzeitig auf Fechner wie auf dessen Verfasser einmal hinweisen. D. Schriftl.

erschienen nicht vor, sondern nach dem „Zend-Avesta“, und nicht im Gegensatz zu ihm, sondern im Sinne eines bloß erläuternden Anhangs.

Man begreift den verbissenen Haß gegen diesen Gelehrten, bedenkt man die Umgestaltungen, welche die Einführung seiner Lehre in die Wissenschaft verlangt. Es ist keine Übertreibung, wenn Fechner von einer alles revolutionierenden Gewalt seiner Ideen spricht. In ihren „Spezialgebieten“ hatten sie sich's so behaglich gemacht. Geographie und Geologie, Zoologie und Botanik, Weltgeschichte und Meteorologie, kurz alle Wissenschaften hatte man mit Schlagbäumen und Grenzpfählen gesondert als von einander unabhängige Gebiete. Und nun kam ihnen ein Unbekannter in den Weg und machte sie darauf aufmerksam, daß die einzelnen Fragmente Leben, die sie da als Geographen, Geologen u. s. w. betrachtet hatten, Geist waren desselben Geistes. Daß die Völkergeschichte so gut wie der Kreislauf der Wasser, Vulkanbildung so gut wie das Variieren der Arten, die Funktionen eines einzigen großen besetzten Mechanismus sind. Daß die Erkenntnis des großen Mechanismus der Erforschung jedes einzelnen ihrer schönen Spezialgebiete vorausgehen muß. Was sollten sie thun? Als Anhänger des „Monismus“ (und das waren sie ja alle) konnten sie ihm nicht widersprechen. Aber ihm folgen — —? blieb nur eine Möglichkeit: den Unbekannten nicht zu hören.

Es ist fraglich, ob die gelehrte Jugend von heute bereits die Kraft und Entschlagsfreudigkeit besitzt, die Weltanschauung Fechners durchzuführen. Uns, die wir „außerhalb der Diskussion“ stehen, kann die Entscheidung der nächstbeteiligten vorläufig nicht erregen. Aber das Psychologische des Falles, wie ein Einziger seiner ganzen Zeit die Spitze bietet, wie er die Mittel findet zur Formulierung einer Weltanschauung, oder — genauer — wie die Weltanschauung in ihm ein Mittel findet, sich zu offenbaren: das nimmt unser Interesse ungeteilt in Anspruch. Nicht nur Fechners Werk möchten wir kennen lernen, sondern auch seine Persönlichkeit, in ihr das Zentrum zu finden, von dem aus jener ganze mächtige Gedankenorganismus seine Organisation erhielt.

Hier nun kommt uns ein Buch zu Hilfe, das vor einigen Jahren erschienen ist. „Gustav Theodor Fechner, ein deutsches Gelehrtenleben“ lautet der Titel, als Verfasser zeichnet Professor Dr. jur. F. S. Runge.*) Das Buch hat leider einen großen Fehler in dem vom Verfasser gewählten Standpunkt der Beobachtung. „Das System göttlicher Wahrheiten, wie es in der Bibel, dem Worte Gottes, beschlossen ist“, ist für Runge „das

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel 1892 (X, 372 S. 8°. 3 Porträts).

höchste, vollendetste und den höchsten Seelenbedürfnissen gerecht werdende, ja allein gerecht werdende System sittlicher Anschauungen, Gedanken und Empfindungen.“ Runke hält an dieser Überzeugung mit großer Zähigkeit fest. Das ist ja aller Ehren wert, nur wird man auf diese Weise schwerlich einem Neuerer im Gebiete der Naturwissenschaft gerecht werden können. Es kommen Dinge vor, wie eine Kritik der „Nanna“, der als Widerlegung eine Stelle der Genesis entgegengehalten wird. Aber steht Runke durch seine kirchliche Überzeugung dem Gelehrten Fechner fern, so steht er um so näher als Mensch dem Menschen. Als der Nefte des Philosophen ist er in dessen Hause aufgewachsen. Er weiß uns so Einzelheiten mitzuteilen, die kein Fernstehender hätte geben können. Und das nie in der Art des indiscreten Kammerdieners, sondern immer im Geiste einer Pietät, die seine Darstellung oft herzlich warm und berebt werden läßt. Außerdem bringt Runke eine Reihe selbstbiographischer Fragmente von Fechners Hand, so daß das Ganze trotz Allem als eine Ergänzung des Gesamtwerkes unseres Philosophen anzusehen ist.

Fechners Anfänge führen uns in das Pfarrhaus irgend einer weltvergeßenen sächsischen Gemeinde. 1801 wird er geboren. Für das Milieu, das die Familie umgab, ist eine kleine Anekdote illustrativ. Fechners Vater war der Erste, der ohne Perrücke die Kanzel betrat. Diese unerhörte Neuerung drohte eine Empörung wachzurufen, und die Gemeinde beruhigte sich erst, als ihr Prediger ihr vorhielt, der Herr Jesus habe auch ohne Perrücke gepredigt. Diese Perrückengeschichte ist bezeichnend für die Gemeinde, aber nicht für den Pfarrer. Wir hören Kirchenbuch und Familienchronik über ihn und seinen Vorgänger: Vater und Großvater waren nichts weniger als soziale oder kirchliche Neuerer. Tüchtige Pastoren wollten sie sein, nichts weiter. Und eine tüchtige Pastorentradition ist so ziemlich das Einzige, was der junge Fechner mit auf den Weg nehmen konnte. Aber es war nicht wenig.

Der Vater stirbt früh. In einem anderen Pfarrhause findet der kleine Gustav Theodor Unterkunft. Er ist ein wenig gar zu still und brav. Aber er ist kein Duckmäuser, und man sieht ihn immer gern. Er gerät gut. Mit 16 Jahren erklärt ihm sein Schulkrektor, „daß er bereits mehr wisse als mancher, der von der Universität komme“. In Leipzig studiert er dann. Medizin zunächst. Aber die Stille der Kindheit hat sich zu einer Art Menschenscheu entwickelt. Die Medizin behagt ihm nicht, sie würde ihm zu viel Menschenverkehr aufzwingen. So sattelt er, bereits zum Doktor promoviert, um und versucht sich durchzuschlagen mit freilitterarischen Arbeiten.

Diese Versuche bringen ihn in die Gesellschaft einiger Menschen, die man als handelnde Personen in dem epischen Dasein Fechners nicht vermuten sollte. Einer besonders ist von wahrhaft dämonischem Einfluß auf ihn. Fechner selbst sieht in dieser Bekanntschaft ein „epochemachendes Erlebnis“, welches „eine Wandlung in seiner geistigen Existenz hervor- gebracht hat“. Es handelt sich um ein „verdorbenes Genie“, Schulze ist sein Name. Auch der Biograph Fechners hat ihn, in seiner Kindheit, kennen gelernt. Er sagt von ihm: „Der unstäte, blitzende, ja bohrende Blick seiner braunen Augen gehört zu meinen unheimlichsten Jugend- erinnerungen“. Fechner kann sich dem Einfluß seines rätselhaften Freundes so wenig entziehen, daß er seine Mutter nach Leipzig ruft: „Wenn Du erst bei mir bist, wirst Du mich schon zur besseren Ordnung anhalten. Schulze ist für diesen Winter mein Stubenbursche.“ Die Mutter kommt mit ihren beiden Töchtern. Aber auch jetzt noch, ja selbst nach Fechners Heirat, taucht Schulze bisweilen unvermittelt auf, und immer wieder übt er seinen Einfluß aus. Er endet schließlich im Irrenhaus.

An keiner Stelle seines Lebens scheint mir das Mysterium Fechners sich so zu enthüllen als an dieser, wo es sich scheinbar am mysteriösesten verdeckt. Nur verwandte Saiten bringen einander zum Schwingen. Es kann kein Mensch tiefer in unser Leben eingreifen, wenn nicht ein Jrgend- etwas in uns nach ihm rief. Dieses merkwürdige verbummelte Genie zeigt uns den Weg zu Fechners innerstem Wesen. Wir können Runge nur dankbar sein, daß er in seinem Buche dem Paria einen ganzen Ab- schnitt widmete und die Notizen Fechners über seinen Freund wörtlich mitteilt. Diese Notizen wirken wie ein Rousseau'sches Bekenntnis.

Hören wir Fechner selbst.

Schulze stammte aus einer soliden Bürgerfamilie (der Vater war Superintendent). Er sollte Mediziner werden, aber die „strengen Studien“ widerten ihn an. Dafür beschäftigte er sich um so eifriger mit „Geschichte, Memoiren, Poesien, überhaupt allerlei, was ein allgemein menschliches Interesse angeht“. Allmählich starb er ganz der ehrbaren Verwandtschaft ab und verfiel einem unstäten Zigeunerleben. „Er reiste meist zu Fuß, mit dem Ränzlel auf dem Rücken, das Ränzlel mehr mit Büchern als mit Kleidern oder Wäsche, wovon er nie Überfluß hatte, gefüllt . . . Meist übernachtete er auf der Streu. Auf der Reise ließ er sich mit Personen aller Stände ein, denen er begegnete, interessierte sich bis zu einem ge- wissen Grade für jedes Lebensverhältnis und mußte jeden durch seine Unterhaltung zu interessieren . . . Er trieb einen Tag lang die Schafe mit den Hirten, hackte die Steine mit einem Straßenarbeiter, lagerte des

Nachts im Walde mit den Waldbarbeitern, gewöhnlich mit der Absicht, nun zeitweilig bei dieser Beschäftigung zu bleiben, die er freilich schon am andern Tage, oder noch früher, wieder verließ . . . Mit gleicher Lebendigkeit aber als das, was sich von interessierender, poetischer Bedeutung an die niedere Sphäre menschlicher Thätigkeit knüpfte, empfand er auch das Schöne und Herrliche, was sich in den höheren Offenbarungen des Geistes und der Seele lungiebt. Reichtum, Glanz, Macht und Pracht, Schönheit, Stärke schienen ihm, wo Adel des Geistes und Gemütes dabei war, etwas über alle Maßen Herrliches, gewannen ihm eine fast religiöse Verehrung ab. Wo etwas dergleichen in seine Anschauung trat, verfiel er in eine tiefe Wehmut über die Unangemessenheit seiner inneren und äußeren Verhältnisse zu solchen Zielen und fühlte sich zu Vorsätzen, Plänen begeistert, die freilich nur zu schnell wieder erlahmten und nie zur Ausführung kamen.“

Runke kann nicht umhin, dem Rätsel dieses merkwürdigen Menschenbafens weiter nachzugrübeln. Er erklärt es auf seine Weise. Nach ihm ist Schulze einer „Saat von Abenteurern“ beizuzählen, die die phantastische Zeit des dreißigjährigen Krieges über Deutschland ausgestreut hat. Unsere Zeit methodischen Lernens und geordneter Lebensbahnen soll die Simplicissimusnaturen dem Aussterben nahe gebracht haben. Aber Runke irrt. Der heutigen Jugend ist jener Typus sehr wohl bekannt, und unseren Enkeln wird er es nicht weniger sein, als er es unseren Großvätern war. Der Erdgeist, im Sinne Fehners zu reden, hat ihn nötig, und wir werden schon nach einem höheren Gesichtspunkte suchen müssen.

Uneingeschränkt giebt Fehner den Einfluß Schulze's zu. Er hat eine „Wandlung in seiner geistigen Existenz“ hervorgebracht. Sollte sich da nicht im Werke Fehners die Schulze'schen Spuren nachweisen lassen? Spuren der Bewunderung Fehners vor dem Reichtum der fremden Natur und Spuren seiner Angst vor deren Dämonie?

In der That, sie scheinen mir deutlich genug vorhanden. Nicht in der Farbenfreude einiger Bilder, in barocken Vergleichen oder dem bloßen Spielen mit Ideen: der Kerngedanke des ganzen Fehner'schen Systems nimmt sich aus wie eine Allegorie vom Wesen seines Freundes und der Rolle, die er in seinem Leben spielte.

Man vergegenwärtige sich, was Fehner von der Anschauung sagt im Gegensatz zur Erinnerung, vom Reichtum der Anschauung und ihrer Armut: es ist die wunderbarste Formel für jene Schulze, für die ganze Unmenge ihrer verwandten Naturen — für das von Fehner, was ihm das verdorbene Genie befreundet machte, und was ihm ein günstiges Geschick allmählich erst verwinden lehrte.

Man höre Fechner über einen Spaziergang, den er mit seinem Freunde unternimmt. Vor einem Felsen stehend, ruft Schulze aus: „Könnte ich doch der Fels sein!“ Fechner versteht den Ausruf, er weiß, sein Freund „fühlte in diesem Augenblicke, wie schön wäre es, wenn du in der rings um dich wechselnden Natur so groß, fest und ewig da ständest, ein Bleibendes im Vergänglichen, ein Träger und Anhalt des Naturlebens im Wachstum, Binden und Wollen“. Unmittelbar vorher haben „ein paar Bäume mit einem Feldstein dazwischen“ Schulze begeistert; er phantasiert über einen Menschen, der sich hier wohl fühlen könnte, das Dasein, das sich in solcher Umgebung entfalten würde, die Gedanken, die hinein passen. Unmittelbar darauf mag er einer ähnlichen Nichtigkeit Leben und Bedeutung verliehen haben. Ich sehe die beiden Freunde im Gehen so neben einander, bei dem einen Anschauung nach Anschauung vorüber, beim andern alles sich stauend: ist es nicht eine Erklärung zum Wesen der beiden?

„Gewisse Naturen“, sagt Emerson, „muten uns an wie reiche Möglichkeiten“. Es sind die Menschen der Anschauung. Man sehe, wie jeder kleinste Eindruck, jede flüchtigste Anschauung in ihrem Geiste lebendig wird. Es ist, als ob der Erdgeist sich hier erst seines Reichthums bewußt würde. Wie seine Bilder da zu glühen anfangen und seine Lieber Klang bekommen! Aber indem sie dem Genuß des Augenblicks sich hingeben, den Zauber des unmittelbar Erlebten mit allen Sinnen auskosten, nimmt dieses auch ihre ganze Kraft. Ihre Anschauung wird nicht Erinnerung, und darin liegt ihr Verhängnis. Was hilft es ihnen, daß sie die Welt in prächtigen Farben sehen! Nicht mit dem dürftigen Material der Anschauungen, sondern aus dem Reich der Erinnerungen heraus werden Weltanschauungen gebaut. Der Mensch der Anschauung hat nicht umsonst gelebt, aber von Anfang an ist er zum bloßen Anreger, zum Vorläufer verdammt. Erst wenn er tot ist, geistig oder leiblich, beginnt sein Werk zu leben — in Anderen.

Fechner fühlte die Gefahr, die jene Freundschaft für ihn bedeutete. Es liegt etwas Rührendes in der Hilflosigkeit, mit der er Mutter und Schwester zu sich ruft. Aber weder sie, noch selbst die Heirat, hätten sein Verhängnis abwenden können, wäre ihm nicht ein Umstand zu Hilfe gekommen, der scheinbar wie ein Fluch auf seinem Leben lastete, thatsächlich aber seine Rettung war: seine schwächliche Konstitution.

Das Schicksal, das den Menschen wie ein schwarzes Verhängnis scheinbar trennt von allem Glück und ihm doch ein höheres Leben erschließt, ist in der Geschichte des menschlichen Geistes nichts Unbekanntes. Das

glückliche Verhängnis kann nahen in der Gestalt einer Blindheit, die erst sehen macht — das Geschick des Tiresias. So Milton, der den Weg zurückfand in das Paradies, Homer, den Blindheit vielleicht erst mit Ilias und und Odyssee begnadete, in kleineren Kreisen der blinde Dühring. Aber es ist ein äußerliches Unglück wie die Verbannung Dante's, der wir die Divina commedia danken. Am häufigsten aber die bloß physische Schwäche, die körperliche Unzulänglichkeit. Spinoza, der schwindstüchtige Brillenschleifer, Schopenhauer mit seiner schlechten Verdauung, Tolstoi, der müde Mann der Steppen. Ihre Krankheit zwingt ihnen Einsamkeit auf. Verlassen von aller Welt, pflegen sie ihre Ideen wie ihren eigenen schwächlichen Körper. Sie drehen und wenden sie hin und her, sie spielen mit ihnen, sie verwöhnen sie, denn sie sind das Glück ihres Lebens, und auch ein wenig dessen Rechtfertigung. Die Krankheit vergeistigt, und die Juden wären wohl nicht das auserwählte Volk, wenn sie nicht auch das elendeste wären. Ihr Reich ist „nicht von dieser Welt“.

In die Zeit, da er Schulze kennen lernte, fallen Fehners erste selbständige Arbeiten. Diese Schriften unter dem Pseudonym eines Dr. Nises erschienen, sprechen deutlicher als alle biographischen Aufzeichnungen von der Gefahr, der seine Philosophie ausgesetzt gewesen ist. Da ist eine Schrift, die sich „vergleichende Anatomie der Engel“ betitelt. Sie enthält in der Andeutung wesentliche Gedanken der Ranna und des Zend-Avesta. Aber dieser Dr. Nises geht an den Gedanken vorüber, wie sein Freund Schulze am Dasein der Steinklopfer und Baldarbeiter vorübergegangen sein mag. Man merkt, es macht ihm Vergnügen, solchen Gedanken nachzugrübeln, aber es macht ihm auch Vergnügen, sie fallen zu lassen und anderen nachzugehen. In Briefen klagt Fehner über seine Konstitution, die seiner Lebensführung die Regelmäßigkeit einer Uhr aufzwingt; er bedauert es, der inneren Bedingungen zum künstlerischen Schaffen (einer Lyrik à la Schulze) zu ermangeln — und ahnt nicht, welcher Segen für ihn in diesem doppelten Unglück liegt.

Seine Vereinsamung nimmt zu. Er mag es empfunden haben wie eine Verbannung aus dem sonnigen Lande, in dem sein Freund so überlegen herrschte. Aber es war die Verbannung des Dante. Er verheiratet sich, mißliche äußere Verhältnisse zwingen ihn, sich immer tiefer in das öde Leben eines Stubengelehrten einzuspinnen. „Der Mensch“, schreibt Runge, „drohte im Gelehrten aufzugehen. Als ich in sein Haus kam, stand er so tief in der Gedankenarbeit und ging so ganz darin auf, daß die Angespanntheit des Geistes sich wie ein Flor über sein Antlitz breitete.“ Aber damals war es, daß das „Büchlein vom Leben nach dem Tode“

entstand. Alle Gedanken des dritten Zend-Avesta-Bandes sieht diese Schrift voraus mit der Klarheit eines Hellsehers.

Doch auch damit ist es noch nicht vollbracht. Eine furchtbare Krankheit wirft ihn nieder. Die Augen verlieren ihre Sehkraft und in tiefster Dunkelheit noch plagen sie ihn mit unerträglichen Qualen. Der Magen weigert sich, Speisen aufzunehmen. Wochen lang liegt der Kranke, zum Skelett abgemagert, ohne Nahrung da. Im Hirn wühlt ihm ein bohrender Schmerz, sobald er einem Gedanken nachgeht, und mit dem letzten Rest verzweifelter Energie muß er sich zwingen, nicht zu denken. Drei Jahre lag Fechner so darnieder. Die Jahre haben ihn zu dem gemacht, der uns die neue Weltanschauung gab. Er beschreibt die Stimmung, wie er seinen Augen die Sehkraft wiederkehren fühlt und nun im Garten zum ersten Male wieder Blumen sehen kann, welchen Eindruck auf ihn „die Pracht der Georginen und anderer Blumen“ macht. „Alle Farben und Umrisse erschienen mir viel reiner und schöner, als ich sie je gesehen, und ich glaubte schon ganz neue Kräfte in meinem Auge zu entdecken, die es in weiterem Fortschritte selbst über gewöhnliche gesunde Augen stellen würde.“

Er ist dieser neuen Kraft wirklich teilhaftig geworden, seine „Nanna“ beweist es: er konnte nicht nur sehen, er konnte auch schauen.

Der fernere Lebenslauf Fechners verrinnt in einer immer größeren Gleichförmigkeit. Je weiter die Gedanken seiner Welt sich um ihn dehnen, in um so engere Kreise zieht er sich zurück. Er ist wie auf der Flucht vor jeder Anschauung. „Im kleinen Studierzimmer, wo weder für ein Sopha noch für irgend welchen Zimmerschmuck Raum war und er sich gleichsam nur um sich selbst bewegen oder drehen konnte, saß er auf einem lehnenlosen Schemel . . . Der Holzkasten zu seiner Rechten, der ihm als Papierkorb diente, war ihm das wichtigste Möbel außer dem Schreibtisch.“

Vierzig lange Jahre bewohnt er das enge, eisenstrige Zimmer. „Er hatte keine Passion, keine Angewohnheit, keine Präntension.“ Ein Kreis gelehrter Männer umgiebt ihn. Er diskutiert gern, aber nie hat man die Empfindung, daß er einen seiner Gegner auch nur einen Blick in das Allerheiligste seiner Seele werfen ließ. Das einzige menschliche Wesen, das dort ein- und ausging, war seine Frau. In einer Ehe guten alten Stils (sie überdauerte die goldene Hochzeit) wuchsen die Weiden langsam in einander zu jener seltsamen Einheit, die alten Eheleuten einen Gedankenaustausch möglich macht, auch wenn sie stumm jedes in ihrer Ecke sitzen und sich nicht ansehen. Der Verkehr mit seiner Frau hob seine Einsamkeit nicht auf. Und Einsamkeit, tiefste Einsamkeit war nötig, den Gedanken Rückhalt zu geben, die aus den Worten Fechners zu uns reden.





Gedichte von Bodo Wildberg.

Herbstgarten.

Schade, daß jauchzende Stimmen uns hören,
Sonst könnten wir hier im stillen Kreis
Die freundlichen Farben der Blumen hören —
Sie reden so innig, spätsommerheiß . . .

Gewiß, die roten Ästern vertrauen
Auf eine himmlische Seligkeit —
Und sieh' nur, wie todesfriedenbereit
Die vollen Heliotropen blauen . . .

Waldbgrund.

Die zerfallenen Stufen,
Die tief hinabwärts führen,
Wo seltsame Stimmen uns rufen,
Verworrene Laute uns rühren!

O dies heimliche Neigen,
O dies schmerzliche Suchen,
Und ach! das furchtbare Schweigen
Unter den Riesenbuchen . . .

Stille Seelen.

Giebt es irgendwo noch stille Seelen,
Denen Fried' und Ruhe heilig gelten?
Ob sie unsrer Liebe sich verhehlen?
Führt ein Pfad zu ihren weißen Zelten? —

Ungefcheucht in breiter Tageshelle
Schläft der Schmetterling auf ihrer Schwelle . . .
Hohe Pappeln träumen vor den Thüren.

Und es soll uns unaussprechlich rühren,
Wenn sie aus dem abendlichen Haus
Ihre Kinder durch die Schatten führen
In die reine Sternennacht hinaus.

Dichter.

Ich sah im Traume einen Falter fliegen,
Der goldig durch den blauen Äther pfeilte,
Zu dem empor er wie ein Stern gestiegen.

Doch da er stolz die linden Himmel teilte,
Gewahrt' ich schon ein leises Unterliegen
In seinem Flug, bis er gemach verweilte,

Sich bang und ungewiß begann zu wiegen
Und endlich niederwärts zur Erde eilte
Und sich verlor . . .

Da hat mein Traum geschwiegen.



Amateurbildung.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

(Berlin-Halensee.)

Die Pädagogik als gesamte Kunst und als gesamte Wissenschaft be-
findet sich heute in einem entscheidenden Stadium der Vervoll-
kommnung. Die spezielle Pädagogik der Volksschule hat allerdings seit
Langem einen ziemlich gefestigten Stand erreicht. Allein schon hier giebt
es Rufe, daß fast alles noch im Argen liege. Noch immer ist die Unter-
weisung im Elementarsten der Künste in die Volksschule nicht eingedrungen;
ja die didaktische Forderung der Anschauung als der ersten Grundlage des
Lernens, für die ein Kunstunterricht eine willkommene Unterstützung bieten
würde, ist noch recht wenig erfüllt — wenigstens nach der Meinung
radikaler Kritiker; und die Bemühungen eines Peter Johannes Thiel, die
hier Wandel schaffen wollen, finden noch keine genügende Unterstützung.
Auch in den höheren Schulen sind Rufe über ihre Unvollkommenheit und
sogar über ihre angebliche Verkehrtheit eine bekannte Sache; die Frage
nach der Kunst als eigenem Lehrgegenstand des Gymnasiums und anderer
höherer Schulen ist noch einer eigenen Erörterung würdig und jedenfalls

mit „Rücksicht auf Kunstgeschichte“ im Geschichtsunterricht und mit „Rücksicht auf Archäologie“ im altsprachlichen Unterricht noch lange nicht erledigt. Eines jedoch müssen wir der Volksschule und den höheren Schulen anerkennend zugestehen: sie besitzen ihr eigentümliches pädagogisches Können und Wissen; es existiert seit Langem eine „Volksschulpädagogik“ und seit geraumer Zeit eine „Gymnasialpädagogik“ — beide achtungswerte Ergebnisse moderner Geschicklichkeit und deutscher Theoriekraft.

Der künftige Berufsmensch also, der sich vor dem hauptsächlichsten Teil seiner Berufsausbildung eine in der Hauptsache so zu nennende Allgemeinbildung geholt hat, konnte dies in relativ festen Formen thun, in Formen, die auf Grund längerer Überlieferungen eine greifbare und ziemlich gleichmäßige Gestalt angenommen haben, die theoretisch durchdacht und wissenschaftlich vertreten sind, die selbst ihren Gegnern greifbare und deutliche Angriffsobjekte darbieten, und über die es eine schier grenzenlose Litteratur giebt. Die Geschichte der Pädagogik hat diesem Schulwesen so viel Aufmerksamkeit gewidmet, daß die Forscherwelt wie auch das große Publikum selten in Verlegenheit sind, wenn es gilt, dies oder jenes Gebiet der Vergangenheit oder Gegenwart unserer Schulen der genannten Gattungen im Umriss oder auch näher kennen zu lernen; die Theorie der Pädagogik hat durch Einzelerörterungen wie durch „Systeme“, durch objektive Darlegungen wie durch Vertretung gewisser „Richtungen“ eine Fülle von Belehrung für jeglichen Interessenten hergeschafft.

Und die Schulung des Künstlers wie des Liebhabers? Besitzen wir auch nur annähernd eine Geschichte und eine Theorie des künstlerischen Unterrichts, sowie des Unterrichts der Kunstliebhaber? Man scheint bisher diese weite Lücke unserer Pädagogik nicht einmal bemerkt oder gefühlt zu haben, geschweige denn, daß man daran gegangen wäre, sie auszufüllen. Allerdings besitzen wir ein Kunstschulwesen: es giebt ja Lehranstalten der Künste und zwar in einer ziemlich systematischen Abstufung und Ausgestaltung. Eine niedrigere Stufe des Schulwesens der Künste ist durch die sogenannten „Kunstschulen“ dargestellt, eine höhere Stufe desselben durch die sogenannten „Kunsthochschulen“ oder „Kunstakademien“; und zwar gilt diese Unterscheidung auch von Staats wegen. Allein man braucht nur einerseits nach einer Geschichte der Hochschulen für die Wissenschaften, d. i. der Universitäten, und andererseits nach einer Geschichte der Hochschulen für die Künste fragen, um den großen Abstand zwischen dem Interesse unserer Pädagogik und Geschichtsforschung an den einen und dem an den anderen einzusehen. Der reichen, wenngleich immer noch lückenhaften Litteratur über Universitätsgeschichte stehen nur einzelne, meist

an Jubiläumsgelegenheiten anschließende Bruchstücke geschichtlicher Darlegungen über die Kunstakademien gegenüber. Eine Geschichte des Liebererunterrichts fehlt unseres Wissens gänzlich.

Neben dieser geschichtlichen Frage steht nun die theoretisch-pädagogische. Man sollte doch meinen, daß es ebenso wie eine „Volksschulpädagogik“ und eine „Gymnasialpädagogik“ auch eine „Hochschulpädagogik“ gebe und zwar wenigstens in halbwegs systematischer Abrundung; man sollte es um so mehr meinen, als die gegenwärtige Form unserer Volksschulen und selbst die unserer Gymnasien keineswegs sehr alt ist, unsere wissenschaftlichen Hochschulen jedoch, auch wenn wir uns nur an ihren stetigen Fortbestand halten, sogar älter sind. Die europäischen Universitäten reichen mit ihren wirklichen Anfängen in's 11., die deutschen in's 14. Jahrhundert zurück; die gegenwärtigen Kunstakademien wurzeln geschichtlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und die gegenwärtigen Musikhochschulen haben, wenngleich mit etwas geringerer Kontinuität, ihre Anfänge in der ersten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts. Unterrichtet wird also in allen unseren Schulgattungen seit einem oder mehreren Jahrhunderten, und zwar gut und schlecht, mit und ohne Bewußtsein von den allgemeinen Aufgaben des Unterrichtens überhaupt und den besonderen Aufgaben dieses oder jenes speziellen Unterrichts. Allein erst unsere Tage haben die Aufgabe entstehen gesehen, sich die Didaktik der Wissenschaft und Kunst ebenso wie die Didaktik der Schulfächer engeren Sinns zum Gegenstande theoretischer Arbeit zu machen. Zunächst erzeugte der Einblick in gewisse Unvollkommenheiten unserer hohen Schulen, in ihr teilweises Zurückbleiben hinter dem Stand, den sie gegenwärtig einnehmen könnten, und insbesondere das Bedürfnis, sie mehr zu Anstalten des Unterrichts als des bloßen Vortrags zu machen, die wohl am besten so zu nennende „hochschulpädagogische Bewegung“. Sie besitzt natürlich ihre Vorläufer überall da, wo man mit den bestehenden Verhältnissen der Hochschulen nicht zufrieden war und diese Unzufriedenheit nicht durch Abwendung von den hohen Schulen, sondern durch ihre Umgestaltung betätigen wollte.

Gehört nun der Unterricht des bloßen Amateurs oder „Dilettanten“ in die Pädagogik der unteren Schulen oder in die der hohen Schulen — oder vielleicht in die einer ganz eigenen Schulgattung — oder verlangt er etwa gar seine eigene und einzige Pädagogik? Von allen diesen Fragen läßt sich zur Not jegliche bejahen, und der Dilettantismus am Ende in jeder, auch in einer ausschließlich ihm gewidmeten Schulgattung unterbringen. Allein das pädagogische Gebiet, auf dem er seinem Wesen nach

vorläufig am richtigsten seinen Platz findet, ist doch das des hochschulmäßigen, des künstlerischen und eventuell des wissenschaftlichen Unterrichts, wieweil er dem Begriff nach mehr nur eine Grenzstellung einnimmt, ein sogenannter Grenzfall ist. Wird die Sache ernst genommen, so genügt für ihn weder das Gebiet des allgemeinen Schulwesens — sei es die Volksschule, sei es das Gymnasium oder sonst eine „höhere“ Schule, sei es die sogenannte Volksbildung, die „Volkshochschule“, die „Universitätsausdehnung“ — noch auch das sogenannte Fachschulwesen; in diesem wird ja der Berufsmensch im engsten Sinn herangebildet, mit besonderer Betonung des Handwerksmäßigen, das doch den Gegensatz gerade gegen den „Liebhaber“ erst recht verstärkt.

Wenn irgend jemand neben seinem Beruf oder neben der Vorbereitung zu seinem Beruf oder auch ganz ohne Beruf irgend eine Wissenschaft oder Wissenschaftsgruppe kennen lernen und eventuell „betreiben“ will, so weiß er, daß ihm die beste Gelegenheit dazu an einer Universität geboten wird. Er findet sich dort unbeschränkt in dem Maß, bis zu welchem er in seinen Studien gehen mag, und in der Auswahl dessen, was er sich für seine Zwecke aneignen will. Keineswegs jedoch fürchtet er, in seinen Dilettantenzwecken durch die Berufsrücksichten der Universität gestört zu sein; es weiß ja schließlich jeder von vornherein, daß die Chemie keine andere für die Berufstätigkeit als für das Vergnügen ist, und daß ihr Amateur nur eben freie Hand hat, wie weit er mit seinen Studien in die Tiefe und Weite des Fachs gehen will. Ja er ist sogar in der Lage, darin weiter zu gehen, als es manchmal sowohl der theoretische als auch der praktische Berufsmensch angesichts der Spezialisierung thut, die sich ihm durch die Arbeitsfugungen in seinem Lebenslauf aufdrängt.

Es bestehen heutzutage Dilettantenschulen unseres Wissens noch nicht streng als solche; jedenfalls aber bestehen sie in dem Sinn, daß manche Schulen oder auch Hochschulen überwiegend von Dilettanten besucht sind und dadurch gezwungen werden, ihr eigenes Niveau auf diese einzustellen. Auch einzelne, für Amateure der bildenden Künste berechnete Kurse bestehen sicherlich schon in größerer Anzahl. Auffallend ist aber, daß in der Schwesterkunst, in der Musik, für die ein achtenswerter Dilettantismus schon viel länger und üppiger besteht als in der bildenden Kunst, sich bisher eigentliche Liebhaberschulen fast gar nicht systematisiert haben. Doch sind auch hier einzelne Anstalten mehr als andere von Dilettanten besucht; unter den zahlreichen Konservatorien in London ist die „London academy of music“ (gegründet 1861) hauptsächlich für Dilettanten bestimmt. Das „Königliche Konservatorium für Musik“ zu Stuttgart (gegründet 1857)

besteht nach der Mitteilung H. Riemanns (im „Musik-Lexikon“ 1900) „aus einer Künstlerschule und einer Dilettantenschule, die völlig getrennt sind“.

Die Gründung eigener „Liebhabschulen“ dürfte immerhin der zweckmäßigste Ausweg aus den Zusammenstößen sein, die sich durch die Nachbarschaft verschiedener Studiumsabsichten ergeben. Schreiber dieses hat an einem anderen Ort versucht, den Gedanken einer solchen Gründung näher auszuführen („Liebhabs-Künste“ — VIII/13 f, Juli 1899; München). Solang wir aber derartige Schulen nicht besitzen, und insofern die jeweiligen Nöte des angehenden Amateurs nicht schlechtweg durch den üblichen Besuch einer Hochschule in's Reine gebracht werden können, wird es sich verlohnen, hier einige allgemeine Winke über die Lehrverhältnisse des Amateurs zu geben.

Wir greifen am besten gleich eine der Hauptschwierigkeiten heraus. Wer sich in irgend einer Kunst als Amateur aufthun will, geht allermeistens auf irgend eine Spezialität aus; er will beispielsweise in der bildenden Kunst bloß die Kunst des Photographierens betreiben oder in der Tonkunst sich nur eben auf die Klavierbegleitung zum Gesang oder dergleichen mehr verlegen. Das wäre nun an sich nicht zu verwerfen; ja es birgt sogar die Aussicht auf Leistungen in sich, die durch ein solches konzentriertes Spezialisieren ungewöhnlich hoch gesteigert werden können. Das Ziel wäre also in Ordnung; fragt sich nur, welcher Weg dahin zu nehmen sein wird. Das Ziel ist nicht auch der Weg zu ihm, und ein würdiges Betreiben einer Kunstspezialität erreicht der Amateur nicht dadurch, daß er mit dieser anfängt und nur sie erlernt. Es giebt keinen Unterricht in der Gesangsbegleitung nur als solcher; und dergleichen bei anderen Spezialitäten. Vielmehr kann es einen solchen Unterricht lediglich als Abzweigung aus dem Unterricht in der betreffenden Kunst überhaupt geben — versteht sich, wenn es einen künstlerisch zulänglichen Unterricht und nicht die Abrihtung zu ein paar Handwerksgriffen gelten soll.

Die meisten Privatlehrer irgend einer Kunst bekommen ihre meisten Schüler aus den Händen der Eltern mit dem bekannten Zusatz, das junge Wesen solle nicht Künstler werden, sondern nur „so“ sich ausbilden, zu eigenem oder Anderer Vergnügen, und demnach brauche auch der Unterricht nicht so ernst genommen zu werden. Man wird wohl nicht zu weit gehen, wenn man diese, leider von den meisten Lehrern angenommene Auffassung als einen der größten Schäden unseres Kunstlebens hinstellt. Auf diesem Weg erhalten wir den Dilettantismus im schlechten Sinn des Wortes; der Dilettantismus im guten Sinn des Wortes verlangt hingegen einen Unterricht, der mit dem Unterricht für den werdenden Berufs-

künstler qualitativ im Anfang übereinstimmt. Das heißt, die Elemente der künstlerischen Bildung müssen für beide die nämlichen sein, nur daß mit dem Dilettanten nötigen Falls langsamer, etwa vermittelt einer geringeren Lektionenzahl, vorgegangen und daß für ihn früher als für den späteren Berufskünstler der Unterricht beendigt werden kann.

Noch kürzer: der Amateurunterricht hat wie jeder andere Kunstunterricht zu beginnen und darf nur eben mit einer geringeren erreichten Höhe schließen.

Nun aber kommt die zweite Frage hinzu: wie denn jeglicher Kunstunterricht, zunächst also der des Berufskünstlers, zu beginnen habe. Eine Unterrichtslehre der Kunst besitzen wir, wie schon eingangs erwähnt, leider nicht; einen tatsächlichen Unterricht in der Kunst besitzen wir natürlich seit so langer Zeit, als es eben eine Kunst giebt, und zwar teils einen guten, teils einen schlechten. Ohne daß wir nun hier den Versuch einer Entwerfung jener Kunstunterrichtslehre machen noch auch den für den Kunstunterricht jeweils sorgenden Fachleuten dreinreden wollen, können wir doch die eine negative Bestimmung aufstellen: kein Kunstunterricht, der seines Namens würdig sein will, darf als Spezialitätsunterricht beginnen. Weder in der bildenden noch in einer anderen Kunst! Vielmehr hat er mit den allgemeinen Grundbedingungen der betreffenden Kunst zu beginnen. Daß diese Grundbedingungen für die bildenden Künste zunächst die Fertigkeit des Zeichnens enthalten, sei, als unbestritten, nur eben angedeutet und sei auch das einzige Meritorische, in das wir uns hier einlassen.

Aber noch eine stattliche Reihe anderer Eigentümlichkeiten des Dilettanten giebt seinem Studium bestimmte Färbungen; und zwar einerseits dadurch, daß dem Berechtigten an diesen Eigentümlichkeiten entgegengekommen, andererseits dadurch, daß dem Unberechtigten an ihnen entgegengetreten werden muß. Dem Dilettanten, den wir hier immer in dem indifferenten oder guten Sinn des Amateurs oder Liebhabers nehmen, ist es in jeglicher Kunst regelmäßig mehr um das Was als um das Wie, mehr um den sogenannten Inhalt als um die sogenannte Form zu thun, und im Zusammenhang damit mehr um den Ideen Ausdruck und um das, was man Vortrag, als um das, was man Technik nennt. Umgekehrt beim Berufskünstler; und diese Umkehrung kann sich bis zum „leeren“ Virtuositentum steigern. Jene beiden Eigentümlichkeiten des Dilettanten bilden zwar, gegenüber der Gleichmäßigkeit, mit der ein echter Berufskünstler seine Kunst beherrscht, eine Ungleichmäßigkeit oder Einseitigkeit, haben jedoch, trivial gesprochen, auch ihr Gutes. Der Amateurbildner muß die in ihnen liegenden Rechte berücksichtigen, muß aber zugleich auch

viel aufbieten, um das Gleichgewicht herzustellen, also um dem Amateur das „Wie“, die „Form“, die „Mechanik“ sympathischer zu machen. Die Geschicklichkeit, mit der ihm dies gelingen soll, läßt sich freilich nicht in bestimmten Vorschriften darlegen, sondern ist eben — pädagogische Künstler-schaft. Das persönliche Moment, das in einer solchen immer stecken muß, wird nun noch gewichtiger, wenn es sich, wie bei den Dilettanten, um Schüler handelt, die nicht wie gewöhnliche Schüler gläubig zur Verfügung stehen, sondern mit mannigfaltigen Ansprüchen herankommen und überdies meist älter sind, auch über weniger Zeit verfügen, und dergleichen mehr.

Weiterhin hat zwar der Amateur seine Absichten meist auf Spezialitäten gerichtet, huldigt aber im Gegensatz dazu auch hinwider dem Drang, sich in Aufgaben einzulassen, die über seine Fähigkeit hinausliegen oder überhaupt ungeeignete Griffe sind. Dazu kommt dann noch der aus den vorerwähnten Eigenschaften entstehende Zug nach bestimmten Stücken oder Themen oder Richtungen. Der Amateurphotograph z. B. will sich zwar vielleicht nur dem Lichtbildnern widmen, glaubt aber nun, alles aufnehmen zu müssen, oder wenigstens alles das, was sachlich besondere Beziehungen für ihn hat u. s. w. Kurz: sein Lehrer steht wieder vor einer Fülle von Wünschen, die sowohl befriedigt, als auch gelenkt werden müssen. Goethe hat sich über viele derartige Eigenheiten des Dilettanten — und er kannte sie ja aus seiner Umgebung und von sich selber aus — so lehrreich ausgelassen, daß seine Beiträge zur Erkenntnis des Amateurtums und zu dessen geschichtlicher Entwicklung von hervorragendem Werte sind.

Es giebt noch keine Geschichtschreibung des Amateurwesens; und wie es erwähnter Weise noch keine Geschichtschreibung des Kunstunterrichts überhaupt giebt, so auch erst recht keine der Amateurbildung. Ihre Durchführung würde in die Bedingungen der Künstlerschaft, des Liebhaberswesens und des Dilettantismus samt dem Pfsuchertum charakteristische Blicke eröffnen. Sie würde zeigen, wie das Überspringen jener Grundbedingungen mit einem tiefen Stand des Kunstwesens überhaupt zusammenhängt, und wie dieses um so mehr blüht, je ernster jene Bedingungen als die Grundlage alles künstlerischen Unterrichts betrachtet und behandelt werden. Wollen wir eine breit im Volk wurzelnde Kunst haben, so müssen wir auch für eine fest im Elementaren wurzelnde Amateurbildung sorgen.





Ich — Du — Wir.

Ein Frühlingslied von E. Glas.

(Altenburg.)

Ich bin da. Ich atme den Frühling, der von der Hoffnung lebt, wie die Menschenkinder, umfasse den Sommer mit meinem heißen Herzen, labe mich an der Ernte des Herbstes und lache ob des Winters mörderischer Gewalt.

Ich bin da. Ich breite mich aus über alles, was meine Sinne zu fassen vermögen, ich strecke meine Hände aus nach der Leben spendenden Sonne, nach dem tränkenden Quell, der den Tiefen entquillt, in die Lüfte, die Leben und Tod auf ihren Schwingen tragen. Ich bin da, und freue mich des Vergangenen und freue mich des Künftigen, und will mit dem Tode spielen, an den das Leben nicht glaubt.

Ich habe mich immer geliebt. Wie sollt' ich mich nicht lieben? Mein Herz ist erfüllt von diesem warmen, köstlichen Gefühl, und ich stehe am nächsten an meinem Herzen; ich stehe dicht und breit vor ihm und lasse es nur durch den Zauberschleier meiner Wünsche sehen.

Der Schleier verschönt, der Schleier entstellt. Zur Schönheit adelt er die Notwendigkeit, zu weichen Zügen mildert er die Härte der Natur. Ich sehe nicht, was da ist, ich sehe mich selber, und ich habe mich immer geliebt.

Nicht immer auf die gleiche Art. Unbewußt erst mit der flugsicheren Liebe des Kindes, das ein Recht hat, nach den Sonnen zu greifen, weil sie da sind; zaghaft dann in den Jahren des Mitleids, das Andern alles gönnt und nichts für sich selber verlangt, weil es die Andern für seine Brüder hält; trotzig zuletzt, da ich einsah, daß zu Boden geworfen wird, wer nicht breit und fest seinen Platz hält.

Da stehe ich! — stoße und verwunde dich an mir, was mir zu nahe kommt. Ich stehe und weiche nicht, denn mein ist das Recht; ich stehe und wanke nicht, denn mein ist die Kraft; ich stehe und falle nicht, denn

mit mir siele die ganze Welt. Ich muß diese bunte Welt stützen und halten und tragen.

Ich bin da. Ich war immer da und werde immer da sein. Vom ersten zitternden Lichtstrahl, der meine durchsichtigen Lider traf, bis zum Schatten des Todes, der dies Licht mit seiner breiten, dunklen Schwinge erdrücken wird.

Ich habe die Schwingen des Todes gesehen, sie kamen heran und breiteten sich aus und bedrohten mich mit dem Dunkel; aber ich lebe, die schattende Schwinge ist vorübergezogen — ich lebe und sehe das Licht. Ich — ich —! Aber ich hatte Abschied von mir genommen. Was soll ich noch da? — Ich bin meiner müde geworden.

Ich will den Andern suchen, den Andern, der das Licht sehen wird, ob mich auch die Schwinge des Todes deckt, den Andern, dessen Welt besteht, wenn die meine in Trümmer gegangen ist, den Andern, der fühlt, wie ich fühle, der atmet, wie ich atme, der genießt und leidet wie ich; den Andern, den ich noch nirgends entdecken konnte.

Das Verlangen nach dem Du ist das Sehnen, das nie Erfüllung findet — ich weiß es, und ich suche doch. Wenn ich und du sich finden, kommen sie zu Ruhe — Ruhe ist Tod.

Ich weiß es, ich habe dem Tod in's Auge gesehen, mir graute vor seiner düsteren Schwinge — aber ich bin meiner Selbstliebe müde geworden, ich will den Andern suchen, ob ich ihn lieben könnte.

Der Schleier vor meiner Seele ist farblos geworden, er ist kein Zauberschleier mehr, ich weiß, daß ich nur mich selber sehe und meine eigenen Gedanken, daß ich nichts erkenne von den Andern, daß ich nur mich selber liebe.

Meine Selbstliebe freut mich nicht mehr. Lohnt es, einsam zu sein und an sein Behagen zu denken? Lohnt es, glücklich zu sein und keinen zu haben, den man mit seinem Reichthum überschütten könnte?

Schon zur Zeit meiner zaghaften Liebe suchte ich die Andern und sehnte mich nach ihnen. Mit den Menschen leben schien mir der Zweck dieses wunderlichen Lebens.

Aber wo waren die Andern? Wo sind sie? — Ich fand immer nur mich.

Ich suchte die Not und wollte ihr helfen, und fühlte immer nur die Not, die schon vorher in meinem Herzen war; und half immer nur mir selber.

Wenn mir der Frühling das Blut durchbrauste und der satte Sommer meine Seele erfüllte: ich genoß; wenn Musik mich einlullte oder

die Kraft des Dichters mich aufrüttelte vom träumerischen Nichtsthun: ich fühlte einzig nur mich.

Und wie groß war ich! meine Füße schritten durch den Schmutz der Hölle, meine Stirn ragte bis zum Himmel. — Und wie reich war ich! meine Gedanken umspannten die Welt, meine Gedanken flogen hinauf und hinab und sammelten Honig aus allen Blüten. Alle Gedanken entstammten meinem Hirn, denn es gab kein zweites; alle großen Gefühle waren mein, denn ich empfand sie; alle Hoffnungen des Himmels nährten mich, und aller Zorn und Troß dieser Erde stärkte meine Glieder.

Und doch sehnte ich mich und hatte nicht genug und suchte die Andern. Aber wo ich stand, waren sie verschwunden; wo ich hineilte, wichen sie zurück; wo meine Seele aufschrie, gab es kein Ohr, mich zu hören; wo ich lauschte, war die Stille tödtlicher Einsamkeit.

Ein Abgrund liegt zwischen dem Ich und dem Du, nie sehen wir auf den Grund des Andern, seine Seele trägt Larven von früh bis spät.

Auf einer Insel leben wir in klippenreichem Meer, Wasser umgeben uns, Strudel und Untiefen. Drüben liegt die Insel des Andern und wir haben kein Schiff, das uns hinüberfährt; in einem farbigen Nebel zeigt sich die Ferne, täuscht uns und lockt — wir haben kein Schiff, das von Seele zu Seele führe.

Aber das Wasser trägt den Mutigen. Wirf dich hinein, schwimme hindurch. Komm! lockt es, und immer wieder: komm!

Umsonst. Die Welle wirft dich zurück, oder das Ufer ist zu steil — Keiner vermag bei dem Andern zu landen.

Wir leben Alle in der Einöde, feurige Lohe umgibt uns ober eisiges Wasser. Wir reden auf einander ein, aber wir hören uns nicht, wir recken die Hände nach einander aus und vermögen uns nicht zu fassen, wir wollen uns helfen und schlagen uns Wunden; wir frieren, und Keines vermag das Andre zu wärmen.

Komm! bittet es, komm! Wirf dich hinein in die Flut, schwimme, erzwinde die Landung! — Ich stürze mich in die Brandung, die mich nicht von meiner eignen Insel lassen will, ich überwinde sie, ich schwimme hinaus — und wenn ich mich einem fremden Ufer nahe, starren Teufelsfragen herab und stoßen mit Stangen nach mir und wollen mich in den Grund bohren; die winkende Sehnsucht aber, die an diesem Ufer stand, ist verschwunden.

Ich suche, ich wünsche, ich hoffe noch immer.

Ein Pfarrer steht neben mir mit seinem weltfernen Blick und den

wohlthätigen Händen. Er nennt sich meinen Seelsorger, er will mir zur Nächstenliebe verhelfen.

Guter Pfarrer, wo sind meine Nächsten? Ich finde sie nicht — Schatten seh' ich und Schemen, Bilder, aber keine Ebenbilder Gottes — ich bin ganz allein auf der Welt.

Er versteht mich nicht, er sieht mich mittheilig an; dann sagt er: Bete und arbeite, mein Sohn, und speise den Hungernden, dann wirst du mehr Brüder finden auf Erden, als du bedarfst. — Er versteht mich nicht, und er nennt sich meinen Seelsorger!

Der Arzt steht an meiner Seite mit seinem klugen Gesicht und seiner leichten Hand; er nennt sich meinen Freund, er hat mich dem Tode entrißen.

Du, Arzt, kommst du mit deinem Seziermesser auf den Grund? Fleisch und Rippen, Sehnen und Bänder, Blut und Nerven — nichts weiter, nichts weiter — und an dem Anderen ist mir gelegen, an dem, was lacht und weint, liebt und haßt, jubelt und verzweifelt. Fandest du nirgends die fremde Seele?

Er versteht mich nicht. Küsse und arbeite, sagt er, und meide das Denken. Dabei sieht er mich an, als sei ich verwirrt, als müsse er seinen Kollegen vom Irrenhaus rufen. Er versteht mich nicht, und er nennt sich meinen Freund!

Ich suche noch, und ich wünsche noch. Die Hoffnung ist flügellos geworden, aber sie kann nicht sterben.

Nur die großen, hoffnungslosen Seelen geben das Suchen auf und das Nufen und ertragen stolz und stumm ihre Einsamkeit.

Ich suche weiter, ich bin noch nicht stolz genug zur Einsamkeit. Ich suche den Andern und was ich finde, ist allemal der Feind. Ich will laufen, der Andere hemmt meinen Schritt; mich durstet, der Andere verstopft meinen Quell; mich hungert, der Andere ist mein Brod; ich will verweilen, der Andere drängt mich aus dem Licht in den Schatten. Und dennoch — ich bin noch nicht still und stolz, ich sehne mich.

Ein junges Weib steht neben mir, eine holde, duftende Blume. Mein Auge legt sich an ihrer Schönheit, mein Ohr schwelgt im Wohlklang ihrer Stimme; süßer Scherz sind ihre Worte, Tanz ist ihr Gang. Ist sie meinesgleichen? Sieht eines Menschen Seele aus diesen lachenden Augen? Ich sehe, ich spüre, ich empfinde nur Schönheit — wie ein goldner Nebel legt sie sich zwischen mich und ihre Seele. — O wie weit ist der Weg von dem Ich zu dem Du!

Eine sah ich, das war eine Herrscherin: gnädig, beglückend, marternd, vernichtend; Frühlingsfee mit dem Blütenzweig, Dämon mit der Schlangengeißel — und immer Herrscherin.

Aber ist das auch sie, die Andre? Ist's nicht das Gefühl in meinem Herzen, das thörigte, bethörte, was mich beglückt und quält?

Was weiß ich denn von ihr? Daß ihre Wangen der Pflirsche gleichen und ihre Augen dem Vergsee, daß ihre Gestalt Anmut ist und ihre Stimme Musik. Schale alles, täuschende Schale; sie selbst, die Andre, kenne ich nicht.

Aber ich schaffe mir ein Bild von ihr nach meinem Bilde; ich statt' sie aus mit all den Schätzen, nach denen ich mich sehne; ich beschenke sie mit all den Tugenden und Schelmereien, die mich beglücken würden, und dann liebe ich mein Geschöpf und leide um mein Geschöpf.

Ich suche und versuche von Neuem: ich sage ihr das, und sie hört mir zu. Und dann spricht sie: ich suche wie du und ich sehne mich wie du, wir wollen zusammen suchen.

Wie weit war der Weg von dem Ich zu dem Du! — Da bin ich und du bist bei mir, ich bin nicht mehr allein. Die Andre ist auf meiner Insel gelandet, ich habe sie aus der Brandung des Lebens auf meine Ufer gerissen, wir schauen uns an und freuen uns an einander, wir belauschen uns und reden mit einander, und alles ist voller, reicher, bunter und liebenswerter geworden.

Sie ist mein: das Leben hat sich verwandelt und ist doch dasselbe geblieben. Als die Schranke brach, die das Ich von dem Du trennt, da fühlt' ich mich doppelt und glaubte auch die außer mir zu begreifen; als sich aber die jauchzende Freude wieder auf den Alltagston des Lebens dämpfte, da merkt' ich, daß ich auch jetzt noch nichts von den Andern wußte.

Denn Sie war kein Du mehr. Es gab nur noch ein Wir — wir waren nicht mehr zwei, die einander erfassen, begreifen, ergründen könnten, wir waren eins: die Sehnsucht war tot, — aber wir wußten nichts von den Andern.

O wie groß ist des Menschen Einsamkeit; o wie groß ist des Menschen Glück!





Drittes schwäbisches Musikfest in Augsburg.

Drittes schwäbisches Musikfest? — Haben Sie eine Ahnung, wann die beiden ersten "gewesen sind? — Nummerieren die Augsburger vielleicht nach berühmten Musikern gleich voraus?" Ja, man hat sich weiblich den Kopf zerbrochen über die Frage nach dem Ursprung der schwäbischen Musikfeste. Aber das ProgrammBuch! es ist so dick und enthält so viel — gewiß giebt es uns Aufschluß. Doch auch diese schöne Hoffnung zerbrach beim Lesen. Halt! daß ich nicht ungerecht werde: die Rubrik Ludwig Spahr spricht von „dem Begründer der schwäbischen Musikfeste“, H. M. Schletterer. Sonst aber herrscht im grauen Buche, daß uns viel Neues zu sagen hatte, in diesem Punkte düsteres Schweigen. Indessen, die Augsburger sind sehr freundliche Leute — wir haben es auch sonst dankbar erfahren, und sie erzählten, daß das erste Fest an dem Aehängniswallen 13. Juni 1886 gefeiert worden sei, an jenem finstern Gedentage in der Geschichte Bayerns und der neuen deutschen Musik, wo das Leben des Märchenkönigs Ludwig II. im Starnberger See endete. Mitten in die Festfreude fiel die Schreckensnachricht und unterbrach das fröhlich Begangene. 1892 folgte das zweite Fest; Hans von Bülow verlieh ihm durch seine Mitwirkung noch besonderen Glanz. Neun Jahre hat es gedauert, bis das dritte schwäbische Musikfest zu Stande kam: die Pfingsttage unseres Jahres hörten in Augsburg fröhliches Musikzieren, frisches Singen, Streichen und Blasen.

Wir wälzen in unseren gedankenreichen Hirnen gern das Problem: „brauchen wir noch Musikfeste?“ Wir untersuchen mit allem Scharfsinn das Für und das Wider, und habe ich recht gehört, so antwortet man auf diese Frage vom Bedürfnisstandpunkte aus nicht mit Unrecht durch ein lautes, aernehmliches: „Nein!“ Aber, du lieber Gott, wenn jemand gern Feste feiern will und sie ohne nennbares Defizit feiern kann, warum soll er es dann nicht thun? Ich fürchte, wir Kritiker und Musikästhetiker sind schlechte Richter in diesem Falle. Nachdem man uns sechs Monate lang durch so und so viel Konzerte unbarmherzig hindurchgepeitscht hat, und wenn wir schon herzlich froh sind, das Mailüsterl wehen zu fühlen, kommen die Anzeigen und Einladungen zu Musikfesten; kein Wunder, wenn hier und dort Einer sagt: die Musik kann mir gestohlen werden! Und dann übertragen wir unsere Übersättigung gleich auf die übrigen Millionen, die Deutschland bevölkern. Stimmen aber die Bewahner von Buxtehude und Kalbermaor, sofern sie nicht gelattete Venen sind und die Kunst für überflüssig oder gar für teuflisch halten, mit uns überein?

Als ich am Pfingstsonntag-Vormittag das Theater der Fuggerstadt verließ, also die aier Zauberer des „Böhmisches Streichquartetts“ die Sinne der Hörer mit den geheimnisvollen Kräften echter Kunst fest umspannen hatten, härte ich hinter mir mit freudersättelter Stimme ausrufen: „So etwas bekommen wir nicht wieder zu hören!“ Ja

wendete mich um und blickte in das strahlende Antlitz zweier Damen der haute volée einer ganz kleinen Stadt. Wenn der Herr um zehn Gerechter willen das ganze Sündenpaß Adams vor dem Pech und Schwefelregen zu bewahren sich bereit erklärte, so sollten wir, denke ich, mit Schwert und Feuer etwas sparsamer umgehen, wenn die Musikfeste doch nach Seelen, die jahraus jahrein umsonst nach der hohen Kunst gehungert und gebürstet haben, erquickten.

Freilich unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die eigentlichen Grafsstädte keine Veranlassung haben, Musikfeste zu arrangieren. Wer täglich Gutes essen kann, begreift nicht das Hochgefühl des armen Mannes, den der Sonntagsbraten die höchste Schmeichelei des Gaumens dünkt. Aber wenn, wie bei diesem schwäbischen Musikfeste, aus allen Städtchen des gemüthlichen Schwabenlandes die musikkreudigen Menschen zusammenströmen, um in begeisterter Eintracht unserer erhabenen Schutzpatronin zu opfern, so sind da alle Vorbedingungen gegeben, die Festfreude und den Genuß hell aufzublenden zu lassen. Wir dürfen dann kaum mehr nach der Utilität fragen; um der Freude an der Musik willen, also ohne tiefe Hinter- und Nebengedanken, jubelt die Luft sich aus. Etwas Anderes ist es, wenn Musikfeste eine Mission zu erfüllen haben, wie die Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Musikvereines, ja! auch, wenn die Musikfeste präventiv auftreten und sich z. B. Bayerisches Musikfest nennen — da haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, recht eingehend nach dem Warum? und Wozu? zu forschen. Die Augsburger Pfingsttage indessen wollten ja nichts Derartiges; wie Kastanien und Flieder duftend und prangend um ihrer selbst willen blühen, die Vögel süß gedankenlos ihre liebesbrünstigen Lieber singen, so stiegen dort Sang und Klang in die Luft — die Frucht reift schon von selbst.

Leider wurde dabei doch ein Schwabenstreich vollführt: man gab in guter Absicht dem Programm ein Ratta, und man verfaßte ein karpulentes „ProgrammBuch“. Die liebenswürdigen Herren des Comité's die sich ihrer schwierigen, ungewohnten Aufgabe sanft ja geschickt entledigten, hatten Goethe's Faust vergessen; sanft wären sie wohl mit dem Wahrheitsfucher dahin übereingekommen, für das „Im Anfang war das Wort“ das anschaulichere „Im Anfang war die That“ zu substituieren und bei ihrem Feste diese That allein reden zu lassen. So aber haben sich Wort und That in einen gewissen Gegensatz gebracht, und was in Wahl und Ausführung schon gestimmt hätte, wollte jetzt nicht wohl zu einander passen, da man als Leitgedanken verkündete: „Deutsche Musik des neunzehnten Jahrhunderts von Beethoven bis Richard Wagner“ und im Vorworte des Textbuches erläuternd hinzufügte, daß in den Konzerten jene Meister zu Worte kommen sollten, „die als die Führenden . . . anerkannt und in dieser ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung vorwiegend bleiben müssen“. Welches Werk war es denn, das unter den aufgeführten die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts der Ausdehnung nach am anspruchsvollsten repräsentieren sollte? Felix Mendelssohn-Bartholdy's Oratorium „Elias“!

Darüber, daß diesem Werke nicht der Ehrenplatz im Feste gebührte, kannte auch die im ProgrammBuch mit großem Eifer und viel großen Worten geschriebene Einführung nicht hinwegzulaufen. Dieses 21 Seiten lange Etabarot verdient wegen seiner prinzipiellen Anschauungen und seiner Polemik, die einen eigentümlichen Schein auf die Tendenz des Festes wirft, einige Betrachtung. Es berührt gleich im Anfange sanderbar, wenn der Verfasser schreibt, daß Richard Wagner „bewußt mit verlockender Schrift Mendelssohn's Gestirn verdunkelte“. Nun ist der Herr zwar so freundlich, Wagnern die — in dieser Fassung übrigens kaum zu beweisenden — „Angriffe auf einen verdienten

deutschen Meister“ allergnädigst zu erteilen, um fortzufahren: „öblig überlebt aber fallen die Versuche jener unklaren oder feilen Gestalten einer unter dem Banner des Neuen setzenden Tageskritik sein, die Arbeit Mendelssohns hämisch zu verfeinern“. Wollt ihr, Hon! Also, wer Mendelssohns Kompositionsweise nicht den Wehrauch streuen kann, der dem Meister, der „im Oratorium dieses Jahrhunderts unbestritten das Beste“ geschaffen hat, nach des Verfassers Meinung zukommt, ist eine „unklare, feile, hämische Gestalt“? Warum denn gar so gröblich? Wir werden des Weitern belehrt, daß wir in Mendelssohn, dessen bekannte große Verdienste um Bach und Händel hier ausdrücklich wieder hervorgehoben seien, „den unbestritten ersten Meister der protestantischen Kirchenmusik des 19. Jahrhunderts“ zu verehren hätten. Sollte es etwa der angebliche Protestantismus Mendelssohns sein, der seinem Elias die Berechtigung zum dritten schwäbischen Musikfeste gegeben hätte? Das möchte allerdings für die bisher so patriotisch behandelte Musik den Anbruch einer neuen, glücklichen Zeit bedeuten, wo es zu allererst auf das Glaubensbekenntnis eines Musikstüdes anläme. Den Ultramontanen sei diese drahende Gefahr hiermit rechtzeitig avisiert — zugleich zur freundlichen Nachahmung! Im Übrigen erhebt das unbeabsichtigte scharfe Urteil über die protestantische Kirchenmusik des letzten Jahrhunderts recht grell ein düsteres, ödes Gebiet; denn, es ist leider nicht zu leugnen, daß Mendelssohns undeutsche und nur dem Namen nach christliche Musik in den protestantischen Kirchen eine unerbiente Förderung erfahren hat, deren schädliche Wirkung wir jetzt noch in den kraftlosen Orgelstücken, wie in den süßlichen Chorliedern seiner Nachahmer genießen müssen.

In demselben Aufsatz finden sich noch verschiedene interessante Urteile, deren einige hier ihren Platz finden mögen. „Mit diesen beiden (Beethoven und Wagner) denken wir uns in einer Schlachtreihe Hector Berlioz und Franz Liszt, doch entbehren ihre hochbedeutenden Schöpfungen des magischen Reizes einer übermächtigen Persönlichkeit, der von jenen Titanen auf uns einströmt.“ „Freilich der Krafttroß, der uns an den Meistern hinreißt, will manchem Jünger und Nachfolger nicht gelingen; statt Kraft erleben wir nur zu oft Brutalität oder zu Spott herausfordernde Karikatur. Es ist seit Wagners Tode ein unklar flutendes Leben. . . .“ Namen, lieber Herr, Namen, damit nicht der Gerechte mit den Bösen leide! „. . . wir lieben wieder Papa Haydn, und Mozarts Stern steht wieder im Zenith; alles Toben der Madernen gegen diese Gestalten hat auf die Dauer das richtige Gefühl nicht zu übertönen vermocht.“ Die bösen Modernen! — stehen wir glücklich wieder über dem Punkte, von wo aus eine frühere Generation Wagner, Liszt o tutt! quanti der Blasphemie gegen jene Götter zieh? Man könnte doch endlich die Verallgemeinerung, die zu leicht unwahr wird, aus der Polemik herauslassen, wenn man schon bei einem Musikfeste eine Polemik für angebracht erachten sollte. Wenn der Verfasser am Schluß wünscht, das Musikfest möge „zu einem Frühlingstage in der Geschichte des Eliasoratoriums werden, daß man seiner auch in anderen großen Städten wieder gedente“, so scheint er gar zu pessimistische Ansichten über Mendelssohns Beliebtheit zu haben. Ich selbst habe das Werk wiederholt in den letzten zehn Jahren gehört. Plaidieren wir lieber für Liszt, Brudner und Brahms! Sie, und neben ihnen auch andere, z. B. César Franck und Philipp Wolfrum, Herzogenberg, Laubmann, Woyrsch, haben es oorsäufig nötiger, als Mendelssohn.

Aber streiten wir uns nicht länger in Worten! Bei einem Musikfeste, das de facto einen im Ganzen so schönen Verlauf nahm, wie dies dritte schwäbische, will das Gezänke gar nicht gut klingen. Denn trah Allen, trotz der starken Propaganda und trotzdem wir im „Elias“ kein übermäßig bedeutendes Werk mehr zu sehen vermögen, haben

wir an der Aufführung aiel Freude gehabt. Die Chöre brauchten mit wahrhaft elementarer Gewalt dahin — kein Wunder, wenn man liest, daß der aus sechs Augsburger und elf auswärtigen Vereinen gebildete Chor 830 Personen betrug, die alle mit Lust und Eifer sangen. Mir ist neben der Klangwirkung als besonders erwähnenswert aufgefallen, daß man erstens auch den Alt stets deutlich hörte; zweitens, daß die Damen fleißig nach ihrem Dirigenten schauten. Um eine solch große Schar, zu der außer den Solisten noch ein 132 Mann starkes Orchester kam, zusammenzuhalten und mit ihr seine eigenen Ideen ausführen zu können, muß man schon mehr Können, als Takt schlagen. Musikdirektor Wilhelm Weber hat sich wieder als der vorzügliche Dirigent erwiesen, als den ihn Eingeweihte lange kennen. Sowahl beim „Elias“, wie bei dem am zweiten Tage ausgeführten Schlusse des dritten Aktes der „Meisterfänger“ hat er sich durchaus mit Ruhm bedeckt, und um feinetwillen möchte man eine häufigere Wiederholung der Musikfeste wünschen, damit diese bedeutende Kraft öfter eine entsprechende Bethätigung fände. Die Solisten Dr. Felix Kraus (Elias), Johanna Diez, Elisabeth Sendtner-Egter, Heinrich Bruns, Josef Poritz (Sachs) standen ihm treulich zur Seite und teilten sich aerdientermaßen mit ihm in den lauten Beifall.

Reiz und Anziehungskraft hatte das Comité dem Musikfeste dadurch zu geben gesucht, daß es Siegfried Wagner eingeladen hatte, die Leitung einiger Orchesterstücke zu übernehmen. Er hatte eingewilligt: Beethovens siebente Symphonie, das Vorspiel zu Richard Wagners „Parsifal“ und Liszt's „Arbudes“ gaben ihm Gelegenheit, sich bejubeln zu lassen. Zu Anfang seiner Musikerlaufbahn soll Siegfried Wagner mit dem linken Arm Takt geschlagen haben, jetzt macht er's wie die anderen Leute und nimmt dazu den rechten. Schade! nun ist nichts Fesselndes mehr an ihm. Armer Siegfried! hieße er doch Müller oder Huber — ja aber erwartet er und erwarten wir etwas Besonderes von ihm und stehen enttäuscht, nur ein unfertiges Talent aar uns zu sehen. Etwas aan dem wehmütigen Zauber, den Sahn und Enkel der beiden Genie's Wagner und Liszt zu erblicken, ergriff auch mich. Aber drüber hinaus? — nein! Was er brachte, also sein eigenes Verdienst, scheuchte bald den Zauber. Er ist ganz sicher nicht talentlos, aber ihm fehlt die strenge Schulung durch's Leben. Sein Name steht ihm im Wege. Als Müller oder Huber müßte er hinaus, müßte er van der Pike auf an irgend einem kleinen Theater in täglichem Frohndienste Routine erwerben und die Fähigkeit, daß, was er empfinde, auch den Hörern sinnlich klar zu machen. Denn an der Plastik, wie an der energischen Belegung fehlte es zumeist, und wären nicht einzelne Stellen aan wirklicher Poesie erfüllt gewesen, so möchte man gezwweifelt haben, ob nicht der ganze Mann nur Phlegma sei. „Was van Bayreuth!“ dürfte für ihn die beste Lafung und Lösung sein. Als echter Kronpräsident hat er sich ja als schaffender Musiker schon aan Bayreuth innerlich abgewendet, möchte er als reproduzierender es auch äußerlich thun. —

Neben den Chor- und Orchesterwerken hatte das Fest auch die Kammermusik und die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts herangezogen. In der Kammermusik waren es die Namen Beethoven (Quartett F-dur op. 59 I, „Kreutzer-Sonate“), Brahms (Klaaierquintett f-moll op. 34) und Schubert (d-moll Quartett „Tod und Mädchen“), die aan dem schon erwähnten „Böhmischen Streichquartett“, Dr. Georg Dahrn (Klaaier) und Prof. Hugo Heermann (Solo-Violine) in der ausgezeichnetsten Weise mit ihren Werken repräsentiert wurden. In dem Teil „Deutsche Lyrik“ — die übrigens in der van Dr. Dahrn brillant am Klaaier begleiteten Frau Adrienne Kraus-Osborne eine stimmlich wie musikalisch äußerst fesselnde Interpretin hatte — mußte es sehr aewundern, daß man aan Beethaen „In questa tomba oscura“

und je eine der Bearbeitungen schottischer und irischer Lieder gewählt hatte, daß ferner Schumann, Schubert und auch Brahms nicht mit durchaus charakteristischen Kompositionen vertreten waren, und daß Robert Franz gänzlich fehlte. Ob man das Verschweigen Liszts bemängeln soll, wage ich bei seiner eigenartigen Stellung innerhalb der deutschen Musik — von der Größe seiner Schöpfungen ganz abgesehen — nicht zu entscheiden, so gewaltig auch sein Einfluß auf die neuesten Deutschen ist. Trotz der verführten Motivierung im Programmbuche muß es aber als ganz verfehlt angesehen werden, den vier ersten Gesängen von Brahms, die Dr. Felix Kraus im letzten Orchesterkonzert sehr wirkungslos sang, den choral mysticus „Ave verum“ von Mozart unmittelbar folgen zu lassen; — es wurde beabsichtigt, die erweckte Stimmung in Tönen ausklingen zu lassen: das hätte nur dann Sinn gehabt, wenn nach dem Chor jeder Beifall geschwiegen hätte. Aber auch ohnedies: auf die Brahms'schen Gesänge, die der Meister nach seiner Idee vollendet dargestellt hat, gehört kein Pfropfen. Auch über die Vereinzelnung Raffs und Spohrs, von denen Prof. Heermann in seiner überaus sympathischen Künstlergesellschaft zwei Soli spielte, in das Programm könnte man zweierlei Meinung sein.

Ich fürchte, es klingt ziemlich viel Nörgelei aus den Zeilen. Aber ich habe nicht angefangen — es waren das unglückselige Motto und das noch unglückseligere Programmbuch, die diese Kritik herausgefordert haben. Wären die nicht gewesen, so hätte eitel Lob erklingen können, fast so viel, wie jene beneidenswerten Festredner auf alle Beteiligten niederträufelten, die bei dem famosen, gemüthlichen Frühstück am Montag ihren Lippen Worte süßer als Honig und Honigsüßem entströmen ließen. Nur Jung-Siegfried wollte die Gelegenheit nicht oorübergehen lassen, auch ein ernstes Wörtlein hören zu lassen, und er sprach — freilich nicht ganz grundlos — von der „Infamie und Gemeinheit“, die Bayreuth erdulden müsse. Aber wir haben uns die Laune nicht verderben lassen. Wie hätten wir es können bei der fröhlichen Musikiererei und bei der Liebenswürdigkeit, die um uns wach waren?

Paul Ehlers.



Ed.



Protest über Protest!

Eine Vorbemerkung der Schriftleitung ist in diesem Falle unbedingt von Nöten. Denn, wenn wir auch bei den nachfolgenden beiden Anlässen — aus bestimmten sachlichen Gründen und (im Burenfalle) nicht ohne thöulichste Entfernung der persönlichen Spigen, wie aller entbehrlichen Anwürfe und Kusfälle — gerne einmal eine Ausnahme machen zu dürfen glaubten, so gedenken wir damit doch noch lange nicht in diesem raum-auffressenden Stile künstlich in weiter Fahrtzujahren. Wenigstens bleibt zu sagen, daß — wer den Begriff „Diskussionsorgan“ nur in diesem Sinne, oan „Polemik“ oder „Antikritik“, auffassen würde, unser Programm gar arg bereits mißverstanden hätte. Diskutieren nämlich heißt uns nach nicht polemisieren; die Artikel oan E. Klotz und Hans Thoma über „Kunst und Staat“ bedeuten wohl „Diskussion“ — die Kontroversen zur „Burenfrage“ bezw. Diederichs—Cahmann greifen unserem Gefühle nach bereits auf's „menschlich-allzumenschliche“ Gebiet der „Polemik“ oder „Antikritik“ über. Jedensfalls müssen wir uns für die Folge ausdrücklich vorbehalten: daß wir oan Redaktions wegen, nach unseren, aus dem Für und Wider selbst gewonnenen Eindrücken — wenn erforderlich — noch das unparteiisch-objektive Schlüsselwort dazu sprechen werden, nachdem wir dem Einen und dem Andern hier schon das Wort eingeräumt haben. Den Herren Urhebern und Anregern immer noch einmal das letzte Wort oan dieser Stelle zu erteilen, können wir uns ein für alle Mal nicht verbindlich machen.

Und nun also zur Sache selbst! Wir erhielten nämlich nachstehende Zuschriften:

„Ein Protest!

Sehr geehrte Redaktion!

Sie werden wohl auch einem Fremden ein paar Zeilen Gastfreiheit in Ihrer geschätzten Zeitschrift gewähren? — Veranlassung zu dieser Bitte fand ich in dem Dr. Martin'schen „Wort zur deutschen Burenbegeisterung“ (in dem ersten Heft). Zur eingehenden Widerlegung der Behauptungen, die der Herr Verfasser dort über die Buren aufstellt, fühle ich mich nicht berufen; ich werde mich in dieser Hinsicht begnügen dürfen mit einem Hinweis auf eine oan mir ersahnte, deutsch erschienene Schrift: „Der Kulturkampf in Süd-Afrika“*), worin ich die Frage von dem kulturellen Werte der Buren, wie ich meine, etwas gründlicher behandelt habe. (Ich sende Ihnen ein Exemplar gleichzeitig mit diesem Schreiben.) Auch die übergrasende Mehrheit des deutschen Volkes hat sich, gottlob, weder oan dem Eynismus etlicher Anglomanen, noch oan jenem der Diplomaten irreführen lassen.

In wie weit nun das deutsche Volk seine Begeisterung richtig aber unrichtig äußert, bildet eine interne Angelegenheit zwischen Deutschen und Deutschen, daroin ich mich nicht mischen will. Der Verfasser des erwähnten Artikels hat jedoch auch das Verhalten der Holländer und der holländischen Regierung mit hineingezogen, und dem gilt mein Protest.

*) Bei R. Ullig, Leipzig.

Über „Hollands verwandtschaftliche Liebe für Deutschland“ ließe sich gewiß manches sagen, daß gerade in einer nicht-preussischen Zeitschrift an der Stelle sein dürfte. Es gehört gleichwohl nicht hierher. Herr Dr. Martin stellt die Sache so dar, als ob in unserem Lande „der bessere Teil der Bevölkerung“ sich den Kundgebungen für die Buren „stets fern gehalten“, und als ob unsere Regierung sich jeden Schrittes zu ihren Gunsten enthalten hätte. Wie konnte der Verfasser nur zu dieser grundfalschen und für Holland und die Holländer verlegenden Vorstellung gelangen? Zwar giebt es nur einen einzigen reellen deutschen Zeitungskorrespondenten in Holland (als ein Zeichen des verwandtschaftlichen Interesses Deutschlands für Holland); der weiß es aber besser und hat auch zu wiederholten Malen das Gegenteil von Herrn Martins Behauptungen verkündet. Unsere Regierung hat freilich weniger gethan, als seitens eines beträchtlichen Theiles der Bevölkerung von ihr gefordert wurde. Sie dürfte sich aber vielleicht entschuldigen mit einem Hinweis auf unsere fünf Millionen gegenüber der mehr als zehnfachen Bevölkerung, die Deutschland stellen könnte. Aber nun zwingt mich Herrn Martins Behauptung zu einer in einer deutschen Zeitschrift etwas peinlichen Erinnerung. Die holländische Regierung that nichts? Doch etwas! Das Oberhaupt des holländischen Staates sorgte wenigstens dafür, daß dem Präsidenten Krüger ein holländisches Kriegsschiff zur Verfügung gestellt wurde — vor Köln, und daß er — nach Köln — zu einem fürstlichen Tische geladen wurde . . . wenn auch nicht in Berlin.

Und nun vollends das „Sich-Fernhalten“ der besseren Kreise. Wenn Herr Dr. Martin unsere angesehensten Professoren, die in verschiedenen Sprachen für die Sache der Buren eingetreten sind, wenn er unsere Minister, welche sich dem Präsidenten Krüger haben vorstellen lassen, wenn er die Staatsräthe, die Generale, die Provinzialgouverneure, welche Audienzen bei ihm nachgesucht, wenn er die Bürgermeister der größeren Städte, welche ihn empfangen haben, wenn er die ganze Menge Herren im Grad und die eleganten Damen, die ihn an den Bahnhöfen bejubelt haben, in Deutschland nicht zu „dem besseren Teil der Bevölkerung“ zählt . . . ja, so können wir armen Holländer Euch Deutsche nur um solch einen hohen Maßstab der Wohlfahrt beneiden.

Vorläufig aber erlaube ich mir, ganz entschieden Einspruch zu erheben gegen eine solche, für unser Nationalgefühl verletzende Darstellung der Verhältnisse.

Wenn Herr Dr. Martin ebensoviel von Transvaal weiß, wie von Holland, so dürfte darin vielleicht zugleich eine Erklärung zu suchen sein für seine Beurteilung der Buren. Bennebroef (Holland), den 9. Mai.

Hochachtungsvoll

G. R. Stout."

Alsbald erfolgte noch eine andere, zweite Zuschrift an uns über das gleiche Thema, mit diesem Wortlaut:

„Geehrte Redaktion!

Durch zufällige Verspätung ist mir erst heute das 1. Mai-Fest der „Gesellschaft“ zugegangen, dessen Buren-Artikel von Dr. Friedl Martin einige Entstellungen des Thatbestandes enthält, die ich nicht wohl unwiderlegt lassen kann. Ich schicke voraus, daß ich weder irgendeiner burenfreundlichen Liga angehöre, noch mich zu dem Programm der blinden Bauernvergötterung bekenne; dazu habe ich meine Nachrichten aus ungetrübten Quellen schöpfen können.

Ich weiß wie jeder, der viel mit südafrikanischen Kaufleuten zu thun hatte, daß in Pretoria vieles faul gewesen ist; daran sind aber durchaus die Verhältnisse Schuld gewesen. Vielleicht hat der Herr Verfasser Ihres Artikels schon einmal davon gehört,

daß die Transvaalregierung, besonders seit Dr. Jamesens Raubzug, die Eventualität eines Kampfes mit England befürchten und sich dementsprechend aarbereiten mußte. Daß das nur auf heimliche Weise geschehen konnte, wenn man nicht zu unrechter Zeit einen Krieg praaazieren wollte, ist einleuchtend. Mag sein, daß dabei in der Finanzverwaltung Unregelmäßigkeiten aargelommen sind; so aiel sieht jedensfalls fest, daß der ganze Agitationsstab der Buren in Eurapa, die ganzen Kassen des Krieges außerhalb Afrika's, von dem in Holland durch Krüger deponierten Gelde bestritten werden — sollte der alte Präsident da nicht aielleicht nur aus Klugheit bei Seite geschafft haben? (Daaa hat unser gesch. Mitarbeiter nicht nur gehört, das hat er S. 137 sogar ausdrücklich kritisch gestreift! D. Schr.)

Herr Martin behauptet ferner, daß das strittige Gebiet unter Englands Herrschaft zu einer aiel besseren u. s. w. Entwicklung kommen müsse und werde'. Das glaube ich nicht! Nach dem heutigen Landaner Regierungsprogramm handelt es sich im Falle eines Sieges Englands um eine schamlose Ausbeutung Transvaals, wie Indien schamlos geplündert und ausgehungert wird; wenn man das Rentabilität nennt, dann giebt es hier allerdings einen unumstößlichen Beweis. Ich glaube aielmehr, daß sich die beiden Buren-Republiken aus eigener Kraft zur schönsten Blüte entwickeln werden, wenn die ewigen Einfallsgefüste der Engländer sie nicht mehr dazu verpflichten, zur Beschaffung einer Goldreserve Härten anwenden zu müssen, die dem nicht Eingeweihten natürlich ungerecht erscheinen.

Herr Martin kann es auch nicht begreifen, weshalb wir Deutsche uns verpflichtet fühlen, für die tapferen germanischen Bauern einzutreten, während doch die nächsten Verwandten, die Holländer, fast nichts thäten. Dabei macht er sich einer, wohl unbewussten, Unrichtigkeit schuldig. Thatsächlich war die holländische Regierung die einzige, die den Mut hatte, dem Präsidenten Krüger ihre wirkliche Hilfe durch Sendung eines Dampfers angedeihen zu lassen, und in London hat man in weiser Staatsklugheit den Mund gehalten, weil man mußte, was eine Abfage bedeutet hätte. Sa war die Sache.

Sehr unbegründet endlich ist das, was Herr Martin über die Buren im Allgemeinen und im Besonderen über Zaubert und 'Held' Cranje sagt. Warten wir doch ab, bis uns das Material zu einer wirklichen Beurteilung dieser Männer zugänglich ist! Dann auch erst werden wir die englischen Generale nach ihrem wahren Werte abschätzen können. Wer bestreitet denn, daß die englischen Soldaten sich tapfer geschlagen haben? Gewiß bleiben aiele Schüdel aan 'Söhnen aus bester Familie' auf den Schlachtfeldern Transvaals; aber mit der Ausführung solcher Details überschattet man nicht die Thatsache, daß England sich durch seine brutale Machtäuserung in Afrika die Sympathie aller der Menschen aerschert hat, die noch Verständnis für Gerechtigkeit haben. Es war längst für alle Mächte die Gelegenheit zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen England da, weil dieses die Barschriften der Genfer Kauaentian hundertmal überschritten hat.

Die Bauern Südafrika's kämpfen um ihre Freiheit, und daß uns Deutschen die Galle überläuft, wenn wir sehen müssen, wie das 'Gewalt für Recht' als Lafungswort des neuen Jahrhunderts ausgegeben wird, ist mir der beste Beweis dafür, daß wir nach Marx in den Knachen haben. Wir protestieren! Mögen auch die 'einsichtigen Kreise unserer Volksvertretung in Verbindung mit der Regierung durch ihre Abweisung Krügers u. a. m. ihren aertständigen und allein korrekten (!!!) Standpunkt kennzeichnen' — wir protestieren!

Wesel a. Rhein, 24. Mai 1901.

Sachschend

Martin Baelijk."

Herr Dr. Friedl Martin hat sich hierauf nach wie folgt geäußert:

„Mein Artikel ‚Ein Wort zur deutschen Burenbegeisterung‘ trug mir, wie ich nicht anders erwartet hatte, neben vielseitiger Anerkennung auch eine Reihe persönlicher und sachlicher Angriffe ein. Was die Ersteren nun anlangt, möchte ich nur bemerken, daß ich grundsätzlich jeden Angriff auf meine Person unberücksichtigt lasse, weil ich nichts für unnobler halte als öffentliche gegenseitige Anfeindungen und persönliche Verunglimpfungen. Aber auch auf die sachlichen Widerlegungsversuche meiner Ansicht möchte ich hier nicht weiter eingehen. Ich war mir ja von anarne herein bewußt, daß ich die große Masse unserer Burenchwärmer nie würde überzeugen können, und wollte nur nach dem schönen Grundsatz ‚Gleichs Recht für Alle‘ auch einmal eine andere, immerhin doch von Vielen getheilte Ansicht, die bisher so gut wie nirgends zum Ausdruck kam, zur Geltung bringen.“

Wie leicht mir die Widerlegung der gegen mich vorgebrachten Behauptungen würde, möchte ich nur an einem Beispiel nachweisen. Es wird nämlich besonders herangezogen, daß Holland durch die Thatfache, daß es dem Präsidenten Krüger ein holländisches Kriegsschiff für die Reise nach Eurapa zur Verfügung stellte, eine politische Großthat ersten Ranges ausbracht habe. Man sieht hieraus wieder, wie weit blinde Begeisterung von ernster Politik entfernt sein kann! England konnte sich kaum auf angenehmere Weise eines unliebsamen Gefangenen entledigen — denn zu einem solchen hätte es Krüger, dank der portugiesischen ‚Strikten‘ Neutralität, wohl sehr leicht machen können. Furcht vor einem Konflikt mit Holland spielte hier wohl keine Rolle, hat doch Großbritannien gleich zu Beginn allen Großmächten den Gehbehandschuh hingeworfen, den auszuheben, jede sich peinlichst gehütet hat!

Holland möge doch versuchen, dem Präsidenten Krüger ein weiteres Kriegsschiff zur Verfügung zu stellen, falls der alte Herr, was allerdings trotz gegenteiliger Versicherung kaum der Fall sein dürfte, Lust verspüren sollte, wieder nach Afrika zurückzukehren. Dann wollen wir sehen, was England dazu spricht!

Dr. F. Martin.“

Hinzuzufügen wäre dem unseres Erachtens nur noch, daß allerdings Eines allen aufklärten Leuten im Lande nach wie vor ganz unbegreiflich erscheinen muß. Es aiel bekannt, hat doch die diplomatische Abrüstungs- und Friedens-Konferenz im Haag als Beschluß seinerzeit u. A. auch festgesetzt, daß fremde Mächte (sartan, selbst unerbeten und unaufgefordert, einer der beiden streitenden Parteien ihre guten Dienste zur Vermittlung fallen anbieten dürfen. Welcher gute, aber dunkle Grund, nachdem alle Beteiligten jenes Übereinkommen schon einmal ratifiziert haben, besteht also wohl, daß nach immer keine Großmacht sich dieser Verpflichtung oder doch Verbindlichkeit, bisher erinnern will und den bezüglichen, nunmehr völkerrechtlich-gesetzmäßigen Schritt einmal gewagt hat? War denn wirklich jene laut ausgesaunte Zusammenkunft nur die reine Farce, wie die leichtfertigen Gegner aller Reformbestrebungen auf diesem heiklen Boden schon gleich zu Anfang dreist behaupteten? — Der von Martin Boelty angeführte Grund zur Einschränkung jedach: die englischen Verletzungen der Genfer Konvention nämlich, beruht bisher lediglich auf Zeitungs-Meldungen, und man aergesse ja nicht, daß dergleichen Barnärfse und Anklagen auf beiden Seiten, wie stets, gefallen sind! „Warten wir doch ab, bis uns das Material zu einer wirklichen Beurteilung . . . zugänglich ist“: diese treffliche Mahnung des Herrn Boelty gilt doch wohl für den ganzen Fall und für beide Teile, also auch für alle voreilige Burenbegeisterung. . . .

Aber nicht nur in dieser Sache, auch zu einem anderen Thema nach: vgl. „Was sich Herr Diederichs unter Plata vorstellt“, II. Halb-Jest S. 249, sind uns einige Schreiben zugegangen, die wir hiermit zum Abdruck bringen wollen.

„Was sich ein Mitarbeiter der ‚Gesellschaft‘ von Herrn Diederichs vorstellt? Zur Antwort: Erstens entwickelt sich der Herr Diederichs, und es ist sehr naiv, ein nur für den Buchhandel bestimmtes Geschäftszirkular, das also eine ganz interne und keine öffentliche Angelegenheit ist, aus dem Jahre 1898 im Wannemonat Mai 1901, also nach 3 Jahren, zu zerplündern. Zweitens kann er den Herrn Mitarbeiter mit innerlichem Vergnügen dahin beruhigen, daß Herr Bölsche sein ‚Liebesleben‘ ihm selbst gegenüber im Gespräch als ‚nach der philosophischen Seite hin eine Ergänzung zu den Dialogen Plato’s‘ bezeichnet hat. Ob derjenige, den dies ärgert, wohl ein Schulmeister ist?

Leipzig.

Eugen Diederichs.“

Hierzu wieder schreibt uns der „Schulmeister“:

„Im ersten Punkte ist Herr Diederichs im Irrtume; nicht einem Geschäftszirkulare ist jene Äußerung entnommen, sondern dem Buche „W. Bölsche. Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungs- und Geschichts-Geschichte der Liebe. Mit Buchschmuck von Müller-Schönfeld-Berlin, erstes bis viertes Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jüarez und Leipzig 1898.“ Nachdem Herr Bölsche mit den Worten „Doch da beginnt ein neues Liebesleben . . .“ geendet hat, beginnt Herr Diederichs eine Anzahl Werke seines Verlags zu empfehlen, wobei auf der zweiten Seite über Bölsche’s „Das Liebesleben in der Natur“ gesagt wird: „Das Werk behandelt naturwissenschaftlich, philosophisch und poetisch ein bisher totgeschwiegenes Thema. Es ist auf gewaltiger Gesichtspunkte und kann man es als einen Überblick über die Resultate der bisherigen Naturwissenschaft bezeichnen und nach der philosophischen Seite hin als eine Ergänzung zu den Dialogen Plato’s.“

Im zweiten Punkte haben wir allerdings Herrn Diederichs Abbitte zu leisten. Wir hatten geglaubt, der Vergleich mit Plata stamme aus seiner Verlagsanstalt; zwar wohl nicht von dem Chef, aber vielleicht von einem für das Verlagsgeschäft nicht besonders befähigten Lehrlinge. Zu unserer Entschuldigung möge Herr Diederichs freundlich in Betracht ziehen, daß die schönste Phantasie nicht darauf aersallen konnte,

daß Herr Bölsche sein „Liebesleben“ „als nach der philosophischen Seite hin eine Ergänzung zu den Dialogen Plato’s“ bezeichnet hat.

Wenn Herr Diederichs nicht seinen, durch ja viele arbeitsvolle Bestrebungen ausgezeichneten Verlag in den Augen aller Gebildeten lächerlich machen will, so muß er es vermeiden, solche Ausprüche Bölsche’s in die Verlagsmitteilungen aufzunehmen; aber wenigstens durch „Gänse“-fähschen oder „Anführungs“-zeichen Herrn Bölsche als Verfasser kennzeichnen.

München.

Paul Nikolaus Cosmann.“

Nachbemerkung: Was nun hier zunächst den ersten Einzelfall, das Thema der „deutschen Burenbegeisterung“, anlangt, so hätte auf den Abdruck der beiden an uns eingelaufenen „Proteste“ unter Umständen grundsätzlich verzichtet werden können unter dem Hinweise darauf, daß burenfreundlichen Auslassungen von vorneherein ja nahezu die gesamte deutsche Zeitungs- und Zeitschriften-Presse offen steht, durch Unterdrückung an dieser Stelle also die öffentliche Meinung keineswegs schon unterbunden würde. Auf Gegenaussetzungen z. B. der offiziellen „Buren-Zentrale“ (die übrigens nicht einmal auf

dem jüngsten Münchner Delegirten-Tage erfolgten) hätten wir uns hier auch niemals eingelassen. Und auf gewisse Anempfehlungen der „Deutschen Wochenzeitung in den Niederlanden“ gegen Dr. Fr. Martin (der, nebenbei bemerkt, kein Mediziner ist, also auch nicht Irrenarzt sein kann) hätten wir süglich nur zu erwidern, daß — wenn diese Zeitung unsere Haltung für „einfach unerhört“ erklärt, wir ihr Betragen einfach indiskutabel bezweifeln selbst diskussions-unfähig finden müssen. Mein: eine Stimme aus Holland bei solcher Gelegenheit einmal zu hören — so naiv uns hier die Identifizierung aller „eleganten Damen“ und aller „Herren im Frack“ mit der „guten Gesellschaft“ auch vorkommen wollte (als ob „Pöbel“ nicht in allen Garderoben leider zu finden wäre!), dazu noch das reife Urtheil eines gesch. älteren Mitarbeiters und gewiegten London-Kenners wie Martin Voelky hier mit vernehmen zu dürfen — das mußte in diesem Zusammenhange doch auch für unsere Leser interessant erscheinen; ganz abgesehen noch davon, daß es diesen, wie unserem Herrn Mitarbeiter selbst, deutlich zugleich den lebendigen Widerhall bekunden konnte, den sein dankenswert kräftiges Wort in weiten Kreisen gefunden.

Aber auch bezüglich des zweiten Falles, der Kontroverse Diederichs-Cossmann, würde uns zuletzt eine Abweisung a limine wohl ermächtigt gewesen sein, falls wir eine solche irgend beabsichtigt hätten. Denn, einmal schilt zum Hinweis auf § 11 des Preßgesetzes jede materielle Grundlage, nachdem uns Referent nachgewiesen hatte, daß es sich nicht um ein privates, rein buchhändlerisches Geschäfts-Zirkular, sondern thatsächlich um einen als Ankündigung und Empfehlung gedachten, nach heute in dem genannten Bölsche-Buch stehenden Text handelt, der als solcher ganz unermüdlich einer öffentlichen Kritik mit unterliegt. Und was vollends die (unserem Empfinden nicht eben sympathische) Bloßstellung Bölsche's durch den eigenen Verlag betrifft, die allerdings frap্পiert, so hat sich Herr Diederichs durch jene Ausnahme unter seine Verlagsmitteilungen die Auffassung seines Autors in unseren Augen eben zweifellos zu eigen gemacht und war demnach gerade der verantwortliche Teil in dieser Frage. Haben wir das Hin und Wider oben nun trotzdem ausführlich hier zu Worte kommen lassen, so geschah das nur, um nicht von vorneherein dem Vorwurf der Allegorität oder gar persönlicher Animosität mit unserer neuen „Gesellschaft“ zu begegnen. Und wir geben uns daher nun auch der zuverlässigsten Hoffnung hin, daß uns gerade der genannte Verlag, der bekanntlich seine hohen Verdienste um den künstlerischen Fortschritt in unserer deutschen Buchausstattung hat, recht bald einmal die erwünschte Gelegenheit bieten werde, ihm das Unanrhandensein jedweder Art von Ressentiment bei uns ganz ebenso auch laut und deutlich zu bekunden. Diese Angelegenheit freilich ist damit für uns erledigt. Die Schrifteleitung.

„Revue franco-allemande.“

— Der „Daily Telegraph“ schrieb unlängst: „Das Schauspiel, daß ein französischer General zur Seite des deutschen Kaisers an der Spitze der Fahnen der Gardetruppen durch Berlin reitet, ist ein Ereignis, das wohl alle denkenden Leute zu beiden Seiten der Bogen und auf dem Kontinent überhaupt zum Nachsinnen veranlassen kann. Der Vorgang ist an sich selbst bemerkenswert

und ist ein offener Gewinn für die Sache des Friedens und der Versöhnung. Dem Kaiser allein ist dieser Wechsel zu danken. Er hat vom Tage seiner Thronbesteigung an auf die Gefühlswaise der Franzosen durch jenes magnetisch-sympathische Wesen eingewirkt, das sich als eine mächtige Kraft des Einflusses bei uns selbst gezeigt hat. Es ist klar, daß jetzt wieder ein Schritt in dem sein durchzuführenden Vorgehen gethan wurde, eine

empfindliche Nation durch mit Höflichkeit und Umsicht verbundenen Takt zu aersöhnen, der eine der werthvollsten Gaben des wahren Staatsmannes ist.“ — Übrigens: Unsere gute, alte „Tante Vag“ mit dem liberalen Strickstrumpf (der Pap, der hängt ihr hinten!) sprach um dieselbe Zeit, anlässlich der kaiserlichen Ansprache im Berliner Offiziers-Kasino, ihre Bewunderung darüber aus, daß der Pariser „Figaro“ in der Lage war, einen amtlichen (?) Text des kaiserlichen Trinkspruches zu veröffentlichen, der der deutschen Presse vorenthalten ward. Wir können uns dieser Auffassung nicht, aber höchstens nur insofern anschließen, als wir bezweifeln — aber eigentlich: bestreiten möchten, daß der Pariser „Figaro“ etwa aor den deutschen Blättern befügt gewesen sei, einen „authentischen“ Text jener Rede seinen Lesern vorzusetzen. Wir müssen uns für diesmal merkwürdiger Weise vielmehr einmal dallammen auf die Seite des Kaisers selbst stellen; denn wir finden, daß von unserer deutschen Presse mit kaiserlichen Reden in letzter Zeit so viel Unfug schon getrieben worden ist, daß man unserem Zeitungsleser-Publikum schon einmal den Barzug gönnen darf, nicht, wie bisher, unaufhörlich und vielfach unnütz, damit färmlich alarmiert zu werden. Kein einziges Blatt hat doch, bald darauf, die Maßregel der Herren aam jüngsten Leipziger Verleger-Kangress mit einer ähnlichen Kritik zu bedenken sich erlaubt, als sogar diese sich gegen die Zubringlichkeit der Presse-Reparier durch Verhandlungen bei verschlossenen Thüren wehrten. Nun, was den Verlegern recht ist, die doch auch wohl Zeitungsbesitzer vorstellen, kann einem Kaiser nur billig sein: es müßte denn der aufrechte „Räumerthal“ vor Königssthranen“ aor — Verlegerthranen bereits Halt machen.

Eine wirklich humane Anordnung nennt übereinstimmend unsere Münchner Presse — halbe Maßregeln erlauben dagegen wir uns, zu nennen: einen Erlaß, den die Regierung von

Schwaben und Neuburg jüngst hinausgegeben. Dieser Erlaß weist nämlich darauf hin, daß viele Schulkinder, insolge der weiten Entfernung zwischen Schule und Elternhaus, während der Mittagspause nicht in die elterliche Wohnung zurückkehren und an der Mahlzeit teilnehmen können. Da nun hierdurch, namentlich im Winter, nachtheilige Folgen für die Gesundheit der betreffenden Kinder entstehen, so beauftragt die Regierung ihre Bezirksämter, dafür zu sorgen, daß diesen Kindern entweder durch die Lehrersfamilie oder eine andere Privathaushaltung in der Zeit vom Noaember bis Febrnar während der Mittagspause eine warme Kost verabreicht werde. Die Kosten könnten, soweit die Eltern sie nicht selbst zu bestreiten aermögen, aus öffentlichen Mitteln bestritten werden. — Wäre es da nicht weit richtiger, lieber gleich dafür Sorge zu tragen, daß unser Schulsystem endlich „von Regierung wegen“ davon abläme, die Schulkinder Vormittag und Nachmittag in die Schulstuben einzusperrten? Die Unvernunft unserer Erziehungs-Methode müßte doch nachgerade einmal eingesehen werden.

Medizinische Wissenschaft oder Naturheilkunde? Ein groß' Redeturnir über diese Frage hat nämlich in den letzten Wochen zu München stattgefunden zwischen Generalarzt Dr. Bogl hier (als Vertreter der Ärzte) und Dr. Baumgarten dort (als Befürworter des Aneipp'schen Heilverfahrens); ein Redeturnir übrigens, bei dem sich beide Teile nicht eben mit sanderlichem Ruhme bedeckt zu haben scheinen, denn beide Anschauungen machten sich's sehr bequem und verurteilten sich gegenseitig einsach — in contumaciam. Es ist aber ganz gewiß an der Zeit, daß die Herren Ärzte auch von gebildeter und für das allgemeine Wohl interessierter Seite einmal darauf aufmerksam gemacht werden, wie wenig sie bei solch' hochmütig-naserümpfendem Beharren auf dem ablehnenden Standpunkte des Begriffs „Korpuskultum“ für alles, was nicht mit

dem akademischen Stempel beglaubigt in die Heilung der erkrankten Menschheit eingreift, das zum Teil schon stark erschütterte Vertrauen der großen Laienwelt wiedergewinnen können; daß sie sich die oft schon arg geschwundenen Sympathien nach vollends gründlich aerscherzen werden, wenn sie nicht endlich die fatale Passion einsehen und mit gründlichen Reformen nach Seite einer colkstümlicheren, mehr organisch erfahrenden und psychologischen, Behandlungsweise im Sinne der Total-Hebung der Vitalität, aergehen wollen. Die Lage ist ernst — die Situation kritisch: „Jünger Askulaps, wahrst eure heiligsten Güter!“

Wenn man in einem sauren Apfel beißt! — „Allg. Musik-Ztg.“ Nr. 21: „An alle Konzert-Bereine und Vorstände richte ich die Bitte, den Namen des Kampanisten des Klaciertanzertes in E-moll Herrn Emil Sauer aus der in meinem Konzertkalender befindlichen Liste auszumerzen, damit der Künstler, welcher grundsächlich Offerten, welche durch Vermittlung aan Agenturen erfolgen, nicht mehr berücksichtigt, seinen weiteren Schaden erleide. Konzertdirektion Hermann Walff.“ — Hierauf „Allg. Musik-Ztg.“ Nr. 22/23: „Dem Kampanisten des Konzertkalenders, Herrn Hermann Walff, Inhaber der bekannten Berliner Konzertdirektion, danke ich hierdurch für sein in aariger Nummer an alle Konzert-Bereine und Vorstände gerichtetes, meine Person betreffendes Inserat, in welchem er endlich ebenso freimütig als zutreffend bekennt, daß ich bis jetzt durch ihn Schaden erlitten habe. Emil Sauer, Kgl. sächs. Kammervirtuos, Dresden-K., Comeniusstr. 51.“ — Jedes weitere Wort der Hinzufügung würde den eigentümlich pisanen Reiz dieser klaren Aussprache nur beeinträchtigen können.

Lesefrüchte mit Handgloffen — gemischte Gefühle in Stoß-keusezern.

Für unsere zielgeprüfte, arme „Kgl. Akademie der Lanfunst“ in München

wird nach immer und immer, krampshaft — mit der bekannten Diagenes-Patene, nach einem Direktor gesucht. Die Geburt scheint deshalb sa sehr schwierig zu werden, weil der neue Anstömmling zugleich auch dem betagten Haffapellmeister Prof. Josef Rheinberger persona grata sein soll, obwohl diese bewährte Kantrapunkt-Zierde der Anstalt unseres Dasürhaltens durch die eigene Ablehnung des aereantwortlichen Direktor-Postens unter Hinweis auf ihren Gesundheitszustand und ihr aargeschrittenes Lebensalter sich eines solchen Einspruchsrechtes doch wohl begeben haben dürfte. — Wie jüngst bei der Kgl. Staatsbibliothek, sa auch hier muß die Frage erhaben werden: Wer regiert nun eigentlich in unserem lieben Bayern — die aberen Regionen aber aber die niederen Organe?

In neuerer Zeit wurde, trotz aller polizeilichen Vorichtsmaßregeln und ungeachtet aller strengen Prazeffe des Barjahres, in Oberbayern nach attem Brauch wieder einmal kräftig Haberfeld getrieben. Den Pfarrer und den Lehrer im Orte traf's, zu Neuhaus im Wasserburger Bezirk; einem Kunstmühlenbesitzer und seiner Frau ward eine Ovation dargebracht. Das Ganze verlief ohne jeden Unfall, wie gemeldet ward. Sa eifernd als kläglich läßt sich aber der „Kosenh. Anzeiger“ darüber aernehmen: „Hoffentlich gelingt es, der Beteiligten habhaft zu werden, damit nicht der alte Unfug, den man glücklich beseitigt glaubte, aan Neuem einreißt!“ Man begreift diese Ent-rüstung; es ist ja auch zu merkwürdig: man hat ihn glücklich beseitigt — und immer wieder nimmt sich dieser Schabernack aan Unfug die Keckheit heraus, daß nach herum zu spulen! Also: „Hoffentlich gelingt es“ — in Zukunft einmal.

„Buttelstädt“, wie das hülle, Keine Keß — ich glaube im Weimarißchen Lande, sa sollte gar manche Graß, Haupt- und Residenz-Stadt Sommers über wohl aber übel getauft werden! In einigen derselben, be-

sonders instruktio natürlich wieder in unserem guten München (vgl. Maximilian-, Ludwigstraße etc.), war es in den letzten Jahren sehr deutlich zu beobachten, wie im einen Sommer die Pflasterung oerkehrreicher Straßen im Zentrum der betreffenden Stadt hauchausgerissen wurde — zuerst für die Elektrifizierung der städtischen Beleuchtung, alsdann wieder (im anderen Sommer) für Gas- oder Telephananlage; im Sommer darauf wiederum für die Elektrifizierung der Stadtbahn, und heuer endlich für die längst schon nötige Asphaltierung der Straße. Keine Frage, daß die hohe Weisheit unserer wohlthätlichen Bau-Behörden ganz genau wissen wird, warum sie das alles so, und nicht anders, bewerkstelligt hat. Aber daß doch Einer erstünde, der uns andere Sterbliche dergleichen durch leutselige Schilderung der oerschiedenen Rative einmal auch oersehen lehrte! Der beschränkte Unterthanenverstand oermag es nämlich ohne jene sublimere Belehrung absolut nicht zu begreifen.

Aus einer Schilderung chinesischer Kriegsabenteuer entnahmen wir vor einiger Zeit noch folgende herzbewegliche Episode: ... „Ergreifend war es, diesem im Interesse der eigenen Sicherheit unbedingt nötigen Strafgerichte beizuwohnen, denn der Vater des Verurteilten, ein alter Mann, der ebenfalls unter den Verhafteten gewesen war und den Sohn oielleicht zu der That angefeuerd hatte, wallte sich für seinen Sohn erschießen lassen. Er war nicht von dem dem Lobe Verfallenen, der an einer Mauer knieend die Bollstreckung des Urteils ödlich gebrochen erwartete, fort zu bekommen. Wie ein Hund froch der Alte zweimal zum Sohne heran, um ihn unter lautem Wehklagen mit seinem Körper zu decken. Jedesmal wurde er wieder farsgeführt, um schließlich festgehalten zu werden. Sieben Jäger unter einem Offizier waren zur Bollstreckung der Strafe kommandiert. Ein kurzes Kommando — und sieben fast eine Wunde bildende Rapschüsse

hatten dem Leben des jungen Wehsporns ein Ende gemacht. Nach lange sah man den Alten wehklagen bei der Leiche seines Sohnes sitzen, es war ein erschütterndes Anbild — doch, o'est la guerre.“ — Fehlgeschossen, nach allen Regeln der Kunst und Moral! Denn: entweder ein wehleidiges Mitempfinden, oder „o'est la guerre“; aber beides zusammen bleibt doch eine contradictio in adjecto. — Gar nicht so uneben war ja übrigens seinerzeit auch die grausame Zranie einiger deutscher Wipblätter, jene laut Übereinkunft der christlichen Mächte und „Kulturträger“ zur Strafe der Selbst-Entleibung verurteilten chinesischen Kuzführer vor ihrem Ableben zu den Herren Missionären nach sagen zu lassen: „Seht, wie gut es nun war, daß wir euren Glauben gar nicht erst annahmen — wir könnten euch sonst jetzt nicht einmal den Gefallen thun, oon diesem Leben so hübsch und glatt abzuschneiden!“ — oder auch das bittere Motto für eine von den Chinesen aus Krupp'scher Kanone auf die vereinigten Heere abgeschossenen Kugel: „Völker Europa's, empfangt hiermit eure heiligsten Güter!“ — Und das Ergebnis heute? Die „volkstümliche“ Schauerballade vom „feuersicheren“ Asbest-Haus des „Weltmarschalls“ auf unseren Überbrett'ln; dazu eine Gedenkmünze, oon der daschaste Menschen bereits spatten, daß es „dem Drachen sehr gleichgiltig sein könne, wenn der Adler ihn unter seinen Fängen hält; denn seine Schuppenhaut sei viel zu stark, als daß Krallen und Schnabelhiebe ihm etwas Ernstliches anhaben könnten: er hält einfach ruhig still, bis dem Adler die Sache über wird und er in seinen fernem Horst wieder zurückkehrt“ . . . und überdies noch ein sicherlich inkompetenter, ebenso unnötiger als geschmackloser, Protest deutscher Frauen gegen heimkehrende deutsche Krieger! Und das hat mit ihren „Hunnen“ die Litanei gethan.





„Staat oder Gesellschaft in unseren Kolonien.“^{*)}

Die fortdauernden Misserfolge in fast allen unseren Kolonien lassen ihre begeisterten Anhänger natürlich stets nach neuen Mitteln zur Hebung derselben suchen. Als Neuestes in dieser Hinsicht wird in dem oben zitierten Schriftchen die Ausbeutung unserer Kolonien durch den Staat selbst vorgeschlagen. So abenteuerlich dieser Gedanke ist, bei dem uns Deutschen innewohnenden bürokratischen Sinne darf uns sein Auftauchen nicht besonders Wunder nehmen.

Den auch bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein kommenden Haß gegen die großen Landgesellschaften in Kamerun habe ich schon im ersten April-Heft dieser Zeitschrift einer näheren Würdigung unterzogen. Alle in der Schrift des Herrn von François angeführten kolonialpolitischen Ungeheuerlichkeiten (wie z. B., um nur eine anzuführen, die: eine Vergebung größerer Landkonzessionen vom Reichstag abhängig zu machen) zu widerlegen, geht über den Rahmen dieser Besprechung hinaus. Dem Verfasser scheint jede Erfahrung darüber, wie andere Kolonialstaaten ihre Tropenländerereien verwertet haben, zu fehlen und ebenso auch die Einsicht, daß wir von dieser, die ja schon seit Jahrhunderten Erfolge aufzuweisen haben, lernen sollten. Das Vorgehen Hollands auf Java bezüglich des von den Eingebornen geernteten Kaffee's kann hier ebensowenig als Beispiel angeführt werden, wie der etwas anrüchige Handel des Kongostaates mit Elfenbein und Kautschuk. Drahtisch sind die Vorschläge für Abfassung der Verträge bei Landkonzessionen in der Zukunft. Naia erscheint dabei das Verlangen, die betreffende Gesellschaft solle sogar die Hälfte der Unkosten für eventuell nötige Strafexpeditionen tragen, besonders wenn man weiß, wie gerne bereit zu solchen unsere Schutztruppen stets sind.

Ein Glück für unseren deutschen Handel ist es nur, daß die anderen Nationen das auch hier wie andernorts so stark betonte Prinzip, daß man Fremde aus unseren deutschen Kolonien möglichst ausschließen müsse, nicht ernst nehmen und uns Gleiches mit Gleichem ergelehen! Mit Unrecht weist Herr von François darauf hin, daß keine Garantie vorhanden sei, daß Gesellschaftsbeamte sich den Eingebornen gegenüber richtig verhalten, nachdem mit die größten Unruhen in unseren Kolonien gerade durch das Verhalten von Regierungsorganen herangerufen werden (ich oerweise hier nur auf Kamerun mit seinem Dahomeyaufstand und die jüngsten Unruhen im Rio del Kengebiet, verursacht durch einen im Dienste der Regierung stehenden Lieutenant). Es ist daher auch völlig ungerecht, wenn die Gesellschaften als Hauptübelthäter für die Verwicklung mit den Eingebornen hingestellt werden. Vielleicht wäre hier ein Hinweis auf die jüngst in Südwestafrika angekommenen, amtlich so euphemistisch mit „Pferde-Angelegenheit“ betitelte Geschichte und ihre Folgen am Plage.

Herr von François hat auch schon die Mittel, um die großen Landkonzessionsgesellschaften wieder hinauszufekeln. Diese gipfeln, abgesehen von neuen bureau-

^{*)} Von Curt von François, Major a. D. — Soziale Streitfragen Heft X; Berlin, J. Gurrwig Nachfolger.

kratischen Maßregeln, an denen leider in unseren Kolonien so wie ja bereits kein Mangel ist, in dem Gedanken: den Gesellschaften alles Land zu Gunsten der Eingebornen abzunehmen. Wenn aber die Gesellschaften erst drauhen sind, nimmt es der Staat vermutlich wieder den Eingebornen ab, um es an die Legion von kleinen und großen Farmern und Pflanzern, die dann plötzlich kommen, zu verteilen. Probatum est!

Es fehlen dabei dem Schriftchen natürlich auch die bekannten Stillblüten unserer Kolonialschwärmer nicht. Diese zu widerlegen verlohnt sich wahrlich nicht mehr. Wie weit es jedoch in einer Kolonie kommen kann, wenn der Staat deren Bewirtschaftung übernimmt, dafür möge nur der Kongostaat mit all den dort durch seine Beamten und Offiziere, die zugleich auch Kaufleute und Pflanzern des Staats sind, naturlich aerübten Greueln ein abschreckendes Beispiel sein. Wenn jemand dagegen einwenden wollte, dergleichen sei bei uns gar nicht möglich, so widerspricht leider die Vergangenheit dieser Behauptung aufs Entschiedenste.

Wollen wir aielmehr gerade hoffen, daß es den großen Kapitalsträftigen Gesellschaften gelingen möge, da etwas zu erzielen, wa kleine Unternehmer auf Erfolg nie rechnen dürfen! Wenigstens sind hierfür die zahlreichen, bisher in den Kolonien gegründeten Handels- und Plantagengesellschaften, die samt und sonders nicht nur nichts gewinnen, sondern aan Jahr zu Jahr mehr aerlieren, der allerbeste Beweis.

Auf welchem Standpunkte überhaupt die „Deutschen Badenreformer“ stehen, das sagt uns ihr Sich-Stützen auf wissenschaftliche Theoretiker und der Satz: „Wie aiele Persönlichkeiten, die sich an hervorragender Stelle mit Kolonialpolitik beschäftigen, haben wohl je einen Blick in die Protokolle der englischen Parlamentenquelle aan 1836 über die Vergebung aan Land in den Kolonien geworfen?“ Letzteres wäre gar nicht nötig; denn hätte Herr Franqals selbst über die praktische Vergebung aan Land einen Blick in englische und holländische Kolonien geworfen, es wäre ihm der ungehauerliche Gedanke einer Ausbeutung gerade unserer schlechten afrikanischen Kolonien aan Staats wegen wohl niemals gekommen.

Polytropos.

Romane und Erzählungen.

Jahn Brindmanns Werke sind nunmehr „frei“ geworden, und als der erste der drei großen niederdeutschen Dichter erschürt er jenes Eindringen in ein größeres Publikum, das wichtiger ist als das erste zufällige Erscheinen auf dem Büchermarkt. Schon im Jahre 1876 schrieb sein Mitstreber Klaus Groth: „Er gehürt unter die plattdeutschen Dichter ersten Ranges; man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch lieft, und die Zahl seiner Freunde wird wachsen mit den Jahren.“ Diese Prophezeiung wird aielleicht erst jetzt, da seine Werke nicht mehr durch Verträge geschützt sind, mehr und mehr sich erfüllen. Kis fünfster deutscher Verlag hat der aan

Reclam sich seines Hauptwerkes „Kasper-Ohm un id“ bemächtigt, und der Freund dieses lebendig-kräftvollen Meisterwerkes humorvoller Heimatkunst kann nur wünschen, daß das kleine rote Bändchen weite Verbreitung finde: wem die aier Mark zu aiel waren, sich die Originat Ausgabe aan Werther in Rastatt zu kaufen, der mag die aierzig Pfennig weniger scheuen, um in den Besitz der prächtigen Dichtung zu gelangen. — Es ist als ein bildungsfördernder Glücksfall zu begrühen, ja oft Reclam, Meyer oder Dendel ein gutes Buch der Menge zugänglich machen, und jeder sathe Fall soll aan nun an, soweit möglich, hier auch angeeigt werden. Gesund und herb, aber nie platt, herzlich und frisch, aan Sentimentalität wohlthuend

frei, fröhlich und übermütig, kann dieses kleine Buch in gleicher Weise den Freund echter Dialektkunst entzücken, wie den literarisch anspruchsvollen Kenner, welcher, all der modernen entweder wässerigen oder versalzten „Humare“ müde, sich in die Welt der Tillier und Fiedling, der Lemiers und Braumer zurücksehnt. Dr. J. H.

Wer zuletzt lacht. Roman von Alfred Capus. München, Albert Langen.

Es gäbe bessere Franzosen durch Übersetzung den Deutschen zugänglich zu machen als den witzlosen Boulevardier, dessen Roman in dem bekannten rührigen Verlage längst erschienen ist. Capus, als bissiger politischer Farceur auch in Deutschland nicht unbekannt, ist eine unerfreuliche Erscheinung einer versallenden Kultur; ein Produkt des modernen Paris, ist sein Werk von neroöser Mütigkeit und platter Poetislosigkeit. Sein Schauplatz ist die Welt der *struggle-for-lifours*, der Agenten, Annoncenraubritter, Zeitungsgründer, Börsenschwindler. Sein Thema ist die Unvermeidlichkeit, Natürlichkeit, Belanglosigkeit des Ehebruchs. Seine Personen sind Kanailles oder Dummköpfe. Die Technik ist knapp und gewandt, wie es die französische Romantradition mit sich bringt. Eben diese Tradition ist jedoch die Ursache, daß das Gebiet des Pariser Romans jetzt abgebaut und ein gutes Werk nicht so bald zu erwarten ist. Diese Romane verdanken ihr Entstehen der Leichtigkeit, mit der die Franzosen eine langsam entwickelte Form, sowie sie erst traditionell geworden ist, zu meistern verstehen; sobald der Lesewut eines barbarischen und sich langweilenden Publikums. Capus' Werk steht etwa auf der Höhe der Zeichnungen von Zorain; es hat auch ihre Vorzüge: die scharfe Linie, die blitzartig erhaschte Momentbewegung, die sachliche Kühle. Was das Werk manchem widerlich macht, ist die Abwesenheit der Natur, der Mangel eines vornehmen Empfindens und die naive Berruchtheit, mit

der dieses Sumpfsgefinde! sich gegenseitig betrügt. Dr. J. H.

Dramen.

Die Medaille. Komödie in einem Akte von Ludwig Thoma. München, Albert Langen.

Diese Medaille vom Redakteur des „Simplissimus“ ist mit Reifeerschaft geschlagen. Nicht bloß eine vorzügliche Satire ist diese kleine Komödie, sondern ein Zeugnis lebendig gesunder Menschenkenntnis im wundervollen Wirklichkeitslan. Der Naturalismus überwunden? Da habt Ihr wieder eins seiner Herrschaftszeichen! In voller Befestrenue stehen diese Bauern oor uns, beneßt den wohlblöblichen Douaratiaren, Schulmeister und Bezirksamtman mit Frau Gemahlin. Aber diese Bauern! Ludwig Thoma hat nur Eime, der ihm auf diesem Gebiete die Palme streitig machen könnte — den Maler Wilhelm Leibl. Unter unsern beliebten Bauern-Dichtern reicht keiner an Thoma's Naturechtheit heran. Keine Mistfinken, trotz aller Satire. Aber auch keine vergtariotten Kleinagräer. Ein Meisterstück das Nstliche Jubelpaar. Jede Gestalt ein Dokument. Mit verbkässender Sicherheit auf die Beine gestellt. Der bayerische und übrige Bürokratismus kann sich zu dieser Annagelung gratulieren. Wir empfehlen die „Medaille“ dem unerschrockenen Leiter unserer Oas- und Rationalbühne zur Beachtung. Wir wählten ihm auch eine Besetzung, die sich sehen lassen könnte. — R. G. Canrad.

Byrans Geheimnis. Drama in fünf Akten von Karl Heibtreu. Zürich und Leipzig, Th. Schröter.

Heibtreu wollte in seinem neuen Drama eine Art Ergänzung zu seinen literarhistorischen und biographischen Abhandlungen über Byron schaffen. Es ist nicht die Frucht phantastischer Erfindung, sondern ernsten Studiums, fleißiger Forschung; es schildert Byron „sa wie er wirklich war, desgleichen seine vielverleumdete Gattin, streng realistisch

mit ihren Charaktermängeln, doch auch ihrer oornehmen und nicht gemöhnlichen Art". Das „Scheimmis“ Byrons selbst behandelte Bleibtreu bereits vor Jahren in dieser Zeitschrift. Seltsam, wie er diese Geschichte der großen unschuldigen Schuld in dramatische Form umzugiehn wußte! Ein Nest, ein Hüne schlummert eben doch in Bleibtreu, und was er ansatz, erhält einen Zug in's Große, Monumentale, Riesenhafte. Oft setzt er am falschen Ende ein, wird ungenießbar, übertreibt, bleibt einseitig. Hier nicht! Sein Drama ist ein großer Wurf. Eine wilde Kraft durchlodert es, Kraft der Liebe, Kraft der Begeisterung, und die Gestalt Byrons ist mit einer Klarheit und Wucht herausgearbeitet, die an Kleists grandiosen „Robert Guiscard“ gemahnen kann. Ebenso Lady Byron, die stolze Dulderin und Märtyrerin. Kleinkunst liebt Bleibtreu nicht; überall große Linien, große Formen — al fresco-Kunst! Ich weiß nicht, ob Bleibtreu in seinen biographischen Angaben zuverlässig ist; in seinen literarischen Urteilen ist er gewiß nicht unsehlar. Er überschätzt Byron. Aber was kümmert uns das? Während wir sein Buch lesen, überschätzen wir Byron mit ihm. Ein Großer opfert auf dem Altare des Größeren eine Gabe von bleibendem Wert; und das ist ein großartiges Schauspiel. Ein wenig Bosheit, ein wenig Polemik gegen die Welt der Gegenwart mit ihrer „allmächtigen Gleichheit der Kleinen und Gemeinen“ ist — wie könnte es anders sein! — auch hier eingeschmuggelt; einen besseren Ausdruck könnte man dafür nicht finden. Im Übrigen giebt sich das Werk abgeklärter, reifer, stiller, als wir es von Bleibtreu gewohnt sind. Auch in der Form ist nichts mehr von Bleibtreu'schem Sturm und Drang zu spüren. Einigermassen störend wirken die oft sehr unermittelt in die Prosa eingestreuten jambischen Rhythmen. Sie erscheinen wie Reste einer alten, in Versen gehaltenen, dann umgearbeiteten Fassung. Wenn man den Tempel nieder-

reißt, sollte man die einsamen Säulen nicht stehen lassen. Eberhard Buchner.

Vermischtes.

Das teutsche Dichterros. Von Hanns von Gumpenberg. München, „Rundschau“-Verlag.

Am Schluß werde ich sagen, warum ich berechtigt bin, hier wieder einmal den Mund gehörig voll zu nehmen. Dieser Hanns von Gumpenberg! Dieses teutsche Dichterros! Ich sehe, wie sich die Feitlichen und Steifsteinen und Rytischen auf dem Parnassos, dem Münchener zumal, krümmen — — Ein Rytier mit Raihof und lyrischen Glaskcherben — — von eingeschlagenen Kirchsensternen. Es ist ja zu schändlich! Aber man muß ernst und gelassen bleiben, als mitbetroffener Kritiker wenigstens.

Ein Dichterros? Ein Riesen-Chamäleon der Persiflage von fünfmalhunderttausend Teufeln geritten, vorgeführt von der Teufel Oberstem. Der knallt nun eine wahre Braosour-Krie des Spottes herunter. Eine klassische Verhöhnpielung von erschreckender Treffsicherheit, von einer Überlegenheit, die zum Jauchzen ist. Uff! Meint Ihr? Das Buch ist viel mehr, als ein Uff. Es ist viel mehr, als ein guler, ein bester Wig. Es ist einfach ein Kulturspiegel und ein blyblanker dazu. Aus diesem Nachkabinett werden sie mit sehr ernsten und nachdenklichen Gesichtsthern heraustreten, die sich darin gefunden haben, die Alten und die Jungen und die Jüngsten. Die Kleinen und die Großen, mit all' ihren Sonder- und Absonderheiten. Wie sie da in ihrer eigenen Manier stranguliert werden mit dem Strid, den sie sich selbst gedreht haben! Wie die feinen Zäger aus der lyrischen Kurpsals zur Strecke gebracht werden!

Ein sehr ernstes Buch in seiner Reister-schaft. Jede Nummer ein Treffer. Jede zweite Nummer ein Haupttreffer. Und ein tief belehresames Buch. Der deutsche Phylister bis herab oder hinaus zum deutschen

Litteraturprofessor, der landläufige Schöngeist und der Vereins-Kuchdichter, alle Spezialisten des Egrisch-Schönen, sie werden beim Durchblättern dieser Dichterrolle erstaunen, wie reich und mannigfaltig die deutsche Singschul ist. Man hört ordentlich den Lehrbuben Dauid aus den Meisterfingern:

Der Meister Tön' und Weisen,
gar viel an Ram' und Zahl,
die starren und die leisen,
wer die wußte allzumal!

Mit Verlaub, mein Junge! Hanns von Gumpenberg weiß sie. Alle Weisen, alle Töne, mehr als die Nürnberger sich träumen liehen.

Den butterweich'n Ständesganyon,
die Biedermanns- und die Stadelspießweß,
den Blümlein- und süßlichen Mägdeleinon,
die Junkerleig- und Schützenbaldamweß,
die abgerissene Knosp- und Gedelmdunkelweiß,
den Bierbaum- und Heymelichen Gottgeißon,
die Holz- und Gedantenrichtnadrereiß,
die patriotische Barthelmsweiß,
der blümerante Cadeimooßon — —
Hilf Himmel! Weich' endlos Töne-Geweiß!
Das Dichten ist etel Mühe und Schweiß!

Für den Dauid und seine Mitlehrbuben. Nicht für den Meister der Singschul, nicht für Hanns von Gumpenberg.

Und nun eine Klage. Für diese Prachtform guter, varnehmer Kunst- und Kulturkritik, wie sie Gumpenberg an seinen deutschen Parnas-Genossen übt, hat sich im Reich kein Verleger gefunden, der genügend Sinn für die Bedeutung des Buches und genügend Geschmac für seine Ausstattung gezeigt hätte. In Frankreich, in England, in Amerika würden sich die Verleger um ein solches Werk reihen. Die ersten Firmen würden Künstler- und Luxusausgaben daooan veranstalten. Im gebenedeiten Kunstreich der Borussia-Germanen erhielt der Verfasser sein „Dichterroß“-Manuskript von Verlegern, die sich als erste Firmen aufspielen, mit höhnischen Begleiterschreiben zurück.

Es ist das Buch, um nur endlich überhaupt an die Öffentlichkeit zu gelangen, in

dieser — provisorischen Gestalt einer sich selbst parodierenden Edition erschienen.

Das Alles aber dämpft unsere Freude nicht — die meinige wenigstens nicht. Ich war einer der Ersten, der die phänomenale Virtuosität Gumpenbergs in allen parodistischen Vers- und Prosakünsten würdigen durfte. Schon vor zehn Jahren gab ich ein Heftchen seiner parodistischen Erstlinge in meinen längst selig entschlafenen „Münchener Flugschriften“ heraus. Ich veräumte keine Gelegenheit, Gumpenberg anzuseuern und sein Talent zu preisen, selbst zu Zeiten, wo er in fürchterlicher Erhabenheit allem Parodieren gram war und mein Lob trumm nahm. Und nun hat er mit künstlerischem Vollbewußtsein sein „deutsches Dichterroß“ eigenhändig aus dem Stall in's Freie geführt und zeigt es mit Stolz allem Volk. Hurrah!

M. G. Conrad.

Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlußband. I. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeitler.

Von diesem epochalen Werke, dessen erster Band bereits abgeschlossen vorliegt, hat soeben die bekannte und rührige Verlagsbuchhandlung Carl Fromme in Wien begonnen, den Schlußband lieferungsweise erscheinen zu lassen. Dieser Schlußband, der für sich auch ein selbständiges, abgeschlossenes Werk bildet, wurde schon längst allseits mit Spannung erwartet, soll er doch die neueren und neuesten Zeitabschnitte der deutsch-österreichischen Litteratur, das ist die Zeit von Kaiserin Maria Theresia bis in die Gegenwart, zur Darstellung bringen. Nach der uns vorliegenden ersten Lieferung des Schlußbandes zu urteilen, verspricht das Werk äußerst interessant zu werden. Professor Jakob Zeitler, der Verfasser dieser Lieferung, eröffnet sie mit einem ebensoliefgehenden als anregend geschriebenen Kapitel: „Grundlagen und Epochen Alt-

Österreichs". Aus einer überreichen Fülle von politischen, historischen und literarischen Details gestaltet Zeidler ein Gesamtbild des Jahrhunderts von Maria Theresia bis Kaiser Franz I., das den folgenden Einzeldarstellungen als Untergrund dienen soll. Der Begriff Alt-Österreich wird fest umgrenzt, die politischen und eigenartigen nationalen Grundfragen werden bloßgelegt, der gemein-österreichische Charakter, ausgehend von einer schon und warm empfundenen Schilderung Alt-Wiens, zergliedert. Wie aus einem Gusse läuft diese Entwicklung fort, und immer wird auf die Wechselwirkung von Politik und Literatur hingewiesen, so hoch es schwer ist, Einzelheiten aus dem Zusammenhang zu reißen. Wir weisen nur hin auf die humanistisch gefährdeten Ausführungen über das Lond der „Phänten“, auf die ungemein tiefgeföhnten Entwicklungen über den „österreichischen Talisman“, die von Markgraf Rüdiger von Bechtern bis zur Gegenwort leiten, auf die kurze, aber seine Chorosteristil der Briefe Maria Theresia's, auf die objektive Würdigung und Anerkennung, die der Bedeutung Preußens für die deutsche Literatur gezollt wird, auf die echt patriotische Darstellung der Entstehung des österreichischen Staatsbewußtseins und der Entstehung einer österreichischen Literatur unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft, auf die Zusammenhänge von Buchhandel, Literatur und Literatenstand. Kurz: wir haben ein umfassendes Kulturbild vor uns, das Ausblicke nach allen Seiten gewährt und mit Spannung den Einzelausführungen, die es fundieren will, entgegensehen läßt.

Diese beginnt Professor Zeidler, den wir als trefflichen Kenner der humanistischen Bestrebungen würdigen gelernt haben, mit dem zweiten Kapitel: „Österreichische Barock und sächsische Sprachschule“, in dessen Mittelpunkt Michael Denis steht. Im Gouzen berührt die echt österreichische Gesinnung und das sächsische Bestreben nach Objektivität

den verschiedenen nationalen, konfessionellen und politischen Erscheinungen gegenüber sehr sympathisch, sowie die klare und eigenartige Darstellung oft recht verwickelter Probleme geeignet ist, für in- und ausländische Kreise aufklärend und belehrend zu wirken. Wir glauben, der lang erwartete zweite Band des Werkes hat sich mit diesen Kapiteln glücklich eingeföhrt, und werden später auf das Werk wohl noch ausführlicher zu sprechen kommen.

— 8 —

Kunstkiteratur.

Giovanni Segantini. Von W. Fred. Mit einer farbigen Faksimile-Reproduktion, zwei Lichtdruck-Tafeln und dreißig Autotypien. Wiener Verlag.

Studien und Kritiken von Richard Ruther. Wiener Verlag.

Aus der Kunststadt Karl Theodors. Heimatische Studien über das Kunstleben Ronnheims von Rog Oeser. Mannheim. J. Bensheimer.

Mit diesem Segantini von W. Fred hat sich der Wiener Verlag selbst geehrt: Wien besitzt in seinen öffentlichen Sammlungen, in keiner staatlichen Galerie bis heute auch nur ein einziges Werk dieses herrlichen Meisters, der, wenn er auch nicht „zufällig deutsch“ (à la Hermann Bahr) sprach und schrieb, doch durch den Zufall der Geburt ein Angehöriger der österreichischen Monarchie war. Der junge Wiener Verlag beschämt den reichen Staat und giebt in dieser prachtvoll ausgestatteten Segantini-Monographie um billiges Geld den „zufällig deutsch“ verstehenden Österreichern eine Auswahl von Meisterbildern mit einem Begleitetext, der in anspruchsloser, klarer Form das Schauen, Föhlen und Verstehen durch biographische und kunsttechnische Daten unterstöhlt. Nach dem kunstgigerl-Kotwähk der neuen Wiener Kultur-Propheten ist dieses männliche, phrosenfrie Deutsch von W. Fred ein wahrer Genuß. Es ergänzt in bescheiden knappster Form die Bilder-

sprache des großen Meisters für alle jene, die sich in die Welt Segontini's mit ihrer herben und reinen Art ehrlich einleben wollen. —

Richard Ruther giebt in seinem über 400 Seiten starken I. Bande eine Sammlung der besten Studien und Kritiken, die er im Laufe des oergangenen Jahres in verschiedenen Zeitschriften oeröffentlicht hat. Der Verfasser, als der ehrliche, temperamentvolle Schriftsteller, wie wir ihn kennen und verehren, giebt diese Aufsätze in ihrem ursprünglichen Zustand, ohne jede nachträgliche Veränderung, auch da, wo er beim Lesen des Reudrucks auf kleine Widersprüche gestoßen, oder auf leise Umbildung seines Urteils gekommen ist. Die Silbenstecher unter den kunstgelehrten Nummern und die Katheder-Artisten werden darin eine Sünde wider ihren heiligen Geist empfinden. Wir Anderen nicht. Mir gefällt dieser Ruther in all seiner Feh! und Frische. In diesen kleinen Sachen steckt eine Unsumme kraftvoll pulsierenden Lebens und Strebens. Diese Kunst-Zeulletons bergen mehr nährende Fülle für den aufmerksamen Leser als die Weisheit im Talar vieler Kunst-System-Bücher. Aus dem Leben für das Leben! Die 42 Zeulletons sind in folgende Abteilungen gereiht: Wiener Kunstleben — Gedenblätter — Bücher — Allgemeines — Die Pariser Weltausstellung — Spanische Reise. Stofflich und stilistisch findet sich neben oergänglich Glänzendem eine reiche Saat unoergänglicher Erkenntnis und Schönheit. Und wer am Rörgeln Freude findet, kommt gewiß auch auf seine Rechnung. —

Über Max Defer und sein neues Buch müßte ich schweigen, wenn ich so bescheiden und prüde wäre, wie ich's gottlob nicht bin, denn Max Defer hat seinem Buche eine Studie über mich selbst oorongesetzt und mich als einen „hervorragenden Vertreter süddeutscher Art und Kunst“ gefeiert. Ich sage ober ganz laut, dieses Kapitel gefällt mir so gut wie die übrigen, die den 148 Seiten starken Bond füllen und mit

oausgezeichneter Kennererschaft und inniger Kunstbegeisterung unter onderen folgende Gegenstände behandeln: Zum Ankauf eines Böcklin für die städtische Gemäldesammlung in Mannheim — Hans Thoma-Werke in Mannheim — Wilhelm Trübner-Ausstellung in Mannheim — Johann Hoffarts Marmorreliefs — Moderne Schmiedekunst in Mannheim — Eine wiedererstandene Kunst (Wochsbildnerci) — Mannheimer Maler in Vergangenheit und Gegenwart (ein besonders reiches und für Mannheim schmeichelhaftes Kapitel!). In diesen oortreflichen, für die Geschichte der Prooinkultur so wertvollen Beiträgen zur Entwicklung der Heimatkunst ist oieles enthalten, was unsere Zungen und Jüngsten zum Nachdenken reizen dürfte. Nur Eins wünschte ich in ähnlichen Arbeiten noch stärker betont: die Kunst und ihre besondere Art als Äußerung sozialer Lebenstriebe. Denn auch der persönlichste Kunstschöpferwille wird doch erst recht oerständlich und interessant, wenn er nicht als isolierter individueller Trieb oder Instinkt ersöhft, sondern als im unbewussten Zwang einer ganzen Kulturbewegung stehend nachgewiesen wird. Der formale Zusammenhang mit den Vor- und Nachläsfern ist ja für die Wertung des einzelnen Kunstwerkes bedeutungsool. Aber schließlich dient der beste Künstler und sein bestes Werk Zweden, die wir erst ooll zu würdigen oermögen in der umfassenden Öonomie der sozialen Kulturoorgänge. Wir beurteilen zu sehr die einzelnen Kunstwerte für sich und sehen uns damit der Gefahr aus, den einseitigen formalistischen Ästhetizismus noch mehr groß zu füttern, statt ihn einmal gründlich ouszuhungern. Die isolierende Schöngesterei wirkt degenerierend und hemmt das Aufkommen neuer Kulturwerte und die Läuterung des sozialen Geistes durch die Kunst.

R. G. Conrad.

Hans Thoma oon Franz Serooes. Moderne Essays zur Kunst und Litterotur, herausgegeben oon Hans

Jan 237



